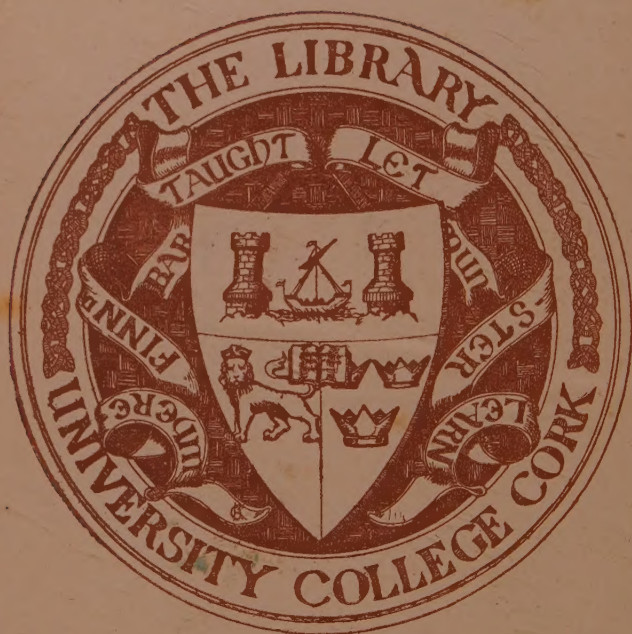


A small, rectangular identification label with a white background and a yellow border. It features a barcode on the left, a small black icon of a bird or animal head in the center, and the text "KT-343-788" on the right.

KT-343-788



7 AUG. 10

An Leabharlann,
Coláiste na hOllscoile,
Corcaigh.

938

KAER

IC 000 074 090 F6



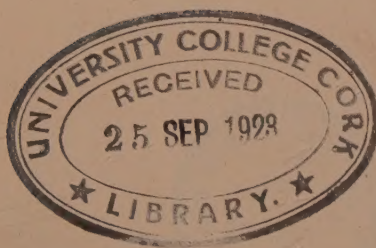
Withdrawn from stock
University College Cork

(-153)

GESCHICHTE DES HELLENISMUS

VON
JULIUS KAERST

ERSTER TEIL
ZWEITE AUFLAGE



VERLAG UND DRUCK B. G. TEUBNER · LEIPZIG · BERLIN 1917

„WER NICHT VON DREITAUSEND JAHREN
SICH WEISS RECHENSCHAFT ZU GEBEN,
BLEIB' IM DUNKELN UNERFAHREN,
MAG VON TAG ZU TAGE LEBEN.“

GOETHE, WESTÖSTLICHER DIVAN.

SCHUTZFORMEL FÜR DIE VEREINIGTEN STAATEN VON AMERIKA:
COPYRIGHT 1917 BY B. G. TEUBNER IN LEIPZIG.

ALLE RECHTE, EINSCHLIESSLICH DES ÜBERSETZUNGSRECHTS, VORBEHALTEN.

RUDOLPH SOHM

ALS NACHTRÄGLICHE GABE

ZUM FÜNFZIGJÄHRIGEN DOKTORJUBILÄUM

GEWIDMET





VORWORT ZUR ZWEITEN AUFLAGE

Als vor einigen Jahren die Aufforderung des Herrn Verlegers an mich erging, eine neue Auflage des ersten Bandes meiner Geschichte des hellenistischen Zeitalters vorzubereiten, war mir dies in zweifacher Hinsicht willkommen. Ich konnte in der Notwendigkeit einer neuen Auflage ein für mich persönlich erfreuliches Zeugnis dafür erblicken, daß mein Buch — trotz mehrfacher, meinen Arbeiten gegenüber erkennbarer Ignorierung oder Totschweigung — in der historischen Forschung Boden gewonnen, auch die besondere Richtung meiner geschichtlichen Betrachtungsweise sich ein gewisses Heimatsrecht in der neueren wissenschaftlichen Literatur errungen habe. Und dann bot sich mir so ein gern benutzter Anlaß, durch eine Neubearbeitung die leitenden Gedanken meiner Darstellung noch klarer zum Ausdruck zu bringen, an wichtigen Punkten meine Auffassung noch tiefer zu begründen. Zwar hat sich meine Gesamtanschauung in ihren Grundzügen nicht verändert sondern in weiterem Nachdenken nur befestigt. Aber ich habe doch verschiedene tiefergreifende Umgestaltungen, zum Teil auch nicht unbeträchtliche Erweiterungen vorgenommen. Vor allem gilt dies von dem ersten Buche über die griechische Polis. Auch das dritte Buch (Alexander der Große) hat, namentlich in dem letzten zusammenfassenden Kapitel, stärkere Veränderungen erfahren. Das Kapitel über den Orient bis auf Alexander ist wesentlich umgearbeitet und erweitert worden.

Die Ausführlichkeit, in der ich die Darstellung in diesem ersten Bande gehalten habe, bedarf gewiß für die Geschichte Alexanders — bei ihrer grundlegenden Wichtigkeit für den Hellenismus — keiner Rechtfertigung, eher vielleicht für die beiden vorhergehenden Bücher. Da möchte ich zunächst eins betonen. Ein volles Verständnis des Hellenismus kann nicht gewonnen werden, ohne die in der griechi-

schen Polis gegebenen Voraussetzungen klar zu erfassen. Es lag also nicht bloß im Interesse eigener persönlicher Forschung und Auffassung sondern, wie ich meine, auch im Interesse der Sache, einen möglichst tiefen Grund zu legen. Ich habe demgemäß versucht, das geschichtliche Wesen der Polis ebenso wie die Faktoren, die seine Umbildung bewirkten, zu deutlicher Anschauung zu bringen. Die Darstellung der Geschichte Philipps von Makedonien, die gegenüber der ersten Auflage die wenigsten eingreifenden Veränderungen erfahren hat, hätte an sich vielleicht etwas kürzer gegeben werden können. Aber es widerstrebte mir, auf eine wissenschaftliche Ausführung und Begründung meiner Anschauung zu verzichten. Und die Leser meines Buches werden so doch auch hier instand gesetzt, an meinen Ausführungen sich selbst über die gegenwärtige Forschung zu orientieren.

Der neue Titel „Geschichte des Hellenismus“, den ich jetzt dem Gesamtwerke gegeben habe, braucht wohl nicht eingehend gerechtfertigt zu werden. Er muß ja auch vor allem in der weiteren Darstellung seine Begründung finden. Von Anfang an lag es nicht in meinem Plan, eine Spezialgeschichte des hellenistischen Zeitalters zu geben. Meine Absicht ist vielmehr auf eine Klarstellung der universalhistorischen Bedeutung des Hellenismus gerichtet. Wer den wissenschaftlichen Wert historischer Forschung nur oder vorwiegend nach neuen Quellen, nach der „Vermehrung des Tatsachenmaterials“ bemißt, wird durch mein Werk nicht auf seine Rechnung kommen. Daß dieses aber auf eingehender Spezialforschung beruht und an wissenschaftlichen Ergebnissen nicht arm ist, davon wird sich der sachkundige Leser überzeugen. Ich hoffe, daß es neben der auf völlig anderen historischen Grundanschauungen beruhenden Darstellung Belochs auch weiter seinen Weg finden wird.

Meine Ansicht vom Wesen universalgeschichtlicher Auffassung habe ich neuerdings in einem ausführlichen Aufsatz im 111. Band der Historischen Zeitschrift dargelegt. Der große Weltkrieg wird auf unsere Beurteilung und Behandlung der Antike auf die Dauer nicht ohne Einfluß bleiben. Die gewaltigen Ereignisse, von denen wir den Ausbau unserer nationalen Zukunft erhoffen, werden wenigstens auf deutschem Boden die Reste des Klassizismus beseitigen. Aber die Bedeutung, die dem Altertum als einer der tiefsten und stärksten geschichtlichen Wurzeln unserer Kultur zukommt, wird hierdurch nicht angetastet werden. Die wirklich geschichtliche Betrachtung der Antike wird vielmehr, so glaube ich, eine Förderung erhalten.

So sehr wir eine entscheidende Stärkung des Bewußtseins unseres nationalen Wesens und Berufes erwarten dürfen, wird doch dadurch die Universalität unserer historischen Forschung und Auffassung, in dem Sinne, wie sie Ranke bei einem Rückblicke auf sein wissenschaftliches Leben ausgesprochen hat (Werke 51/52 S. 590), nicht in Frage gestellt werden. Sie wird unser edles Erbteil und unsere große Aufgabe bleiben.

Infolge des Krieges hat die Drucklegung verschiedene längere Unterbrechungen erfahren müssen. Dadurch sind auch einige äußere Ungleichmäßigkeiten in Schreibung und im Ausdruck stehen geblieben.

Würzburg, im Juli 1916.

J. KAERST.



INHALTSVERZEICHNIS

I. BUCH

Die griechische Polis Seite
1—153

Erstes Kapitel.

Wesen und Entwicklung der griechischen Polis . 1—52

Ausbildung der griechischen Polis. Stadtstaatliche Grundlage, im Unterschied von der ursprünglichen Stammesverfassung. S. 1 ff. Polis und Nomos. Ältere Stufe der Entwicklung im reinen Adelsstaat. Einfluß des militärischen und wirtschaftlichen Faktors auf die vollere Ausgestaltung der Polis. S. 4 ff. Bedeutung des Nomos für das Gesamtleben des Staates. Idee des μέγας. S. 7 ff. Stammesprinzip und Polis. S. 15 ff. Spartanischer Staat. S. 18 ff. Athenischer Staat. S. 21 ff. Bedeutung der gesellschaftlichen Tendenzen für die Polis. S. 26 ff. Der athenische Staat und die gesellschaftlichen Bestrebungen. S. 37 ff. Verhältnis des athenischen Staates zur nationalen Idee. Charakter der athenischen Reichspolitik. S. 43 ff. Sparta und die hellenische Entwicklung. S. 50 ff.

Zweites Kapitel.

Die philosophische Aufklärung und das Staatsleben 53—88

Einfluß Athens auf die geistige Kultur des 5. Jahrhunderts. Gemeinschaftsidee der Polis und neue Bildung. S. 53 ff. Individualistische Richtung der Aufklärung. Bedeutung der Sophistik im griechischen Aufklärungszeitalter. Homo-mensurasatz des Protagoras. Relativismus und Empirismus. Gegenüberstellung von Natur und Satzung. S. 55 ff. Theorien des Aufklärungszeitalters von Entstehung und Zweck des Staates. Ihr individualistischer und demokratischer Charakter. Vertragstheorie. S. 62 ff. Verhältnis dieser Theorien zu der Gemeinschaftsidee und den gesellschaftlichen Tendenzen der Polis. S. 72 ff. Radikal-individualistische Folgerungen und Forderungen des Aufklärungszeitalters. Ihr Zusammenhang mit der praktischen Politik. S. 74 ff. Einfluß der Aufklärung auf die religiösen Anschauungen. S. 78 f. Bedeutung der Lehre von einer allgemeinen Natur für die Aufklärung. Theorie des Hippias von Elis. Praktische Folgerungen. Einfluß auf die religiöse Auffassung. S. 80 ff. Verhältnis der Anschauungen der kynischen und kyrenaischen Schule zur sophistischen Aufklärung. S. 85 ff.

Drittes Kapitel.

Die griechische Idealphilosophie in ihrer Stellung
zum Staate 89—109

Sokrates. S. 89 ff. Platon. Allgemeine Grundlagen seiner Philosophie. Seine Staatsanschauung. S. 94 ff. Die Staatsauffassung des Aristoteles. S. 106 ff.

Viertes Kapitel.

Innere Krisen in der Polis und Zersetzung des
griechischen Gesamtlebens 110—137

Zersetzung der Polis durch die individualistischen Tendenzen der Aufklärung. Aufgaben einer stärkeren technischen Durchbildung des Staates. S. 110 ff. Die nacheuklidische athenische Demokratie. Der spartanische Staat dieser Epoche. S. 111 ff. Griechisches Söldnerwesen. Technische Weiterbildung des Heerwesens. Das Söldnertum als Machtfaktor in der hellenischen Staatenwelt. Dynastische Tendenzen. S. 114 ff. Idee eines besonderen Beamtentums. Monarchische Richtung der staatlichen Reformideen. S. 117 ff. Wirtschaftliche Zustände. Großbetrieb und Sklavenarbeit. Verhältnis des staatlichen Lebens zur Erwerbsarbeit. Wirtschaftliche Notstände im Zusammenhang mit der Gestaltung der politischen Verhältnisse. S. 119 ff. Politische Gesamtzustände Griechenlands seit dem peloponnesischen Kriege. S. 129 ff.

Fünftes Kapitel.

Die nationalhellenische Idee im 4. Jahrhundert . 138—153

Panhellenische Bestrebungen seit den Perserkriegen. S. 138 ff. Isokrates und die panhellenische Idee. Bedeutung der monarchischen Idee im panhellenischen Rahmen. S. 142 ff. Einwirkung des panhellenischen Gesichtspunktes auf die Historiographie des 4. Jahrhunderts. Ephoros. Theopomp. Kallisthenes. S. 149 ff.

II. BUCH

Das makedonische Königtum 154—285

Erstes Kapitel.

Makedonien bis auf Philipp 154—191

Abstammung der Makedonen. S. 154 ff. Einteilung Makedoniens. S. 162 ff. Allgemeiner monarchischer Charakter des makedonischen Staates. Stammesprinzip und territoriales Prinzip. S. 163 ff. Heraklidischer Stammbaum des Königsgeschlechtes. S. 164 ff. Ältere makedonische Geschichte. Bedeutung der Regierung Alexanders I. S. 166 ff. Verhältnis Makedoniens zum athenischen Reich. Perdikkas II. Archelaos. Hellenisierende Bestrebungen des makedonischen Königtums und der benachbarten Fürstentümer. S. 170 ff. Verfassung des makedonischen Staates in der älteren Zeit. Das Königtum. S. 176 ff. Der Adel. S. 181 ff. Das Volk. S. 186 ff. Unmittelbare Vorgänger Philipps. S. 189 ff.

Zweites Kapitel.

Die Bildung der makedonischen Großmacht unter

Philipp 192—267

Allgemeine Lage Makedoniens bei Philipps Regierungsantritt. Die nächsten militärischen und politischen Aufgaben. S. 192f. Heeresorganisation Philipps in ihrer militärischen und politischen Bedeutung. S. 193ff. Allgemeine Charakteristik von Philipps Regierung. S. 201ff. Erste Regierungsjahre Philipps S. 205ff. Verfeindung mit Athen. Unterschied der philippischen Kriegführung und Politik von der athenischen. S. 207f. Festsetzung Philipps in der mineralreichen Gegend des Pangaeongebirges. Organisation des Münzwesens. S. 209ff. Flottengründung. S. 212f. Der dritte heilige Krieg. S. 214ff. Philipp in Thessalien. Sein Vordringen an der thrakischen Küste. Krieg gegen Olynth. S. 217ff. Politische Wirksamkeit des Demosthenes. S. 221ff. Untergang Olynths. S. 226ff. Beendigung des heiligen Krieges. S. 228ff. Eintritt Philipps in die delphische Amphiktyonie. S. 233ff. Ausdehnung des makedonischen Einflusses in Griechenland. S. 237f. Weitere Ausbildung der makedonischen Seemacht. Kolonisations-tätigkeit Philipps. S. 239ff. Neuorganisation Thessaliens. Epeiros von Makedonien abhängig. S. 242ff. Verhältnis Philipps zu Athen. Vorübergehende gegenseitige Annäherung. S. 245ff. Gegenwirken des Demosthenes. Bündnis Athens mit peloponnesischen Staaten. S. 247ff. Völlige Unterwerfung Thrakiens durch Philipp. Verhältnis zu Byzanz und Perinth. S. 250ff. Verschärfung des Gegensatzes gegen Athen. Bildung eines hellenischen Bundes gegen Philipp. S. 252ff. Zug Philipps gegen Perinth und Byzanz. S. 254f. Rüstungen Athens. S. 255f. Expedition Philipps gegen den Skythenkönig Ateas. S. 256. Amphissäischer Krieg. S. 256ff. Schlacht bei Chaeronea. S. 262f. Unterwerfung Thebens S. 263f. Friede mit Athen. S. 264f. Verhalten Spartas. S. 265ff.

Drittes Kapitel.

Die makedonische Hegemonie über Hellas . . 268—285

Allgemeine Bedeutung des Verhältnisses zu Hellas für Philipps Politik. S. 268f. Plan des Rachekrieges gegen Persien. S. 270ff. Der korinthische Bund. S. 274ff.

III. BUCH

Alexander der Große 286—513

Erstes Kapitel.

Der Orient bis auf Alexander 286—312

Allgemeiner Überblick über die altorientalische Entwicklung. Ägyptische und babylonische Kultur. S. 286ff. Universale Herrschaftsbestrebungen des altbabylonischen Königtums. S. 289ff. Uni-

versaler Herrschaftsanspruch des ägyptischen Königtums. S. 292f. Chetitisches Königtum. S. 293. Universalität des Herrschaftsbegriffes und Gottkönigtum. S. 293ff. Allgemeine Stellung des Königtums im Orient. S. 295f. Assyrisches Reich. Seine geschichtliche Bedeutung. Anfänge einer wirklichen Reichsbildung. S. 297ff. Persisches Reich. Anknüpfung an die früheren orientalischen Reiche. Universaler Herrschaftsanspruch. Organisation des Reiches. Zivilisatorische Ideen der Ahuramazdareligion. Stellung des persischen Volkes zu den universalen Aufgaben des Reiches. S. 300ff. Spätere Zeit der Achämenidenherrschaft. Maussollos von Karien. Euagoras von Kypros. Hermias von Atarneus. Artaxerxes Ochos. S. 308ff.

Zweites Kapitel.

Der Entscheidungskampf mit dem persischen

Königtum 313—397

Alexanders Jugend. S. 313ff. Regierungsantritt. S. 317ff. Zug nach Griechenland. Neubegründung des korinthischen Bundes. S. 320f. Expedition nach der Donau. S. 321ff. Katastrophe Thebens. S. 323f. Persischer Feldzug. Panhellenisches Programm dieses Zuges. S. 324ff. Alexanders Streitkräfte. S. 331ff. Persische Kriegführung. Plan des Rhodiens Memnon. S. 334ff. Schlacht am Granikos. S. 337ff. Organisatorische Maßregeln Alexanders. Befreiung der griechischen Städte. Besonderes Verhältnis der griechischen Gemeinden Kleinasiens, vornehmlich des jonischen Städtebundes, zur Person Alexanders. Kult Alexanders in diesen Städten. S. 341ff. Eroberung von Milet und Halikarnass. Weitere Unterwerfung Kleinasiens. S. 352ff. Erfolge Memmons zur See. Sein Tod. S. 359f. Zug Alexanders durch Kilikien. Schlacht bei Issos. S. 361ff. Unterwerfung des syrisch-phönikischen Küstenlandes. Fall von Tyros. S. 370ff. Friedensanerbietungen des Dareios. S. 374ff. Zug nach Ägypten. Gründung von Alexandria. Beseitigung der persischen Herrschaft im ägäischen Meer. S. 379ff. Besuch des Ammonheiligtums. S. 384ff. Organisation der ägyptischen Verwaltung. S. 390f. Schlacht bei Gaugamela. S. 392ff.

Drittes Kapitel.

Die völlige Unterwerfung des Perserreiches . . 398—448

Alexander in Babylon und Susa. S. 398ff. Unterwerfung von Persis. S. 400ff. Verhalten des Dareios. S. 405ff. Ende des panhellenischen Krieges. Schlacht bei Megalopolis. S. 407ff. Katastrophe des Dareios. S. 412ff. Großköniglicher Charakter der Herrschaft Alexanders. Gegensatz gegen die nationale Grundlage des makedonischen Königtums. S. 416ff. Unterwerfung von Hyrkanien, Parthien, Areia und Drangiana. S. 421ff. Prozeß des Philotas. Ende Parmenions. S. 424ff. Zug durch Arachosien und das Land der Paropamisaden. S. 429ff. Kämpfe in Baktrien und Sogdiana. S. 432ff. Katastrophe des Kleitos. Verschwörung des Hermolaios und Ende des Kallisthenes. S. 441ff.

Viertes Kapitel.

Der indische Feldzug 449—470

- Vorbereitungen zum indischen Feldzuge. Seine Bedeutung. S. 449ff.
 Eroberung der nordwestlichen Landschaften Indiens. S. 454 ff.
 Überschreitung des Indus. Schlacht am Hydaspes. S. 456ff.
 Weiteres Vordringen im Pendschab. Umkehr am Hyphasis.
 S. 459ff. Unterwerfung der Induslandschaft bis zum Meere.
 S. 462ff. Rückkehr aus Indien. Marsch durch die gedrosische
 Wüste. S. 465ff. Zug durch Karmanien. Ankunft in Persis.
 Herstellung der Ordnung im Reich. S. 468ff.

Fünftes Kapitel.

Alexanders Weltherrschaft 471—513

- Verschmelzungspolitik Alexanders. Militärische Maßregeln. Hoch-
 zeitsfest zu Susa. S. 471ff. Aufstand in Opis. S. 473f. Pers-
 önliches Prinzip der Herrschaft Alexanders. S. 475f. Gött-
 licher Charakter seines Königtums. Zusammenhang mit grie-
 chischen Vorstellungen und Institutionen. Einwirkung des Orients.
 S. 476ff. Weltherrschaft Alexanders. S. 488ff. Zivilisatorischer
 Charakter der Alexanderherrschaft. Zusammenhang mit der
 griechischen Kultur. Städtische Zivilisation des Alexanderreiches.
 Förderung des Verkehrs. Münzprägung usw. S. 494ff. Verhält-
 nis zur griechischen Philosophie. S. 499ff. Allgemeine Stellung
 Alexanders zur griechischen Polis und zum makedonischen Volk.
 S. 502ff. Babylon Reichshauptstadt. Die letzten Unternehmungen
 und Pläne Alexanders. Krankheit und Tod Alexanders.
 S. 507ff. Weltgeschichtliche Wirksamkeit seiner Persönlichkeit.
 S. 513.

Beilagen 514—536

Verzeichnis einiger Abkürzungen 536

ERSTES BUCH

DIE GRIECHISCHE POLIS

ERSTES KAPITEL

DAS WESEN UND DIE ENTWICKLUNG DER GRIECHISCHEN POLIS

Ein tiefgreifender innerer Widerspruch zieht sich durch die griechische Geschichte hindurch.

Auf der einen Seite sehen wir eine Größe des sittlichen Staatsgedankens, die den griechischen Staat dauernd zu einer unvergeßlichen Erscheinung in der Geschichte menschlicher Kulturentwicklung gemacht hat. Der Staat bezeichnet den Inbegriff der höchsten Güter, die dem Griechen das Leben als lebenswert erscheinen lassen. Zum ersten Male, soweit wir zu erkennen vermögen, in der Geschichte baut sich hier — in der vollen Bewußtheit selbständigen Lebens — staatliche Gemeinschaft auf die persönlichen sittlichen Kräfte eines freien Bürgertums auf. In seiner innerlichen Lebendigkeit steht dieser Staat in stärkstem Gegensatz zu der dumpfen, Gehorsam heischenden Herrengewalt des Orients. Wie in der hellenischen Kunst die menschliche Persönlichkeit in der freien Entwicklung und Bewegung ihrer Glieder sich loslöst von dem stofflichen Untergrunde der Darstellung, so gelangt sie auch im hellenischen Staate zuerst zu einer lebensvollen Entfaltung ihrer eigentümlichen Kräfte. Und die Freiheit, die im Staate verwirklicht werden soll, ist für das ideale griechische Bewußtsein unauflöslich verbunden mit der Herrschaft des Gesetzes.

Und doch, wenn wir den tatsächlichen Verlauf der politischen Entwicklung von Hellas betrachten, wie sehen wir da im Gegensatze zu jener aufbauenden idealen Kraft staatlicher Gemeinschaft so vielfach die zerstörenden Kräfte und Tendenzen wirksam! Im Inneren der Staaten wie nach außen zerrüttende Kämpfe, das Streben großer gesellschaftlicher Parteien wie einzelner Individuen, den

Staat für die eigenen Zwecke auszubeuten, Unfähigkeit der einzelnen Staaten, sich zu größeren politischen Bildungen untereinander zusammenzuschließen. Wohl hat sich eine griechische Nation in dem Bewußtsein einer gemeinsamen Kultur gebildet, aber keine nationale staatliche Organisation ist entstanden, die der Nation als einheitlicher Trägerin dieser Kultur auf die Dauer eine selbständige politische Stellung in der Welt zu schaffen vermocht hätte.

Um die Gründe dieser Entwicklung zu verstehen, müssen wir zunächst und vor allem das Wesen des hellenischen Staates, wie es uns in seiner Geschichte, als das Produkt eigenartiger geschichtlicher Bedingungen, entgegentritt, zu begreifen suchen.

Der hellenische Staat, in seiner ausgeprägten, selbständigen Gestalt, ist ein Stadtstaat. Er hat, so lange er sich aus sich selbst bestimmt hat, den Charakter des Stadtstaates nicht aufgegeben. Ja er hat noch dann, als längst ein fremdes Gesetz sein eigenes Leben beherrschte, durch die Schattenbilder stadtstaatlichen Lebens sich über die Ohnmacht und innere Unwahrheit seiner Existenz hinwegtäuschen lassen. Der Stadtstaat hat die älteren Triebe politischen Lebens, die vor allem auf dem Boden der Stammesverbindung erwachsen sind, zum Teil zurückgedrängt, zum Teil in sich verschlungen.¹

¹ v. Wilamowitz hat in „Staat u. Gesellschaft d. Griechen“ einen scharfen Angriff gegen die herrschende Auffassung der Polis als eines Stadtstaates gerichtet. Mir scheint dieser Angriff nicht gerechtfertigt zu sein. Allerdings wenn man die Bürger der Polis als Stadtbewohner — nach Analogie etwa der deutschen mittelalterlichen Städte und mit den rechtlichen Folgen, die hier das Wohnen in der Stadt selbst nach sich zieht — ansehen wollte, würde man das Wesen des griechischen Staates nicht verstehen. Aber das Charakteristische an der Polis ist doch jedenfalls die unbedingte Konzentration alles staatlichen Lebens auf einen bestimmten räumlichen Mittelpunkt. Daran wird auch durch Wilamowitz' Darstellung des griechischen Staates nichts geändert. Der bestimmte Raum schafft allerdings nicht an sich das politische Recht. Das herrschende Bürgertum ist immer eine Personalgemeinde, die als solche die Trägerin des politischen Lebens ist. Aber diese schließt sich eben mit dem besonderen religiös geweihten Territorium der Stadt zu einem ausschließlichen Ganzen zusammen. Und wenn nun andererseits v. Wilamowitz in der Polis vielmehr einen Stammesstaat sehen will, so wird sicherlich diese Auffassung dem Wesen der Polis nicht gerecht. Gewiß ist von der ursprünglichen Stammesverfassung viel in das Leben der Polis übergegangen. Aber es haben auch bedeutende Verschiebungen und Änderungen stattgefunden. Alte Zusammenhänge haben sich aufgelöst, neue Elemente sind zu den ursprünglichen hinzugetreten, neue Zusammenhänge

Allerdings ist bei einigen hellenischen Staaten die stadtstaatliche Entwicklung auf einer breiteren Basis erfolgt. Damit war eine wichtige Voraussetzung größerer Machtentfaltung gegeben. Es gilt dies gerade von den beiden Staaten, in denen wir die hervorragendsten Repräsentanten der griechischen Polis sehen dürfen, von Athen und Sparta. Der athenische Staat hat sich auf dem Grunde eines umfassenden Synoikismos, einer landschaftlichen Einigung, in der die einzelnen ursprünglichen Verbindungen wie Unterschiede immer mehr untergegangen sind, aufgebaut. Die Spartaner machten durch Eroberung eine ganze Landschaft zur Grundlage ihres Staates, der dann allerdings ein Herrenstaat gegenüber einer teilweise ganz unfreien, teilweise wenigstens abhängigen Bevölkerung geblieben ist.

Wenn diese Staaten schon durch die größere Ausdehnung ihres Gebietes eine bedeutende Machtentwicklung ermöglichten, so ist doch ihr staatliches Wesen selbst hierdurch nicht verändert worden. Wahres politisches Leben war für die Hellenen in der Blütezeit ihrer selbstständigen staatlichen Entwicklung nur auf dem Boden der Polis denkbar. Diejenigen Teile der hellenischen Nation, deren politische Existenz im wesentlichen noch auf der Grundlage der älteren Stammesverfassung verblieben ist, sind in jener Periode wenig zu allgemeiner Bedeutung gelangt. Sie nehmen nicht oder nur in sehr beschränkter Weise an dem geschichtlichen Gesamtleben von Hellas teil. Wenn sie wohl geradezu unter die Barbaren gerechnet oder auf eine Stufe mit diesen gestellt werden, wie z. B. die Ätoler und Akarnanen, so mag der Mangel stadtstaatlichen Lebens einen der wesentlichsten Gründe hierfür abgegeben haben.¹ Die ursprünglichen Stammeszusammenhänge bestehen in dieser Periode in der Hauptsache nur noch als sakrale Verbindungen fort. Als solche bedeuten sie eine gewisse „ideale politische Macht“² und können auch politisch eine größere Geltung gewinnen. Aber die entscheidende Grundlage des staatlichen Lebens bilden sie nicht mehr. Erst in späterer Zeit, nahe an der Grenze der makedonisch-hellenistischen Periode, oder

haben sich — vor allem unter dem Einflusse längerer Seßhaftigkeit und der hierdurch bedingten neuen wirtschaftlichen Kultur — gebildet. In Sparta ist die alte dorische Stammesverfassung durch eine neue spezifisch spartanische umgestaltet worden, und das athenische Volk hat in der Kleisthenischen Verfassung eine Neuorganisation erfahren, für die jedenfalls die ursprünglichen Stammesverbindungen nicht mehr maßgebend gewesen sind.

¹ Ebenso I. Burckhardt, Gr. Kulturgesch. I 315.

² E. Meyer, Forsch. z. alten Gesch. II, S. 514.

erst in dieser selbst, entstehen bemerkenswerte Versuche, auf dem Wege von Stammesvereinigungen, die zugleich als landschaftliche Vereinigungen angesehen werden können, zum Teil unter Ausgleich des stadtstaatlichen und Stammesprinzips, größere politische Bildungen zu schaffen. Diese Versuche sind im Verlaufe unserer späteren Darstellung zu würdigen. Aber die große Wendung der griechischen Geschichte beruht nicht auf solchen Bestrebungen. Sie wird vielmehr durch den Eintritt einer ganz neuen, von dem Wesen hellenischer stadtstaatlicher Entwicklung nicht berührten und auf völlig anderen Voraussetzungen staatlichen Wesens beruhenden Macht in den Kreis griechischen Gesamtlebens herbeigeführt. Diese Macht tritt in den entscheidenden Kampf mit dem hellenischen Stadtstaate ein. Es ist der Kampf, der bei Chaeronea ausgefochten wird. Die inneren Voraussetzungen dieses Kampfes zu verstehen, die besonderen Kräfte und Tendenzen, die jeder der beiden entgegengesetzten Mächte ihr Gepräge geben, zu erfassen, ist unsere Aufgabe.

Wir wenden uns zunächst der hellenischen Polis zu. Eine kurze Skizze ihrer Entwicklung wird dazu dienen, uns die charakteristischen Züge ihres geschichtlichen Lebens zu veranschaulichen.

Hervorgewachsen aus den steigenden Bedürfnissen wirtschaftlichen Schaffens und Verkehrs und den militärischen Notwendigkeiten staatlicher Macht Tendenzen hat die Polis im Nomos, in der gemeinsamen Ordnung, die sie für ihr mannigfaltiger und intensiver sich entfaltendes Gesamtleben geschaffen, einen eigentümlichen geistigen Inhalt gewonnen.

Der vollen Entfaltung der Polis gegenüber finden wir in dem reinen Adelsstaat eine ältere Stufe der Entwicklung, in der das staatliche Gemeinschaftsleben noch wenig zur Geltung gelangt, die eigentlich staatliche Gewalt eine verhältnismäßig noch beschränkte Sphäre ihrer Betätigung hat. Die Bestrebungen und Ideale des adligen Mannes bilden den wesentlichen Inhalt der im damaligen Staate verkörperten Kultur. Die an adliger Tugend gleichen Männer, in gemeinsamen Beschäftigungen vereint, stellen eine einheitliche Gesellschaft dar, die durch ihr eigenes Leben das Leben des ganzen Staates bestimmt und beherrscht. Die persönlichen Vorzüge einer durch beständige Übung im Ernst wie im Spiel errungenen adligen Tüchtigkeit und Kraft verbinden sich mit den starken wirtschaftlichen Machtmitteln, die auf großem Grundbesitz und den Diensten abhängiger Leute beruhen. Die Normen dieses adligen Le-

bens sind nicht beschränkt auf einen Staat. Die nämliche gesellschaftliche Sitte verbindet die herrschende adlige Gesellschaft der verschiedenen Staaten untereinander. Dieses Leben wird als ein vorwiegend gesellschaftliches gesättigt durch die Gegenwart. Es ist wenig geeignet, Ziele, die über die lebensvolle Gestaltung der unmittelbaren Gegenwart hinausgehen, Kräfte, die einem über das Einzelleben hinausreichenden geschichtlichen Zusammenhang dienen, aus sich heraus zu entwickeln.¹

In zweifacher Richtung erfolgte nun eine Erweiterung und zugleich Vertiefung der Aufgaben staatlichen Lebens.

Die Fortbildung der Taktik, die den kriegesischen Bedürfnissen staatlicher Machtbildungen in Hellas eine wirksamere Geltendmachung gewährte, erforderte und ermöglichte es, die militärischen Aufgaben des Staates auf eine breitere Basis zu stellen, sein Bürgertum in möglichst weitem Umfang zu ihrer Erfüllung heranzuziehen. In den griechischen Hoplitzen, den *τὰ ὅπλα παρεχόμενοι*, d. h. den Bürgern, die imstande waren, für ihre volle Ausrüstung als schwer bewaffnete Fußkämpfer selbst zu sorgen, vereinigten sich wirtschaftliche und militärische Leistungsfähigkeit, um diese neuen militärischen Aufgaben durchzuführen.² Die Taktik der geschlossenen Phalanx, die sich vor allem auf den Nahkampf mit Stoßlanze und Schwert aufbaut, ist in vorbildlicher Weise von den Spartanern ausgebildet worden.³ In dieser Hoplitentaktik ist zuerst die Idee des taktischen Körpers zur Verwirklichung gelangt. Dies hat nicht nur

¹ Der persönliche Nachruhm, der aus der Verherrlichung im Liede erwächst, steht natürlich zu dem oben Gesagten nicht in Gegensatz, ebenso wenig wie der Glaube an den Zusammenhang adligen Wesens, der durch das Geschlecht, die in diesem vom Heros Ktistes her wirkende Kraft verkörpert wird. Wilamowitz, Staat u. Gesellsch. d. Griechen, S. 88 sagt treffend: „Sie wissen von keinem Fortschritt; darum haben sie keine Zukunft; aber die Gegenwart werden sie voller genossen haben“. Dies ist aber in dem vornehmlich gesellschaftlichen Charakter dieser Kultur begründet.

² Auf die Bedeutung dieses militärischen Moments für die Entwicklung der Polis hat neuerdings M. Weber in seinem sehr beachtenswerten Artikel über die Agrargeschichte des Altertums (Handw. d. Staatsw. I³) mit besonderem Nachdruck hingewiesen.

³ Wenn sich die Vermutung von W. Helbig (S. B. d. Münchn. Akad. 1911, phil. hist. Kl.), daß die geschlossene Phalanx zuerst bei den euböischen Griechen um die Mitte des 7. Jahrhunderts in den Kämpfen um die Ielantische Ebene zur Anwendung gelangt sei, bewährt, so wird dadurch die Bedeutung des spartanischen Staates für die wirksamste und erfolgreichste Durchführung dieser Hoplitentaktik natürlich nicht in Frage gestellt. Über

für die militärische Entwicklung außerordentliche Bedeutung gewonnen¹, sondern zugleich wird uns darin auch ein politisches Prinzip von größter Tragweite offenbar. Gliederung der Masse, „Einheit des Willens in der Vielheit“, Einfügung des einzelnen in den Organismus eines Ganzen ist das Charakteristische und Wirksame der dieser Hoplitentaktik zugrunde liegenden Disziplin. Fest auf seinem Platze auszuharren, die Ordnung des Ganzen in der Schlacht nicht durch eigenmächtiges und regelwidriges Verhalten zu stören, persönliche Entschlußkraft und Ehrgefühl zu vereinen mit dem Gehorsam gegen die Anweisungen der Vorgesetzten, das wird als das Ideal spartanischen Kriegerturns geschildert. Es ist zugleich die Kraft griechischer Hoplitentaktik überhaupt geworden.²

Gliederung in lebendige taktische Einheiten unterscheidet die griechische Phalanx von den orientalischen Massenbildungen und Massenwirkungen. Gliederung ist auch das staatliche Prinzip der Polis. Diese baut sich auf der inneren Verschmelzung des Einzelwillens mit der Ordnung des Ganzen auf. Der einzelne Bürger ist ein Teil oder Glied des staatlichen Organismus.

Wie die vollere Entfaltung der militärischen Kräfte, die in der griechischen Hoplitenphalanx zutage tritt, wesentlich zur Verwirklichung des Gemeinschaftslebens, das die Polis charakterisiert, beigetragen hat — die äußeren Bedingungen für die Bildung eines umfassenderen und leistungsfähigeren Bürgertums schaffend und zugleich die inneren Tendenzen, in denen die Selbstbetätigung der Polis vor sich geht, veranschaulichend —, so haben auch die wirtschaftlichen Notwendigkeiten zu einer Erweiterung der Grundlage staatlichen Lebens und zu einer Vertiefung staatlicher Wirksamkeit geführt. Die größere Vielseitigkeit und Selbständigkeit wirtschaftlicher Tätigkeit machte eine Regelung durch bestimmte Ordnungen, einen stärkeren Schutz durch die staatliche Gewalt nötig. Indem der

das auch von Helbig behandelte Verhältnis der älteren Stufe der spartanischen Taktik, wie sie uns in den Gedichten des Tyrtäos entgegentritt, zu der späteren, vollen Ausgestaltung der geschlossenen Phalanx hat E. Meyer sehr treffende Bemerkungen gemacht (Forsch. z. alten Gesch. II S. 546 f.)

¹ Über die militärische Bedeutung des taktischen Körpers vgl. die höchst lehrreichen Ausführungen von H. Delbrück, Perser- u. Burgunderkriege, S. 16 ff.

² Vgl. Brasidas bei Thuk. IV 126, 5. V 9, 9. Bezeichnend sind auch Demaratos' Äußerungen dem Xerxes gegenüber bei Her. VII 104. Vgl. auch für Athen Pollux VIII 105 (οὐδ' ἐγκρατεῖψω τὸν παραστάτην), für Großgriechenland Diod. XII 16, 1 u. a.

Staat das Leben seiner Bürger in der Gesamtheit beaufsichtigte und ordnete, kam es zu einer festeren Zusammenfassung des staatlichen Gesamtlebens. Die gemeinsame gesetzliche Ordnung verbindet jetzt die verschiedenen gesellschaftlichen Klassen des nämlichen Staates.¹ Einzelne bedeutende Persönlichkeiten, wie Drakon, Solon, Pittakos, Zaleukos, Charondas u. a. haben bei dieser inneren Ausbildung der Polis eine bedeutende, führende Rolle gespielt.² Die auf uns gekommene, im einzelnen allerdings vielfach unzuverlässige und sehr zufällig bedingte Überlieferung ermöglicht es, aus manchen der uns erhaltenen gesetzlichen Bestimmungen der verschiedensten Staaten, Spartas, Athens, großgriechischer Gemeinden Italiens und Siziliens, ein einigermaßen deutliches Bild der in jenen gesetzlichen Ordnungen vorwaltenden Tendenzen zu gewinnen.³ Allerdings sind in dieser Überlieferung sehr verschiedenartige Bestandteile. Sehr alte und primitive Rechtssatzungen finden sich neben späteren, geläuterten und vertieften Anschauungen. Erst in langer Entwicklung erreicht die ethische Tendenz ihren Höhepunkt in der Auffassung Platons, der

¹ Wir dürfen hier wohl auch an die Analogie unserer mittelalterlichen städtischen Ordnungen denken, die dann ein Vorbild für die fürstliche Verwaltung im Territorialstaate geworden sind.

² Es ist für die Beurteilung der Wirksamkeit dieser gesetzgeberischen Persönlichkeiten nicht von entscheidender Bedeutung, daß die Überlieferung hierüber — abgesehen natürlich von Solon — eine vielfach schwankende, zum Teil mit sagenhaften Zügen durchsetzte ist. Wir würden die geschichtliche Existenz solcher Persönlichkeiten mit innerer Wahrscheinlichkeit annehmen müssen, wenn wir keine Tradition über sie hätten. Die Schlüsse, die Beloch (Gr. Gesch. I 1² S. 350; I 2² S. 256 ff.) aus den Namen auf den ungeschichtlichen Charakter der Personen (nicht nur bei Zaleukos, sondern auch bei Drakon) zieht, sind durchaus nicht überzeugend. Belochs verwerfendes Urteil steht ja auch im Zusammenhang mit seiner allgemeinen Anschauung, die das Wirken der Persönlichkeit als einen entscheidenden Faktor des geschichtlichen Lebens aus der Wissenschaft eliminiert — einer Anschauung, die jetzt in dem einleitenden Kapitel der 2. Auflage seiner griechischen Geschichte (vgl. auch H. Z. 111) einen programmatischen Ausdruck gefunden hat.

³ Außer den sog. lykurgischen und den solonischen Gesetzen, den — allerdings vorwiegend kurzen — Notizen des Aristoteles, vornehmlich im zweiten Buche der Politik, über verschiedene Gesetzgeber, ist hier besonders von Interesse, was über die Gesetze des Charondas und Zaleukos in der ausführlichen Schilderung Diodors XII 12 f. (vgl. Strabo VI 259 f.) mitgeteilt wird. Vgl. im allgemeinen auch E. Meyer, Gesch. d. Altert. II 566 ff. Busolt, Gr. Gesch. I² 424 ff. Hierzu kommen jetzt vor allem noch die Ausführungen v. Wilamowitz' über sehr alte Gesetzesaufzeichnungen auf Chios, etwa aus der Zeit von 600 v. Chr. (Nordjonische Steine, Abh. d. Berl. Akad. 1909, S. 64 ff.).

die gesetzliche Ordnung des Staates als eine *νοῦ διανομή*¹, eine „Verteilung der Vernunft“ betrachtet wissen will und sie somit an die höchsten und letzten Wahrheiten, die unbedingten Normen ethischen Verhaltens anknüpft. Aber auch schon in den älteren, am Anfange der Entwicklung der Polis stehenden Gesetzen, wird der Charakter einer auf Harmonie des Gesamtlebens, auf Maß und Ordnung gerichteten sittlichen Anschauung offenbar.² Am deutlichsten tritt er uns in den solonischen Gesetzen entgegen, ist aber auch in anderen uns bekannten Bestimmungen unverkennbar. Die für Müßiggang, Verschwendung, Trunkenheit festgesetzten Strafen, die Verbote der *κακομιλῆαι*, des Umganges mit Schlechten, der übeln Nachrede gegen Tote, die Einschränkung des Luxus der Frauen bei Ausgängen, Bestattungen und Festen, des Übermaßes der Trauer und Klagen u. a. sind hier besonders bezeichnend. Gewiß haben die neuen Satzungen in manchen Beziehungen auch einen stärkeren Schutz persönlichen Rechtes des Individuums herbeigeführt, wie ein solcher schon durch die Ausdehnung der staatlichen Gewalt³ und die Aufzeichnung des Rechtes an sich bedingt war. Das Wesentliche liegt aber in der Gesamtrichtung und Gesamtordnung des Lebens, die den einzelnen umfaßt, ihn schützt, aber zugleich auch einschränkt. Der Nomos hat vor allem einen erziehenden Charakter.⁴ In der beaufsichtigenden und kontrollierenden Tätigkeit bestimmter, mit höch-

¹ Plato legg. IV 714a. Auch Aristoteles sagt vom νόμος: „λόγος ὃν ἀπὸ τινος φρονήσεως καὶ νοῦ“, Eth. Nikom. X 10, p. 1180a, 21f.; vgl. auch Hirzel, Themis, Dike usw., S. 376, 5. Charakteristisch sind auch die Ausführungen Platons im Gorgias über die νομοθετική.

² Auf die mehrfach erkennbare Berührung mit manchen der namentlich von Diogenes Laertius mitgeteilten, auf die sogenannten 7 Weisen zurückgeführten Anschauungen will ich hier nur kurz hinweisen.

³ Diese tritt ja bekanntlich vor allem auch in der Einführung der staatlichen Blutgerichtsbarkeit bezeichnend zutage. Neben der Erweiterung der staatlichen Gewalt an sich ist aber auch zugleich besonders charakteristisch, daß allen Bürgern jetzt das Recht, bzw. die Pflicht zugestanden wird, bei der Verfolgung eines Frevels mitzuwirken, vgl. die Bestimmung Solons, Arist. pol. Ath. 9, 1 und dazu B. Keil, Staatsalt. S. 333.

⁴ Diese allgemeine Bedeutung des Gesetzes wird natürlich nicht in Frage gestellt, wenn die Gesetze ursprünglich vor allem in die Form von Instruktionen für die leitenden Beamten gekleidet waren (R. Schoell, Münchn. S. B. 1886, S. 92ff.). Übrigens wird von Schoell ein gewiß sehr wichtiges und wirksames Moment, die Absicht, „dem freien Ermessen und Verfügen der Magistrate Schranken zu ziehen“, wie mir scheint, zu einseitig als bestimmend für die Aufstellung der Gesetze hervorgehoben.

ster Machtbefugnis ausgestatteter Organe, wie des Rates des Areopags in Athen, findet diese Tendenz noch ein besonders verstärkendes Mittel ihrer Verwirklichung. In der gemeinsamen Ordnung, die alle Angehörigen des Staates untereinander verbindet, erhält der einzelne Staat als solcher erst ein bestimmtes eigenartiges Wesen, gelangt zu einer schärferen Abgrenzung seines eigenen Lebens gegenüber anderen Staaten. Erst so wird den Bürgern als solchen in vollem Maße ein gemeinsamer Inhalt des Lebens begründet. Der Nomos soll das Fundament schaffen für eine gemeinsame Gesittung, die das besondere Leben des Staates erfüllt.¹ Es bezeichnet die innere Größe der Staatsidee, den tiefsten Unterschied von den im wesentlichen auf dem passiven Gehorsam der Untertanen ruhenden Herrschaftsbildungen des Orients, daß auf griechischem Boden der Staat sich auf ein geistiges Prinzip seiner Wirksamkeit aufbaut. Die zusammenhaltende Kraft des Staates beruht auf der lebendigen Staatsgesinnung seines Bürgertums. Der Bürger soll in seinem persönlichen Leben das Gesamtleben des Staates mitleben, die allgemeine Ordnung des Staates zu einem Bestandteile seines eigenen Wesens machen. In der selbsttätigen Hingabe des einzelnen an die Zwecke des Ganzen soll die Verwirklichung dieser Ordnung erfolgen.

Am tiefsten und vollendetsten ist die Idee des geistigen und sittlichen Zusammenhanges zwischen den Zwecken des Staatsganzen und der Gesinnung des einzelnen Bürgers in der idealistischen Staatskonstruktion Platons ausgeprägt. Er sucht ja vor allem auch —, was unter den großen historischen Staaten Griechenlands der spartanische, allerdings in ganz einseitiger Weise, durchzuführen bestrebt war —, durch eine umfassende und systematische staatliche Erziehung die Grundlage für die Pflanzung dieser staatlichen Gesinnung zu schaffen. Es gewährt aber ein besonderes Interesse, daß schon derjenige unter den großen Gesetzgebern der griechischen Polis, den wir zuerst im Lichte authentischer eigener Äußerungen als politischen Charakter kennen lernen, Solon, die Fäden zu knüpfen bemüht ist, die das Leben des einzelnen innerlich mit dem Wohl des Ganzen verbinden sollen. Er will seinen Mitbürgern den Weg zeigen, der zur wahren Wohlfahrt des Staates führt. Die Eunomia, d. h. die Gesin-

¹ Der Zusammenhang des Nomos mit der Sitte, die im Kreise der adeligen Gesellschaft erwachsen ist, darf gewiß nicht verkannt werden. Aber das Neue liegt in seiner Bedeutung für die bewußte Grundlegung eines umfassenden staatlichen Gemeinschaftslebens.

nung der Wohlgesetzlichkeit, die „alles wohl geordnet und gerade macht“, die der Ungerechtigkeit Fesseln anlegt, dem Übermut und der Parteilung wehrt, soll im Staate herrschen.¹ Wie der Gesetzgeber selbst sein eigenes, persönliches Leben unter die Herrschaft maßhaltender Besonnenheit gestellt hat, so soll auch das Leben des Staates von diesem Geist des Maßhaltens durchwaltet², vor allen Extremen bewahrt, von den Ausbrüchen übermütiger Gewaltherrschaft und leidenschaftlicher Parteisucht ferngehalten werden. Es ist bekannt, welche Rolle die Idee des μέσον, der richtigen Mitte im staatlichen Leben, im politischen Denken wie zum Teil auch in den staatlichen Experimenten des griechischen Altertums gespielt hat. Aristoteles, der gerade in seinen ethischen Anschauungen sich von diesem Ideal des μέσον durchdrungen zeigt, hat deshalb dem Solon den vornehmsten Platz unter den griechischen Staatsmännern zugestanden.³ In der Zeit der reichsten und reinsten Entfaltung der idealen Kräfte der griechischen Polis, in der Periode des großen Kampfes gegen Persien, offenbart die eigentümlich ethisch ausgeprägte Idee des μέσον ihre zugleich begeisternde und einschränkende Kraft. Es ist das Ideal der Beherrschung persönlicher Leidenschaften und Begierden durch das Wohl des Ganzen, den Geist gesetzlichen Lebens. Niemand hat in diesem Sinne tiefer und ergreifender die zusammenhaltenden, die Gemeinschaft aufbauenden Kräfte der Polis verherrlicht als Äschylos in den Eumeniden. Die Freiheit eines sich selbst in Besonnenheit beherrschenden Bürgertums wird hier der Zügellosigkeit willkürlichen Eigenwillens und dem vor despotischer Gewalt

¹ Solon frg. 2. Wir werden jedenfalls im Sinne Solons unter Eunomia nicht bloß die objektive Herrschaft des Gesetzes, sondern die damit verbundene Gesamtgesinnung im Staate, den Widerhall, den die gesetzliche Ordnung im Leben und Treiben des Bürgertums findet, verstehen dürfen und müssen (vgl. auch die den Namen: „Eunomia“ führende Elegie des Tyrtäos). Auch das bekannte Gesetz Solons (Plut. Sol. 20), das denjenigen mit Atimie bedrohte, der bei einem Parteikampfe im Staate nicht Partei ergriffe, ist wohl aus dem Bestreben, die Bürger innerlich und mit ihrem praktischen Handeln an der Aufrichtung oder Wahrung einer bestimmten gesetzlichen Ordnung im Staate zu beteiligen und hierdurch einen möglichst dauernden Bestand dieser Ordnung zu sichern, zu verstehen.

² Vgl. die charakteristische Ausführung bei Aeschin. I 6 ff. Besonders bezeichnend ist es, daß in dieser Beziehung schon Solon gerade auch dem Jugendunterricht eine überwachende Fürsorge des Staates zugedacht zu haben scheint; vgl. auch E. Ziebarth, Aus d. griech. Schulwesen S. 27 f.

³ Arist. Pol. IV 1296 a 18 ff., 38 ff.

sich beugenden Sklavensinn entgegengestellt. „Allem, was die rechte Mitte hält, hat Gott Kraft verliehen“, so preist der Dichter die Tugend des μέσον.¹

Mit dem herrlichen Siege, der in dem Kampfe gegen den Perserkönig den Hellenen zuteil wird, reift ihnen in vollem Maße das Bewußtsein, daß es eine innere Kraft ist, die ihnen die Überlegenheit über die gewaltige äußere Macht des Perserkönigs gegeben hat. Auf dem starken Gesetze beruht, wie Herodot den Demaratos zum persischen Herrscher sagen läßt, die sittliche Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit der Hellenen.² Das Gesetz steht, wie der nämliche Demaratos dem Xerxes vorhält, als Herr über den Spartanern.³ Sie fürchten es mehr als die Untertanen des Großkönigs diesen fürchten. Die Religion des Bürgers besteht vor allem in der ehrfürchtigen Scheu vor diesem den Staat zusammenhaltenden Gesetze und den in der Aufrechterhaltung des Gesetzes tätigen hohen göttlichen Gewalten. Keine göttliche Gestalt bringt in dieser Hinsicht so sehr das innerste staatliche Empfinden der Hellenen zum Ausdruck als die athenische Burggöttin in ihrem Verhältnis zu ihrem Bürgertum.

So ist der Nomos die gründende und bewahrende Gewalt der griechischen Polis. Seine Herrschaft bezeichnet die höchste Bestimmung, bedingt den idealen Gehalt des Staatslebens. Er thront als der einzige und wahre Herrscher über der Bürgergemeinde, bestimmt das Leben des Bürgers, wie in der späteren Philosophie das allgemeine Weltgesetz das Lebensgesetz des weltbürgerlichen Weisen wird. Wir dürfen ihn die Seele jener wunderbaren engen, räumlichen und persönlichen Gemeinschaft, die in der Polis sich darstellen soll, nennen.⁴ Wie die Heiligtümer der Polis und die der politischen Beratung und Beschlußfassung geweihten Örtlichkeiten, insbesondere die dem persönlichen Verkehr der Bürger dienende Agora, den räumlichen Mittelpunkt für allen Pulschlag staatlichen Lebens bilden, so findet das Bürgertum seinen inneren Zusammenhalt an dem Nomos, der für jeden einzelnen Bürger sein Recht an der Gemeinschaft der Polis

¹ Aeschyl. Eum. v. 520 ff., 686 ff., 515, 978 (das obenstehende Zitat ist nach Wilamowitz' Übersetzung gegeben). Vgl. auch Eur. Suppl. v. 244.

² Her. VII 102. Vgl. auch Eur. Medea v. 536 ff. Swoboda, griech. Staatsalt., S. 14, 12.

³ Her. VII 104.

⁴ J. Burckhardt, Griech. Kulturgesch. I 85. Vgl. Isokr. VII 14: „ἔστι γὰρ ψυχὴ πόλεως οὐδὲν ἕτερον ἢ πολιτεία τοσαύτην ἔχουσα δύναμιν, ὅσην περ ἐν σώματι φρόνησις.“

bedingt. Mit dem Gesetz als dem Gemeinsamen wappnet sich die Polis, wie Heraklit sagt.¹ „Für das Gesetz soll das Volk kämpfen, wie für seine Mauer“, mit diesem schönen Bilde bezeichnet der nämliche Denker² die zusammenschließende Kraft, die dem Gesetze innewohnt.

Es sind nun nicht etwa die einzelnen Gesetze als solche, die diese Gewalt über das Bürgertum ausüben. Sondern über allen diesen einzelnen Festsetzungen steht die Idee der staatlichen Ordnung an sich als einer unbedingt bindenden und verpflichtenden Macht. Das Gesetz des besonderen Staates wird an eine allgemeine sittliche Ordnung angeknüpft.³ In dem sittlichen Bewußtsein des Bürgertums, das die gesetzliche Ordnung des Staates als die höchste Bestimmung des eigenen Lebens und die tiefste Erfüllung des eigenen Wesens empfindet, gewinnt das Gesetz erst seine wahre Bedeutung.⁴

¹ Herakl. frg. 114 Diels.

² Frg. 44 D.

³ Vgl. Soph. Oedip. tyr. v. 863 ff. und das schon erwähnte Fragment 114 des Heraklit.

⁴ B. Keil, Staatsaltert. S. 312 sagt: „Um dieses Wesen (der Polis) zu erfassen, muß man sich von dem modernen Begriffe des Staates als eines sozialen Gebildes zum Zweck der materiellen und sittlichen Förderung aller unter seinem Rechte geeinigten Individuen freimachen. Ein solches Gebilde würde griechisch etwa *κόσμος* heißen können (R. Hirzel). Die *πόλις* ist nur der Staat der *πολιται*.“ Ich muß bekennen, dies nicht recht zu verstehen. Was ist die Polis, die von einem gemeinsamen Gesetze durchwaltet wird, anders als ein *κόσμος*? Es ergibt sich dies aus einer Reihe von Stellen, die natürlich auch Keil bekannt sind. Ich führe einige charakteristische an. So erwähnt Herodot I 65, daß die Pythia den Spartiaten „*τὸν νῦν κατεστεῶτα κόσμον*“ angegeben habe. So spricht Platon, Gesetze VIII 12 p. 846 d von dem *κοινὸς τῆς πόλεως κόσμος* und ähnlich Euripides Suppl. 245: „*κόσμον φυλάσσω δυντὶ*“ ἂν *τάξῃ πόλις*.“ Vgl. auch Thuk. IV 76, 2 u. a. v. Wilamowitz, Staat u. Gesellsch. d. Griechen S. 59 urteilt: „Für den, der griechisch denken kann, liegt in seinem Namen, daß das Gesetz, das von denen, die danach leben, in Kurs gehalten wird, seinen Halt nur in dem Rechtsbewußtsein des Volkes hat. Bei jedem politischen Nomos wird er daran denken, daß Pindar den Nomos als König der Götter und Menschen bezeichnet hat, weil er auch die größte Gewalttat in Recht verwandeln kann, und daß die Sophistik sagt: alles ist nach dem Nomos, d. h. das, wofür es gilt, also alles ist konventionell und relativ. Wenn das Volk darin souverän ist, in Kurs und außer Kurs zu setzen, was ihm beliebt, so ist es nur folgerichtig, daß das Individuum sich am Ende souverän fühlt und die Dinge für das erklärt, wofür es sie gelten läßt.“ Ich halte diese Auffassung für durchaus unrichtig. Davon, daß die philologische Forschung selbst anscheinend über den ursprünglichen Sinn des Wortes Nomos noch nicht einig ist — Hirzel a. O. S. 359 ff. gelangt zu wesent-

Die gemeinsame gesetzliche Ordnung stellt ein höheres, ideales geistiges Selbst des Bürgertums dar, zu dem dieses wenigstens auf den Höhepunkten seines Daseins mit Ehrfurcht emporschaute.

Die Polis erscheint in ihrer eigenartigen Entfaltung als eine bezeichnende Ausprägung des geschichtlichen Lebens der Griechen. Gewiß nicht in dem Sinne, daß wir in ihr nun einen naturnotwendigen Ausdruck griechischen Wesens zu erblicken hätten — eine solche Betrachtungsweise würde überhaupt nicht als eine wirklich

lich anderen Ergebnissen als Wilamowitz — sehe ich hier ab. Aber mit Unrecht nimmt W. das, was in der individualistischen Entwicklung der griechischen Aufklärungszeit erfolgt ist, von vornherein als ein schon im Wort und Begriff des Nomos Gegebenes. Gewiß hat das Gesetz seinen Halt im Rechtsbewußtsein des Volkes; damit wird aber nicht sein überindividueller Charakter in Frage gestellt. Ich glaube, diesen Charakter der gesetzlichen Ordnung in den vorausgehenden Erörterungen nachgewiesen zu haben und will hier nur noch besonders die schon vorher angeführten Äußerungen Heraklits frg. 44 und 114, hervorheben. Die hier ausgesprochenen Gedanken: „Das Volk soll kämpfen um sein Gesetz, wie um seine Mauer“ und weiter: „Wenn man mit Verstand reden will, muß man sich wappnen mit dem allen Gemeinsamen, wie eine Stadt mit dem Gesetz und noch stärker. Nähren sich doch alle menschlichen Gesetze aus dem einen göttlichen“ usw., würden unverständlich sein, wenn das Gesetz für das allgemeine hellenische Bewußtsein nur das wäre, was von den einzelnen Individuen in Kurs und außer Kurs gesetzt werden kann. Es scheint mir ein Fehler, den Gegensatz der beiden großen geistigen Strömungen, die in den idealen Gemeinschaftstendenzen der Polis und in dem Individualismus der Aufklärung hervortreten, von Anfang an abzuschwächen. Das, was W. über den Nomos äußert, steht im Einklange mit seiner allgemeinen Auffassung der griechischen Entwicklung. Schon das, was er über ihren Ausgangspunkt sagt, ist wenigstens einseitig, insofern er vorläufig ausschließlich von dem „freien, selbstherrlichen Mann“ (Heros oder Anax) ausgeht (womit allerdings die Hervorhebung des Amtscharakters des Königtums schwer in Einklang zu bringen ist). „In der Entwicklung des griechischen Staates“, so sagt W. S. 41, „ist aus diesem königlichen Mann der Bürger der Demokratie geworden: das ist der Inhalt dieser Entwicklung.“ Es ist schwer begreiflich, wie es von dieser Voraussetzung aus zur Polis gekommen sein soll. Auch in W.s Darstellung selbst gehen die von dem selbstherrlichen Einzelnen ausgehende Entwicklung und die der Stammesverfassung einigermaßen unausgeglichene nebeneinander her. Es entspricht weiter der Einseitigkeit des Ausgangspunktes der Betrachtung, wenn v. W. S. 29 sagt: „Das Ziel, auf das das Griechentum zustrebt, ist die Autarkie des Individuums, womit gesagt ist, daß sein Ziel nicht auf staatlichem Gebiete lag“ (vgl. auch die Schlußerörterung auf S. 200). Gewiß ist die Autarkie des Individuums stark im griechischen Charakter begründet, aber sie ist in ihrer vollen Ausgestaltung erst das Ergebnis einer bestimmten geschichtlichen Entwicklung.

geschichtliche gelten können. Auch die Polis ist vielmehr erst aus den besonderen Bedingungen geschichtlicher Entwicklung hervorgegangen.¹ Die hauptsächlichen Grundlagen dieser Entwicklung haben wir zu zeichnen versucht. Es handelt sich um Faktoren, die an sich in ihrer Wirksamkeit nicht auf den griechischen Boden beschränkt sind, aber hier zu besonderen Ergebnissen geführt haben. Neben diesen allgemeinen Faktoren sind noch individuellere Momente, die im einzelnen für uns vielfach nicht mehr deutlich erkennbar sind, von Bedeutung gewesen, die auch schon kurz berührte Tätigkeit bestimmter Persönlichkeiten, die als Gesetzgeber, Äsymneten usw. auftraten, der Einfluß der verschiedenen Staaten aufeinander u. a. m. Die Entwicklung selbst ist auch auf griechischem Boden durchaus nicht gleichmäßig verlaufen. Da, wo überhaupt das ursprüngliche Stammesleben noch nicht verlassen ist, vielleicht sogar einer noch zerstreuteren und loserer Lebensweise Platz gemacht, keine Konzentration in städtischen Ansiedelungen stattgefunden hat, fehlt die allgemeine Grundlage für die Ausgestaltung der Polis. Und auch sonst haben vielfach die unaufhörlichen, erbitterten gesellschaftlichen Parteikämpfe die Idee einer gemeinsamen staatlichen Ordnung wenig zur Entfaltung kommen lassen. Am stärksten hat sich die Polis in ihren beherrschenden Tendenzen und Kräften da entfaltet, wo entweder, wie in Sparta, eine völlige Verstaatlichung des herrschenden Bürgertums eingetreten ist, oder wo es, wie in Athen, wenigstens einigermaßen gelungen ist, die verschiedenen gesellschaftlichen Schichten in der Idee eines gesamtstaatlichen Bürgertums zu vereinigen.

Bevor wir uns einer genaueren Betrachtung dieser beiden Staaten zuwenden, müssen wir erst noch zu einem besonders umstrittenen Problem der griechischen Geschichte Stellung nehmen. Es ist die Frage, welche Bedeutung den Stammescharakteren zukomme. Haben diese auch auf die Entwicklung der Polis einen entscheidenden Einfluß ausgeübt? Die Beantwortung dieser Frage ist wichtig für die Beurteilung des geschichtlichen Charakters der Polis. Denn wenn

¹ Die Ansicht von B. Keil, *Staatsaltertümer* S. 302, daß „die Konzentration des späteren Staates, die in der Absorbierung des einzelnen durch das Gemeinwesen sich ausdrückt,“ von dem „straffen Geschlechtsbegriffe und der mit ihm verbundenen Geschlechtsethik der ältesten Zeit“ abzuleiten sei, kann ich nicht für zutreffend halten. Die Größe und Macht der Staatsidee ist m. E. vielmehr erst ein — natürlich in letzter Instanz auch im griechischen Wesen wurzelndes — Erzeugnis der geschichtlichen Entwicklung, die sich auf dem Boden der Polis vollzogen hat.

deren besonderes Wesen in einem bestimmten Stammescharakter angelegt wäre, so würden wir die entscheidenden Grundlagen für dieses Wesen schon in der vorgeschichtlichen Zeit, in der die Bildung der Stammescharaktere erfolgt ist, suchen müssen.

Das Stammesprinzip spielt in der klassischen Altertumswissenschaft eine große Rolle. Boeckh und sein Schüler K. O. Müller leiten die bedeutsamsten Momente der inneren staatlichen und kulturellen Entwicklung Griechenlands wie die großen Verwicklungen und Krisen seiner Geschichte hauptsächlich aus dem Unterschiede und Gegensatz der Stämme ab.¹ K. O. Müller hat insbesondere das dorische Prinzip als die dem althellenischen Wesen am meisten entsprechende Grundlage der Religiosität², Lebenssitte und staatlichen Kultur geschildert. Er begründet seine Konstruktion des Dorertums als politischen Prinzips vornehmlich auf die Darstellung des spartanischen und kretischen Staatswesens.³ Auch der gegenwärtigen Altertumsforschung bietet das Stammesprinzip, insbesondere der Gegensatz des Dorertums und Joniertums, vielfach noch den Schlüssel für die Lösung der tiefsten Probleme der griechischen Geschichte. Die Lebensanschauung des griechischen Adelsstaates erscheint als dorische Religion und dorische Sitte.⁴ Und wenn „in dem, was das attische Wesen spezifisch von dem asiatischen unterscheidet, europäische oder geradezu dorische Einflüsse“ anerkannt werden⁵, so wird dieser dorische Einschlag in das hellenische Wesen vor allem auch auf den Staat bezogen, auf die „Kraft und den Willen zum Zusammenschluß, zu Ordnung, Gesetz, Harmonie“.⁶

¹ Ich habe diese ganze Frage im größeren Zusammenhange des allgemeinen Entwicklungsganges der historischen Forschung und Auffassung behandelt, H. Z. Bd. 106 S. 508 ff. (vgl. auch schon S. 504 ff.)

² Diese tritt nach K. O. Müller besonders in der Apollonreligion hervor.

³ Von K. O. Müller ist die Erörterung von Leist, Gräkoitalische Rechtsgeschichte S. 538 ff. entscheidend beeinflusst.

⁴ Vgl. vor allem Wilamowitz, Euripides' Herakles und neuerdings seine lebensvolle Schilderung in „Staat und Gesellschaft der Griechen“ S. 87 ff.

⁵ v. Wilamowitz, Griech. Literaturgesch.⁵ S. 305. Vgl. auch die anregenden und geistvollen Ausführungen von Laqueur, Arch. f. Kulturgesch. Bd. 9 S. 253 f.

⁶ v. Wilamowitz a. O. S. 308. Allerdings erscheint bei diesen neueren Forschern das Stammesprinzip nicht mehr in der Geschlossenheit und Festigkeit ursprünglicher Abstammung wie bei Boeckh und K. O. Müller, sondern auf viel beweglicherer Basis, in höherem Maße als wirklich geschichtliche Bildung. Das gilt vor allem von Wilamowitz' Anschauung von dem jonischen

Der Einfluß, den die Stammescharaktere auf das hellenische Gesamtleben ausgeübt haben, darf nun gewiß nicht verkannt werden. Der dorische Tempel und die dorische Melodie sind Realitäten, wenn sie sich auch wohl nicht mit dem geschlossenen Inhalte eines bestimmten Stammeslebens decken.¹ Es mag wohl sein, daß den Dorern in besonderem Maße eine herbere Geschlossenheit und ein straf-fer zusammengefaßtes Wesen zu eigen waren und daß diese Züge in den von ihnen ausgegangenen Staatsbildungen vornehmlich stark zur Geltung gelangt sind. Weiter kann es an sich nicht von vornher-ein als unwahrscheinlich bezeichnet werden, daß Athen auch auf staatlichem Gebiete Einflüsse von dorischen Staaten des Peloponnes empfangen habe. Aber im ganzen ist die staatliche Entwicklung Athens eine so eigenartige, daß wir sie vor allem aus den besonderen, in ihr wirksamen Faktoren zu erklären haben werden. Den spartanischen Staat mit K. O. Müller als hauptsächlichen Repräsentanten des dorischen Stammesprinzips zu betrachten, geht schon deshalb nicht an, weil innerhalb der dorischen Staaten sich die größten Unterschiede der Verfassungsentwicklung finden. Auch der spartanische Staat ist vornehmlich aus seiner eigenen Geschichte, seinem besonderen Wesen zu verstehen.² Und die gesellschaftlichen und ethischen Anschauungen, die dem griechischen Adelsstaate sein Gepräge verleihen, können keineswegs aus einem bestimmten Stammesgebiete abgeleitet werden³, wenn auch vielleicht die dorischen Eroberer Eigenschaften mitgebracht haben mögen, die sie in besonders hohem Maße fähig machten, die Bestrebungen des griechischen

Stamm (Berl. S. B. 1906), aber jetzt in gewissem Sinne auch von seiner Auffassung des Dorertums (vgl. seine Ausführungen in „Staat u. Ges. d. Griechen“, S. 88, wo er von den „Lebensbedingungen der um Apollon und Sparta vereinten Stämme“ spricht.) Es liegt hier doch schon eine innerliche Lockerung der Stammestheorie vor.

¹ Ein solches in sich geschlossenes und zusammenhängendes Leben des dorischen Stammes kennen wir ja geschichtlich überhaupt nicht.

² Sehr schön sagt Ranke, polit. Gespräch, (Werke, 49/50) S. 322: „Denke dir die Aristokratie nach allen ihren Prädikaten, niemals könntest du Sparta ahnen.“

³ Die nahe Verwandtschaft der kretischen Institutionen mit den spartanischen ist ja allerdings nicht zu leugnen. Die dorischen Eroberer von Kreta und von Lakonien müssen gewiß in besonderen Beziehungen zueinander gestanden haben. Jedenfalls aber dürfen wir diese besonderen Berührungen, wie wir sie auch erklären mögen, nicht ausschließlich oder vorwiegend als Wirkungen eines allgemeinen dorischen Prinzips betrachten.

Adelsstaates in ihrem eigenen Kreise auszubilden. Die Bedeutung, die z. B. der nichtdorische Adel von Chalkis in dem Gesamtleben und der Gesamtkultur der griechischen Adelszeit gewonnen hat, kann schon als gewichtiges Argument gegen eine einseitig führende Rolle, die dem dorischen Stamme an sich für die Entwicklung des Adelsstaates zugeschrieben wird, geltend gemacht werden.¹ Das entscheidende Moment liegt eben in den gesellschaftlichen Tendenzen des adligen Lebens als solchen, Tendenzen, die von einer bestimmten Stammeszugehörigkeit unabhängig sind.²

Der Gegensatz zwischen dorischem und jonischem Wesen ist gewiß ein bedeutsamer in der griechischen Geschichte. Aber die großen Unterschiede der Entwicklung, insbesondere in bezug auf das staatliche Leben, lassen sich nicht völlig in diesen Gegensatz einbegreifen. Viel eher würde hier der Gegensatz zwischen europäisch-festländischem und asiatischem, zwischen mutterländischem und kolonialem Wesen in das Gewicht fallen. Daß auf jonischem Boden sich staatliches Leben und Denken viel weniger intensiv ausgestaltet hat, liegt in der geographischen Situation und den geschichtlichen Bedingungen, unter denen sich das Joniertum entwickelt hat, begründet. Das jonische Element bezeichnet ja, soweit sein Einfluß in der Geschichte der griechischen Kultur erkennbar ist, das den fremden, namentlich asiatischen Einwirkungen vornehmlich aufgeschlossene griechische Wesen, das in seiner Zersplitterung wenig zu stärkeren staatlichen Bildungen gelangt ist. Aber diese jonische Eigenschaft ist nicht unbedingt auf den Kreis des jonischen Stammes als solchen beschränkt, sondern sie ist das Ergebnis der besonderen geographischen und geschichtlichen Lage des kleinasiatischen Griechentums überhaupt.³ Der Mangel an politischer Konzentration steht — als Folge und Ursache zugleich — mit der frühen Entwicklung des Individualismus im Zusammenhang. Dieser In-

¹ Wenn die früher erwähnte Vermutung von Helbig über den Einfluß, den der Adel von Chalkis auf die Ausbildung der griechischen Hoplitentaktik ausgeübt habe, das richtige trifft, so wird obiges Argument noch verstärkt.

² Ich halte demzufolge die Auffassung von J. Burckhardt, der in dem agonalen Menschen einen allgemeinen Typus griechischer Entwicklung, vornehmlich in einer bestimmten Periode, sieht, für zutreffender als die Ableitung der Adelsethik aus dem dorischen Stammescharakter. Diese agonalen Bestrebungen haben zunächst vor allem in der Adels Herrschaft ihre Grundlage. Sparta spielt in dem agonalen Wesen als solchem keine führende Rolle.

³ Vgl. auch v. Wilamowitz, Gr. Literaturgesch.³ S. 307f.

dividualismus hat die rapide Entfaltung der äußeren und geistigen Kultur auf dem kolonialen Boden, zugleich auch eine außerordentlich starke Mischung verschiedener Elemente zur Voraussetzung. So hat sich hier schon verhältnismäßig früh ein eigener Charakter des griechischen Lebens ausgebildet, der auch das staatliche Schicksal wesentlich bestimmt hat. Umgekehrt hat wieder die äußere Lage der griechischen Städte Kleinasiens, der Druck der großen binnländischen Mächte, dazu beigetragen, die individualistischen Tendenzen in einer eben für die kleinasiatische griechische Kultur charakteristischen Höhe auszubilden. Andererseits darf man auch nicht vergessen, daß gerade solche auf Einheit und harmonische Gestaltung der Welt gerichtete Denker, wie Xenophanes und Pythagoras, Jonier waren. Und die Bedeutung, die Heraklit¹ dem Gesetze in seiner schützenden und zusammenhaltenden Kraft beimißt, zeigt, daß auch dem jonischen Boden die Idee einer gemeinsamen staatlichen Ordnung als des stärksten Bollwerks menschlichen Lebens durchaus nicht fremd war.²

Unter allen hellenischen Staaten ist der spartanische derjenige, in dem die alles beherrschende Macht des Staatsgedankens am schroffsten ausgeprägt ist. Nirgends sonst auf hellenischem Boden findet die Einheit des Staates einen so starken und ausschließlichen Ausdruck in der Einheit der Gesellschaft, dem gemeinsamen Leben des herrschenden Bürgertums. Eben darin ist auch die Wahlverwandtschaft des spartanischen Staatswesens mit den idealistischen Staatskonstruktionen, namentlich denen Platons, begründet, die durchaus nicht bloß auf den reaktionären Anschauungen der Philosophie des 4. Jahrhunderts beruht.³ Der spartanische Bürger ist in Wahrheit nichts anderes als ein Teil des Staates. Die Zwecke des politischen Lebens drängen alle übrigen Aufgaben und Werte zurück. Nirgend anderswo ist das staatliche Leben des einzelnen Bürgers so unbedingt verwirklicht als in Sparta. Nirgend anderswo ist eben deshalb auch als unumgängliche Voraussetzung für die Durchfüh-

¹ In den schon angeführten Fragmenten 114. 44.

² Neuerdings meint v. Wilamowitz (Nordjon. Steine S. 71), daß der Grund für die Organisation des griechischen Staates in Jonien gelegt worden sei, nicht anders als für Poesie und Philosophie.

³ Es ist überhaupt unrichtig, zu meinen, daß Platons politisches Denken einseitig vom spartanischen Staate aus — als der Norm für die Gestaltung staatlicher Verhältnisse — bestimmt worden sei. Die Kritik, die er im „Staat“ VIII p. 545 ff. von dem spartanischen Staate als dem Repräsentanten des

rung dieses ausschließlich staatlichen Lebens die Unfreiheit einer dem herrschenden Bürgertum dienenden Bevölkerung so einseitig durchgeführt. Auch die wirtschaftliche Organisation ist durchaus durch die allgemeinen Zwecke des Staates, bedingt.¹ Der einzelne Bürger gewinnt durch die Freiheit von der wirtschaftlichen Tätigkeit die Möglichkeit, sich ganz dem staatlichen Leben zu widmen.² Wie er keine privaten Lebenszwecke neben den staatlichen kennen soll, so soll er auch keine Beschäftigung ausüben, die nicht durch die gemeinsamen Interessen und Aufgaben des Staates bestimmt ist.³

Wenn K. O. Müller den spartanischen Staat deshalb besonders verherrlicht hat, weil in ihm das ursprüngliche dorische Wesen als Repräsentant des wahrhaft hellenischen am reinsten und kräftigsten erhalten geblieben sei, ist man in der neueren Forschung vielfach geneigt, zu betonen, daß Sparta in seinen Institutionen ein besonders

φιλόνηκόν τε καὶ φιλότιμον gibt, ist außerordentlich fein und eingreifend. Die gesellschaftlich-eigennützigen Tendenzen des spartanischen Bürgertums werden hier tief erfaßt. Auch hat das Urteil des Aristoteles, daß der spartanische Staat nur auf einen Teil der Tugend gerichtet sei, ja schon die Ausführungen Platons, Gesetze 625 ff. 705 d, zur Voraussetzung.

¹ K. J. Neumann (H. Z. 96 S. 1 ff.) hat diese wirtschaftliche Organisation des spartanischen Staates in sehr instruktiver und anregender Weise dargelegt. Er hat gewiß darin recht, daß die wirtschaftliche Stellung der Heloten dem Hörigkeitsverhältnis, wie es uns sonst auf dem Boden der Grundherrschaft entgegentritt, analog ist. Die Stellung der spartanischen Herren selbst gegenüber den Heloten als Grundherrschaft zu bezeichnen trage ich deshalb einiges Bedenken, weil die Grundherrschaft in der Regel aus persönlichen Abhängigkeitsbeziehungen hervorwächst. In Sparta ist aber das Charakteristische die einheitliche und gleichmäßige Regelung durch die Staatsgewalt und die — wenigstens in der Absicht der spartanischen Verfassung liegende — starke Aufsaugung der privatwirtschaftlichen und persönlich-herrschaftlichen Interessen durch die Zwecke des Staates. (Wenn in Athen, wie es Swoboda, Beitr. z. griech. Rechtsgesch. 1905 S. 248 ff., wahrscheinlich gemacht hat, grundherrschaftartige Verhältnisse bestanden haben, so möchte ich diesen doch — hier nicht ganz in Übereinstimmung mit Swoboda S. 251 — den Charakter persönlich begründeter, wenn auch vielleicht gleichmäßig geregelter, Abhängigkeitsbeziehungen zuschreiben). Immerhin — darin hat Neumann recht — zeigt das, was wir von der Abhängigkeit ganzer Bevölkerungsschichten von den erobernden Herren in verschiedenen griechischen Staaten erfahren, in wie weitem Umfange ursprünglich bei diesen Abhängigkeitsverhältnissen die staatliche Regelung mitgewirkt haben wird.

² Das ist die *ἀφθονία σχολῆς*, von der Plutarch v. Lyc. 24 spricht (vgl. auch die *ἀσχολία τῶν καλῶν* Plut. Agis 5).

³ Vgl. Plut. v. Lyc. 25.

primitives Stadium der allgemeinen hellenischen Entwicklung bezeichne.¹ Der spartanische Staat ist nach dieser Ansicht gegenüber den sonstigen Fortschritten der hellenischen Kultur auf einer altertümlichen Stufe zurückgeblieben. Hierin liegt insofern etwas Berechtigtes, als sich gewiß manche altertümliche Züge in Leben und Staat der Spartaner bewahrt finden. Aber damit ist das geschichtliche Wesen des Spartanertums nicht in der Tiefe getroffen. Vielmehr zeigt der spartanische Staat den Charakter eines auf das höchste gesteigerten staatlichen Wollens. Es ist der Wille zur Macht, zur Herrschaft, der hier vor allem zum Ausdruck gelangt. Diesem Herrschaftszwecke dient die militärische Organisation des Staates², die kriegerische Durchbildung des gesamten Lebens. Die Sittespielt

¹ Besonders entschieden hat diese Auffassung E. Meyer geltend gemacht; vgl. z. B. Gesch. d. Altert. II S. 281. 297f. 320ff. Sehr eingehend hat die Berührungen des spartanischen Lebens mit den primitiven Völkern aufzuspüren versucht Nilsson, Klio XII S. 308ff. Aber auch Nilsson sieht sich dann genötigt — in wesentlicher Übereinstimmung mit der von mir vertretenen Anschauung —, „das Eingreifen einer bewußt ordnenden Hand“ im spartanischen Staat anzunehmen.

² B. Keil, Staatsaltertümer, S. 316 sagt: „Im übrigen haben die spartanischen Dorer die Entwicklung zur Polis im eigentlichen Sinne nicht mitgemacht, sondern sind bei der Begründung ihres Staates auf der alten Heeresverfassung stehen geblieben; sie leben *στρατοπέδον δίκην*, als Heergemeinde“. Diese Auffassung trifft, wie mir scheint, doch nicht das Wesen der Sache. Formal ist es ja richtig, daß Sparta nicht eigentlich eine Stadt war, sondern „nach althellenischer Art“ aus 5 *κῶμαι* bestand (Thuk. I 10, 2). Aber das ändert nichts daran, daß der Konzentration des staatlichen Lebens, die im lakedämonischen Staate bestand, auch eine räumliche Konzentration entsprach, daß in dem Ort Sparta die Gesamtheit der 5 *κῶμαι*, die Herrschaft über das ganze Land vereinigt war. Die Gründung des spartanischen Staates bezeichnet einen *συννομικός*, der die Aufteilung des Landes an das in Sparta konzentrierte herrschende Bürgertum bewirkt. Auch bedeuten die Phylen, in die der spartanische Staat, gewiß vor allem zu militärischen Zwecken, eingeteilt war, eine Neuorganisation des Staates, also eine Weiterentwicklung der ursprünglichen Heergemeinde. In der sog. großen lykurgischen Rhetra, deren Wert m. E. durch E. Meyers Darlegung (Forsch. z. alten Gesch. I 261ff.) nicht beseitigt ist, kommt die Neuorganisation als konstitutiver Akt des spartanischen Staates treffend zum Ausdruck. (Über diese Organisation im allgemeinen hat K. J. Neumann in dem schon erwähnten Aufsätze eingehende und sehr lehrreiche Erörterungen angestellt.) Die Auffassung J. Burckhardts, daß „das neue, raffinierte Sparta“ einen „ganz besonderen Höhepunkt der vollendeten Polis“ darstelle (Gr. Kulturgesch. I, S. 110, vgl. auch S. 98), bleibt zu Recht bestehen.

gewiß in Sparta eine wichtige Rolle wie kaum in einem anderen hellenischen Staate. Aber sie ist nicht mehr der naturwüchsige Ausdruck eines in seiner ursprünglichen Einfachheit noch ungebrochenen einheitlichen Lebens, sondern vor allem das Ergebnis bestimmten gesetzgeberischen Willens.¹ Die in Sparta herrschende Einförmigkeit und Gleichheit des Lebens sind den Herrschaftszwecken des Staates dienstbar gemacht. Die Sitte ist zugleich Gesetz des Staates. In einer das ganze Leben der spartanischen Bürger von früh auf meisternden gemeinsamen Erziehung und Zucht werden unter zweckbewußter Leitung des Staates die Tugenden ausgebildet, die diesen selbst dauernd stark und mächtig machen sollen, die Tapferkeit und Eintracht der Bürger. Diese Tugenden werden schon von einem antiken Autor² als die Grundpfeiler des spartanischen Staates, als die Grundlagen für die Freiheit seines Bürgertums bezeichnet. Was ist aber gerade in Sparta diese Freiheit anders als der Anteil des Bürgertums an der Herrschaft und Macht des Staates?

Gewiß war das Ideal der kriegerischen Mannestüchtigkeit, das den spartanischen Bürger beseelte, nicht auf den spartanischen Staat beschränkt. Auch fehlte es in anderen Staaten, wie den Adelsstaaten von Chalkis oder Korinth, nicht an politischen Machtbestrebungen. Diese verbanden sich hier auf das engste mit den Herrschaftsbestrebungen des Adels. Aber das, was für den spartanischen Staat charakteristisch ist, suchen wir hier vergebens: die Stärke des Staatsgedankens, der das gesamte Leben des Bürgertums durchdringt und die verschiedenen Generationen untereinander verbindet, das völlige Aufgehen des Bürgers in dem Zusammenhang eines über das Einzelleben hinausreichenden, es unbedingt beherrschenden Ganzen.³

Der athenische Staat zeigt der Einförmigkeit spartanischen

¹ Damit ist natürlich nicht gesagt, daß nun der gesamte νόμος Spartas auf einen Akt und auf einen Gesetzgeber zurückgehe. Wahrscheinlich haben verschiedene Persönlichkeiten und der Machtinstinkt des herrschenden spartanischen Bürgertums zusammen gewirkt. Unrichtig ist es aber jedenfalls, wie es Toepffer tut (Beitr. z. griech. Altertumswissenschaft, S. 357 f.), die staatliche und gesellschaftliche Ordnung des spartanischen Staates von einander zu scheiden.

² Ephoros frg. 64 (b. Strabo X 480 = Diod. VII 14, 3. Polyb. VI 46, 7).

³ Es ergibt sich aus obiger Darlegung, daß und inwiefern ich die Anschauung von Wilamowitz, Staat u. Gesellschaft d. Griechen S. 80, daß der spartanische Staat durch dieselben Kräfte erzeugt sei, die im 8. und 7. Jahrhundert überall tätig seien, nicht für zutreffend halten kann.

Lebens gegenüber eine größere Beweglichkeit, innere Freiheit und Vielseitigkeit der Kultur. Das individuelle Leben wird hier nicht so durch den Staat aufgesogen, wie in Sparta, das private Dasein des Bürgers geht nicht in gleichem Maße in staatlicher Beschäftigung auf.¹ Aber auch dem athenischen Bürger stellen sich die Zwecke sittlicher Gemeinschaft überhaupt vor allem in den Aufgaben staatlichen Gemeinschaftswesens dar. Die Polis bestimmt mit ihren Kräften und Ordnungen die Richtung und den Inhalt des Einzel Lebens des Bürgers.

In der geschichtlichen Entwicklung Athens tritt die verbindende Macht des Staatsgedankens lebendig und eindrucksvoll hervor. Bereits in der politischen Tätigkeit Solons können wir deutlich die innere Kraft dieser Staatsidee wahrnehmen. In seiner Gesetzgebung finden wir auch schon die Anfänge eines wirtschaftlichen Gesamt Lebens des Staates als solchen, in der staatlichen Regelung dieses wirtschaftlichen Lebens gewisse Ansätze einer merkantilistischen Politik auf dem Boden der Polis. Die Tyrannis des Peisistratos läßt — bei allem persönlichen Charakter seiner Herrschaftsbestrebungen — die Richtung einer spezifisch attischen Politik und Kultur erkennen. Es ist das Große an dem peisistrateischen Regiment, daß es sich als ein wichtiges Glied der geschichtlichen Gesamtentwicklung des athenischen Staates, — die eben mehr als die anderer hellenischer Staaten einen kontinuierlichen Zusammenhang aufweist, — einfügt. In der Verfassung des Kleisthenes erhebt sich die Idee eines gesamtstaatlichen attischen Bürgertums als entscheidende Grundlage des politischen Lebens, als einigende Macht über allen politischen und gesellschaftlichen Gegensätzen. In der Zeit der Perserkriege gewinnt dann dieses durch Kleisthenes geschaffene neue Fundament des Staates durch die demokratische Großmachtpolitik des Themistokles seine volle politische Wirkungskraft.

Es ist leicht zu erkennen, welche Bedeutung die Idee eines wahrhaft gesamtstaatlichen Bürgertums in der inneren Entwicklung Athens gerade zur Zeit seiner höchsten Blüte gewonnen hat. Die Eunomia wird hier zur Isonomia, der gleichen Teilnahme aller dem Staate angehörenden Bürger an der gesetzlichen Ordnung.² Ein Ge-

¹ Vgl. Perikles bei Thuk. II 40, 2: „ἐν τε τοῖς ἀντοῖς οἰκίῳν ἅμα καὶ πολιτικῶν ἐπιμέλεια“.

² Die Isonomia wird besonders gepriesen von Euripides Suppl. v. 403 ff.; namentlich v. 429 ff.; vgl. auch Phoen. v. 538 ff. Eine bezeichnende Stelle ist

danke von unvergänglichem Wert. Er bezeichnet die ideale Grundlage der griechischen Demokratie. Nirgends auf griechischem Boden finden wir diesen demokratischen Gedanken in seiner Größe so lebendig, wie in der athenischen Demokratie des 5. Jahrhunderts. Der Nomos, der die Polis zusammenhält, soll in seiner schützenden und fördernden Kraft allen Bürgern zugute kommen. Die Isonomie sichert das Recht jedes einzelnen Bürgers auf Schutz durch die gesetzliche Ordnung, aber sie enthält zugleich auch die Verpflichtung, zur Verwirklichung dieser Ordnung im Staatsleben mitzuwirken.¹ Wohl soll, wie es Thukydides den Perikles im Logos Epitaphios aussprechen läßt², auf der Grundlage der Isonomie jeder

weiter die bekannte Herodots III 80. Auch auf Plut. Thes. 24f. darf hingewiesen werden. Hirzel, Themis, Dike usw. S. 242 ff., der die Zustimmung Swobodas, Staatsaltert. 106, gefunden hat, sieht in Wort und Begriff der *ἰσονομία* die Bezeichnung einer Ordnung, die „τὰ ἴσα νέμει“, lehnt also den Zusammenhang mit *νόμος* ab. Ich halte diese Deutung für unzutreffend. Schon die Parallelbildungen: *ἐννομία* auf der einen Seite, wo der Zusammenhang mit *νόμος* unbestreitbar vorliegt, und *ἰσοψηφία*, *ἰσοτιμία*, *ἰσηγορία* auf der anderen Seite, genügen m. E., die Erklärung als unhaltbar erkennen zu lassen. — Wenn man neuerdings hervorgehoben hat, daß die *ἰσονομία* an sich älter sei als die Demokratie (vgl. Swoboda S. 106, 6 und die dort angeführten Darlegungen von Hirzel und B. Keil), so dürfen wir dies in gewissem Sinne zugeben. Es gab auch eine *ὀλιγαρχία ἰσόνομος*; vgl. z. B. Thuk. III 62, 3. Aber andererseits kann doch nicht verkannt werden, daß erst im demokratischen Staate, vor allem dem athenischen, die Idee der Isonomie ihre das staatliche Leben beherrschende und bestimmende innere Kraft gewonnen hat. (Vgl. übrigens auch die von Swoboda selbst S. 105 gegebenen Hinweise auf die Identität von Demokratie und Isonomie.) Mir scheint es, daß die neuere Forschung, in dem an sich berechtigten Bestreben, die Zusammenhänge zwischen Aristokratie und Demokratie in der Entwicklung des griechischen Staates hervorzuheben, bisweilen dazu neigt, die Bedeutung des Neuen in der Demokratie zu sehr abzuschwächen. Die für die Ausdehnung der *πολιτεία* auf den *δημος* zu Hilfe genommene Fiktion der gleichen Abstammung, die nach B. Keil S. 337 anzeigt, daß bei dieser Ausdehnung nach aristokratisch-gentilizischem Prinzip verfahren wurde, war, wie auch Keil selbst andeutet, nicht das primäre und entscheidende Moment für die Ausbildung der Demokratie. Sie diente der Verbindung des Neuen mit dem bisher Bestehenden, der Legalisierung der demokratischen Neubildung. (Sie knüpfte übrigens doch auch an ältere Traditionen der Stammesverfassung an, die über die Zeit des eigentlichen Adelsstaates hinaufreichen.) Zu weit geht es jedenfalls, wenn ganz neuerdings F. Schultheß, P.-W. VIII S. 2254, die Demokratie anscheinend nur als die Kopie der alten, echt aristokratischen Gleichheit gelten lassen will.

¹ Ähnlich beurteilt die Idee der Isonomie E. Schwartz, Jahrb. d. freien deutschen Hochstifts 1906, S. 66f. ² Thuk. II 37, 1.

einzelne nach seinen besonderen Kräften und seinen besonderen Verdiensten dem Staate gegenüber geehrt werden und zu besonderer Wirksamkeit gelangen. Die Gleichheit des Rechtes soll also mit der freien Entfaltung persönlicher Fähigkeit und persönlichen Verdienstes verbunden sein. Aber als unbrauchbar wird derjenige Bürger angesehen, der sich den gemeinschaftlichen Aufgaben des Staatslebens entzieht.¹ Die Voraussetzung des gleichmäßigen Schutzes des einzelnen Bürgers durch die gesetzliche Ordnung ist eben nicht bloß der passive Gehorsam, der dieser entgegengebracht wird, sondern im tiefsten und letzten Sinne die aktive Teilnahme jedes Bürgers an dem gemeinsamen Leben des Staates, das durch die einheitliche staatliche Ordnung repräsentiert wird. Bei aller Mannigfaltigkeit der besonderen Kräfte und Lebensbetätigungen wird diese Einheit als die ideale Grundlage des Einzeldaseins der Bürger empfunden. Das stärkere Erwachen geschichtlichen Bewußtseins, das die große Erhebung der Griechen gegen Persien vor allem auf athenischem Boden zur Folge hat, dient, solches Empfinden der Gemeinschaft zu steigern.

Die Einheit des staatlichen Lebens ist im wesentlichen zugleich Einheit der geistigen Kultur. Zwar wird die moderne realistische Erforschung antiker Verhältnisse die Frage aufwerfen müssen, wie

¹ Thuk. II 40, 2. Auf einer völligen Verkennung des perikleischen Staatsideals scheint es mir zu beruhen, wenn Pohlenz, „Aus Plato's Werdezeit“ S. 240 meint, für Perikles bilde das Recht des Individuums den Ausgangspunkt, der Staatsverband werde möglichst lose gestaltet, damit er der Entfaltung der individuellen Talente nicht hemmend in den Weg trete. Im Gegenteil: die Entfaltung der individuellen Talente soll der Größe, der inneren Lebendigkeit und Macht des Staates dienen. Wilamowitz, Reden u. Votr.³ S. 226 bezeichnet den „Geist, der aus dem Epitaphios des Thukydides spricht“ als „den Geist der jonischen Philosophen, nur nach der politisch sozialen Seite gewandt“. Hierin liegt wohl insofern etwas Richtiges, als der Einfluß der philosophischen Aufklärung nicht bloß bei Thukydides selbst, sondern auch schon bei Perikles unverkennbar ist und die allgemein rationale Begründung der persönlichen Auffassung in der Lebensanschauung des großen athenischen Staatsmannes vielleicht stärker hervorgetreten sein wird, als wir es in der Gedankenwelt etwa des Aeschylos und seiner Generation annehmen dürfen. Aber das kann doch nicht zweifelhaft sein und geht aus der Rede des thukydideischen Perikles deutlich genug hervor, daß die Gemeinschaftsidee der Polis, wie sie gerade auf athenischem Boden herangereift war, auch für den leitenden Staatsmann der perikleischen Zeit, den Freund und Schüler des Anaxagoras, die Voraussetzung seines politischen Denkens und Handelns gebildet hat.

weit wirklich die Masse des athenischen Bürgertums mit den idealen Kräften und Werten geistiger Kultur, die damals in Athen emporblühte, durchdrungen werden konnte. Das Bild, das die attische Komödie von dem derben Wesen und den groben Instinkten des Demos zeichnet, muß gewiß einer etwa am Logos Epitaphios des Perikles vornehmlich orientierten Auffassung des attischen Bürgertums zur Ergänzung und Korrektur dienen. Aber mögen wir auch die Bildungsunterschiede der perikleischen Zeit als noch so große annehmen, das Bewußtsein des einheitlichen Grundes dieser Kultur ist unstreitig in dem Gesamtbürgertum lebendig gewesen. Der reifste Ausdruck des Kulturlebens der Polis, die attische Tragödie, stand ja schon dadurch, daß sie in dem Mythos wurzelte¹, mit dem geistigen Leben des Volkes in engem Zusammenhang. Das gemeinsame Empfinden des Bürgertums fand vor allem in dem Chor der Tragödie als dem Repräsentanten öffentlicher Meinung und allgemeiner menschlicher Erfahrung seinen gesteigerten poetischen Ausdruck. Es ist doch wohl das Größte in Perikles' Staatsleitung, daß er bestrebt war, mit den Mitteln des Staates das Bewußtsein einheitlicher Kultur im athenischen Volk zu wecken und zu stärken. Was anders bedeutete die Gewährung von Schaugeldern an die Bürger als den Versuch, für die souveräne Gewalt des Demos einen inneren Rechtstitel und eine tiefere Grundlage in der geistigen Kulturgemeinschaft, die das athenische Bürgertum in lebendiger Teilnahme an den großen Schöpfungen attischen Geistes darstellen sollte, zu schaffen?²

Der spartanische und athenische Staat repräsentieren in ihrer großen Entwicklung — allerdings in verschiedener Ausprägung — besonders eindrucksvoll die Macht, die der staatliche Gemeinschaftsgedanke in der griechischen Polis gewonnen hat. Das Einzelleben des Bürgers ist einem starken Zusammenhange eingefügt, der es mit seiner schützenden Ordnung trägt und mit seiner inneren Kraft

¹ Die Bedeutung des Mythos für die griechische Kultur ist von J. Burckhardt im ersten Kapitel seiner griechischen Kulturgeschichte besonders schön und tief behandelt worden.

² Man wird mit Recht betonen dürfen, daß die Teilnahme an den großen dramatischen Aufführungen in Athen ursprünglich zugleich eine religiöse Pflicht des Bürgertums war, da das attische Drama aus der Religion hervorgewachsen ist (vgl. vor allem v. Wilamowitz, Einleitung in d. griech. Tragödie). Aber die gesamte attische Kultur stand ja in dieser ersten großen Zeit der Demokratie mit der Religion in engstem Zusammenhang.

erfüllt. In der Herrschaft des Nomos sehen wir ein Ideal staatlichen Lebens, von dem zugleich auch in der geschichtlichen Wirklichkeit ein starker, belebender und reiche Kräfte erweckender Einfluß ausgegangen ist. Aber neben dieser Idealgestalt des Staates steht noch eine andere Gestalt, die unser historisches Interesse in nicht geringerem Grade auf sich zieht. Sie bedeutet die Herrschaft der Gesellschaft im Staate.

Die enge Verbindung der gesellschaftlichen Tendenzen mit dem staatlichen Leben, die Verschmelzung der herrschenden Gesellschaft mit dem Staate selbst tritt uns selten in der Geschichte so deutlich und charakteristisch vor Augen wie gerade in der hellenischen Polis. Sie steht in einem besonders tiefen und innerlichen Zusammenhang mit dem Wesen der Polis.

Der gesellschaftliche Charakter der griechischen Polis drückt sich vor allem bezeichnend aus in der einseitigen Abhängigkeit, in der sich der Staat von dem jeweiligen Bestande des Bürgertums befindet. Die gegenwärtig im Staate herrschenden Bürger bilden den Staat selbst.¹ Der Staat wird, wie es Aristoteles ausspricht², ein anderer, wenn seine Politeia sich ändert, d. h. im wesentlichen, wenn das die Staatsgewalt ausübende Bürgertum ein anderes wird, der Kreis des herrschenden Bürgertums sich in aristokratischem oder monarchischem Sinne verengt oder in demokratischem erweitert. So bedeutet der persönliche Bestand des Bürgertums die wichtigste, ja fast einzig notwendige Grundlage des Staates.

Die Begründung des staatlichen Gesamtlebens auf die persönliche Betätigung der Bürger bezeichnet im idealen Sinn die Stärke der Polis. Aber darin, daß das herrschende Bürgertum nun das Leben des Staates ganz in sein eigenes hineinzieht, jenes zum Ausdruck seiner vornehmlich auf die Gegenwart gerichteten Interessen und Bestrebungen macht, liegt die große Gefahr der Entwicklung. Ist die Kraft eines die gegenwärtigen gesellschaftlichen Tendenzen über-

¹ Inwieweit der Charakter der πόλις als des Staates der πολῖται ursprünglich auf das Stammesprinzip zurückgeht (B. Keil, Staatsaltertümer S. 312), können wir unerörtert lassen. Wir haben uns hier an die Tendenzen und Kräfte zu halten, die uns in dem wirklichen geschichtlichen Leben der Polis als die bestimmenden entgegentreten.

² Polit. III 1276 b 1 ff. Der hier geäußerte Gedanke des Aristoteles steht zugleich im Zusammenhang mit der, tief in der geistigen Anschauung der Griechen wurzelnden, Überschätzung der Form. Hierüber darf ich wohl auf meine H. Z. Bd. 83, S. 206 ff. gegebenen Ausführungen verweisen.

dauernden und den gegenwärtigen Bestand des Bürgertums übertragenden geschichtlichen Gemeinschaftslebens im griechischen Staate stark genug gewesen, diese Gefahr zu überwinden?¹ Wir dürfen nicht übersehen, daß auch die idealen Tendenzen und Kräfte des griechischen Staates doch nur auf einer einseitigen Grundlage zur Geltung gelangen. Über den Bürgern der Polis steht nicht eigentlich

¹ Es dürfte hier am Platze sein, einige erläuternde Bemerkungen hinzuzufügen, um den Sinn, in dem ich in meiner Darstellung den Begriff der Gesellschaft gebraucht habe, zu veranschaulichen und zugleich zu rechtfertigen. Dies erscheint mir um so notwendiger, als vielfach gerade bezüglich dieses Begriffes und seines Verhältnisses zum Begriffe der Gemeinschaft ein großes Schwanken der Auffassungen herrscht. Wir werden durch die geschichtliche Betrachtung hier zu einer klareren Erkenntnis kommen als auf dem Wege soziologischer Spekulation. Allerdings wird es wohl unmöglich sein, den Begriff der Gesellschaft bei seiner umfassenden Ausdehnung und Vieldeutigkeit bestimmt zu fixieren und klar zu definieren. Die folgenden Bemerkungen sollen deshalb nur einer allgemeinen Orientierung über die von mir vertretene Anschauung dienen. Darüber kann an sich kein Zweifel sein, daß der Begriff der Gesellschaft in seinem weitesten Umfange das Gebiet des staatlichen Lebens mit umfaßt. Aber die historische Betrachtung hat vor allem ein Interesse an dem Unterschied, bzw. dem Gegensatz der in engerem Sinne gesellschaftlichen Bestrebungen und der staatlichen Bildungen und Tendenzen. Wenn wir von Gesellschaft im engeren Sinne reden, so sind hier die entweder von Natur bestehenden oder durch die Kultur, vor allem auch das wirtschaftliche Leben, geschaffenen Verbindungen der menschlichen Individuen auf Grund ihrer wesentlich gleichartigen Interessen, Eigenschaften, Anschauungen und Bestrebungen zu verstehen. Es ist der allgemeine, eben gesellschaftliche Charakter der Individuen, der in dieser Summierung des Gleichartigen zur Geltung gelangt, nicht die Besonderheit ihres Wesens. In diesem Sinne sprechen wir von einer ritterlichen oder adligen, einer höfischen, einer gebildeten, einer industriellen, kapitalistischen Gesellschaft usw. Damit sind stets die gleichartigen Voraussetzungen gemeint, die dem Leben der einzelnen dieser Gesellschaftsklassen angehörenden Individuen zugrunde liegen, die in den Bestrebungen und Anschauungen der Gesamtheit zum Ausdruck kommen. Im gleichen Sinne dürfen wir von einer aristokratischen und demokratischen Gesellschaft reden. Dagegen vermögen wir den Begriff der Gesellschaft z. B. nicht auf das nationale Gesamtleben anzuwenden. Dieses können wir nur als ein Gemeinschaftsleben bezeichnen. Für den Begriff der Gemeinschaft ist es vor allem charakteristisch, daß wir hier an ein Leben denken müssen, das über die Zwecke der Individuen hinausgeht. Die Gemeinschaft gestaltet sich um so reicher und ist um so tiefer begründet, je mehr sie sich auf der Wechselwirkung und dem gegenseitigen Austausch verschiedener Kräfte aufbaut. Sie erhält ihre volle Bedeutung in dem geschichtlichen Leben, das die individuellen Lebenswerte trägt, aber nicht in ihnen aufgeht. In dem rein gesellschaftlichen Charakter eines Klassenstaates ist der stärkste Gegensatz gegen

ein selbständiges Wesen des Staates, das in dessen geschichtlichem Leben begründet und wirksam ist¹, sondern in der Hauptsache ist es nur eine Staatsordnung, vor der sie sich beugen.

Und noch ein anderes Moment kommt in Betracht, das eine Schwäche des griechischen Staates bezeichnet. Es ist die wenig selbständige Entwicklung des territorialen Elementes. Den Griechen fehlte, wie man treffend bemerkt hat², in besonderem Maße der Sinn für die politische Bedeutung des Raumes. Die Polis steht in der engen räumlichen Konzentration ihres staatlichen Lebens von vornherein in einem gewissen Gegensatz zu den Tendenzen staatlicher Erweiterung. Die geographischen Verhältnisse, die einer lokalen Abschließung so günstig waren, haben diesen Charakter der Polis verstärkt. Attika, Lakonien, Böotien sind wohl Beispiele einer territorialen Abrundung, indessen ist diese nur von beschränkter Ausdehnung. Daß die Einheit des Staates auch in der Einheit des Staatsgebietes ihren Ausdruck findet, daß das Territorium eine wesentliche Grundlage der Macht und Hoheit des Staates bildet, ist im politischen Leben der Griechen, wenigstens in der Blütezeit der Polis, wenig zur Geltung gelangt. Die territoriale Grundlage eines Staates

die Idee des nationalen Kulturstaates, der sich in dem geschichtlichen Gemeinschaftsleben der Nation entfaltet, gegeben. Staat und Gesellschaft stehen untereinander in dem Verhältnis beständiger gegenseitiger Beeinflussung. (Vgl. hierüber z. B. auch die lehrreiche Erörterung von Poehlmann, *Aus Altertum und Gegenwart* 2 S. 229f.) Aber je mehr der Staat ein wirkliches Gemeinschaftsleben ausbildet und als selbständige Macht zu einem eigenen Leben, gewissermaßen zu einer eigenen Persönlichkeit gelangt, desto mehr wird er sich von der einseitigen Vorherrschaft gesellschaftlicher Tendenzen emanzipieren. Wenn wir das Wesen der griechischen Polis in der Tiefe verstehen wollen, müssen wir ihren Charakter als Gemeinschaft und ihren gesellschaftlichen Charakter klar voneinander unterscheiden. Dann werden wir auch die eigentümliche Mischung von Gemeinschafts- und Gesellschaftsbestrebungen, wie wir sie z. B. im spartanischen Staate finden, treffender würdigen können. v. Wilamowitz hat in seinen, zum Teil gewiß glänzenden Ausführungen in „Staat und Gesellschaft der Griechen“ dem eigentlich gesellschaftlichen Problem in der Entwicklung des griechischen Staates, wie mir scheint, nicht die Aufmerksamkeit geschenkt, die es verdient.

¹ Es fehlt, wie ich verschiedentlich hervorgehoben habe, nicht völlig an Ansätzen zur Herausbildung eines solchen tieferen geschichtlichen Lebens, vor allem auf athenischem Boden, aber diese Ansätze sind doch zu wenig zu selbständiger und dauernder Wirkung gelangt.

² Ratzel, *pol. Geographie*, 1. Aufl. S. 22. Vgl. im allgemeinen auch Kornemann, *N. Jahrb. f. kl. Alt.* XXI 233 ff.

ist leicht einer Abrundung oder Erweiterung fähig. In der Vergrößerung des Gebietes wächst die Macht des Staatsganzen. Die herrschende Bürgerschaft eines beschränkten Stadtstaates dagegen ist geneigt, in jeder Erweiterung ihres Kreises eine Verminderung ihres Anteils an der Herrschaftsgewalt des Staates, vielleicht auch eine Schwächung der politischen und ethischen Leistungsfähigkeit des Bürgertums als des Trägers des stadtstaatlichen Lebens zu erblicken. Daraus erklärt es sich vor allem, daß z. B. das Herrschaftsstreben der ehrgeizigen Bürgerschaft Athens nur in beschränktem Sinne zu einem Reich, im wesentlichen bloß zur Herrschaft eben dieser Polis über untertänige Gemeinden geführt hat.

Das Zurücktreten des territorialen Elementes, als einer wichtigen Grundlage der Machtentwicklung des Staates, steht im engsten Zusammenhange mit dem einseitigen Aufbau des staatlichen Lebens und der staatlichen Gewalt auf den persönlich-gesellschaftlichen Bestand des Bürgertums. Beide Momente bedingen sich gegenseitig. Der einzelne Bürger ist wirklich im vollen Sinne des Wortes ein Teil des Staates.¹ In den beschränkten räumlichen Verhältnissen der Polis, bei der leicht übersehbaren Zahl ihrer Bürger ist dies an sich viel mehr der Fall als in einem Großstaate, in dem schon die Zahlenverhältnisse der Staatsbewohner und die größere Ausdehnung des staatlichen Gebietes ein anderes Verhältnis des einzelnen Bürgers zum Staatsganzen bedingen.² Die Einheit des Staates drückt sich für die griechische Anschauung hauptsächlich in der Einheit der Gesellschaft, d. h. des herrschenden Bürgertums, aus. Hierin liegt der tiefste Grund für die Exklusivität der griechischen Polis, für ihren Mangel an staatenbildender Kraft nach außen. Der Staat, so sagt Platon, darf nur soweit vergrößert werden, als er noch bei der Vergrößerung ein einheitlicher bleiben kann, d. h. im Sinne Platons,

¹ Dies ist also hier — vom persönlich-gesellschaftlichen Gesichtspunkt aus — anders aufzufassen, als in dem früher (S. 18) dargelegten Sinn. Dort diente die Bezeichnung des Bürgers als eines Teiles des Staates dazu, die unbedingte Herrschaft des Staates über die einzelnen Bürger anzudeuten, hier bringt sie den Vollanteil des Bürgers an den Herrschaftsrechten des Staates zum Ausdruck. Wie bei der Beschränktheit der Zahl des vollberechtigten Bürgertums die Rücksicht auf die Erhaltung seines numerischen Bestandes geradezu eine wichtige Norm für die auswärtige Politik des Staates geworden ist, zeigt Sparta in besonders charakteristischer Weise.

² Natürlich wird damit nicht der Einfluß in Frage gestellt, den die einzelne Persönlichkeit als solche auf das Gesamtleben auch eines großen Staates ausüben kann.

als noch die Möglichkeit eines persönlichen Zusammenwirkens der Bürger zur Erfüllung des gemeinschaftlichen Staatszwecks vorhanden ist.¹ Platon spricht hier aus dem idealen Gesichtspunkt der Begründung wahrhaften staatlichen Gemeinschaftslebens. Aber die von ihm geforderte Selbstbeschränkung der Polis charakterisiert in anderer Hinsicht zugleich das tatsächliche Verhalten des griechischen Bürgertums in seinen gesellschaftlichen Herrschaftsbestrebungen und seiner Abschließung nach außen. Der Erweiterung und Machtentwicklung des Staates wird durch das Bedürfnis, den einheitlichen, exklusiven Charakter des herrschenden Bürgertums festzuhalten, eine Grenze gesetzt.

Die Neigung, die Einheit des Staatswesens in der Einheit der Gesellschaft (der herrschenden Bürgergemeinde) zum Ausdruck zu bringen, wurzelt, so fassen wir zusammen, tief in dem eigentümlichen Wesen der Polis. Sie findet ihre Begründung in der räumlichen Beschränkung des Stadtstaates, in der unbedingten Bindung der staatlichen Gemeinschaftsidee an den engen Kreis eines in seiner persönlichen Tätigkeit den Staat darstellenden Bürgertums. Die verbindende Macht, die in dem gemeinsamen staatlichen Leben als der höchsten Betätigung sittlicher Kultur für den hellenischen Menschen liegt, gelangt in der beschränkten Sphäre des Stadtstaates zu besonders starker aber zugleich einseitiger Wirkung.² Das staatliche Lebensideal sucht in einer möglichst sinnfälligen Einheit, zum Teil geradezu Gleichheit des Lebens seine Verwirklichung. Die unbedingte Vorherrschaft des staatlichen Lebenszweckes gegenüber allen anderen Lebenswerten, der staatlichen Betätigung (des *πολιτικός βίος*) gegenüber allen anderen Beschäftigungen, eine Vorherrschaft, die wenigstens als Ideal die voll ausgebildete Polis charakterisiert, drängt in gewissem Sinne auf einen einheitlichen idealen Lebens-typus hin, der als ein mächtiges Ferment auch der tatsächlichen Vereinheitlichung der im Staate herrschenden Gesellschaft gelten kann. Was in der adligen Gesellschaft gleichsam als der naturwüchsige Ausdruck gleicher Lebensstellung, gleicher Anschauungen und Bestrebungen erscheint, wird in der durch reichere staatliche Aufgaben erweiterten und vertieften Polis zu einer Forderung, die in den

¹ Vgl. den ähnlichen Gesichtspunkt bei Arist. Pol. 1326 b 16.

² Vgl. zum folgenden auch die, von anderen Gesichtspunkten ausgehende, sehr lehrreiche Darstellung von Poehlmann, *Gesch. d. sozialen Frage u. d. Sozialism. in d. ant. Welt* I² S. 143 ff.

tatsächlichen Verhältnissen nur mehr oder weniger annähernd erfüllt wird. Die Idee eines gleichartigen Bürgertums ist mit der Polis selbst gegeben. Die gleichartige Tugend¹ und gleichartige staatliche Betätigung dieses Bürgertums bilden das wesentliche Fundament der Einheit des Staates. Die räumliche Enge, in der sich dieses Bürgertum bewegt, die nahe persönliche Berührung zwischen den Bürgern des Staates lassen alles Trennende, alles, was die Einheit des Lebens stört und gefährdet, besonders scharf hervortreten. Die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Gegensätze, die auf dieser engen Grundlage gemeinsamen Lebens sich geltend machen, führen demgemäß in viel stärkerem Maße dazu, den Staat zu zerreißen, als es in den weiteren Dimensionen eines umfassenden Staatswesens der Fall ist.

Wie die idealen Momente der Einheit, die für die Tendenzen der Polis charakteristisch sind, so gestalten sich auch die eigensüchtigen gesellschaftlichen Herrschaftsbestrebungen in dem verhältnismäßig engen Kreise der den Staat bildenden Bürgergemeinde besonders einseitig aus.

Das gemeinschaftliche politische Leben ist in den verschiedenen griechischen Staaten in sehr verschiedenen Graden der Intensität entwickelt. Es ist bezeichnend und durchaus eine Bestätigung der vorhergehenden Ausführungen, daß da, wo es am stärksten ausgeprägt ist, — so im spartanischen Staate und in der idealen Staatskonstruktion Platons — zugleich auch das auf die Bildung einer einheitlichen Gesellschaft im Staate gerichtete Streben am entschiedensten und konsequentesten zum Ausdruck gelangt. Hier können wir geradezu von einer Verstaatlichung der herrschenden Gesellschaft reden. Die spartanische Verfassung bedingt um des Staatszweckes selbst willen die Gleichheit der spartanischen Bürger (*ὄμοιοι*). Und noch stärker kommt diese Gleichheit im platonischen Idealstaate zur Geltung. Soweit aber in der historischen griechischen Staatenwelt die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung einer solchen Vereinheitlichung widerstrebt, sehen wir wenigstens die Neigung, die Zwecke der politischen Gemeinschaft durchaus in das besondere Leben der stärksten gesellschaftlichen Schicht hineinzuziehen, von deren Interessen aus das gesamte Staatsleben zu gestalten.

¹ Über die Entwicklung des Begriffs der ἀρετή haben E. Schwartz (Jahrb. d. freien Hochstifts, Frankf. a. M. 1906 S. 53 ff.) und v. Wilamowitz, Sappho u. Simonides S. 169 ff. lehrreiche Erörterungen angestellt.

ten und zu beherrschen. Wenn die Idee staatlicher Gemeinschaft ihre volle innere Kraft und Reinheit erst in den Gebilden der hellenischen Idealphilosophie erreicht, wenn der politische Idealismus Platons von dieser Idee aus die Gesellschaft Neubegründen will, wenn hier der Staatsgedanke unbedingt über die Gesellschaft herrscht, so finden wir in dem empirischen Leben der hellenischen Staatenwelt vielfach die umgekehrte Richtung vorwiegend. Die Gesellschaft herrscht über den Staat.¹

Der Staat — so dürfen wir sagen — übt eine ungeheuere Gewalt über das griechische Leben aus. Aber er findet in einseitiger Weise seine hauptsächliche Vertretung in dem gegenwärtig herrschenden Bürgertum. Das wirkliche Bürgerrecht bestimmt sich vor allem nach dem Anteil an dem Herrschaftsrecht des Staates. Die Freiheit des Bürgertums besteht wesentlich in der Ausübung der durch den Staat repräsentierten Herrschaftsrechte.²

Aus den besonderen Verhältnissen des Stadtstaates erklärt sich auch die für die Geschichte der Polis — wie für die Geschichte des antiken Freistaates überhaupt — so bedeutsame Tatsache, daß die Monarchie hier keine dauernde Stätte hat, daß sie als die unversöhnliche Gegnerin der Freiheit erscheint. Die Freiheit, so sahen wir, bezeichnet einen Anteil an der Herrschaft, ein abwechselndes unmittelbares Ausüben der staatlichen Gewalt durch die vollberechtigten Bürger. Die Hoheit des Staates prägt sich wesentlich in der Herrschaftsgewalt des Bürgertums aus. Die Herrschaft des einzelnen

¹ Denselben Ausdruck finde ich schon von Poehlmann „Aus Altertum u. Gegenwart“² S. 252 gebraucht.

² Charakteristisch ausgesprochen Eur. Suppl. v. 404 ff. Vgl. z. B. auch pol. Ath. I 8. Arist. Pol. 1317 b 2 f. („ἐλευθερίας δὲ ἐν μὲν τὸ ἐν μέλει ἄρχεσθαι καὶ ἄρχειν“.) Dies gilt an sich nicht nur vom demokratischen Staate, sondern findet sich auch bei den mehr aristokratischen Verfassungsformen. Hier bilden die abwechselnd die Herrschaft Ausübenden nur einen bevorzugten Teil des Gesamtbürgertums. Aber zu seiner vollen Konsequenz und seiner stärksten Wirksamkeit ausgebildet sehen wir diesen politischen Freiheitsbegriff doch wieder in der Demokratie, vor allem der attischen. Namentlich ist es für diese charakteristisch, daß gegenüber der Herrschaft des Gesamtbürgertums die Idee der Amtsgewalt auf das äußerste abgeschwächt erscheint (ganz ähnlich, wie dies uns auch in modernen demokratischen Anschauungen und Bestrebungen begegnet; vgl. z. B. die bezeichnenden Ausführungen bei Held zur sozialen Geschichte Englands I S. 270 über das politische Glaubensbekenntnis Benthams.) Dies bedeutet vor allem auch einen wesentlichen Unterschied vom römischen Staate.

bedeutet so für alle anderen Staatsangehörigen den vollen Gegensatz der Freiheit, die Depossidierung des Bürgertums, die Beseitigung seiner höchsten Aufgaben und Rechte. Die räumliche Enge der Polis ist auch hier wieder von Bedeutung. Sie läßt die monarchische Stellung als einseitiges Herrschaftsverhältnis in ihrer drückenden persönlichen Überlegenheit besonders stark fühlbar werden. Für eine monarchische Gewalt, die sich als Repräsentantin einer die Gegenwart überdauernden Staatspersönlichkeit auf die allen Staatsangehörigen gemeinsamen Zwecke des Staatslebens gründet, ist somit kein Raum vorhanden.¹ Erst ein späteres Geschlecht, das nicht sowohl die Freiheit im Staate als die vom Staate suchte, hat willig die Herrschaftsgewalt des einzelnen ertragen. Soweit auf dem Boden der Polis eine monarchische Gewalt auftritt, ist sie fast ausnahmslos Tyrannis. Sie bezeichnet als solche dann nur ein Übergangs- oder Ausnahmestadium im Leben der Polis. Sie steht im Gegensatze zu deren wahrem Herrscher, dem Gesetz.² Von einzelnen Spuren abgesehen, in denen wir das alte, ursprünglich zugleich sakrale Königtum noch erkennen, hat sich nur in Sparta die legitime Monarchie in eigentlicher Form und unter besonderen geschichtlichen Verhältnissen, vor allem im Zusammenhang mit den militärischen Aufgaben des spartanischen Staates behauptet. Aber gerade in Sparta ist das Königtum, soweit es sich wirklich dem Gesamtorganismus des spartanischen Lebens eingliederte, immer mehr zu einem Exekutivorgan des herrschenden Bürgertums herabgedrückt worden.

Die geschichtliche Entwicklung der griechischen Staatenwelt zeigt starke Kontraste. Wir sehen im Innern der Polis eine reiche, lebensvolle Gliederung, die der historischen und politischen Betrachtung immer wieder ein interessantes Objekt darbietet, eine große

¹ Das, was Ranke, „polit. Gespräch“ (Werke Bd. 49/50) S. 338 als „etwas Großes“ preist, „daß das allgemeine Interesse persönlich fixiert ist und sich in dem Selbstbewußtsein des Fürsten notwendig als seine eigene Sache darstellt“, konnte sich unter den Voraussetzungen der Polis nur schwer entwickeln.

² Dieser allgemeine Charakter der Tyrannis wird auch durch die geschichtliche Bedeutung, die einzelnen Vertretern der Tyrannenherrschaft für die Entwicklung des griechischen Staates zukommt, nicht geändert. Die Tyrannis bleibt immer ein Ausnahmezustand, der mit den wahren und dauernden Zwecken des Staates in Widerspruch steht. Vgl. z. B. Thuk. III 62, 3. (Was hier von der *δυναστεία ὁλίγων ἀνδρῶν* gesagt wird, gilt erst recht, wie Thuk. selbst andeutet, von der *τυραννίς*.) Eine sehr lehrreiche Übersicht über die Tyrannis gibt jetzt Swoboda Klio XII 341 ff. u. Griech. Staatsaltert. 75 ff.

Mannigfaltigkeit der Verfassungsformen, eine intensive Entfaltung und Anspannung der Kräfte. Und nach außen finden wir eine Zerstückelung des politischen Lebens, die in besonderer Weise den Gang der griechischen Geschichte charakterisiert und bestimmt, Abschließung, Beschränkung durch das eigene Wesen, Unfähigkeit, mit verwandten politischen Bildungen zu einem größeren Ganzen zusammenzuwachsen. Wenn die auswärtige Politik eines Staates vor allem eine Probe für seine staatenbildende Kraft ablegt, so zeigt sich hier die Schwäche des griechischen Staates am deutlichsten. Aber auch im Innern treten vielfach mehr die zerstörenden Wirkungen einer leidenschaftlich erregten Bewegung als die sichere Kontinuität einer alle Kräfte des Staates zusammenfassenden und zusammenhaltenden Entwicklung hervor.

Schon die Engräumigkeit, die wir als bezeichnend für die griechische Polis kennen gelernt haben, bedingte in hohem Maße die Verkümmern der für das Wesen des Staates notwendigen Machtentfaltung, seiner Leistungsfähigkeit nach außen. Die beschränkten räumlichen und numerischen Verhältnisse erschwerten die für eine stetige Entwicklung des Staates so wichtige Heranziehung neuer Kräfte für neue und wachsende Aufgaben des staatlichen Lebens. Die nahe gegenseitige Berührung und Reibung, wie sie sich innerhalb der engen Grenzen des Stadtstaates und in der beständigen Ausfüllung des Lebens mit gemeinsamer politischer Betätigung vollzogen, dienten wohl dazu, die politischen Kräfte schneller zur Entfaltung zu bringen, aber sie führten auch zu einem schnelleren Verbräuche dieser Kräfte. Nirgends tritt uns dies deutlicher entgegen als in der rapiden und glänzenden Entwicklung, die in Athen nach dem großen Kampfe gegen die Perser stattfand. Wir finden hier eine fast einzigartige Steigerung der politischen und geistigen Aktivität¹, aber der Puls dieses Lebens ist fieberhaft erregt. Es fehlen die politischen und geistigen Reserven, die eine sichere und ungebrochene Lebensentfaltung verbürgen. Die tief in der gesamten geistigen Anschauung des Altertums wurzelnde Vorstellung von einem beständigen, sich in sich selbst verzehrenden Kreislauf, den man für ein Naturgesetz des politischen, wie alles Lebens überhaupt ansah, wurde so auf dem Boden der Polis dem griechischen Bewußtsein besonders nahe gebracht.

¹ Eine besonders schöne Charakteristik hiervon gibt J. Burckhardt, Weltgeschichtl. Betrachtungen S. 122f. 126f.

So sehen wir in dem engen Rahmen, in dem sich das Leben der Polis abspielte, einen Faktor, der einer nachhaltigen, in sich selbst gesammelten Entwicklung des Staates wenig förderlich war. Die große Gefahr gewaltsamer Spannungen und Konflikte, die hieraus erwuchs, stellte sich am bedrohlichsten dar in den gesellschaftlichen Gegensätzen und Kämpfen, deren verhängnisvolle Wirkung sich ebenso nach außen wie im Innern der Staaten geltend machte. Eine bestimmte Partei oder gesellschaftliche Klasse setzte sich ohne weiteres dem Staat selbst gleich. Die entgegengesetzte Partei wurde als Feind des Staates betrachtet und behandelt. Der unterliegende Teil verlor nicht bloß seinen Einfluß auf das politische Leben, sondern in vielen Fällen zugleich sein Vaterland selbst. Und das Bürgertum, das als herrschende Gesellschaft sich des eigenen Staates bemächtigte, machte seine gesellschaftlichen Interessen zur Richtschnur auch seines Verhaltens nach außen. Die Kämpfe der verschiedenen Staaten untereinander erhielten so zugleich den unerbittlichen und unveröhnlichen Charakter der Klassenkämpfe.

Wie war doch das Leben von Hellas von diesen zerrüttenden und aufreibenden Kämpfen der Parteien und Staaten untereinander erfüllt! Allerdings unsere im eigentlichen Sinne so genannte „geschichtliche Überlieferung“ berichtet uns hiervon nicht viel. Ganz abgesehen von dem fragmentarischen Charakter dieser Tradition hat die Rhetorik, die in immer steigendem Maße in der griechischen Geschichtschreibung zur Geltung gelangte, die Ausbildung einer historischen Kunst, der viel mehr als an dem sachlichen Inhalt und der geschichtlichen Wahrheit an einer bestimmten Form der Darstellung und ihren Wirkungen lag, uns vielfach die lebendige politische und gesellschaftliche Wirklichkeit verhüllt. Die großartige Beispielsammlung, die Aristoteles in seinem politischen Hauptwerk zu seinen politischen Lehren gibt, gewährt uns einen klareren und tieferen Einblick in die treibenden Kräfte des griechischen Staatslebens. Und die politischen Konstruktionen Platons sind durchaus nicht Erzeugnisse einer weltabgewandten Spekulation, sondern ruhen in Wahrheit auf einer so eindringenden und scharfen Beobachtung der Wirklichkeit, daß uns hier der reichste Quell geschichtlicher Erkenntnis fließt. Einzelne besondere Ausführungen in unserer historischen Überlieferung, wie die berühmte thukydideische Schilderung der kerkyräischen Greuel oder die Darstellung, die Diodor von dem Skytalismos in Argos oder den nach der Schlacht bei Leuk-

tra im Peloponnes ausbrechenden Parteikämpfen erhalten hat, erhellen dann gleich grellen Schlaglichtern den dunklen Untergrund, auf dem das politische Leben von Hellas verlief. Nirgends aber tritt uns jener Geist realer politischer Machtbestrebungen so in seiner unverhüllten, fast brutalen Selbstverständlichkeit entgegen als in der Schrift vom Staate der Athener. Der oligarchische Verfasser dieser Schrift, die aus der ersten Periode des peloponnesischen Krieges stammt, sieht in den demokratischen Institutionen Athens bis in das einzelne hinein die konsequente Vertretung des Interesses der herrschenden Mehrheit, erkennt dies aber vom Standpunkt eben dieser Mehrheit aus als völlig berechtigt an. Nicht die Größe und Macht des Staates, sondern die Herrschaft bestimmter gesellschaftlicher Klassen bildet den Maßstab, nach dem alle Ausprägungen staatlichen Lebens beurteilt werden. Die Freiheit wird ohne weiteres mit Macht und Herrschaft gleichgesetzt. Wir finden hier keine Spur einer versöhnenden und ausgleichenden Staatsidee, die auch die einander entgegengesetzten Parteien auf gemeinsamem vaterländischem Boden zusammenführt. Allerdings ist es ein Vertreter der unterlegenen Partei, der hier zu uns redet. Daraus erklärt sich noch in besonderem Maße die Schärfe, die diese Gesinnung des Partei- und Klassenkampfes charakterisiert. Man wird auch sagen dürfen, daß das Interesse des Staates als solchen, seine Macht und Größe, wenigstens in Athen, bei der Demokratie mehr hingebende Vertretung gefunden hat, als bei der Oligarchie, daß diese — in dem engeren Kreise, in dem sich ihr besonderes Interesse bewegte —, mehrfach bereit war, das Wohl des Staates der eigenen Herrschaft zu opfern. Aber bezeichnend ist die Schrift vom Staate der Athener jedenfalls wie keine andere für die Schärfe der gesellschaftlichen Gegensätze, die die Staatenwelt Griechenlands erfüllten und beherrschten. Und wenn auf athenischem Boden, wo der Staatsgedanke stärker und tiefer wurzelte als in den meisten anderen griechischen Staaten, solche Anschauungen erwachsen konnten, so dürfen wir gewiß annehmen, daß in dem sonstigen Bereiche der hellenischen Welt die Leidenschaft des Parteihasse, die Schroffheit und Bitterkeit des Klassenkampfes wenigstens nicht geringer waren. Der Wortlaut des Eides, den Aristoteles gerade aus den oligarchischen Klubs der griechischen Staaten überliefert¹⁾: „Ich werde dem Demos immer feindlich gesinnt sein,“ redet in dieser Beziehung eine sehr

¹ Pol. V 9 p. 1310a 9f.

deutliche Sprache. Und der innere Zwiespalt, an dem das Staatsleben krankte, erschien Platon so groß, daß er geradezu die Meinung aussprach, daß in dem empirischen griechischen Staate sich immer ein Staat der Armen und der Reichen gegenüberständen.

So sehen wir, im Inneren der hellenischen Staaten wie in ihrem Verhältnis zueinander, vielfach mehr die einander ausschließenden und zerstörenden als die verbindenden und aufbauenden Kräfte wirksam. So finden wir hier in besonders charakteristischer Stärke die innere Okkupierung der Staatsidee durch die gesellschaftlichen Bestrebungen. Ein Bürgertum, das mit seinen gesellschaftlichen Sonderinteressen den eigenen Staat beherrschte, mochte auch wenig geneigt und geeignet sein, einem höheren und umfassenderen hellenischen Gesamtinteresse sich unterzuordnen.

Das Bild, das wir von den gesellschaftlichen Tendenzen und Kämpfen in der griechischen Staatenwelt zu zeichnen versucht haben, bedarf noch einer etwas genaueren Ausführung im Hinblick auf die beiden Staaten, die uns als die bedeutendsten Repräsentanten der Polis gelten dürfen, den athenischen und spartanischen. Der athenische Staat ist schon deshalb für uns von besonderer Wichtigkeit, weil wir über ihn bei weitem am besten unterrichtet sind.

Aus der großen Geschichte Athens im 5. Jahrhundert leuchtet — wir greifen auf die früheren Ausführungen zurück¹⁾ — die Idee des Staates in ihrer verbindenden, die verschiedenen gesellschaftlichen Schichten zu einem wahrhaft gesamtstaatlichen Bürgertum zusammenfassenden Kraft hervor. Hier finden wir die Herrschaft des gemeinsamen Gesetzes als die ideale Grundlage des Staatslebens in dem Bewußtsein des Bürgertums lebendig. Die ungeheure Anspannung der politischen, wirtschaftlichen, geistigen und sittlichen Kräfte, die im athenischen Staate erfolgte, verdichtete sich zu einem eigentümlichen athenischen Kulturbewußtsein, das in den Besten des Volkes lebte und in dem berühmten Logos Epitaphios des Perikles bei Thukydides seinen vollendeten literarischen Ausdruck gefunden hat. Unter der Herrschaft des Gesetzes bildete sich jene „konstitutionelle Moralität“ aus, die Grote in seiner griechischen Geschichte mit feinem, sympathischem Verständnis geschildert hat. Hier waren gewiß wertvolle Ansätze zu einem bewußt geschichtlichen Leben, das in dem Ideal eines besonderen staatlichen und geistigen Berufes des athenischen Volkes eine innere Kraft des

¹ Vgl. S. 22 ff.

staatlichen Zusammenhaltes schaffen konnte, gegeben. Indessen sind diese Ansätze doch gerade in der weiteren Entwicklung der athenischen Demokratie durch den Einfluß der gesellschaftlichen, auf die unmittelbare Gegenwart gerichteten Tendenzen nicht zu voller Entfaltung und Wirkung gelangt.

Es ist das unvergängliche Verdienst der athenischen Demokratie, daß sie das Große, das der demokratische Gedanke in politischer Beziehung enthält, die Heranziehung aller Kräfte des Staates zu den politischen Aufgaben und die gleiche Rechtsstellung aller Bürger¹, zur Geltung gebracht hat. Aber wir dürfen auch nicht die Kehrseite der Entwicklung übersehen. Noch stärker als die Freiheitsidee ist der Gleichheitsgedanke in der Demokratie wirksam.²) Er offenbart seine extremen Konsequenzen in der Herrschaft der Masse. Diese steht aber überall im stärksten Gegensatze zur Freiheit des einzelnen. Ist etwa dem athenischen Staate eine solche Entwicklung fern geblieben? Den idealen politischen Gedanken, wie sie Thukydides seinen Perikles aussprechen läßt, steht das Zeugnis realer gesellschaftlicher Machtbestrebungen und Machtverhältnisse in der schon besprochenen Schrift vom Staate der Athener gegenüber. Und was wir sonst von der tatsächlichen Entwicklung des staatlichen Lebens in Athen wissen, läßt das immer stärkere Überwiegen dieser gesellschaftlichen Tendenzen deutlich erkennen. Während wir in der ersten, großen Zeit der athenischen Demokratie bei völliger und konsequenter Ausgestaltung der demokratischen Verfassung noch eine aristokratische Leitung des Staates fin-

¹ Die gleichmäßige Sicherung der Rechtsstellung der Bürger, die in dem Ideal der Isonomie enthalten ist, würden wir von den modernen politischen Verhältnissen und Ideen aus wohl richtiger unter den Begriff des Liberalismus als den der Demokratie stellen. Für den Liberalismus fehlt es aber im Altertum an einer völlig entsprechenden Bezeichnung, denn *ἐλευθερία* bedeutet, wie schon hervorgehoben wurde (S. 32, 2), etwas anderes. Auch inhaltlich allerdings findet der moderne Begriff des Liberalismus, der von dem Rechte der Persönlichkeit als solcher ausgeht, keine völlige Analogie im Altertum. Unzutreffend ist es, wie es selbst noch Swoboda S. 105 tut, mit Aristoteles Pol. 1317b 11f. als Prinzip der Demokratie τὸ ζῆν ὡς βούλεται τις (vgl. 1310a 32: τὸ δοτι ἂν βούληται τις ποιεῖν, Plato „Staat“ VIII 557b und seine Schilderung des *ἰσονομικὸς ἀνὴρ* p. 560f. Isokrates XII 31 bezieht dies besser erst auf die radikale Demokratie) zu bezeichnen.

² Daß und inwiefern die besonderen Verhältnisse des griechischen Stadtstaates die Entwicklung der Gleichheitsidee begünstigt haben, ist schon (S. 30 ff.) dargelegt worden.

den, ändert sich dies schon im Laufe des 5. Jahrhunderts. Die in formalem Sinne bestehende unumschränkte politische Herrschaft des Gesamtvolkes wird tatsächlich zu einer in den gesellschaftlichen Machtverhältnissen begründeten Herrschaft der Mehrheit. Vor allem ist es die städtische Masse, die in zunehmendem Maße der athenischen Politik den Stempel ihres eigenen Wesens aufprägt. Wenn bereits in der schweren Krisis, die Athen beim Ausbruch des peloponnesischen Krieges zu bestehen hatte, die Interessen der ländlichen Bevölkerung eine tiefgehende Schädigung erlitten, so offenbarte sich in der Folgezeit immer mehr die Orientierung der Politik nach den Gesichtspunkten der vorwiegend städtischen Masse. Die Politik der leitenden Männer Athens verlor jetzt ihren selbständig führenden Charakter.¹ Sie stieg auf das Niveau der Masseninstinkte und Massenleidenschaften herab. Sie wurde zur Demagogie.² Die Begehrlichkeit der Masse, die als unverantwortliches, souveränes Volk die Herrschaft ausübte, wurde durch diese Demagogie immer mehr aufgestachelt. Das Gleichheitsstreben führte zur Verflachung. Es fehlte der Austausch der Kräfte, der aus der Vielseitigkeit des staatlichen Lebens und der Selbständigkeit der einzelnen Lebenskreise erwächst. Das Mißtrauen, das die Masse an sich leicht den hervorragenden Persönlichkeiten entgegenbringt, hat sich auch in Athen wirksam erwiesen. Es hat die politische Betätigung starker, selbständiger Kräfte gehemmt, wenn auch einzelne bedeutende Persönlichkeiten, wie Alkibiades, dadurch, daß sie den tyrannischen Instinkten des Demos schmeichelten, einen großen Einfluß zu gewinnen vermochten.³

Platon bezeichnet es als einen charakteristischen Zug der Demokratie, daß sie Ungleichen Gleiches zuerteilen will. Er bringt damit das gesellschaftliche Prinzip der Demokratie zu klarem und scharfem Ausdruck. Wir weisen noch einmal auf den Gegensatz dieses Prinzips zu dem politischen Ideal athenischer Demokratie, das im Logos Epitaphios des Perikles verherrlicht wird, hin. Wenn hier die allgemeine politische Rechtsgleichheit, der gleiche

¹ Vgl. Thuk. II 65, 8. 10.

² Natürlich in dem Sinne, in dem wir jetzt das Wort gebrauchen, nicht in dem ursprünglichen der Volksführerschaft, wie sie ein Themistokles und Perikles ausgeübt haben

³ Das Verhältnis des Alkibiades zum athenischen Demos ist überhaupt besonders geartet. Sehr schön ist es von J. Burckhardt (Weltgeschichtl. Betracht. S. 242) charakterisiert worden.

Schutz der einzelnen Bürger durch das Gesetz und die rechtlich für jeden Bürger in gleichem Maße vorhandene Möglichkeit, an den staatlichen Funktionen teilzunehmen, hervorgehoben, aber zugleich auch für die tatsächliche politische Leitung der besonderen Fähigkeit und Würdigkeit ein entschiedener Vorrang zuerkannt wird, so bezeichnet das gesellschaftliche Gleichheitsprinzip die völlige Durchführung des gleichen Anteils an der Staatsgewalt. Die unausweichliche Konsequenz dieses Gleichheitsprinzips ist aber die unbedingte Souveränität der Mehrheit. Und diese prägt sich in ihren dauernden Wirkungen am verhängnisvollsten in der Herrschaft einer bestimmten, im wesentlichen durch gleiche Interessen verbundenen Gesellschaft, vor allem eben der Masse, aus.¹

Auch die Herrschaft der Gesetze, die den größten politischen Ruhmestitel der athenischen Demokratie bildete, behauptete in der weiteren Entwicklung dieser Demokratie in der nachperikleischen Zeit — gegenüber der Herrschaft der Masse — nicht mehr ihre volle Kraft.² Sie wurde tatsächlich immer mehr abgelöst durch die Beschlüsse (Psephismata) des souveränen Volkes, die häufig unter dem Einflusse der augenblicklichen Lage und Stimmung der Mehrheit gefaßt wurden. Diese Beschlüsse bedeuteten die Herrschaft der Mehrheit über den Staat. Das souveräne Gutdünken des Demos (ὅτι ἂν δοκῇ τῷ δήμῳ)³, sein gesellschaftliches Interesse erhielten hierdurch die entscheidende Gewalt im Staatsleben.⁴

¹ Diese gesellschaftliche Bedeutung des demokratischen Mehrheitsprinzips wird in der optimistischen Auffassung, wie wir sie bei Vertretern der demokratischen Anschauung häufig finden, leicht verkannt. Sehr charakteristisch zeigt sich dies z. B. bei dem großen englischen Geschichtsschreiber der athenischen Demokratie, George Grote, und dem Kreise seiner politischen Gesinnungsgenossen. Vgl. außer einigen besonders bezeichnenden Stellen in Grote's History of Greece (London 1869), wie IV 281, VI 61 f., VII 282, die Mitteilungen J. St. Mill's über die politischen Grundsätze seines Vaters James Mill (J. St. Mill, Selbstbiographie, S. 87 d. Übers.) und die Ausführungen bei A. Held, z. sozialen Geschichte Englands I, S. 287 über die politischen Ideale der jugendlichen Mitarbeiter der Westminster Review. Treffend würdigt diese Einseitigkeit politischer Beurteilung Poehlmann „Aus Altertum u. Gegenwart“², S. 228 ff. — Mit besonderer Beziehung auf Isokrates hat neuerdings Poehlmann das Problem der Demokratie eingehend behandelt (S. B. d. Münchn. Akad. 1913, S. 3 ff.). ² Vgl. auch Arist. Pol. IV 1292a 5 ff.

³ Vgl. den charakteristischen Bericht Xen. Hell. I 7, 12: „τὸ δὲ πλῆθος ἐβόα δεινὸν εἶναι εἰ μή τις ἐάσει τὸν δῆμον πράττειν ὅτι ἂν βούληται.“ Poehlmann, Münchn. S. B. 1913, S. 76.

⁴ Man hat neuerdings darauf hingewiesen, daß die Grenze zwischen

Es gehört zu den großen Gedanken und Einrichtungen der athenischen Demokratie, daß das politische Leben in weitestem Umfange auf eine rechtliche Basis gestellt wurde, politische Streitfälle in einem gerichtlichen Verfahren ihren Austrag fanden. Die athenische Bürgerschaft übte selbst in den Geschworenengerichten diese richterliche Tätigkeit aus. So sollte das gesamte staatliche Leben mit den Gesichtspunkten des Rechtes durchdrungen und die Tätigkeit des einzelnen Bürgers der Verwirklichung dieser Gesichtspunkte dienstbar gemacht werden. Aber gerade aus der umfassenden, regelmäßigen Beteiligung des Bürgertums an den richterlichen Entscheidungen erwuchs auch unverkennbar ein großer Schaden. Wenn schon an sich die große Zahl der Glieder der Gerichtshöfe das Gefühl der

νόμος und *ψήφισμα* in materieller Beziehung eine fließende sei, daß kein sachlicher sondern nur ein formaler Unterschied sich zwischen beiden aufstellen lasse, daß es nicht an Psephismata allgemeineren, konstitutiven Charakters fehle (vgl. die wertvollen Ausführungen von Keil, Gr. Staatsaltert. S. 451 ff. Swoboda S. 121 ff.) Danach würde die aristotelische Auffassung, der zufolge der *νόμος* das allgemeine, *τὰ καθόλου*, regelt (Pol. IV 1292a 5 ff. Eth. Nicom. V 1137b) hinfällig werden. Was Keil und Swoboda bemerken, trifft gewiß für die staatsrechtliche Beurteilung von *Nomos* und *Psephisma* zu. Aber die historische Beurteilung deckt sich hier, wie öfters, nicht mit der staatsrechtlichen. Aristoteles behält doch darin recht, daß die Herrschaft der Masse in der immer stärkeren Geltung der Psephismata ihren Ausdruck findet („*ἕτερον εἶδος δημοκρατίας τᾶλλα μὲν εἶναι ταῦτά, κύριον δ' εἶναι τὸ πλῆθος καὶ μὴ τὸν νόμον. τοῦτο δὲ γίνεται ὅταν τὰ ψηφίσματα κύρια ᾗ ἅλλα μὴ ὁ νόμος*“). Die Herrschaft des *Nomos* bedeutet die Herrschaft des Staatsgedankens, der dauernden Autorität staatlicher Ordnung über die Tendenzen des Momentes. In seinen, vielfach aus den Impulsen des Augenblickes geborenen Beschlüssen macht sich dagegen der *Demos* zur höchsten und letztthin entscheidenden Instanz des Staatslebens. Interesse und Gutdünken der herrschenden Mehrheit werden somit die ausschlaggebenden Faktoren im Staate. Den Zusammenhang der Herrschaft der Psephismata mit der Demagogie hebt Aristoteles a. O. 1292a 20 ff. ebenfalls hervor. Er bemerkt treffend von den athenischen Demagogen, daß sie nur auf den Moment gesehen hätten (pol. Ath. 28, 4). Diese vom Moment bestimmte Politik ist charakteristisch für die radikale athenische Demokratie. Sie zeigt sich unter der Einwirkung des Kleon wie des Kleophon bei den Friedensverhandlungen nach der Einschließung der Spartiaten auf Sphakteria und nach den Siegen bei Kyzikos und den Arginusen. Der nämliche Einfluß des Momentes, des „*παρὰντία*“, offenbart sich auch in der immer zunehmenden Bedeutung der Psephismata des souveränen *Demos*. Es ist bezeichnend für den inneren Gegensatz gegen die Tendenzen der radikalen Demokratie, der zunächst, wenn auch nicht auf lange Zeit, bei der Neuordnung des athenischen Staates nach dem Sturze der Dreißig hervortrat, daß man damals festsetzte, *ψήφισμα μηδὲν μήτε βουλῆς μήτε δήμου νόμον κυριώτερον εἶναι* (Andok. I 87. 89).

Verantwortung beim einzelnen Richter abschwächte, so entstand insbesondere durch diese Zusammensetzung der Gerichte die starke Gefahr, daß die Strömungen des gesamten öffentlichen Lebens unmittelbar in die Rechtsprechung hineingetragen wurden, die politischen und gesellschaftlichen Tendenzen und Gegensätze sich hier spiegelten.¹

Die einseitige Ausbildung der athenischen Demokratie, die in der inneren Entwicklung des Staates sich so deutlich offenbart, hat auch in der Gestaltung der auswärtigen Politik ihre verhängnisvolle Wirkung ausgeübt. Die größte politische Schöpfung, die das athenische Volk vollbracht hat, das attische Reich des 5. Jahrhunderts, krankt an dem inneren Widerspruch zwischen einem an kühner politischer Initiative reichen Machtstreben und dem abgeschlossenen Charakter der Polis, der Exklusivität ihres herrschenden Bürgertums gegenüber den stammverwandten Untertanen des Reichs.

Nun hat man allerdings in dem attischen Reich den Versuch einer nationalen Organisation der hellenischen Staatenwelt sehen wollen. Zum Teil ist dies mit besonderer Beziehung auf die perikleische Politik geschehen, der man eine panhellenische Richtung, sogar geradezu das Streben, „Athen in Hellas aufgehen zu lassen“², zugeschrieben hat. Zum Teil erblickt man in dem national-hellenischen Zuge athenischen Wesens, in der nationalen Tendenz der attischen Politik überhaupt das Wesentliche der griechischen Geschichte.³ Das nationale Element ist somit für eine solche Auffassung das Fundament des attischen Reiches.

¹ Vgl. hierüber auch die sehr treffenden Bemerkungen von Br. Keil, *Gr. Staatsaltertümer* S. 364 f.

² Bernays, *Phokion* S. 29. A. Schmidt, *Perikl. Zeitalter* I 147 ff. meint, daß die Politik des Perikles erst durch den samischen Aufstand von ihrer panhellenischen Richtung abgelenkt worden sei.

³ Besonders energisch vertritt diese Auffassung v. Wilamowitz, vor allem in früheren Schriften, in denen er überhaupt noch stärker und ausschließlicher geneigt ist, das athenische Wesen als den reinsten Vertreter des Hellenentums zu fassen. Die Charakteristik der athenischen Politik als einer nationalen gelangt vornehmlich deutlich zum Ausdruck in der *Götting. Festrede* von 1886 S. 8f. („Reden u. Vorträge“ S. 72). In dem Vortrag über den Zeus von Olympia, 1899, („Reden u. Vorträge“ S. 193) mißt er den Athenern des Ruhm zu, „den Gedanken eines einigen Staates Hellas gefaßt und an seine Verwirklichung ihre ganze Kraft gesetzt zu haben“. Der peloponnesische Krieg erscheint bei Wilamowitz, *Euripides' Herakles* I² S. 7 als der „letzte Akt des jahrhundertelangen Kampfes, der, fast immer den Kämpfenden unbewußt,

Es handelt sich hier um eine Frage von entscheidender Wichtigkeit, an deren Beantwortung zu einem guten Teile das Verständnis der griechischen Geschichte hängt. Überblicken wir, um möglichst klar zu sehen, den Gang der Entwicklung in der großen Zeit des attischen Reiches, vor allem im perikleischen Zeitalter.

Es ist die Periode, in der Athen seine große Machtstellung nach außen gewinnt wie im Inneren den demokratischen Gedanken bis zu seinen äußersten Konsequenzen durchführt.

In der auswärtigen Politik dürfen wir zunächst eine Verwirklichung des großen themistokleischen Machtgedankens sehen. Die Erringung der Hegemonie im Gesamtgebiete des Ägäischen Meeres, die Ausgestaltung der Befestigung Athens und seiner Häfen, der Bund mit den Rivalen oder Gegnern Spartas in Griechenland, zuletzt die stärkere Ausbildung der politischen Beziehungen zum Westen — alles dies zeigt, wie auch nach dem Sturze des großen athenischen Staatsmannes seine politischen Ideen bestimmend im athenischen Staatsleben weiterwirkten. Der Zusammenhang mit der inneren Entwicklung ist dabei unverkennbar. In der nämlichen Zeit, in der durch die Aufhebung der politischen Gewalt des Areopags der Grund für die volle Ausgestaltung der demokratischen Souveränität gelegt wird, schlägt Athen zugleich in seinem Bündnis mit Argos und Thessalien neue Bahnen seiner auswärtigen Politik ein. Es ist eine kühne Politik, die sich auf die selbständige und ungehemmte Entfaltung der Machtmittel des eigenen Staates aufbaut und die konsequente Verfolgung der athenischen Interessen zur alleinigen Richtschnur nimmt, die bestrebt ist, die im Innern des Staates emporkommenden neuen Tendenzen und Kräfte auch nach außen zur vollen Geltung gelangen zu lassen. In der Loslösung von der Verbindung mit Sparta emanzipiert sie sich sogar von den gemeinsamen panhellenischen Traditionen des großen Perserkrieges. Den konservativen Interessen Griechenlands, einer an der bewährten Macht des Herkommens (*κατὰ πάτρια*) orientierten Politik setzt der athenische Staat das Recht des eigenen neu aufstrebenden Lebens entgegen. Vielleicht konnte und sollte diese Politik athenischer Macht zu einer

darum geführt ward, die Hellenen und die Einwanderer (d. h. vor allem die Dorier) zu einer nationalen Einheit zu verschmelzen“. In der neuesten Darstellung v. Wilamowitz' (in „Staat und Gesellschaft d. Griechen“ S. 133) tritt die nationale Tendenz der athenischen Herrschaft nicht mehr so entschieden hervor.

neuen Organisation der hellenischen Staatenwelt führen, in der Athen die Führung von Hellas zu übernehmen vermochte. Aber es ist nun eben das für unsere geschichtliche Beurteilung Entscheidende, daß Athen eine solche Politik nicht auf die Dauer durchzuführen imstande gewesen ist. Themistokles hat die Entfesselung der demokratischen Kräfte des Staates, die seine Politik hervorrief, vor allem als Mittel für die Großmachtstellung Athens gebrauchen wollen. Die innere Politik ist bei ihm, soweit wir zu sehen vermögen, durchaus den Zwecken der auswärtigen Politik dienstbar. Schon von Perikles wird man dies vielleicht nicht mehr ganz mit gleichem Recht sagen dürfen. Bereits unter ihm wurde die Demokratie — wenn auch wohl nicht als Ziel, so doch als Folge seiner Politik — immer mehr Selbstzweck. Die konsequente Ausgestaltung der demokratischen Institutionen bedeutete die unbedingte Gewalt des souveränen Demos. Diese hielt zunächst wohl eine ideale, den Demos bindende Norm in der Herrschaft der Gesetze fest und fand eine tatsächliche Schranke in dem persönlichen Einfluß des leitenden Staatsmannes¹, wirkte aber mit zunehmender Deutlichkeit dahin, das ganze Lebensinteresse des Staates in den Interessen der herrschenden Bürgerschaft aufgehen zu lassen. So wurde die Gestaltung der auswärtigen Verhältnisse immer einseitiger von den inneren Entwicklungstendenzen des demokratischen Regiments abhängig. Es ist eine für die athenische Entwicklung ungemein charakteristische

¹ Mit vollem Recht wird in der neueren Forschung die Bedeutung des leitenden Demagogen für die Kontinuität der Politik in der athenischen Demokratie und die Wichtigkeit der Verbindung dieser Stellung mit dem führenden Strategenamte für die Durchführung einer kräftigen und einheitlichen Regierung betont, besonders energisch von E. Meyer (vgl. namentlich *Gesch. d. Altert.* III S. 344 ff. 579 f.). Nur darf man diese Stellung, die tatsächlich einen großen Einfluß auf die geschichtliche Entwicklung Athens ausgeübt hat, nicht gewissermaßen zu einer konstitutionellen Einrichtung des athenischen Staates verdichten, wozu mir doch E. Meyers Darstellung etwas zu neigen scheint. Auch ist es wohl eine etwas zu sehr zugespitzte Auffassung, wenn E. Meyer a. O. S. 579 den Zweck, dem Demagogen die Bahn frei zu machen, als das entscheidende Motiv der Reformen des Kleisthenes, Themistokles, Ephialtes und Perikles betrachtet. In der politischen Tätigkeit des Perikles ist die innere Konsequenz des demokratischen Gedankens als ein sehr wichtiger Faktor anzuerkennen. Hierin liegt ein gewisser doktrinäer Zug der perikleischen Politik begründet, der vielleicht zugleich einige Verwandtschaft des Perikles mit Kleisthenes bezeichnet. (Vgl. hierzu vor allem auch v. Wilamowitz, *Arist. u. Athen* II S. 98 ff. *Staat u. Gesellsch. d. Griechen* S. 97 f.)

und folgenreiche Tatsache, daß die nämliche Periode, die zur vollen Ausbildung der demokratischen Souveränität geführt hat, zugleich die Abschließung der athenischen Bürgerschaft nach außen, den ausschließenden Charakter ihrer Herrschaft am stärksten zur Geltung gebracht hat.

Das Gesetz des Perikles vom Jahre 451/0¹, das den Anteil am athenischen Bürgerrecht nur denjenigen gewährte, die von beiden Seiten her von athenischer Abstammung waren, setzte der Erweiterung der vollberechtigten Bürgerschaft durch neue Elemente eine Schranke. Es stand im Gegensatz zu den Traditionen einer weiterherzigeren Bürgerrechtspolitik, wie sie unter Solon und Kleisthenes befolgt worden war.

Der nämliche Charakter athenischer Politik zeigt sich in der Entwicklung des delisch-attischen Seebundes. Ursprünglich auf das panhellenische Bestreben, die Hellenen von der persischen Herrschaft zu befreien, begründet, verwandelte sich der Bund in seiner weiteren Ausgestaltung in eine Herrschaft des Vororts Athen. Diese Herrschaft wurde zwar in rechtlichen Formen ausgeprägt, drückte aber nichtsdestoweniger die ursprünglichen Bundesgenossen — mit wenigen Ausnahmen — zu Untertanen des athenischen Demos herab. Weit davon entfernt, „Athen in Hellas aufgehen zu lassen“, trachtete das athenische Bürgertum vielmehr danach, Hellas oder wenigstens denjenigen Teil von Hellas, den es seinem eigenen politischen Einfluß zu unterwerfen vermochte, in Athen aufgehen zu lassen.² Von Anfang an bildete das durch besondere Verträge festgesetzte Verhältnis der Bundesglieder zum Vorort die entscheidende Grundlage des Bundes.³ Die Organe und Institutionen des Bundes an sich waren wenig entwickelt. Allerdings fehlte es ursprünglich nicht ganz an solchen. Wie ein Bundesheiligtum gab es auch eine Bundes synode⁴ und einen Bundesschatz. Aber Athen ließ diese Bundesinstitutionen bald verfallen. Nichts zeigt die Wandlung deutlicher als die im Jahre 454 erfolgte Verlegung der Bundeskasse von Delos nach Athen. Wenn auch den Anlaß hierzu vielleicht die persische

¹ Arist. pol. Ath. 26, 4.

² Sehr gut sagt B. Keil, griech. Staatsaltert. S. 374: „Tatsächlich stellt sich dieser Seebund auf seiner Höhe als eine ins Große gesteigerte Polis dar“.

³ Dieser Charakter des Bundes wird treffend dargelegt von B. Keil a. O. S. 373.

⁴ Thuk. I 97, 1.

Gefahr bieten mochte¹, so ist dies für die Beurteilung der geschichtlichen Bedeutung der Maßregel nicht entscheidend. Der Bundeschatz wurde vielmehr jetzt in seinem Wesen aufgehoben. Er gehörte nicht mehr der Sphäre des Bundesgottes an, sondern stand unter dem Schutz der athenischen Staatsgöttin. Er wurde zu einem festen Bestandteil der athenischen Staatseinkünfte. Die perikleische Politik setzte das unumschränkte Recht des athenischen Demos, souverän über die Einnahmen des Bundes zu verfügen, gegenüber den Anfechtungen seitens der von Thukydides geleiteten aristokratischen Partei durch.² Die Tribute der Bundesgenossen dienten somit nicht bloß den Zwecken des Bundes, dem Schutz des Hellenentums gegen die persische Herrschaft, der Herstellung und Behauptung des Friedens und der Sicherheit zur See, sondern den spezifischen Aufgaben und Lebenszwecken des athenischen Staates, insbesondere auch seiner inneren Ausgestaltung. Sie ermöglichten es nicht nur, die Mittel für den Ausbau und Schmuck der Stadt zu gewinnen, sondern auch die mit den demokratischen Einrichtungen Athens so eng verflochtenen Diäten und Schaugelder zu gewähren.

Wie auf dem Gebiete der Finanzen, so kam auch in der Rechtsprechung die unbedingte Hoheit des athenischen Volkes gegenüber den bündnerischen Untertanen zur Geltung. Die athenischen Geschworenengerichte bildeten die oberste Appellationsinstanz in den Zivil- wie in den Kriminalprozessen der Bündner. Wenn hierbei auch das Streben, eine einheitliche Regelung der Gerichtsbarkeit und Aufrechterhaltung der politischen Ordnung und Sicherheit zu erzielen, mitbestimmend gewirkt haben mag, so wurde doch durch die Konzentration der obersten Gerichtsbarkeit in Athen zugleich sowohl dem wirtschaftlichen Interesse der handeltreibenden athenischen Bürger wie dem politischen der demokratischen Mehrheit des athenischen Volkes gedient.³

Gewiß hat die athenische Herrschaft große organisatorische Leistungen vollbracht.⁴ Durch die allgemeine Einführung des atheni-

¹ Plut. Arist. 25 und Plut. Per. 12. Vielleicht war es aber auch nur ein Vorwand. Dann handelten die Samier, die den Antrag stellten, im athenischen Interesse. ² Plut. Per. 12.

³ Dieses letztere Moment wird mit gewohnter Einseitigkeit aber gewiß nicht ohne Berechtigung in der Schrift vom Staate der Athener I 16 hervorgehoben.

⁴ Isokrates IV 104 sagt allgemein: „τοῖς ἀντοῖς νόμοις ἀπάσας τὰς πόλεις διοικοῦμεν“.

schen Münzfußes, Maßes und Gewichtes¹ im gesamten Bundesgebiete wurde der Handelsverkehr einheitlich normiert. Die bündnerischen Staaten zogen aus ihrer Verbindung mit Athen für ihren Handel und ihre Industrie großen Gewinn. Die Institutionen des athenischen Staats- und Rechtslebens haben tiefe Spuren in diesen Staaten hinterlassen. Athen hat ein Reich geschaffen, wie es keinem anderen griechischen Staate gelungen ist. Aber es hat ebensowenig vermocht, sein eigenes politisches Leben durch die Aufgaben des Reiches weiter zu entwickeln, wie seine Untertanen in dauernde innere Beziehungen zu den Zwecken und Aufgaben des Reiches selbst zu bringen. Das attische Reich war, wie die glänzende Blüte der athenischen Demokratie selbst, nicht auf dauerhaften Bestand angelegt. Dies war nicht an sich in dem vorübergehenden Zwecke, zu dem ursprünglich die delisch-attische Symmachie geschlossen war, begründet.² Warum hätte es nicht möglich sein sollen, daß aus dem Sonderzweck der Befreiung der Griechen von der persischen Herrschaft sich eine dauernde Gemeinschaft der politischen Interessen entwickelte? Sondern das entscheidende Moment liegt darin, daß der athenische Staat selbst in seinem eigenen politischen Leben sich nicht zu einem wirklichen Reich fortzubilden vermochte. Er blieb auf seiner ausschließlichen stadtstaatlichen Grundlage stehen. Auch Rom ist in der republikanischen Zeit über das stadtstaatliche Fundament seiner Herrschaft nicht völlig hinausgewachsen. Aber es hat die abhängigen Gemeinden Italiens in mannigfachen Abstufungen dauernd mit sich verbunden, sie in den Organismus seines eigenen Staates aufgenommen. Es hat in der erweiterten Organisation seines eigenen Staates zuletzt geradezu erst ein italisches Gesamtvolk geschaffen, das im Zusammenhange mit dem römischen Herrschaftssystem auch zu einem eigenen politischen Zusammenhang gelangt ist. Ein ähnliches Ergebnis hat die athenische Politik nicht gehabt.

Neben der beschränkten räumlichen Basis athenischer Groß-

¹ Aristophanes' Frösche v. 722 ff. „Vögel“, v. 1040 f. Inschrift von Siphnos IG XII 5 nr. 480. Über den Wert des athenischen Geldes für den Handel vgl. auch Xen. *περὶ πόρων* III 2.

² B. Keil, Gr. Staatsaltert. S. 374 sagt: „Diese Föderationen tragen von Anfang an den Keim der Auflösung mit ihrem Sonderzweck in sich; ist er erfüllt oder entfällt er mit der Veränderung der politischen Verhältnisse, so müssen sie selbst zerfallen. Die griechischen Symmachieverträge waren nicht staatenbildend, weil sie einem äußeren Zwecke dienten.“

machts- und Reichspolitik ist es gewiß die Einseitigkeit des gesellschaftlichen Prinzips der athenischen Demokratie, die uns die innere Schwäche dieser Reichsgründung offenbart. Die gewaltsame Art, in der das demokratische Interesse in der auswärtigen Politik des athenischen Demos vertreten wurde, war nicht geeignet, Staaten, deren politisches Leben sich auf anderer Grundlage aufbaute, auf die Dauer mit Athen zu verbinden. Der athenische Staat hat sich allerdings anfangs von unmittelbaren Eingriffen in das Verfassungsleben der bündnerischen Staaten möglichst zurückgehalten. Aber er hat diese Politik in der weiteren Ausbildung seiner Herrschaft nicht gewahrt. Vor allem jedoch weist die Entwicklung der demokratischen Propaganda selbst, die von Athen geltend gemacht wurde, auf einen inneren Widerspruch in seiner politischen Stellung hin.

Die demokratische Propaganda hat zunächst entschieden einer Stärkung und Ausdehnung des athenischen politischen Einflusses in Griechenland gedient. Die großen Erfolge, die Athen vorübergehend sogar auf dem griechischen Festlande errang, wurden vornehmlich der propagandistischen Kraft des demokratischen Gedankens, der ja allerdings durch die Rücksichtslosigkeit in seiner Geltendmachung auch wieder starke Gegenwirkungen hervorrief, verdankt. Auch hat der athenische Staat tatsächlich in den demokratischen Parteibestrebungen vielfach eine Stütze für seine eigene Herrschaft in den abhängigen Staaten gefunden.¹ Aber die Exklusivität, in der nun der herrschende Demos von Athen seine Herrschaft auch gegenüber den demokratisch organisierten Staaten seines Bundesgebiets geltend machte, mußte dahin führen, den Erfolg der demokratischen Propaganda selbst, die auf ein Zusammenwirken verwandter politischer und gesellschaftlicher Bestrebungen hinausging, abzuschwächen. Die innere Kraft politischer Sympathie konnte den Demos der abhängigen Staaten nur schwer mit dem athenischen Demos verbinden, wenn die Bürgerschaft der herrschenden Polis die unübersteigliche Schranke ihrer eigenen Herrschaft zwischen sich und der doch ebenfalls demokratischen Bevölkerung der bündnerischen Staaten aufrichtete.²

¹ Vgl. die Äußerungen des Diodotos bei Thuk. III 47, 2.

² Die besonderen Bedingungen, unter denen aristokratisch regierte Staaten wie Karthago und Venedig auf wesentlich stadtstaatlicher Basis ihre Herrschaft begründet haben, lassen sich mit den politischen Verhältnissen der athenischen Demokratie und des attischen Reiches nicht vergleichen.

Die athenische Kultur hat in ihrer großen Entwicklung in dem Jahrhundert, das den Perserkriegen folgte, eine Weite und Tiefe gewonnen, die ihr unbestritten eine dauernd führende Stellung in der nationalen geistigen Kultur des Hellenentums errungen haben. Aber was für das Urteil der Nachwelt für immer die panhellenische Bedeutung Athens begründet hat, konnte nicht in gleicher Weise auf die griechische, zum Teil unter dem unmittelbaren Druck der athenischen Herrschaft stehende Mitwelt wirken. Zu der werbenden und assimilierenden Kraft athenischen Geistes, der in der schöpferischen Ausgestaltung seines eigenen reichen Wesens dieses zu einem geistigen Mittelpunkt von Hellas zu machen vermochte, steht die Enge, in der Athen seine staatliche Herrschaft durchführte, in einem charakteristischen Gegensatz. Das geschichtliche Urteil über die Leistungsfähigkeit staatlicher Bildungen muß sich aber doch vor allem nach den dauernden politischen Kräften, die sie hervorzurufen und ihren Zwecken dienstbar zu machen vermögen, richten. Athen hat die Glieder seines Reiches politisch nicht wahrhaft mit sich zu verschmelzen und auch untereinander nicht dauernd zu verbinden vermocht.

Die unzureichende Grundlage der athenischen Reichspolitik tritt nirgends deutlicher als auf militärischem Gebiete zutage. Die militärischen Aufgaben einer Großmachtpolitik forderten die organische und umfassende Heranziehung der Kräfte der Bundesgenossen. Die Athener haben es aber versäumt, eine militärische Organisation der Bundesgenossen, wie sie im peloponnesischen Bunde unter Spartas Führung erreicht wurde, wie sie namentlich Rom in großartigster Weise zustande brachte, durchzuführen. Die Kriegspflicht der Bündner war eine durchaus unorganische und wenig fest geregelte. Indem Athen die Passivität der meisten Bündner gegenüber den kriegerischen Aufgaben des Bundes im Interesse seiner Herrschaft unterstützte, schwächte es die militärische Leistungsfähigkeit des Reiches und somit auch dessen politische Kraft. Zugleich unterließ es eins der stärksten Mittel politischer Verschmelzung.

So hat die herrschende athenische Bürgerschaft dem Reich im wesentlichen keinen anderen Inhalt zu geben vermocht als ihre eigene Herrschaft und für diese Herrschaft keine andere Grundlage und Rechtfertigung gewonnen als das eigene Interesse. Die panhellenischen Ideen und Notwendigkeiten sind immer mehr zurückgetre-

ten.¹ Und die eigenen Interessen Athens waren nicht weit genug, die demokratisch-gesellschaftliche Ausgestaltung des athenischen Staates war zu einseitig, um ganz Griechenland umfassen zu können. Im Innern des Staates selbst aber wurden durch die athenische Herrschaft Bedürfnisse großgezogen, deren Befriedigung nicht ausschließlich auf den eigenen Kräften des Staates beruhte, sondern an die Aufrechterhaltung der auswärtigen Macht gebunden war. Es ist deshalb auch begreiflich, daß, als diese Macht dahingesunken war, die Befriedigung jener Bedürfnisse auf Kosten anderer, für den Bestand des Staates sehr wichtiger, namentlich militärischer Erfordernisse erfolgte.

Die Geschichte des attischen Reiches bietet uns also einen besonders lehrreichen Beweis dafür, wie das Lebensinteresse der Polis in seiner Ausschließlichkeit die nationalen Tendenzen verschlingt, wie gerade die volle Ausgestaltung des stadtstaatlichen Organismus sich einer umfassenderen nationalen oder panhellenischen Staatsbildung als feindselig erweist.

Dem athenischen Staate und dem attischen Reiche gegenüber dürfen wir in Sparta und der von den Spartanern geleiteten peloponnesischen Symmachie den Gegenpol der hellenischen Entwicklung sehen. Wie die athenische Politik eine durchaus demokratische ist, so verfißt Sparta fast überall das entgegengesetzte Prinzip, tritt für die mehr oligarchisch oder aristokratisch gerichteten Verfassungen — als diejenigen, die seinem Interesse als geeignet erscheinen² — ein. Obgleich der spartanische Staat, wenigstens ursprünglich, nicht als ein eigentlich oligarchischer bezeichnet werden kann, hat doch die Beschränkung des vollen Bürgerrechts auf eine verhältnismäßig geringe Zahl von Bürgern, die in der Folgezeit auf einen immer kleineren Kreis zusammenschrankte³, einen wesentlich obligarchischen Charakter.⁴

Durch das spartanische Staatswesen zieht sich ein bemerkens-

¹ Auch der von Perikles verfolgte Plan eines panhellenischen Kongresses, der mit großer Wahrscheinlichkeit in die Zeit nach dem Abschlusse der athenischen Herrschaft über die Bündner zu setzen ist, vermag an diesem allgemeinen Urtheil über den Charakter der athenischen Politik und des attischen Reiches nichts zu ändern.

² Vgl. z. B. Thuk. V 81, 2. 82, 1. 76, 2; namentlich auch I 19.

³ Vgl. vor allem Arist. Pol. II 6.

⁴ Mit wenigen bezeichnenden Worten hebt diesen Charakter des spartanischen Staates Brasidas bei Thuk. IV 126, 2 hervor.

werter Gegensatz hindurch. Auf der einen Seite finden wir eine ungeheure Anspannung, ja Überspannung des Staatsgedankens, auf der anderen die Wirksamkeit des Staates und seinen Machtzweck wieder gefährdet und beeinträchtigt durch eine immer zunehmende Verengung der im Staate herrschenden Gesellschaft. Abschließung nach außen, Ausschluß alles Fremden und Neuen bezeichnet den Charakter des Spartanertums. Die tiefe Kluft zwischen dem regierenden Bürgertum und der untertänigen Bevölkerung Lakoniens hinderte die freie Bewegung der spartanischen Politik. Die Rücksicht auf die Erhaltung des Bestandes der herrschenden Bürgerschaft bildete einen wichtigen Faktor der auswärtigen Politik Spartas. Auf Eroberung gegründet, stark durch den kriegerischen Geist seiner Bürger wurde der spartanische Staat so immer mehr zu einer defensiven, vor dem großen Risiko zurückscheuenden Politik gedrängt, einer Politik, die allerdings auch durch den allgemeinen konservativen, allen Neuerungen abholden Charakter dieses Staatswesens bedingt war.

Der von Sparta in das Leben gerufene und geleitete peloponnesische Bund hat eine wesentlich längere Dauer gehabt als das attische Reich. Hierfür ist wohl die Autorität, die Sparta als Hauptbollwerk der Tradition¹, als vornehmster Hort der konservativen Interessen in Griechenland errungen hatte, von Bedeutung gewesen. Abgesehen von der allgemeinen Begünstigung oligarchischer Verfassungen griff Sparta auch verhältnismäßig weniger in das innere Leben der zum Bunde gehörigen Staaten ein. Ein gewisses abwartendes Gehenlassen hat sich der spartanischen Herrschaft wohl als förderlich erwiesen. Vor allem aber ist es Sparta gelungen, die einzelnen Bundesglieder bis zu einem gewissen Grade militärisch mit sich zu verschmelzen. Auf militärischem Gebiete liegt, wie die Kraft des spartanischen Staates überhaupt, so vornehmlich die Bedeutung und der Erfolg seiner allgemeinen Stellung in Griechenland. Es ist doch eine bedeutsame Tatsache, daß die peloponnesischen Staaten unter spartanischer Führung — mit Ausnahme von Argos — längere Zeit hindurch als ein Ganzes bestanden haben, daß sich so ein peloponnesisches Gemeingefühl ausgebildet hat, das sogar den Sturz der spartanischen Herrschaft überdauert hat und später bei der Entwicklung des achäischen Bundes wieder wirksam geworden ist. Auch ist der Ausbruch gewaltsamer Bewegungen im Inneren

¹ κατὰ πάτρια war das Losungswort der spartanischen Politik.

der peloponnesischen Staaten durch die Autorität des Vorortes bis zu einem gewissen Grade zurückgehalten worden.¹ Aber eine dauernde Überwindung der inneren Gegensätze vermochte die spartanische Herrschaft nicht herbeizuführen. Zu einem kräftigen Werkzeug einer wirklich nationalen Politik eignete sich der peloponnesische Bund nicht, sowohl wegen der politischen Einseitigkeit Spartas als besonders wegen der lockeren Ausprägung der Bundesverfassung, die nicht imstande war, den führenden Staat mit den abhängigen Staaten politisch wirklich zu verschmelzen. Das herrschende spartanische Bürgertum verhielt sich in seinem exklusiven Charakter den Aufgaben einer umfassenden nationalen Reichsbildung gegenüber noch fremder und ablehnender als das athenische.

¹ Dies können wir schon aus der Tatsache schließen, daß unmittelbar nach der durch die Schlacht bei Leuktra herbeigeführten Katastrophe der spartanischen Macht im Peloponnes erbitterte und verheerende Kämpfe zum Ausbruch kamen. Diod. XV 40 (irrig vor der Schlacht bei Leuktra erzählt; vgl. Grote H. o. G. IX 358, 1. E. v. Stern, Gesch. d. spartan. u. theban. Hegemonie S. 155.). Isokr. VI 64 ff.



ZWEITES KAPITEL

DIE PHILOSOPHISCHE AUFLÄRUNG IN IHREM VERHÄLT- NIS ZUM STAATSLEBEN

Die tiefgreifende Kulturbewegung des 5. Jahrhunderts, die in der Freiheit des Denkens und der harmonischen Vollendung geistigen Schaffens das griechische Wesen zu seiner die allgemeine menschliche Kulturentwicklung beherrschenden Höhe geführt hat, ist mit der großen schöpferischen Entfaltung der Polis auf athenischem Boden eng verbunden. Es gewährt einen großen Reiz, zu verfolgen, wie die neuen Ideen, die das Weltbild im großen und das Verhältnis des einzelnen Individuums zu der besonderen, es umgebenden Welt so wesentlich umgestalten, mit dem stark bewegten Leben des athenischen Staates zusammenfließen. Auf der Grundlage kolonialer Fröhreife des Hellenentums im Osten wie im Westen haben sich zuerst und vor allem die kühnen Gedanken über Welt und Menschen gebildet, die eine nicht wieder zum Stillstand gelangte Unruhe und innere Spannung in das geistige Wesen der Menschheit gebracht haben. In der Kultur des 5. Jahrhunderts, die sich auf die große politische Entscheidung der Perserkriege aufbaute, mündeten jetzt die neuen Probleme und die verschiedenartigen Versuche, in die Tiefe der Welt- und Lebensrätsel einzudringen, in den starken und vollen Strom der athenischen Kultur ein. Wenn das geistige Leben Athens schon aus seiner eigenen Bewegung, dem Reichtum und der Kraft seines Gedankenaustausches eine Fülle von neuen Problemen der Welterkenntnis und der Lebensgestaltung hervorwachsen ließ, so wurde seine innere Spannung noch gesteigert durch die kühnen Fragestellungen und eigenartigen Deutungen der Welt, die von den Außenposten hellenischen Wesens, den griechischen Kolonien Kleinasiens wie Italiens und Siziliens nach dem neuen Mittelpunkt hel-

lenischer Kultur gelangten.¹ In Athen bildete sich ein Publikum, das die großen Debatten über Welt und Leben mit lebhaftester Teilnahme begleitete. Es war gerade die spezifisch athenische Dichtung, das Drama, in der die neuen Probleme und ihre verschiedenen Lösungsversuche zum Ausdruck gebracht wurden, in der vor allem die großen Konflikte zwischen den Mächten des Alten und der neuen Bildung, den heiligen Ordnungen der überkommenen Welt und dem in seinem Inneren sein eigenes Schicksal tragenden Individuum in unmittelbarer Anschaulichkeit und ergreifender Lebendigkeit vor Augen und Seele traten.

Wenn die Polis selbst in ihrem reichgestalteten Leben, in der ungeheueren Anspannung aller Kräfte, der gewaltigen Steigerung der Lebensaufgaben und Lebensmöglichkeiten die Selbständigkeit und Vielseitigkeit der Individuen zur höchsten Entfaltung brachte, so hatte sie anderseits ihr eigenes Wesen gegenüber den Macht- und Herrschaftsansprüchen des Individuums zu schützen. Die innere Kraft der Gemeinschaftsidee wurde durch die selbständigen Lebenszwecke und eigenmächtigen Lebenstendenzen des Individuums bedroht. Die griechische Polis hat gerade auf athenischem Boden diesen Kampf um ihr eigenes Recht mit den Mitteln eines freieren und

¹ E. Meyer, *Gesch. d. Altert.* IV S. 121 ff. hat mit Recht das „entscheidende Moment, welches Athen selbst (durch die Weltanschauung der perikleischen Zeit) zu der geistigen Entwicklung (des 5. Jahrh.) beigesteuert hat“, betont (vgl. auch S. 149 ff. *Forsch. z. alt. Gesch.* II S. 264 ff.). Aber andererseits wird er nun auch dem großen Einfluß, den die vor allem aus Ionien stammende Aufklärung auf die weitere Entwicklung der athenischen geistigen Kultur selbst ausgeübt hat, vielleicht nicht völlig gerecht. Gerade bei Euripides, aus dessen Stücken uns „das damalige allgemeine athenische Rasonieren über göttliche und menschliche Dinge entgegentönt“ (J. Burckhardt, *Gr. Kulturgesch.* III S. 250), ist eben die Einwirkung der Aufklärungsphilosophie stark bemerkbar, eine so große Rolle auch die vielseitige Beobachtung und die tief grübelnde Denkarbeit des Dichters selbst spielt. Sehr zerfließt die Bedeutung der philosophischen Gedanken der Aufklärung gegenüber den Lehren, die das praktische Leben enthielt, bei M. Wundt, *Gesch. d. griech. Ethik I* (vgl. z. B. S. 291. 319). In den entgegengesetzten Fehler ist, wie mir scheint, mehrfach Dümmler in seinen scharfsinnigen Untersuchungen verfallen, indem er bestimmte Ideen, die uns in der damaligen Zeit, namentlich in den Dramen des Euripides, entgegentreten, zu geflissentlich auf ihre besondere philosophische und literarische Herkunft festzulegen, mit bestimmten Namen zu verbinden sucht. Vgl. auch die allgemeinen treffenden Bemerkungen von Wendland, mit besonderer Beziehung auf Isokrates, *Gött. Nachr.* 1910 S. 124.

weiteren Geisteslebens geführt. Die ethische Läuterung und Vertiefung der in Religion und Staat überlieferten Gestalten und Ordnungen sollte eine innerlichere und darum um so festere Begründung des Gemeinschaftslebens ermöglichen. In den Dramen des Aeschylos hat dieses Streben seinen tiefsten Ausdruck erhalten. Und auch Sophokles steht — bei aller sonstigen Verschiedenheit von seinem großen Vorgänger — im wesentlichen auf dem gleichen Boden. Beide Tragiker sind die Vertreter eines Bürgertums, das in innerer Einheit vaterländischen Empfindens und frommen Glaubens die heimischen Götter ehrt, aber zugleich den lebendigen Kräften neuer Entwicklung sich aufschließt. Die Helden der aeschyleischen und sophokleischen Dramen stehen nicht bloß äußerlich gebunden dem Überkommenen gegenüber. Die großen Konflikte, die im Mythos gegeben sind, werden mehr zu sittlichen Konflikten. *Das Gesetz ist ein sittliches Gesetz und muß als solches sich dem sittlichen Bewußtsein des Menschen bezeugen. Aber ebenso steht es zugleich über dem Individuum, nicht von seiner Willkür abhängig. Frevelhafter Übermut ist es, der den Willen des Individuums zum Gesetze macht.¹ Mag nun Äschylos in einer Entwicklung des Göttlichen selbst von gewalttätigem zu reinerem, milderem Wesen die Grundlage für eine Theodizee finden, oder mag die fromme Stimmung mit Sophokles in die resignierende Beugung unter den unerforschlichen Ratschluß der Götter, die Ergebung in ihre höhere Macht ausmünden, immer liegt hier das Fundament für alle menschliche Sittlichkeit, insbesondere für das staatliche Gemeinschaftsleben in einer höheren Ordnung, die nicht die einzelnen Individuen sich selbst gesetzt haben, sondern die sie sich nur innerlich zu eigen machen können. Die gleiche Anschauung werden wir in der Hauptsache wohl auch im Logos Epitaphios des Perikles finden dürfen.²

Dieser Gemeinschaftsidee steht nun eine ganz andere Denkrichtung gegenüber. Es ist diejenige, die wir als die charakteristische der griechischen Aufklärung bezeichnen können. Sie geht vom einzelnen Individuum aus, macht dessen Gesichtspunkte und Interessen zum entscheidenden Maßstabe der Weltauffassung und der Lebensgestaltung.

Die Gedanken der Aufklärung sind wohl mit der allgemeinen

¹ Vgl. die der Klytaemnestra in den Schlußversen des aeschyleischen Agamemnon in den Mund gelegten Worte.

² Vgl. S. 24, 1.

Entwicklung der griechischen Kultur verbunden, aber sie haben ihre prinzipielle Formulierung und Begründung doch vornehmlich erst in der Sophistik erhalten. Haben denn aber die Sophisten überhaupt eine bestimmte, ihnen eigentümliche Lehre? Sind sie etwas anderes als die professionellen Lehrer der Tugend und Weisheit, die Repräsentanten der Gesamtbildung ihrer Zeit, „die regelrechten Lehrer der griechischen Moral, die als solche weder über noch unter dem gangbaren Maßstab ihrer Zeit standen?“¹ Die Beurteilung der Sophistik, die wir hier vor Augen haben, enthält etwas Wahres, aber nicht die volle Wahrheit. Die Sophisten haben nicht bloß ein Gemeinsames in der Form ihrer Tätigkeit, sondern sie wirken zugleich auch durch inhaltlich bestimmte Lehren. So werden sie, wenn auch nicht zu den ausschließlichen, so doch zu den vorwiegenden Vertretern der individualistischen Aufklärung.

Der Individualismus war an sich keine neue Erscheinung im griechischen Leben. Das Streben des Individuums, seine eigene Kraft auf dem Tummelplatze des öffentlichen Lebens zur Geltung zu bringen, tritt uns deutlich genug bereits in der älteren griechischen Entwicklung entgegen. Das Wort, daß in jedem begabten und ehrgeizigen Griechen ein Tyrann und Demagog gewohnt habe²,

¹ Dies ist die vornehmlich von Grote mit Geschick geltend gemachte, dann besonders energisch von Th. Gomperz vertretene Ansicht. (Vgl. Grote, *Hist. of Greece*. London 1869, VIII 158f. Gomperz, *Gr. Denker* I S. 350.) Ganz neuerdings geht am weitesten in dem Bestreben, das formalistische Moment als das allein für eine zusammenfassende Charakteristik der Sophistik geeignete aufzuweisen, H. Gomperz, *Sophistik und Rhetorik* 1912. Er betrachtet die Sophisten im allgemeinen nur als die Repräsentanten des Bildungsideals des *εὖ λέγειν*, sieht in dem Bekenntnis zu einer rhetorischen Kultur „jenes Moment, das neben der äußerlichen Gemeinschaft der Berufsausübung und im Zusammenhang mit ihr die Sophisten zu einer Einheit zusammenschloß“. Ich glaube, daß der Beweis für diese These nur unter Anwendung von Gewaltsamkeiten möglich ist, daß Gomperz zum Teil die inhaltliche Bedeutung einzelner sophistischer Lehren in bedenklicher Weise abschwächen muß, um seine Grundauffassung aufrecht zu erhalten. Für einen der Sophisten, Protagoras, gibt er ja auch die sachliche Wichtigkeit seiner Lehre zu. Der Gegenbeweis gegen H. Gomperz' Auffassung wird sich, wie ich hoffe, aus der folgenden Darlegung ergeben. Auch das formal-rhetorische Moment der Sophistik steht ja mit dem Inhalt ihrer Anschauung im Zusammenhang, wie es schon von Platon klar erkannt und ausgesprochen worden ist.

² J. Burckhardt, *Gr. Kulturgesch.* I S. 178. Vgl. auch Nietzsche, *Menschliches, Allzumenschliches* I S. 238. Der hier ausgesprochene Gedanke

scheint wohl stark zugespitzt, hat aber seine Wahrheit. Und die schon früh einsetzende individualistische Reflexion¹ führte dahin, dem einzelnen Individuum eine eigene Welt von Gedanken zu bilden, in der es von der Überlieferung und der bindenden Autorität des heimischen Staates unabhängig wurde. Aber es ist doch eben erst das Werk eines besonderen Zeitalters, des Zeitalters der sophistischen Aufklärung, daß die Beurteilung von Welt und Leben nach den Gesichtspunkten des einzelnen Individuums eine allgemeine und prinzipielle Geltung beansprucht.

Die epochemachende Bedeutung des griechischen Aufklärungszeitalters spricht sich in zwei wichtigen, untereinander wieder innerlich zusammenhängenden Formulierungen aus, in dem berühmten Homo-mensurasatz des Protagoras und in der scharfen Gegenüberstellung von Natur und Satzung.

Der Satz des Protagoras: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge, der seienden, daß sie sind, der nichtseienden, daß sie nicht sind,“ knüpft, seinen allgemeinen philosophischen Voraussetzungen nach, an die heraklitische Lehre vom Flusse aller Dinge an. Er baut sich aber weiter auch auf eine selbständige, eindringende Wahrnehmungstheorie auf.² Diese Theorie ist völlig sensualistisch. Die Grundlage

geht schon auf Goethe zurück, der am 20. Nov. 1813 zu Riemer äußerte: „Die Griechen waren Freunde der Freiheit, ja, aber ein jeder nur seiner eigenen. Daher stak in jedem Griechen ein Tyrannos, dem es nur an Gelegenheit fehlte, sich zu entwickeln.“ (Vgl. Billeter, Die Anschauungen vom Wesen des Griechentums, S. 111. Biedermann, Goethes Gespräche II² nr. 1522.)

¹ Daß diese auch schon in verhältnismäßig früher Zeit in mannigfachen Richtungen sich geltend macht, hat z. B. Poehlmann, Sokrates u. sein Volk, Histor. Bibl. Bd. 8 mit Recht betont. Gerade das 6. Jahrhundert, das für die griechische Kulturentwicklung überhaupt so große Bedeutung gewonnen hat, zeigt bereits eine starke Entfaltung individueller Anschauung und Lebensbetätigung.

² Hauptquellen für unsere Kenntnis der Anschauungen des Protagoras sind Platons Theaetet 162ff. und Sextus Empiricus Pyrrh. I 216ff. = Diels, Fragm. d. Vorsokr. S. 515 (2. Aufl. S. 531) nr. 14. Vgl. auch Sext. adv. math. VII 60. Die Annahme, daß Platon dem Satz des Protagoras erst den heraklitischen Unterbau gegeben habe (vgl. Laas, Gesch. d. Positivismus I S. 191ff.), ist unbewiesen und willkürlich. Es besteht m. E. durchaus kein genügender Grund, in Zweifel zu ziehen, daß die Darstellung, die Platon von der Lehre des Protagoras gibt, auf diesen selbst zutrefte. Man wird höchstens sagen dürfen, daß sie in der Richtung auf die phänomenalistische Theorie der Kyrenaiker zugespitzt ist und die Folgerungen in dieser Richtung besonders scharf gezogen sind. Aber eben der Zusammenhang zwischen der Theorie der Kyre-

der Erkenntnis wird ausschließlich durch die sinnlichen Wahrnehmungen gebildet. Die Seele ist nach Protagoras nichts anderes als die sinnlichen Wahrnehmungen.¹ Diese sind verschieden nach der besonderen Beschaffenheit des wahrnehmenden Subjekts, seinem Alter, seiner gegenwärtigen Disposition, kurz, nach den besonderen Bedingungen, unter denen das wahrnehmende Individuum im Augenblick der Wahrnehmung steht.² Weit entfernt aber davon, eine geistige Welt des Subjekts der Außenwelt gegenüberzustellen, macht Protagoras vielmehr auch das wahrnehmende Subjekt zu einem Teile dieser in beständigem Flusse befindlichen Außenwelt.

Schon die Anlehnung an die naturphilosophische Spekulation Heraklits, der in dem unaufhörlichen Ineinanderübergehen der Gegensätze das Wesen und das allgemeine Gesetz des Weltprozesses erblickte, legte dem Protagoras eine relativistische Auffassung nahe. Dieser Relativismus wurde aber durch die Wahrnehmungstheorie des Sophisten, die eine Erscheinung der Außenwelt nur in der Vermittlung durch den gegenwärtigen Wahrnehmungszustand

naiker und derjenigen des Protagoras ist unverkennbar, obgleich er neuerdings wieder von H. Gomperz S. 233 bestritten wird. Im wesentlichen stimmt auch die Darlegung Platons mit demjenigen überein, was Sextus Empiricus mitteilt. Hier gerade ist auch die Anknüpfung des Protagoras an Heraklit ersichtlich.

¹ Diog. Laert. IX 51. Auch in der Darlegung des Sextus, daß die *λόγοι* von allem in der *ἕλη* vorhanden seien, scheint dieser Charakter der Anschauung des Protagoras zur Geltung zu kommen. Der Gegensatz, der in der Frage nach der Unterscheidbarkeit von Wahrnehmung und Erkenntnis zwischen Protagoras und Demokrit bestand, dient zur Bestätigung der oben vertretenen Auffassung von der Lehre des Protagoras. Demokrit ging eben darin wesentlich über Protagoras hinaus, daß er eine sicherere Basis für eine wirkliche Erkenntnis zu gewinnen suchte (vgl. vor allem Frg. 11 Diels).

² Damit ist auch der Gegenbeweis gegen eine generelle Deutung des Homomensura-Satzes gegeben. Nur das darf zugestanden werden, daß Protagoras in gewissem Umfange doch die Möglichkeit, von den einzelnen Wahrnehmungen und Empfindungen zu einem allgemeineren Geltungsbereiche der Wahrnehmungs- und Empfindungsinhalte und somit zu einer gegenseitigen Verständigung zu gelangen, angenommen zu haben scheint. Sonst wäre das Zustandekommen des *κοινῇ δοκοῦν* im Sinne des Protagoras (Plato Theaetet p. 172) nicht denkbar. In dieser Richtung muß wohl auch die Deutung der von den Voraussetzungen des protagoreischen Denkens sonst schwer verständlichen Bemerkung bei Sext. Empir. I 218 („τὸν μὲν γὰρ κατὰ φύσιν ἔχοντα εἶναι τῶν ἐν τῇ ἕλῃ καταλαμβάνειν, ἃ τοῖς κατὰ φύσιν ἔχουσι φαίνεσθαι δύνανται, τοὺς δὲ παρὰ φύσιν, ἃ τοῖς παρὰ φύσιν“) gesucht werden.

des wahrnehmenden Subjekts gelten ließ, noch besonders begründet und gesteigert.

Dem Relativismus der Wahrnehmungstheorie entspricht der Empirismus in der Beurteilung der menschlichen Lebens- und Kulturverhältnisse, der überhaupt als vorzüglich bezeichnend für die sophistische Lebensanschauung gelten kann.¹ Wie in dem Satz des Protagoras die Relativität der Erkenntnis der Außenwelt aus dem verschiedenartigen und wechselnden Charakter der empirisch gegebenen Wahrnehmungsbestände abgeleitet wurde, so wurden auch die ethischen Vorstellungen, Einrichtungen und Sitten der verschiedenen Völker und Staaten als in ihrer Art gleichberechtigte Ausprägungen der empirisch vorhandenen Verschiedenheit menschlicher Lebensauffassung und Lebensgestaltung gewürdigt.²

Dieser Grundzug der Anschauung kommt in einer berühmt gewordenen Formulierung, als deren erster Vertreter der jonische Naturphilosoph Archelaos genannt wird³, zu charakteristischem Aus-

¹ Mir scheint es, daß wir den Begriff des Empirismus auf diese sophistische Anschauung mit größerem Rechte anwenden können, als mit E. Meyer (Gesch. d. Altert. IV S. 21 ff. Forsch. z. alten Geschichte II S. 256 ff.) auf die Weltauffassung des Sophokles und Herodots, die er im wesentlichen zugleich als charakteristisch für das perikleische Zeitalter überhaupt ansieht. Sicherlich gewinnt in der sophistischen Lebensanschauung der Empirismus erst seine prinzipielle und allgemeine Tragweite. Ich kann mich nicht davon überzeugen, daß die Erscheinungen der geistigen Kultur Athens in dem perikleischen Zeitalter unter dem Begriffe des Empirismus als einer das Leben dieser Epoche vor allem beherrschenden und bestimmenden geistigen Kraft zusammengefaßt und genügend gewürdigt werden könnten. Jedenfalls möchte ich den Wirklichkeitssinn der perikleischen Zeit nicht ohne weiteres mit dem Empirismus gleichsetzen.

² Vgl. z. B. Her. III 38, die Ausführungen in den ersten Abschnitten der Dialexeis (Diels Vorsokr. S. 580 ff., 2. Aufl. S. 635 ff.), auch die Erörterungen des Hippias bei Platon und Xenophon, die allerdings, wie wir sehen werden, schon eine etwas andere Tendenz zeigen.

³ Diog. Laert. III 16: „καὶ τὸ δίκαιον εἶναι καὶ τὸ αἰσχρὸν οὐ φέρεται ἀλλὰ νόμῳ.“ Vgl. auch Eurip. Hekabe v. 801: „(νόμῳ) . . . ζῶμεν ἄδικα καὶ δίκαι' ὀρίσμενοι.“ Auch die Erörterungen in Platons Theaetet kommen im wesentlichen auf diese Formulierung hinaus (vgl. vor allem p. 172a und b). (Schon hierdurch wird die Ansicht von Dümmler, Akademika, S. 256 — vgl. auch S. 251 —, daß Protagoras den Begriff des Satzungsmaßigen noch nicht auf ethisch-politische Probleme angewandt habe, widerlegt.) Charakteristisch ist es, daß diejenigen nachsokratischen philosophischen Schulen, die sich vor allem an die Sophistik anlehnen, auch diese Gegenüberstellung von *φύσις* und

druck. Das Gerechte und Häßliche, so heißt es in dieser Formulierung, besteht nicht von Natur, sondern durch die menschliche Satzung. Die ethischen Ideen haben sonach nicht eine selbständige Grundlage ihrer Geltung in einer von Natur gegebenen, über dem Menschen stehenden Ordnung, sondern entstammen der gesellschaftlichen Übereinkunft der Menschen.

Es bedarf kaum der besonderen Hervorhebung, daß in dieser Auffassung ein fruchtbares Element enthalten war. Wie die Wahrnehmungstheorie des Protagoras für eine neue, selbständigere Grundlegung der menschlichen Erkenntnis Bedeutung gewinnen konnte, so lag auch in der Betonung der Abhängigkeit aller staatlichen Lebensordnung von der bewußten Setzung durch die Menschen an sich ein wertvoller Gedanke. Es war hiermit eine wichtige Grundlage für die Anerkennung des selbständigen menschlichen Willensfaktors im geschichtlichen Leben gegeben. Das Rechtsschöpferische, das im bewußten und absichtlichen geschichtlichen Handeln der Menschen liegt, kam zur Geltung. Aber ebenso deutlich treten die starken, ja verhängnisvollen Schranken dieser Auffassung hervor. Wie bei aller einseitig rationalistischen Anschauung wird das im geschichtlichen Leben Geschaffene vor allem als ein — mehr oder weniger willkürlich — Gemachtes, nicht als ein Gewordenes betrachtet. Und, was vornehmlich wichtig ist, die menschlichen Individuen, die zu Maßstäben der Erkenntnis wie der Lebensgestaltung gemacht werden, erscheinen zu sehr auf sich selbst gestellt, isoliert. Ja, sie gewinnen nicht einmal in ihrer eigenen Person einen zusammenhängenden, einheitlichen Lebensinhalt.¹ Damit wird aber dieser Individualismus von vornherein zu einer gewissen Unfruchtbarkeit verurteilt. Persönliches Wesen ist nur in einer inneren Einheit des Lebens zu erreichen. Hierfür war aber in der sophistischen Anschau-

nómos aufnehmen. Auch Demokrit steht unter dem Einfluß dieser Betrachtungsweise. Das zeigt sich schon darin, daß er die qualitativen Bestimmungen der Empfindungsinhalte auf menschliche Satzung zurückführte (Frg. 9 und 125 Diels). Vor allem aber ergibt es sich daraus, daß er alles Gesetzmäßige als „gemacht“ ansah (*τὰ νόμιμα ποιητά*, Diog. Laert. IX 45). Weiter werden wir auch für die Welt der Religion den Faktor bewußter und absichtlicher Setzung in der Aufklärungszeit stark zur Geltung gebracht finden.

¹ Das was Iambl. *περὶ ὁμοιοτάς* (Stob. ecl. II 33, 15. Diels, Fragm. d. Vorsokr. S. 556 = 2. Aufl. S. 597) über die *ἐνὸς ἐκάστου πρὸς ἑαυτὸν ὁμογνωμοσύνη* ausgesprochen wird, entfernt sich schon wesentlich von den Grundvoraussetzungen der sophistischen Auffassung.

ung kein Raum. Wahrhaft wirksam werden als Persönlichkeit kann weiter das Individuum nur, wenn in seinem besonderen Leben sich ein Allgemeines ausprägt. Die individualistische Richtung sophistischer Aufklärung kennt aber im wesentlichen nur einzelne Lebensinhalte, dagegen kein allgemein Verbindliches und Verbindendes über dem Einzelleben.¹ Sie gelangt nicht zur Idee eines seelischen oder geistigen Gesamtlebens, das die einzelnen Individuen mit seiner Kraft erfüllt. Damit ist zugleich ein weiteres wichtiges Moment gegeben. Die Erkenntnis der Bedeutung geschichtlichen Lebens ist der sophistischen Aufklärung ferngeblieben.² Sie vermag das Zu-

¹ E. Meyer, mit dessen Gesamtauffassung des Protagoras ich sonst in der Hauptsache übereinstimme, meint (Gesch. d. Altert. IV, S. 261), Protagoras habe den schweren und folgenreichen Schritt „zu der Anerkennung einer jeden Persönlichkeit und ihrer Gedankenwelt“ getan. Die Betonung der relativen Berechtigung der verschiedenen menschlichen Vorstellungen und Einrichtungen bedeutet aber keine Anerkennung der Persönlichkeit und ihrer Gedankenwelt. Vgl. auch die treffenden Gegenbemerkungen von Misch, Gesch. d. Autobiographie I, S. 75.

² A. Menzel hat (Zeitschr. f. Politik III S. 205 ff. vgl. namentlich S. 226. 237.) auf Grund der Ausführungen Platons im Theaetet (vor allem p. 172) nachzuweisen versucht, daß Protagoras schon die Personifikation der Volksgemeinschaft ausgesprochen, daß er diese als die einzige Quelle des Rechts und der Sittlichkeit erkannt habe. Ich halte diese Anschauung für durchaus irrig, den Grundgedanken der sophistischen Aufklärer, insbesondere auch des Protagoras, widersprechend. Das κοινὴ δόξαν, von dem Platon spricht, kann nur im Sinne einer Summierung der Interessen und Vorstellungen der einzelnen Individuen, im Sinne etwa des Satzes von Mercier de la Rivière: „das allgemeine Interesse ist die Summe aller Einzelinteressen“ (Hasbach, die philosoph. Grundlagen der v. Quesnay und Smith begründeten politischen Ökonomie S. 64) aufgefaßt werden. Eine wirkliche Volksgemeinschaft kennt Protagoras nicht, sondern nur eine Gesellschaft von Individuen. Platon stellt — vom Standpunkte des Protagoras aus — das einzelne Individuum (den ἰδιώτης) und die πόλις durchaus auf eine Stufe. Sie haben beide den Maßstab für das, was gut und gerecht ist, bei sich selbst. Das einzelne Individuum hat an sich die gleiche Berechtigung, wie der Staat, seinen eignen Maßstab für das Sittliche gelten zu lassen. Menzel sucht allerdings diese Auffassung von einer individualistischen Begründung des Rechts und der Sittlichkeit durch Protagoras zu widerlegen, indem er sagt (S. 225, 4): „Welchen Sinn hätte es, den Staat und die allgemeine Meinung als Quelle der rechtlichen und sittlichen Normen hinzustellen, wenn daneben auch noch die subjektive Meinung des einzelnen maßgebend sein sollte?“ Aber diese Meinung des einzelnen soll nicht neben der allgemeinen Meinung maßgebend sein, sondern das κοινὴ δοκοῦν setzt sich aus den übereinstimmenden Maßstäben der einzelnen als solcher zusammen.

sammenhängende und Zusammenfassende geschichtlicher Gemeinschaft nur wenig zu erfassen und zur Geltung zu bringen.¹

Der individualistische Charakter der sophistischen Anschauung tritt besonders deutlich in den Theorien des Aufklärungszeitalters von Entstehung und Zweck des Staates hervor.² Die politische Auffassung des Protagoras lernen wir zunächst vor allem aus dem schönen Mythos von Prometheus und Epimetheus kennen, den uns Platon in einer gewiß im wesentlichen wahrheitsgetreuen Darstellung wiedergegeben hat.³ Wir fassen den Inhalt dieses Mythos kurz zusammen. Prometheus und Epimetheus haben von den Göttern den Auftrag erhalten, die sterblichen Wesen mit den notwendigen Fähigkeiten und Mitteln zum Leben auszustatten. Nachdem Epimetheus für die übrigen Geschöpfe die Verteilung durchgeführt hat, bleibt allein der Mensch ungerüstet für den Kampf des Daseins. Da entwendet Prometheus dem Hephaestos und der Athene das Feuer und die Kunst des gewerblichen Lebens; es fehlt aber den Menschen die staatliche Kunst, die Zeus bewahrt. Dieser Mangel macht sich zum Verderben des menschlichen Geschlechtes geltend. Die Menschen verehren die Götter, bilden eine Sprache aus, gewinnen die Mittel, für ihre Nahrung und Wohnung zu sorgen⁴, aber sie leben zerstreut, sind

¹ Nach H. Gomperz, a. O. S. 242 stellen Protagoras' Gedanken den Versuch dar, verschiedene Seiten der Wirklichkeit zum Ausdruck zu bringen. Aber die Beziehung auf eine über den einzelnen Teilinhalten der Wirklichkeit stehende, sie mit einander verbindende Gesamtwahrheit fehlt bei Protagoras.

² Vgl. hierüber auch meine Darlegung in der Zeitschrift für Politik II S. 505 ff. Ich nehme aus diesem Aufsatz einige Ausführungen, zum Teil in der dort gegebenen Formulierung, herüber.

³ Plato Protag. p. 320 ff. Hyperkritik ist es, wenn Th. Gomperz, Gr. Denker II S. 251 f. in dieser Rede des Protagoras ein Meisterstück karrierender platonischer Kunst erblickt. Seine Behauptung ermangelt durchaus des Beweises. Die dem Protagoras von Platon zugeschriebene Auffassung spricht durch sich selbst für ihre Echtheit, mag auch die künstlerische Durchführung der Gedanken des Sophisten das Werk seines philosophischen Gegners sein. Platon würde seinen eigenen künstlerischen wie philosophischen Zwecken widersprochen haben, wenn das wundervolle Gemälde, das er von der Anschauung des Protagoras entwirft, ein Phantasiebild wäre. — Über den stilistischen Charakter der platonischen *μῦθος* des Protagorasmythos vgl. jetzt Norden, Agnostos Theos, S. 368 ff.

⁴ Nach Platons Ausführung de rep. II, p. 369 war gerade die Unfähigkeit der einzelnen Menschen, dies in ausreichender Weise zu ermöglichen, der nächste Anlaß zur Entstehung des Staates. Er verlegt die von ihm als Grund-

auf sich selbst angewiesen und haben keine Städte. Deshalb können sie sich vor den wilden Tieren nicht schützen.¹ Sie suchen sich infolgedessen zu vereinigen und Städte zu gründen, aber da sie die staatliche Kunst nicht haben, tun sie einander unrecht, zerstreuen sich wieder und gehen so zugrunde. Da sendet Zeus, damit das menschliche Geschlecht nicht völlig aussterbe, Hermes zu den Menschen, der ihnen die *δίκη* und *αἰδώς*, das Rechts- und Schamgefühl, bringt², damit geordnete Staaten und freundschaftliche Bande, welche die Menschen zusammenführen, möglich seien. So wird der Grund zur politischen Gemeinschaft gelegt. Hermes verteilt, dem Auftrage des Zeus entsprechend, die *δίκη* und *αἰδώς* gleichmäßig unter alle Menschen.

Die Begründung des staatlichen Lebens, wie sie im Mythos des Protagoras gegeben wird³, ist eine durchaus individualistische.⁴ Der Staat entsteht durch einen auf vernünftiger Berechnung beruhenden Willensakt der einzelnen Individuen.⁵ Er dient ihren individuellen Lebenszwecken. Die gemeinsame staatliche Ordnung bringt die übereinstimmenden Interessen der einzelnen Individuen zum Ausdruck. Sie gilt nur solange und soweit, als diese wesentliche lage seiner idealen Staatskonstruktion durchgeführte Arbeitsteilung an den Anfang staatlicher Kultur überhaupt.

¹ Dieser Schutz vor den wilden Tieren spielt auch in der Konstruktion Platons, Gesetze III 681a eine gewisse Rolle, worauf Norden, *Agnostos Theos* S. 373, 4 hingewiesen hat.

² Protagoras hat sich anscheinend hierin, wie in seinem Mythos von Prometheus und Epimetheus überhaupt, an volkstümliche Vorstellungen, insbesondere an die hesiodische Dichtung (vgl. Werke und Tage v. 174 ff.; namentlich v. 192. 200) angeschlossen, nur daß bei Hesiod infolge der Entartung der Menschen die *Αἰδώς* und *Νέμεσις* (oder *Δίκη*) entweichen, während nach der optimistischen Auffassung des Sophisten gerade die gegenwärtige staatliche Existenz, mit der Möglichkeit ungestörten Beisammenwohnens der Menschen, auf dem Walten der *δίκη* und *αἰδώς* beruht.

³ Die Folgerungen, die sich aus dem Mythos des Protagoras ergeben, werden ihre Ergänzung und Bestätigung durch verwandte Erörterungen der Aufklärungsliteratur finden.

⁴ Unzutreffend ist, wie die weitere Erörterung ergeben wird, die Ansicht von Nestle, N. Jahrb. f. d. kl. Altert. Bd. 23, 1909 S. 7, Protagoras habe allem Anschein nach den Individualismus seiner Erkenntnistheorie noch nicht auf die Gebiete der Moral und Politik übertragen.

⁵ Wir werden dieses Moment, das erst in der weiteren Entwicklung der Theorie klarer hervortritt, im wesentlichen schon aus der mythischen Einleitung des Protagoras und dem Zusammenhang seiner Gedanken selbst entnehmen können.

Übereinstimmung der im Staate vereinigten Individuen oder ihrer Mehrheit besteht.¹ Das Gemeinschaftsbedürfnis als solches wird nicht als das eigentlich Grundlegende angesehen. Die Vereinigung der Menschen zu staatlichem Leben erfolgt nicht sowohl deshalb, weil das vereinzelter Leben unvollkommen, des Menschen unwürdig, zu wahrhafter Sittlichkeit ungeeignet ist, als weil es in seiner Isolierung nicht gesichert ist.² Schon vor der Gründung des Staates sind die Menschen zu wichtigen Kulturrerrungenschaften gelangt. Sie haben nicht bloß die Mittel zur Befriedigung der äußeren Lebensbedürfnisse gewonnen, sondern auch die Sprache, religiöse Vorstellungen und Verehrung der Götter ausgebildet.

Die politische Kunst oder politische Tugend, die die Menschen mit der Gründung des Staates erhalten, wirkt dahin, die gegenseitige Schädigung und Vergewaltigung zu hindern.³ Die individuellen Lebenszwecke bleiben auch nach der Vereinigung im Staate die ausschlaggebenden.⁴ Das vorstaatliche und das im Staate lebende

¹ Platon, Theaetet p. 172b: „τὸ κοινῇ δόξαν τοῦτο γίνεται ἀληθὲς τότε ὅταν δόξῃ καὶ ὅσον ἂν δοκῇ χρόνον; vgl. auch 167c: „οἷά γ' ἂν ἐκάστη πόλει δίκαια καὶ καλὰ δοκῇ, ταῦτα καὶ εἶναι αὐτῇ, ἕως ἂν αὐτὰ νομίζῃ.“

² Man könnte ja an sich sagen (vgl. auch Menzel a. O. S. 235), daß aus dem nächsten Anlaß der Staatsgründung noch nicht auf den dauernden Zweck, wie er in der weiteren Entwicklung des Staates hervortrete, geschlossen werden könne. Aristoteles unterscheidet beiderlei sehr bestimmt, und auch für Platon müssen wir Ähnliches annehmen. Aber für die individualistisch-rationalistische Konstruktion der Entstehung des Staates, die ebenso bereits in der Sophistik wie in der späteren Entwicklung der Naturrechts- und Vertragslehre eine wichtige Rolle spielt, ist es charakteristisch, daß in dem ursprünglichen Akt der Staatsgründung, der einem vorher bestehenden staatslosen Dasein ein Ende macht, in der Hauptsache schon der dauernde Zweck staatlichen Lebens vorausgesetzt wird.

³ Vgl. z. B. Plato Protag. p. 322b: „ἡδίκουν ἀλλήλους, ἅτε οὐκ ἔχοντες τὴν πολιτικὴν τέχνην.“

⁴ Menzel a. O. S. 235 glaubt, die scharfe Scheidung der Staatsauffassungen in eine individualistische und eine von der Gemeinschaftsidee getragene bekämpfen zu müssen. Nun ist es ja gewiß richtig, daß in der „Fülle und Mannigfaltigkeit der Lebensanschauungen“ sich beide Auffassungen vielfach verschlingen. Aber das Entscheidende für die geschichtliche Beurteilung einer großen geistigen Bewegung oder Richtung liegt doch immer darin, wohin die vorwaltende Tendenz der Anschauung geht. Und sollten wir im Altertum den Grundcharakter individualistischer Staatstheorie nicht ebenso deutlich erkennen können, wie in der Neuzeit das Wesen einer vom Rechte oder den Interessen der Individuen ausgehenden Staatsansicht in ihrem Gegensatz gegen eine im Gemeinschafts- oder Machtgedanken gipfelnde Theorie? Ge-

Individuum sind in ihren Lebenszwecken nicht durchaus voneinander verschieden.¹

Der im Mythos des Protagoras hervortretenden Auffassung von der Entstehung und dem Zweck des Staates nahe verwandt ist die Anschauung, die in den Fragmenten des sogenannten Anonymus Jamblichi ausgesprochen ist.² Das staatliche Leben verdankt danach einem Notstande seine Entstehung. Die Menschen waren nicht imstande, einzeln für sich zu leben, sondern vereinigten sich untereinander, der Notwendigkeit weichend.³

Allerdings vertritt nun die Staatskonstruktion des Protagoras

weiß hat Protagoras, wie sich sogleich ergeben wird, noch nicht die vollen Konsequenzen der individualistischen Anschauungen gezogen. Aber der Grundgedanke dieser Auffassung, die im Staat in der Hauptsache ein Mittel für die Lebenszwecke der Individuen sieht, tritt auch aus der mythischen Einkleidung des Sophisten deutlich hervor. — Den großen Unterschied zwischen der Theorie des Protagoras und der Lehre der Idealphilosophie verkennt Norden, *Agnostos Theos* S. 373, 4, wenn er meint, daß Aristoteles *Pol. I 2 p. 1253 a 15 ff.* („τοῦτο γὰρ πρὸς τὰ ἄλλα ζῶα τοῖς ἀνθρώποις ἴδιον, τὸ μόνον ἀγαθοῦ καὶ κακοῦ καὶ δικαίου καὶ ἀδίκου καὶ τῶν ἑλλαν αἰσθῆσιν ἔχειν· ἡ δὲ τούτων κοινωνία ποιεῖ οἰκίαν καὶ πόλιν“) dem Gedanken nach genau dasselbe sei, was mythisch eingekleidet im *Protagor. 322 c d* stehe; es handele sich um traditionelles Gut aus den Zeiten der alten Sophistik. Es scheint mir klar, daß für Protagoras der Staat nicht im aristotelischen Sinn (vgl. *Pol. I 1, p. 1252 b 30 ff.*) *φύσει* ist. Aristoteles erblickt in dem Gemeinschaftsleben, vor allem dem staatlichen, die im ethischen Wesen des Menschen selbst angelegte Erfüllung seiner Lebensaufgaben. Das ist offenbar etwas anderes als die oben dargelegte Auffassung des Protagoras und die verwandten, noch zu besprechenden Anschauungen der individualistischen Aufklärung überhaupt. Die Ähnlichkeit in den Ausdrücken darf uns nicht täuschen. Es kommt darauf an, die Verschiedenheit der Grundauffassungen im großen Zusammenhang der geistigen Entwicklung darzulegen. Nur so können wir zu einer wirklich geschichtlichen Erkenntnis gelangen.

¹ Die scharfe Gegenüberstellung der vorstaatlichen und der staatlichen Sphäre menschlicher Existenz tritt in der neuzeitlichen Theorie vor allem bei Hobbes und Rousseau hervor. Die durchaus vom Recht des Individuums ausgehende Anschauung, vornehmlich Lockes, kennt diesen Gegensatz nicht.

² Diels, *Fragm. d. Vorsokrat.* S. 577 ff. = 2. Aufl. S. 629 ff.

³ a. O. 6, 1. S. 579 (632) Diels. Ein Unterschied von der protagoreischen Darstellung ist hier insofern gegeben, als die wichtigsten Werkzeuge der Kultur erst nach der Vereinigung der Menschen — im Hinblick auf die Notwendigkeit, d. h. wohl vor allem um der in der Vereinzelung bestehenden Unsicherheit des Lebens ein Ende zu machen — ausgebildet werden. Allerdings ist es bei der Kürze der Ausführungen nicht ganz leicht, die Ansicht des Autors zu erkennen.

noch nicht einen extremen Individualismus.¹ Die Notwendigkeit des staatlichen Zusammenlebens erfordert die Ausbildung bestimmter ethischer Empfindungen, die eine gegenseitige Verpflichtung der Menschen zum Ausdruck bringen. Ohne das Rechts- und Schamgefühl ist die Vereinigung der Menschen, ist das Bestehen einer gesetzlichen Ordnung, die die gegenseitigen Beziehungen der im Staate vereinigten Bürger regelt, nicht denkbar.² Indessen der Zweck des staatlichen Lebens selbst wird hierdurch nicht wesentlich verändert. Auch die altruistischen Empfindungen, die in der Konstruktion des Protagoras die Voraussetzungen für ein geordnetes staatliches Zusammenleben der Menschen bilden, dienen in der Hauptsache nur der individualistischen Begründung des Staates. Eben die individuellen Lebenszwecke der einzelnen, die durch die staatliche Ordnung geschützt werden sollen, bedürfen zur Sicherung ihrer Verwirklichung jener ethischen Gefühle.

Ebenso klar wie die individualistische Begründung tritt uns die demokratische Ausprägung des Staatsgedankens bei Protagoras entgegen. Die gleichmäßige Verteilung des Rechts- und Schamgefühls, wie sie im Protagorasmythos durch Hermes erfolgt, zeigt deutlich die demokratische Basis der Staatskonstruktion. Wir dürfen wohl dem Protagoras schon die Auffassung zuschreiben³, daß in den wesentlich übereinstimmenden Interessen des den Staat bildenden Bürgertums oder wenigstens seiner Mehrheit ein gemeinsamer Maßstab für das, was dem Staate in seiner Gesamtheit nütze, gegeben sei. Das Bewußtsein hiervon in den Bürgern des Staates zu wecken und zu stärken, ist die Aufgabe der weisen und guten Redner, d. h. vor allem der sophistischen Tugendlehrer.⁴

Die individualistisch-demokratische Anschauung von Genesis und Zweck des Staates hat — jedenfalls schon in der sophistischen Periode — ihre charakteristische Formulierung in der Vertragstheorie gefunden, die, wenn sie noch nicht von Protagoras selbst

¹ Wir werden wohl überhaupt annehmen dürfen, daß Protagoras dem Zusammenleben der Menschen von vornherein einen gewissen steigernden Einfluß auch auf die individuellen Lebensmöglichkeiten und Lebenszwecke zugeschrieben haben wird.

² Dieser Gesichtspunkt wird in verwandter Weise auch vom Anon. Jambl. 6, 1 betont.

³ Vgl. auch oben S. 63f.

⁴ Plato Theaet. p. 167 c. Der utilitaristische Standpunkt des Protagoras ergibt sich als begreifliche Konsequenz seiner Voraussetzungen.

herrührt, jedenfalls von der Grundlage seiner Auffassung aus zu erklären ist.

Der völlig individualistische Charakter dieser Theorie ist von vornherein einleuchtend. Sie beruht auf der Voraussetzung einer gegenseitigen Verpflichtung der einzelnen Individuen, die als solche die Schöpfer des Staates sind. In diesem Sinne bezeichnet der Sophist Lykophon die gesetzliche Ordnung des Staates, unter deren Schutz sich die einzelnen Individuen stellen, als eine solche, die den Menschen untereinander ihre Rechte verbürgt.¹ Der natürliche Modus für die gegenseitige Verpflichtung der Menschen ist aber der Vertrag.² Der Zweck des Staates wird dauernd durch die individuellen Lebenszwecke der den Vertrag schließenden Menschen begrenzt. Die gleichmäßige Geltendmachung der Rechte und Interessen der einzelnen Individuen, der gleichmäßige Schutz vor gegenseitiger Vergewaltigung bezeichnen das Ziel, das durch die Staatsordnung erreicht werden soll.

Ebenso deutlich wie das individualistische tritt das demokratische Element der Vertragslehre zutage. Sie gründet sich auf die Anschauung von einer Gleichartigkeit der Interessen und Kräfte der Individuen, die den Staat konstituieren. Die wesentliche Gleichheit, in der sich diese Individuen vor der Gründung des Staates befinden, führt — durch das Medium des Staatsvertrags — zur Gleichberechtigung im Staate. Die gemeinsame Ordnung des Staates ist nichts anderes als ein vertragsmäßiges Übereinkommen, das durch die gleichmäßigen Bedürfnisse und Interessen der einzelnen vertragsschließenden Individuen begründet wird.³

¹ Arist. Pol. III 9, p. 1280 b 10 f.

² Vgl. H. Grotius de jure belli ac pacis prol. 15: „Deinde vero cum juris naturae sit stare pactis (necessarius enim erat inter homines aliquis se obligandi modus neque vero alius modus naturalis fingi potest) ab hoc ipso fonte jura civilia fluxerunt“. Aristoteles selbst a. O. bezeichnet in dem Zusammenhang, in dem er die Definition des Lykophon mitteilt, das Gesetz als einen Vertrag.

³ Die ausdrückliche Erwähnung des Vertrags als der Grundlage staatlicher Ordnung begegnet uns bei Platon im Rahmen von Erörterungen, die dem Erweis des Rechtes des starken Individuums gewidmet sind (Hauptstelle Plato de republ. II 359; vgl. auch Gorg. 492 c). Dies kann aber nicht der ursprüngliche Boden sein, auf dem die Vertragslehre entstanden ist. Diese Theorie konnte unmöglich aus einer Anschauung hervowachsen, die von dem natürlichen Gegensatze der Interessen des Stärkeren und der Schwächeren ausging. Ich habe dies ausführlich in der schon erwähnten Abhandlung

Die Aufklärung steht also in ihrer ersten Entwicklung durchaus in Fühlung mit dem demokratischen Leben und den demokratischen Anschauungen des damaligen Griechenlands, namentlich des athensischen Staates. Die Isonomie, der gleiche Anteil aller Bürger an der gesetzlichen Lebensordnung des Staates, bildet auch die Grundlage der staatlichen Konstruktion des Protagoras und der Vertragslehre. Die staatliche Grundtugend ist auch hier eine demokratische, die gegenseitige Achtung der gleichmäßigen Rechte aller Bürger.

Der Gemeinsinn (*κοινοία*), der im praktischen Leben als das Fundament aller staatlichen Ordnung in Griechenland galt¹, wird in den theoretischen Erörterungen des Aufklärungszeitalters besonders verherrlicht. „Über den Gemeinsinn“ lautete der Titel einer Schrift des Sophisten Antiphon², in der die Anarchie als das größte Übel³ und die besonnene Beherrschung der eigenen Begierden als

(Zeitschr. f. Politik II, S. 524 ff.) nachgewiesen. In den uns erhaltenen Ausführungen der Verfechter des Rechts des starken Individuums sind die Spuren der ursprünglichen demokratischen Auffassung als des Nährbodens der Vertragstheorie nicht ganz verloren gegangen. Daran, daß etwa die Abschließung des Urvertrages dazu dienen sollte — im Sinne der mittelalterlich-modernen Lehre vom Unterwerfungsvertrage — die Mehrheit der Schwachen zum Zwecke ihres Schutzes dem Starken zu unterwerfen, kann nicht gedacht werden. Es treten uns zwar ähnliche Anschauungen auch im Altertum entgegen (vgl. Polyb. VI 5, 8 f. Seneca epist. 90, 4), aber diese gerade nicht in Verbindung mit der Vertragstheorie, sondern die Gefolgschaft der Schwächeren gegenüber den Stärkeren ist hier ein Ausfluß des Naturrechts. Nicht einmal das kann man sagen, daß der Staatsvertrag die übereinstimmenden Rechte und Interessen der Mehrheit der Schwachen vor Eingriffen seitens der Starken schützen solle. Es handelt sich in den betreffenden Ausführungen bei Platon ausdrücklich um eine gegenseitige Verpflichtung zu dem Zwecke, sich nicht untereinander zu schädigen und voneinander keine Schädigung zu erleiden (Plato de rep. II 359 b). Es ist immer davon die Rede, daß die gleichmäßige Verwirklichung der Rechte und Interessen der im Staate vereinigten Individuen erfolgen solle. Das *τὸ ἴσον ἔχειν* ist die Losung, auf die alles staatliche Leben aufgebaut wird (Plato Gorg. 483 c. 484 a. 488 e. de rep. II 359 c). Die Vertreter der Lehre vom Rechte des Starken oder des Übermenschentums haben also die unter den Voraussetzungen demokratischer Gleichheit ausgebildete Vertragstheorie übernommen und in der Richtung umgestaltet, daß sie die Gleichartigkeit der Interessen und Rechte als eine im Sinne der Schwachen entstandene Fiktion betrachteten. — Ein Hinweis darauf, daß die Gesetze das seien, „*ὃ οἱ πολῖται συνθέμενοι ἃ τε δεῖ ποιεῖν καὶ ὧν ἀπέχεσθαι ἐγράψαντο*“, wird schon dem Hippas bei Xenophon Mem. IV 4, 13 in den Mund gelegt.

¹ Vgl. Xen. Mem. IV, 4, 16.

² Diels, Fragm. d. Vorsokr. S. 556 ff. =

2. Aufl. S. 597 ff.

³ Frg. 61 Diels (135 Bl.).

notwendige Grundlage menschlichen Zusammenlebens¹ dargestellt wurde. Besonders eingehend hat der bereits erwähnte Anonymus Jamblich die segensreichen Wirkungen, die von einer gemeinnützigen Gesinnung und einem gemeinnützigen Handeln ausgehen, geschildert. Den Gesetzen und dem Recht durch sein eigenes Tun zu Hilfe zu kommen, preist er als das den Staat und das menschliche Leben begründende und zusammenhaltende Prinzip.² Die Gesetzlosigkeit und das Streben nach Gewinn auf Kosten der anderen bringen dem einzelnen wie der Gesellschaft die größte Schädigung.³ Möglichst vielen zu nützen ist der größte Ruhmestitel, der einem Individuum zuteil werden kann.⁴ Das Interesse der Mehrheit ist die wichtigste Grundlage und Norm des staatlichen Lebens. Es kann aber nur dann dauernd gewahrt werden, wenn die gesetzliche Ordnung geachtet und geschützt wird.⁵ So wird charakteristischerweise ein besonders enger Zusammenhang zwischen der Herrschaft des Gesetzes im Staate und dem Interesse der Mehrheit, d. h. der möglichst gleichmäßigen Verteilung der politischen Rechte an die Masse des Volkes gesetzt. Es ist das Prinzip der demokratischen Isonomie, das uns hier in eigenartiger Formulierung und Begründung entgegentritt.

So finden wir diese staatliche Doktrin der Sophistik in innerer Anpassung an den demokratischen Geist des damaligen griechischen, namentlich des athenischen Staates. So mochte auch diese sophistische Lehre sich in einzelnen Ausprägungen zu jener Idee „konstitutioneller Moralität“ erheben, in der die reifsten Ideen des öffentlichen Lebens in Athen gipfelten. Das Gefühl „konstitutioneller Verpflichtung“, „die freiwillige Unterwerfung unter die gesetzliche Mehrheit“ mochte auf dem Boden aufklärerischer Anschauung als die schönste Frucht staatlichen Lebens erscheinen — jene Gesinnung, die George Grote in seiner Darstellung der athenischen Demokratie so glänzend geschildert hat.⁶

Wir begreifen es, daß gerade eine den Tendenzen der griechischen Aufklärung in ihrem Individualismus und Utilitarismus wie in ihrer demokratischen Richtung mannigfach verwandte Anschauung wie

¹ Frg. 53 Diels (129 Bl.)

² 3, 6 Diels.

³ 7, 1. 7, 7 ff. Diels u. a.

⁴ 3, 3 Diels. Wir werden hier einigermaßen an Bentham's Formel, die das möglichst größte Glück der größten Zahl als Maßstab des Handelns aufstellte, erinnert.

⁵ 7, 14 Diels.

⁶ Vgl. z. B. Hist. of Greece IV 281. VI 61 f. VII 282.

die George Grote vorzüglich geneigt sein mußte, das, was die Sophistik mit der athenischen Demokratie verband, besonders hervorzuheben. Die Sophisten hatten ja auch, wie der große englische Geschichtsschreiber meinte, im wesentlichen keine andere Bedeutung, als daß sie die ethischen Grundsätze vertraten und durch ihre Lehre verbreiteten, auf deren Boden die „achtungswerteste Gesellschaft“ in Athen stand.¹ Auch die den Sophisten eigene Ausbildung der „doppelten Reden“, der *δισσοὶ λόγοι*, die in ihrer relativistischen Auffassung wurzelte und in ihrer rhetorischen Dialektik ihre kunstmäßige Ausgestaltung fand, konnte dahin führen, die Sophistik mit der Freiheit der Diskussion, wie sie in Athen gepflegt wurde, mit der „Gewohnheit, beide Seiten jeder Sache völlig erörtert zu hören“², in inneren Zusammenhang zu bringen.

Indessen so sehr wir die in demokratischem Geiste gehaltene Ausgestaltung der politischen Lehren der älteren Sophistik betonen dürfen³, so stark müssen wir den Gegensatz gegen die Gemeinschaftsidee der Polis, den ihre individualistische Grundlage bedingt, hervorheben. Auf dem Boden einer Anschauung, die in der Gemeinschaft den entscheidenden Lebensgrund für das Einzelleben der Individuen sieht, konnte jene Auffassung von Zweck und Entstehung des Staates, die wir in der Vertragslehre ausgeprägt finden, überhaupt nicht entstehen. Selbst diejenigen Ausführungen der sophistischen Aufklärungsliteratur, die von dem Gemeinsinn als dem Fundamente menschlichen Zusammenlebens handeln, lassen deutlich eine völlig individualistische Tendenz erkennen. Das „Streben nach dem guten Willen der Mitbürger“⁴ dient durchaus den Zwecken des Individuums. Das Leben der Gemeinschaft ist für die Verfasser jener Erörterungen nicht Selbstzweck, sondern das möglichste Glück des einzelnen Individuums gilt ihnen als Lebensziel, als Norm des Handelns. Sogar die ausschließlich egoistische Handlungsweise wird zum Teil nicht wegen ihres unsittlichen Charakters an sich verworfen, sondern weil sie nicht zum erhofften und er-

¹ Grote, Hist. of Greece VIII 159. Vgl. oben S. 56.

² Grote, Hist. of Greece IX 418.

³ Der Anonymus Jamblichi scheint allerdings in etwas spätere Zeit zu gehören, da er anscheinend schon auf die von Platon dem Kallikles u. a. in den Mund gelegten Theorien vom Recht des Stärkeren Bezug nimmt (vgl. 6, 2ff. Bitterauf, Philol. 68 S. 521f.), aber seine Erörterungen wurzeln durchaus in der Anschauung der älteren Sophistik, insbesondere der des Protagoras.

⁴ Gomperz, Gr. Denker I S. 350.

strebten Ziele führt. Die Schädigung anderer wird vor allem deshalb verurteilt und als unbesonnen bezeichnet, weil sie schädliche Folgen für das eigene Wohlbefinden und die eigene Sicherheit nach sich zieht.¹ Die Menschen sind infolge ihrer Schwäche von dem guten Willen ihrer Mitbürger abhängig. Eine auf Gewalttätigkeit beruhende herrschende Stellung widerspricht den Interessen des nach Herrschaft strebenden Individuums selbst, weil es einer zusammenhaltenden Mehrheit gegenüber eine solche Stellung nicht zu behaupten vermag.²

Besonders deutlich erkennen wir die individualistische Ausprägung und Begründung demokratischer Staatsanschauung bei einem zwar nicht dem Kreise der Sophisten angehörenden, aber dem bedeutendsten Vertreter der Sophistik geistig nicht fern stehenden philosophischen Denker, dem berühmten Landsmanne des Protagoras, Demokrit von Abdera.³ Demokrit stand in seinem politischen Denken ebenso wie Protagoras, wie Antiphon und der Anonymus Jamblich auf dem Boden der Demokratie. Das Leben in einem demokratischen Staate erscheint ihm als eine allein menschenwürdige Existenz, da nur hier die Freiheit eine Stätte finde.⁴ Die Demokratie muß aber vom Geiste der Gesetzlichkeit beherrscht sein. Das Gesetz ist ein großer Wohltäter der Menschen. Die gesetzliche Ordnung muß in der Überzeugung der Menschen selbst leben.⁵ Sie muß sich auf eine maßhaltende und vor Gewalttätigkeit zurück-

¹ Antiphon frg. 58 Diels: „ἄστις δὲ δρᾶσθαι μὲν οἴεται τοὺς πέλαις κανῶς, πείσεσθαι δ' οὐ, οὐ σωφρονεῖ.“ Von diesem Gedanken führt ein deutlich erkennbarer Zusammenhang zu den von Platon de rep. IV 358e. 359a dem Thrasymachos in den Mund gelegten Äußerungen.

² Anon. Jamb. 6, 1 ff. 7, 7. 9 ff. Sehr charakteristisch ist auch, was über die *φιλοψυχία* gesagt wird, 5, 1 f.

³ A. Menzel a. O. S. 237 hält es — in Bekämpfung meiner Ausführungen — für selbstverständlich, daß „Äußerungen von Demokrit nicht verwendet werden dürfen, um daraus auf die Staatsauffassung des Protagoras Schlüsse zu ziehen“. Indessen handelt es sich hier nicht darum, fehlende Beweisstücke für Protagoras durch Gedanken Demokrits zu ersetzen, sondern das, was uns von Protagoras' politischen Anschauungen überliefert ist, durch unzweideutige, in ihrem Sinne völlig klare Äußerungen Demokrits schärfer zu beleuchten. Auch kommt es nicht allein auf Protagoras an, sondern auf eine ganze Richtung der Auffassung, die aber allerdings durch unbestreitbare Beziehungen mit Protagoras verknüpft ist. Die vielfachen Berührungen Demokrits mit dieser individualistischen Richtung der Aufklärung gehen aus den oben gegebenen Ausführungen, wie auch dem früher (S. 59, 3) Erörterten zur Genüge hervor.

⁴ Frg. 251 Diels.

⁵ Frg. 248.

scheuende Gesinnung stützen.¹ Der Gemeinsinn wird auch von Demokrit als die Grundlage aller staatlichen Leistungsfähigkeit gepriesen.²

Solche Äußerungen stehen, wie es scheint, den Idealgedanken der athenischen Demokratie in ihrer von Thukydides dem Perikles in den Mund gelegten Formulierung nicht fern. Treffen wir aber, so müssen wir fragen, mit diesem Hinweis die eigentliche Anschauung Demokrits von den Zwecken des staatlichen Lebens? Ein charakteristischer Ausspruch des Philosophen belehrt uns eines anderen. „Die Gesetze“, so heißt es in einem Fragment, „würden nichts dagegen haben, daß jeder nach eigenem Belieben lebte, wenn nicht einer den anderen schädigte.“³ Die Lebenszwecke der einzelnen Individuen sind somit auch für Demokrit die entscheidenden. Die gesetzliche Ordnung dient dazu, daß die individuellen Lebenszwecke in gesicherter und würdiger Weise erfüllt werden können. Der Nomos gewinnt also hier eine ganz andere Bedeutung, als er für das ideale Staatsbewußtsein der perikleischen Zeit hatte. Die Wirksamkeit der gesetzlichen Ordnung besteht in einem mehr negativen Sinne, indem sie vor allem das ungerechte Verhalten der einzelnen Bürger gegeneinander, ihre gegenseitige Schädigung verhindern soll.⁴ In der Idealanschauung dagegen, die auf dem Boden

¹ Frg. 252.

² Frg. 250; vgl. auch Frg. 255. Wenn in Frg. 250 die *δμόνοια* als die Voraussetzung auch der kriegerischen Leistungen eines Staates bezeichnet wird, so erinnert dies an die Ausführung des Protagorasmythos (Plato Prot. p. 322b), daß die *πολεμική* ein Teil der *πολιτική τέχνη* sei. Der Inhalt der Fragmente 252 und 255 bietet auch verschiedene besondere Berührungen mit den Ausführungen des Anonymus Jamblichi.

³ Frg. 246.

⁴ Es wird hier im wesentlichen der nämliche Zweck staatlicher Ordnung vorausgesetzt, der den Erörterungen des Thrasymachos bei Plato de rep. II 359a zu grunde liegt, nur daß in den Ausführungen des Thrasymachos — von einem noch weiter entwickelten individualistischen Standpunkt aus — der Glaube an die wirkliche allgemeine Vereinbarkeit der individuellen Interessen schon sich stärker erschüttert zeigt. Daß bereits im Protagorasmythos die Verhinderung der gegenseitigen Schädigung und Vergewaltigung als Hauptaufgabe der gesetzlichen Ordnung angesehen wurde, habe ich früher (S. 64) hervorgehoben. Zu dem, was in jenem Mythos (p. 322d) über die Notwendigkeit, jemand, der nicht am Rechts- und Schamgefühl teilnehmen kann, als „Pest des Staates“ zu töten, geäußert wird, dürfen wir als Parallele wohl Demokrit frg. 258. 259 anführen. Durch die Art, in der Demokrit die Unentbehrlichkeit der staatlichen Ordnung begründet, werden wir einigermaßen an die spätere

des Gemeinschaftslebens der griechischen Polis erwächst, hat der Nomos eine durchaus positive Bedeutung für die Erzeugung der höchsten Werte menschlichen Lebens. Er ist der Ausdruck des gemeinsamen geistigen und sittlichen Lebensinhaltes, der das Bürgertum des Staates erfüllt. Er dient der Hervorbringung jener Gemeinschaft der Gesittung, auf der das Leben des Staates ruhen soll.¹ Es braucht kaum ausdrücklich hervorgehoben zu werden, wie weit eine Anschauung, die den Staat zu einem Mittel für die Bedürfnisse der Individuen macht, von jener anderen Auffassung entfernt ist, die von den Voraussetzungen des staatlichen Gemeinschaftslebens aus einen an diesem nicht positiv teilnehmenden Bürger als unbrauchbar bezeichnet. Perikles trat für eine möglichst große Bewegungsfreiheit und selbständige Entfaltung der Kräfte des Individuums ein, um das Leben des Staates selbst hierdurch reicher und tiefer zu gestalten.²

Der Individualismus der Aufklärung ist also — das muß auf das entschiedenste betont werden — auch in seiner demokratischen Ausprägung dem Ideal staatlichen Lebens, das die griechische Polis beherrscht, wesentlich entgegengesetzt. Trotzdem waren gerade

theologische Lehre erinnert, wonach die Notwendigkeit des Staates aus einer infolge des Sündenfalls eingetretenen Verderbnis des Menschen folgt. Locke sagt (On Civil Government II § 128): „And were it not for the corruption and viciousness of degenerate men, there would be not need of any other, no necessity that men would separate from this great and natural community, and, by positive agreements, combine into smaller and divided associations.“ Die Beschränkung des Staatszweckes durch die Zwecke des Individuums ist in neuerer Zeit in klassischer Formulierung von W. v. Humboldt (in der seiner noch rein individualistischen Periode angehörenden Schrift: „Ideen zu einem Versuche, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen“, Ges. Schr. I S. 158) ausgesprochen worden. Alle Triebfedern zur Beförderung der Zwecke des Staates bestehen darnach allein in der „Idee des Nutzens, den die Staatseinrichtung den Bürgern zur Erreichung ihrer individuellen Absichten gewährt“. Die Formulierung, die Kant der Idee des Rechtsstaates gegeben hat (wonach jeder einzelne das Recht hat, seiner Freiheit soweit nachzuleben, als dies mit der Freiheit von jedermann nach einem möglichen allgemeinen Gesetze vereinbar ist), geht in ihrer positiven Fassung und tiefen Begründung wesentlich über den von Demokrit ausgedrückten Gedanken hinaus.

¹ In außerordentlich klarer und tiefer Ausführung wird diese Bedeutung des Staatslebens — gerade im Gegensatze zu individualistischer Staatslehre — von Aristoteles in einer schon erwähnten Erörterung Pol. III 9 p. 1280a 31 dargelegt. Der Nomos wird hier betrachtet als *οἶος ποιεῖν ἀγαθούς καὶ δίκαιους τοὺς πολίτας*. ² S. oben S. 24, 1.

in der athenischen Demokratie starke Tendenzen vorhanden, die den Bestrebungen und Anschauungen der Aufklärung entgegenkamen und deren Verbreitung begünstigten. Die immer mehr sich ausbildende Herrschaft der demokratischen Gesellschaft über den Staat bewirkte eine innere Verbindung zwischen Aufklärung und Demokratie. Der Staat war ja, wie wir sahen, für die Sophistik in der Hauptsache nichts anderes als eine Gesellschaft von Individuen. In dem eigenartigen Charakter der griechischen Polis fanden wir aber eine Anschauung begründet, die den Staat wesentlich mit dem Bestande seines Bürgertums gleichsetzte. Diese Anschauung gewann um so mehr Boden, je stärkeres Übergewicht die einseitig gesellschaftlichen Bestrebungen im Staate erhielten, je entschiedener somit die Ansätze zu einer tieferen geschichtlichen Staatsansicht verschüttet wurden. Unter solchen Voraussetzungen konnte leicht eine Lehre entstehen und Anklang finden, die den Staat aus einem Vertrage der einzelnen Individuen hervorgehen ließ. War die im Staate herrschende Gesellschaft in der Hauptsache mit dem Staate selbst identisch, so lag die Folgerung nahe, daß er auch vor allem für deren Interessen da war. Damit war die Grundlage für die weitere Vorstellung gegeben, daß die Interessen der das Bürgertum des Staates bildenden Individuen auch für die Entstehung des Staates maßgebend seien. Das ist aber die charakteristische Voraussetzung der Vertragstheorie. Ihre utilitaristisch-rationalistische Wurzel fand so in den herrschenden Tendenzen der demokratischen Gesellschaft einen empfänglichen Boden.

Der staatsauflösende Einfluß der aufklärerischen Staatslehre trat zunächst noch nicht deutlich hervor, weil und solange ihre demokratische Ausgestaltung den Gegensatz gegen die staatliche Gemeinschaftsidee verdeckte. Auch die Anschauung der Sophistik hielt in ihrer ersten Entwicklung gewisse ethische Grundforderungen für das politische Zusammenleben der Menschen fest. In dem Rechts- und Schamgefühl sah Protagoras noch unentbehrliche Bollwerke staatlicher Existenz. Auf dem Boden gegenseitiger Verpflichtung sollte sich ein ethisches Gemeingefühl entwickeln, das dem radikalen Individualismus entgegenwirkte.

Aber auf die Dauer ließen sich die weitergehenden Folgerungen, die von den individualistischen Voraussetzungen der Staatsauffassung wie überhaupt der Lebensanschauung aus gezogen werden mußten, nicht fern halten. Auch hier handelt es sich nicht bloß um eine Ent-

wicklung der Theorie als solcher, sondern diese Entwicklung vollzog sich auf der Grundlage der tatsächlichen Zersetzung des Staatslebens durch eigennützige gesellschaftliche Tendenzen wie durch egoistische Bestrebungen der einzelnen Individuen. Das Trachten nach Herrschaft und Macht wurde praktisch in der rücksichtslosesten Weise verwirklicht. Das Recht des Stärkeren kam ebenso in dem Verhalten des Staates im ganzen wie in dem der gesellschaftlichen Parteien und der einzelnen zur Geltung. Die Herrschaft des athenischen Staates über die Bündner wurde offen von den leitenden athenischen Staatsmännern als Tyrannis bezeichnet und als solche durch die Berufung auf das Recht des Stärkeren gerechtfertigt.¹ In dem interessanten Berichte, den Thukydides über die Verhandlungen der Bewohner von Melos mit den athenischen Gesandten kurz vor der Unterwerfung der Insel durch die Athener gibt, wird das Recht des Stärkeren als allgemeines von Natur bestehendes Recht proklamiert.² Die erbitterten Klassenkämpfe, die uns der athenische Geschichtschreiber in seiner klassischen Schilderung der Parteikämpfe auf Kerkyra in ihren verheerenden Wirkungen vor Augen führt³, zeigen die skrupel- und schonungslose Ausübung der einer bestimmten Gesellschaftsklasse zugefallenen Übermacht. Das Parteitreiben in seiner wilden und ungezügelten Leidenschaftlichkeit untergrub den gemeinsamen Boden gesamtstaatlichen Lebens und vaterländischer Empfindung. Im athenischen Staate hatte allerdings der Staatsgedanke eine größere Macht gewonnen als in den meisten anderen griechischen Staaten. Aber auch die athenische Demokratie bildete sich immer mehr zu einer Klassenherrschaft aus. Die hier herrschende Gewohnheit der politischen Diskussion, die Grote als stärkstes Heilmittel der politischen Leidenschaften preist, hat gewiß oft heilsam gewirkt. Indessen sie hat nicht immer die

¹ Kleon bei Thuk. III 37, 2. Vgl. auch schon Perikles bei Thuk. II 63, 2. Der Begriff der Tyrannis wird hier im wesentlichen bereits in der späteren Bedeutung, wie sie durch die Idealphilosophie festgelegt wird, gebraucht.

² Thuk. V 89 ff., vor allem 105, 1. Der Bericht ist gewiß nicht in dem Sinne als historisch anzusehen, daß wir in den theoretischen Formulierungen, die den athenischen Gesandten in den Mund gelegt werden, eine genaue Wiedergabe wirklicher Ausführungen erblicken dürften. Das ist ja überhaupt nicht Thukydides' Art. Aber jene Formulierungen entsprechen gewiß den tatsächlichen Motiven des Verhaltens der Athener und auch der allgemeinen Auffassung, durch die sie ihr Verhalten bei sich selbst und vor der Welt rechtfertigten. Die Darlegung von Gomperz, Gr. Denker II S. 21 verkennt diesen, wie mir scheint, unbestreitbaren Sachverhalt.

³ Thuk. III 82 f.

Erwägungen besonnenen Maßhaltens zu Worte kommen lassen, sondern oft auch einer politischen Dialektik gedient, die in der Rechtfertigung eines leidenschaftlichen Ehrgeizes und einer rücksichtslosen Geltendmachung des augenblicklichen Vorteils ihre Stärke fand. Die Entwicklung der Sophistik steht hier im engsten Zusammenhange mit der Entwicklung des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens. Die Kunst der „doppelten Reden“ führte dahin, jede über den Augenblick hinausgehende Verpflichtung, jede Anerkennung eines allgemein Verbindlichen zu negieren.

Die einseitige Ausnutzung politischer und gesellschaftlicher Macht durch bestimmte Gesellschaftsklassen fand einen lebhaften Widerhall in den eigensüchtigen Bestrebungen des Individuums. Die Entwicklung der Demokratie zur Massenherrschaft war hierfür von besonderer Bedeutung. Den Zusammenhang zwischen der radikalen Demokratie und der Tyrannis hat bereits Platon in meisterhafter Schilderung dargelegt. Die egoistischen Tendenzen des Individuums wurden schon durch ein Demagogentum, das die eigenen Herrschaftsbestrebungen mit der Umschmeichelung der Masse zu verbinden wußte, gefördert. Vor allem aber unterschied sich das selbstsüchtige Verhalten des Individuums an sich nicht wesentlich von der brutal-rücksichtslosen Moral der herrschenden Gesellschaftsschicht. Wenn diese die Staatsgewalt vielfach in einer so ausschließlich ihren besonderen Interessen entsprechenden Weise zur Geltung gebracht hatte, gewann dann das seiner Kraft bewußte Individuum nicht das gleiche Recht, die Mittel staatlicher Macht seinen eigenen Herrschaftsbestrebungen unbedingt dienstbar zu machen? Im staatlichen Leben der athenischen Demokratie kam immer mehr der Grundsatz, daß das, was dem Volke, d. h. der gegenwärtig herrschenden Mehrheit im gegebenen Momente als gut dünke, die höchste Norm des politischen Verhaltens bilden müsse, zur Durchführung. Konnte und durfte dann nicht das starke, zur Herrschaft befähigte Individuum ebenso sein eigenes Interesse zum Gesetze erheben? Konnte es nicht mit dem gleichen inneren Recht wie die herrschende Mehrheit sich selbst zur ausschließlichen Verkörperung staatlichen Interesses machen?

In der Verfolgung tyrannisch-imperialistischer Tendenzen durch einzelne griechische Staaten kamen zugleich auch tyrannische Persönlichkeiten, wie Alkibiades und Lysandros, empor. Sie wurden zu glänzenden Vorbildern einer skrupellosen Gewaltpolitik, zu Ide-

alen für eine Anschauung, die in den Interessen der Individuen die einzige Richtschnur für das Handeln sah.

Wir begreifen es, daß unter dem Einflusse dieser tatsächlichen Entwicklung der Individualismus, der von Anfang an die Anschauung der Sophisten erfüllte und selbst so wesentlich zur Untergrabung staatlicher Gemeinschaftsidee beigetragen hatte, jetzt zu seinen letzten Konsequenzen geführt, von allen ethischen Schranken gegenseitiger Verpflichtung der Individuen losgelöst werden konnte. In einer wundervollen Schilderung legt Platon im Dialoge Gorgias die Verherrlichung des Herrenmenschentums einem uns sonst unbekannten Sophisten Kallikles in den Mund.¹ Das Recht erscheint danach nicht mehr als Mittel für die Vereinigung der wesentlich gleichen Interessen der den Staat bildenden Individuen, sondern von den Voraussetzungen einer von Natur zwischen den Menschen bestehenden Ungleichheit² aus ist das wahre Recht die unbedingte Übermacht des Starken.³ War nach der individualistischen Theorie von Entstehung und Zweck des Staates die staatliche Ordnung im wesentlichen ein Ausdruck der in ihr zur Verwirklichung gelangenden Interessen der Individuen, so lag es nahe, auch vom besonderen Standpunkte des starken Individuums aus die Gesetze nach der Wirkung, die sie auf dessen eigenes Interesse ausübten, zu beurteilen. Es konnte dann die gesetzliche Ordnung als eine im Interesse der Schwachen, eben der großen Masse, getroffene Einrichtung erscheinen, als eine Knechtung des zum Herrschen befähigten Individuums, das dadurch gehindert wurde, seine Kraft zu entwickeln.

Dies ist der Standpunkt, den Kallikles bei Platon vertritt. Das zum Bewußtsein seiner Stärke erwachte Individuum, das in eben diesem Bewußtsein sich der Menge überlegen fühlt, soll deshalb — so fordert dieser Verfechter des Herrenmenschentums — die un-

¹ Gorg. 482 ff. Vgl. auch die Ausführungen des Thrasymachos de rep. II 359. Eine dem Standpunkte des Kallikles verwandte Anschauung tritt uns auch sonst in der Literatur dieser Zeit entgegen, so in den Dramen des Euripides vgl. die von mir Hist. Bibl. VI S. 16 f. angeführte Stellen Phoen. 503 ff. 509 f. 524 f. Archelaos frg. 252 Nauck, ferner die Wechselrede des *δικαιος* und *ἄδικος λόγος* in Aristophanes' Wolken u. a. In der Annahme eines ursprünglichen Naturzustandes, in dem das Recht des Stärkeren herrschte (Kritias b. Sext. Empir. IX 54 = frg. 25 Diels, Eurip. Suppl. v. 201 f. Moschion b. Stob. ecl. I 8, 38 Wachsm. — vgl. auch Orph. frg. 247 Abel. Norden, Agnostos Theos S. 371, 2), mochte diese Auffassung zum Teil noch eine Stütze finden.

² Vgl. Eurip. Phoen. v. 501 f.

³ Vgl. auch Plato Gesetze X 890 a.

natürlichen Schranken, welche die von den Schwachen errichteten Ordnungen seiner Herrschernatur setzen, durchbrechen und niederreißen und seinen Herrscherwillen als das wahre Gesetz zu unbedingter Verwirklichung bringen.

Der enge Zusammenhang, in dem die griechische Religion mit dem Leben der Polis stand, macht es begreiflich, daß die Theorien, die sich im Zeitalter der Aufklärung über Entstehung und Zweck der staatlichen Ordnung bildeten, dazu führten, auch die selbständige Geltung der religiösen Welt in Frage zu stellen. Das Charakteristische der Aufklärung besteht auch auf religiösem Gebiete darin, daß man das Göttliche in prinzipieller und ausdrücklicher Formulierung in den Bereich des der menschlichen Willkür Unterworfenen brachte, unter den Begriff des Satzungsmaßigen stellte, daß man in der Götterwelt einen Reflex menschlicher Vorstellungen und Einrichtungen sah.

Wenn Protagoras sich betreffs der Möglichkeit oder Sicherheit der Erkenntnis der Götter skeptisch verhielt¹ und in dieser Hinsicht als ein Vorläufer des modernen Agnostizismus angesehen werden darf, so mochte man auch von einem solchen Standpunkte aus immerhin dazu kommen, um des Bestandes der Gesellschaft selbst willen die sakrale Verfassung des Staates und somit den Kult bestimmter Götter für wünschenswert oder notwendig zu halten. In höherem Maße wurde das Göttliche in seiner unabhängigen Existenz erschüttert, wenn man die Genesis der religiösen Vorstellungen in rationalistischem Sinne darzulegen versuchte. Schon Prodikos hat hierzu den Grund gelegt, indem er ausführte, daß diejenigen Dinge, die den Menschen nützten und sie nährten, von ihnen Götter genannt und als solche verehrt worden seien.² Euripides läßt seine Hekabe den Götterglauben auf Satzung zurückführen.³ Diese Satzung konnte als etwas Wohltätiges, für die Existenz der mensch-

¹ Protag. frag. 4 (Diels, Frgm. d. Vorsokr. S. 519 = 2. Aufl. S. 537).

² Prodikos frag. 5 (Diels, Frgm. d. Vorsokr. S. 540 = 2. Aufl. 571. Vgl. auch doxogr. gr. S. 544). Vergeblich sucht H. Gomperz a. O. S. 133 ff. die Bedeutung des Vorganges des Prodikos abzuschwächen. Schon daß Persaios nach dem Zeugnis des Philodem diese Ansicht über die Entstehung des Götterglaubens und der Götterverehrung als eine, wenigstens literarisch, zuerst von Prodikos vertretene Auffassung bezeichnete, zeigt, daß es sich hier nicht um einen harmlosen Gemeinplatz handelte, wie Gomperz annimmt.

³ Eurip. Hec. v. 800 f.: „νόμος γὰρ τοὺς θεοὺς ἡγούμεθα καὶ ζῶμεν ἄδικα καὶ δίκαι' ὀριζόμενοι“. Zur Verdächtigung dieser Verse ist kein Anlaß. Vgl. v. Wilamowitz Phil. Untersuch. I S. 48 f. Einleit. in d. griech. Tragödie S. 28.

lichen Gesellschaft vielleicht sogar Notwendiges erscheinen. Aber es war auch eine andere Auffassung möglich, wenn die Welt des Göttlichen einmal von den Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft abhängig gemacht worden war. Am stärksten kam die Tendenz, das Göttliche seines selbständigen Wertes zu berauben, es nur zu einem Mittel für die Sicherung menschlicher Bestrebungen zu machen, in einer Anschauung zum Ausdruck, die geradezu die Götter auf Erfindung eines klugen Menschen zurückführte. Der Tyrann Kritias hat diese Ansicht in einem berühmten Fragment ausgesprochen.¹ Um auch heimliches Unrecht zu hindern und die Rächung des der menschlichen Strafe entgehenden Frevels zu ermöglichen, habe, — so ließ es Kritias in seinem Drama „Sisyphos“ aussprechen — ein kluger Mann eine Welt von Göttern erdacht, die auch in das Verborgene schauen könnten. So sei — durch die Furcht vor der Strafe der Götter — den staatlichen Ordnungen, die dem im Naturzustande geltenden Rechte des Stärkeren ein Ende gemacht hätten, eine stärkere Wirksamkeit verliehen worden.

Die Ableitung der religiösen Autorität menschlichen Gemeinschaftslebens aus einer Fiktion zeigt das volle Eindringen der rationalistisch-individualistischen Reflexion in die Welt der religiösen Vorstellungen, bringt aber zugleich auch die Erschütterung des Glaubens an eine durch ihre eigene Kraft verpflichtende gesetzliche Ordnung zum Ausdruck.² Wenn nun der extreme Individualismus überhaupt die Verbindlichkeit einer solchen gemeinsamen gesetzlichen Ordnung bestritt, in ihr nur eine dem Interesse der Schwachen gegenüber dem Starken dienende Einrichtung sah, so gewann er eine wesentliche Verstärkung seiner Stellung, wenn auch das religiöse Bollwerk staatlichen Gemeinschaftslebens als eine Erdichtung hingestellt wurde.

Die aufklärerische Tendenz der Sophistik fand, so sahen wir, in der Gegenüberstellung von Natur und Satzung eine besonders charakteristische und wirksame Formulierung. Der hier ausgesprochene

Dümmeler, Prol. zu Platons Staat S. 35f. Mit der Erklärung der Stelle, die Dümmeler gibt, kann ich mich allerdings nicht einverstanden erklären. Die oben gegebene Deutung stimmt wohl im wesentlichen mit der Ansicht von Wilamowitz überein.

¹ Sisyphos frag. 1 (Nauck ² p. 771) = frag. 25 Diels (Fragm. d. Vorsokr. S. 571 f. = 2. Aufl. S. 620f.)

² Die gesetzliche Ordnung hat dem Anschein nach auch bei Kritias die vorwiegend negative Bestimmung, gegenseitige Schädigung zu verhindern.

Gegensatz hat in der weiteren Entwicklung der ethischen Theorie eine große Bedeutung erhalten. Zunächst allerdings war durch die Zurückführung der Lebensordnungen des Staates auf menschliche Satzung noch nicht eine unbedingte Bestreitung der verpflichtenden Bedeutung jener Ordnungen ausgesprochen und beabsichtigt. Der Nomos war nur der Ausdruck der Interessen und Lebensbedürfnisse der einzelnen Individuen, der aus den einzelnen Individuen sich zusammensetzenden menschlichen Gesellschaft geworden. Er galt, soweit sich der Bereich dieser Interessen und Lebensbedürfnisse erstreckte und solange sie in gleicher Wirksamkeit fortbestanden. Selbst in dieser seiner relativen Geltung fand er zuerst noch eine Anlehnung an gewisse allgemeinere, in der menschlichen Natur begründete Empfindungen gegenseitiger Verpflichtung, so in der Lehre des Protagoras an das menschliche Scham- und Rechtsgefühl. Aber hierbei blieb die Entwicklung des aufklärerischen Denkens nicht stehen. Die Satzung trat vielmehr in entschiedenem Gegensatz zur Natur.

In der radikalen Ausgestaltung des Individualismus verlor der Nomos jede verpflichtende Kraft, und es blieb nur die Einzelnatur, d. h. das Recht des starken, sich durchzusetzen befähigten Individuums übrig. Das Interesse des Mächtigen galt als das allein zur Herrschaft berechtigte Gesetz.

Indessen der Angriff gegen die Verbindlichkeit bestehender gesetzlicher Ordnung ging nicht allein von den Vertretern des extrem-individualistischen Standpunktes aus. Es gab in der Aufklärung neben der vorherrschenden Richtung der Anschauung, die sich durchaus auf die Verschiedenheit und den wechselnden Charakter der Einzelinhalte menschlicher Vorstellungen und Einrichtungen gründete, noch eine andere Auffassung, in der sich die relativistische Beurteilung aller Einzelbildungen mit einer gewissen Anerkennung eines Allgemeinen verband.

Schon in dem Allgemeinbewußtsein griechischer Bildung war die Idee eines in der Brust des Menschen vorhandenen „ungeschriebenen Gesetzes“ lebendig geworden. Dieses wurde im inneren Konflikt menschlicher Empfindung mit dem äußeren Zwange staatlichen Gebotes als höchste Instanz von dem frommen, seiner selbst gewissen Gefühl angerufen.¹ Und andererseits wieder mochte wohl das in

¹ Soph. Antig. v. 450 ff. Vgl. auch Oed. tyr. 863 ff. Aj. 1130. 1343. Der „*ἄγραφος νόμος*“ ist ausführlich behandelt in der Untersuchung von R. Hirzel,

diesem ungeschriebenen Gesetz wurzelnde sittliche Bewußtsein, das sich im wesentlichen bereits als ein allgemein gültiges empfand¹, zur tieferen inneren Begründung gesetzlicher Ordnung überhaupt, also auch der Gesetze des besonderen Staates verwandt werden.² Schon in dem tiefsinnigen Aussprüche Heraklits³: „Alle menschlichen Gesetze nähren sich aus dem einen göttlichen“, war ja auch eine Beziehung aller menschlichen Lebensordnungen auf das göttliche Weltgesetz als ihren letzten Grund und ihr höchstes Ziel ausgesprochen.

Der Sophist Hippias von Elis versuchte nun, wie es scheint, durch Vergleichung der nicht bloß in den hellenischen Staaten, sondern auch bei den barbarischen Völkern herrschenden Sitten und Gebräuche eine allgemeine, in der Natur gegebene Grundlage des menschlichen Lebens zu gewinnen.⁴ Er ging, soweit wir erkennen können, darauf aus, für die Existenz ungeschriebener und als solcher allgemein gültiger Gesetze einen Maßstab in einer überall nachweisbaren Verbreitung bestimmter Anschauungen zu erhalten. Als die ungeschriebenen Gesetze bezeichnete er diejenigen, die in allen Ländern gleichmäßig in Geltung seien.⁵ Auch für ihn ist ein ziemlich einseitiger, noch äußerlicher Empirismus, wie er überhaupt in der Sophistik herrscht, charakteristisch.⁶ Er ist von einer tieferen, inner-

Abh. d. sächs. Gesellsch. d. Wissensch. phil. hist. Kl. Bd. 20, 1900, S. 1 ff., wo eine sehr dankenswerte Sammlung und Besprechung des Materials gegeben ist. Allerdings kann ich mich nicht immer mit den Ergebnissen einverstanden erklären.

¹ In diesem Sinne ist doch wohl Thuk. II 37, 2: „ἄσοι (sc. νόμοι) ἄγραφοι ὄντες αἰσχύνην ὁμολογούμενῃ φέρονσι“ zu verstehen.

² Dies scheint sich aus dem Zusammenhang der soeben angeführten Thukydidesstelle zu ergeben.

³ Heraklit frg. 114 Diels.

⁴ Dem Hippias wird ein Werk: *Ἐθνῶν ὁνομασίαι*“ zugeschrieben (F. H. G. II S. 60f. Diels, Fragm. d. Vorsokr. S. 548 = 2. Aufl. 583.). Für die Richtung seiner Forschung ebenso, wie für sein Prunken mit Gelehrsamkeit ist Frg. 6 besonders charakteristisch. Die wichtige Rolle, die Hippias in der Entwicklung der Aufklärung spielt, hat schon Dilthey, Einl. in d. Geisteswissensch. I S. 98 kurz hervorgehoben. Vgl. auch Dümmler, Akademika S. 247 ff., der aber mit Unrecht die Meinung vertritt, daß durch Hippias überhaupt erst die Bedeutung des Konventionellen für die sozialen Verhältnisse geltend gemacht worden sei.

⁵ Xen. Mem. IV 4, 19.

⁶ Sehr bezeichnend für diesen Empirismus des Hippias ist es, daß er von der Verpflichtung, Wohltaten durch Wohltaten zu vergelten, die Arist. Rhet. I 1374 a 23f. als eine allgemein anerkannte menschliche Verpflichtung erscheint,

lichen Begründung des Allgemeinverpflichtenden noch weit entfernt. Aber wir sehen hier doch die ersten Ansätze zu einer Auffassung, die in der Folgezeit eine große Rolle gespielt, schon in der kynischen Lehre Bedeutung gewonnen und dann in der stoischen Schule zur Aufstellung der Theorie eines allgemeinen Naturrechts geführt hat.

Die Anerkennung eines durch die Natur begründeten Allgemeinen, mochte dies zunächst auch noch in sehr unbestimmten Umrissen gehalten sein, ließ den willkürlichen und relativen Charakter der besonderen Satzungen um so deutlicher hervortreten. Es scheint nun, daß bereits Hippias in diesem Sinne bestimmt den Gegensatz von Natur und Satzung ausgesprochen und verwertet hat. In einer von Platon im wesentlichen gewiß getreu aufbewahrten Äußerung¹ stellte er das, was von Natur einander verwandt und demzufolge innerlich verbunden sei, den durch die Satzung bewirkten unnatürlichen Verhältnissen gegenüber. Die wahre Verbindung der Individuen erfolgt hiernach auf Grund einer von Natur bestehenden inneren Verwandtschaft, die nicht an die Grenzen der bestehenden Staaten geknüpft ist. Der einzelne Staat schafft durch seine besonderen Satzungen willkürliche Ordnungen und Zusammenhänge, die für das denkende Individuum nicht wahrhaft verbindlich sein können.²

So zeigt sich der rationalistisch-individualistische Charakter der Aufklärung in etwas anderer Ausprägung bei Hippias als bei Protagoras. Das staatsauflösende Element jener geistigen Bewegung tritt in der Anschauung des Hippias stärker hervor als in der des

deren Überschreitung sittliche Verurteilung nach sich zieht, allerdings zugibt, daß sie ein νόμον sei, aber hinzufügt: „παράβαται δὲ καὶ τοῦτο“. Die Darlegung bei Xenophon macht hier den Eindruck großer innerer Wahrscheinlichkeit.

¹ Plato Protag. 24 p. 337. Die Art, wie Hippias mit seiner in den Zusammenhang gar nicht recht passenden Äußerung in den Gang des Gespräches hineinplatzt, beweist schon zur Genüge, daß es sich hier um einen Lieblingsgedanken des Sophisten handelt, den er bei jeder Gelegenheit anzubringen geneigt war. H. Gomperz a. O. S. 75 ff. sucht auch diesem Ausspruch des Hippias gegenüber die inhaltliche Bedeutung sophistischer Lehre auf ein Minimum zu reduzieren.

² Auch die Abhängigkeit dessen, was in den einzelnen Staaten als verpflichtend gelten soll, von den wechselnden und schwankenden Beschlüssen eines vielköpfigen Demos hat anscheinend gerade Hippias einer scharfen Kritik unterzogen (vgl. Xen. Mem. IV 4, 14 und meine Bemerkung Hist. Bibl. VI S. 14.)

Protagoras, die zunächst noch mehr mit dem bestehenden geschichtlichen Staatsleben in Fühlung blieb. Die einzelnen Individuen werden schon in weitgehender Weise aus dem Rahmen einer bestimmten staatlichen Ordnung herausgenommen und einer allgemeinen Natur als der wahren Lehrmeisterin entgegengestellt, die in ihren dürftigen Allgemeinheiten in Wahrheit wenig des wirklich Verbindenden unter den Menschen übrigläßt. Erst eine weitere Entwicklung des philosophischen Denkens, wie sie in der Stoa erfolgt ist, hat die Anschauung von einer allgemeinen Natur durch den Gemeinschaftsgedanken belebt und vertieft und im Zusammenhange hiermit der Idee gesetzlicher Ordnung eine neue, universale Voraussetzung ihrer Geltung geschaffen.

Wir werden gewiß nicht geneigt sein, gerade einem Sophisten wie Hippias, der anscheinend noch stärker als andere Sophisten auf den epideiktischen Eindruck und Einfluß seines persönlichen Auftretens hingeeilt hat und sogar in seiner äußeren Lebensausrüstung seine Autarkie erweisen wollte¹, eine besondere Tiefe der Auffassung oder einen geschlossenen Zusammenhang seiner Gedanken zuzutrauen. Aber die Richtung seines Denkens ist deutlich und ebenso der Einfluß, den diese Richtung im antiken Geistesleben gewonnen hat, unverkennbar. Der Empirismus des Hippias reicht gewiß nicht an die Größe der Anschauung heran, in der ältere griechische Denker die Einheit des gesamten Weltlebens und ein die Welt durchwaltendes allgemeines Gesetz² zu erfassen suchten. Aber das Wirksame an seinem Auftreten bestand, wenn wir recht sehen, darin, daß er — hierin ein echter Vertreter der Aufklärung — die in den Gleichmäßigkeiten des Lebens erkennbare Natur zu einem allgemeinen Maßstabe für die Beurteilung der Lebensverhältnisse durch die einzelnen Individuen machen wollte.

Der Gegensatz zwischen Natur und Satzung, wie ihn Hippias formulierte, scheint zunächst im wesentlichen noch auf das Gebiet allgemeiner theoretischer Betrachtung beschränkt geblieben zu sein. Aber es waren auch radikale besondere, den Bestand des hellenischen Staates bedrohende Folgerungen aus dieser Grundanschauung möglich.³ Und sie sind tatsächlich gezogen worden. Der Sophist

¹ Hipp. min. p. 386 b = Diels, *Fragm. d. Vorsokr.* S. 546 f. 12 (2. Aufl. S. 582).

² Vgl. vor allem Heraklit frg. 114 Diels, auch Empedokles frg. 135 Diels.

³ Schon Empedokles hatte aus einem allgemeinen Naturgesetz (vgl. das

Alkidamas, dessen Wirksamkeit in die erste Hälfte des 4. Jahrhunderts fällt, verkündete die Lehre: „Die Gottheit hat alle freigelassen, die Natur keinen zum Sklaven gemacht.“¹ Hier wurde eine besonders wichtige Lebensfrage nicht allein der Wirtschaft, sondern auch des Staates berührt. Sklaverei und Leibeigenschaft standen ja mit den Aufgaben, die der hellenische Staat seinem Bürgertum stellte, in engem Zusammenhange. Das aufgeklärte Denken trat so in ausgesprochenen Gegensatz gegen die Praxis des Lebens.

Besonders deutlich trat der von der Idee einer allgemeinen Natur ausgehende Widerspruch gegen das besondere Recht vielgestaltigen historischen Lebens auf dem Gebiete der Religion zutage. Einen prägnanten Ausdruck hat er in dem Satze des Antisthenes erhalten, daß es nach der Satzung viele Götter gebe, nach der Natur aber nur einen.² Ein tief einschneidender Ausspruch. Alles, was nicht bloß die Fülle und Mannigfaltigkeit der religiösen Anschauung, sondern auch die unabhängige, auf sich selbst beruhende Existenz der besonderen Gestaltungen, vornehmlich des staatlichen Lebens bezeichnete, verlor an Wert gegenüber dieser allgemeinen, farblosen Abstraktion eines einheitlichen göttlichen Wesens. Das Nebeneinanderbestehen eines, wie man meinte, allein der Natur entsprechenden Glaubens an ein göttliches Wesen von so umfassendem, aber zugleich so unbestimmtem Charakter und der in sich selbst so reich entwickelten, aber auch so abgeschlossenen, durch scharfe Grenzlinien charakterisierten Welt des hellenischen Stadtstaates war auf die Dauer schwer denkbar. Die Universalität jener religiösen An-

bereits angeführte Fragment 135 Diels = Arist. Rhet. I 1373 b 14 ff.) die revolutionäre Forderung, kein Lebendiges zu töten, abgeleitet (vgl. Hirzel a. O. S. 28).

¹ Schol. zu Arist. Rhet. I 13 p. 1373 b 18 = Alkid. frg. 1 Sauppe. Vgl. Arist. Pol. I 4 p. 1253 b 20 ff. Aristoteles sagt an der letzten Stelle ausdrücklich: „τοῖς δὲ παρὰ φύσιν τὸ δεσπότην“ (sc. δοκῇ). Ob Aristoteles in seinen Ausführungen auch noch andere Vertreter dieser Anschauung außer Alkidamas vor Augen gehabt hat, wissen wir nicht. Belochs Annahme (gr. Gesch. I S. 470, 1), daß Alkidamas seine Auffassung seinem Lehrer Gorgias verdankt habe, hat keine genügende Begründung. Auch hebt B. zu einseitig die Interessen der Großindustrie als entscheidende Gegeninstanz gegen eine Forderung der Beseitigung der Sklaverei hervor und nimmt auf das Interesse, das der Staat selbst für die Durchführung des politischen Lebens seiner Bürger an der Institution der Sklaverei hatte, keine Rücksicht.

² Philodem. de piet. frg. 7 a p. 72 G. = Diels, doxogr. gr. p. 538. Vgl. auch Cic. de nat. deor. I 32.

schauung stand in zu starkem Kontraste mit der Selbstgenügsamkeit der partikularen staatlichen Existenz.

Der Gegensatz, in den sich der Individualismus der Aufklärung zu der staatlichen Gemeinschaftsidee stellte, gelangte zu seiner vollen und konsequenten Ausgestaltung in den nachsokratischen philosophischen Schulen der Kyniker und Kyrenaiker. In späterem Zusammenhange sind ihre Anschauungen ausführlicher zu schildern. Hier soll nur die innere Verbindung, in der sie mit der Sophistik stehen, kurz hervorgehoben werden. Man bringt die Lehren der Kyniker und Kyrenaiker in unrichtige Beleuchtung, wenn man vor allem ihre Abhängigkeit von Sokrates betont. Die Begründer dieser Schulen haben gewiß von Sokrates persönlich einen bedeutenden Eindruck, zum Teil auch eine Einwirkung erfahren. Sie sind in gewisser Hinsicht vom sokratischen Wissensprinzip beeinflusst worden. Aber die entscheidende Richtung ihres durchaus individualistischen Denkens knüpft nicht an Sokrates, sondern vielmehr an die Sophistik an.¹ Mit dieser verbindet sie schon die charakteristische Gegenüberstellung von Natur und Satzung.² Von Gorgias, Prodikos, Hippias führen Verbindungsfäden zu den Kynikern, von Protagoras zu den Kyrenaikern.

Für beide Schulen ist charakteristisch, daß sie weder eine wirkliche wissenschaftliche Erkenntnis noch eine verpflichtende Gemeinschaft kennen.

Bei Antisthenes, dem Begründer der kynischen Lehre, finden wir eine merkwürdige Verbindung einer individualistischen Anschauung mit der Annahme einer allgemeinen, überall gleichmäßig wirksamen Natur. Diese allgemeine Natur gelangt nur in dem Einzelwirken des Weisen zur Geltung. Schon in der erkenntnistheoretischen Grundlage von Antisthenes' Auffassung zeigt sich die Sprödigkeit, die dem Allgemeinen in seinem Denken eignet. Er ist hier anscheinend von der Problemstellung der eleatischen Philosophie wesentlich beeinflusst, wie auch seine Betonung des von Natur bestehenden einheitlichen göttlichen Wesens im Gegensatze

¹ Treffend ist dies in aller Kürze von Windelband, *Gesch. d. alten Philosophie* ² S. 83 (vgl. auch *Lehrb. d. Gesch. d. Philosophie* ² S. 75) hervorgehoben worden.

² Vgl. Diog. Laert. II 93 (über die Kyrenaiker) VI 38. 71 (über die Kyniker). Auch der schon erwähnte Ausspruch des Antisthenes über den Gegensatz von Natur und Satzung auf religiösem Gebiet läßt das Nämliche erkennen.

zu den durch bloße Satzung bestehenden vielen Göttern auf Xenophanes zurückweist. Wenn schon die Eleaten selbst das einheitliche Sein in seiner starren logischen Exklusivität nicht für ein wirkliches Weltbild fruchtbar zu machen gewußt hatten, wenn vielmehr bereits bei Zenon von Elea eine eristische und skeptische Dialektik erwachsen war, so war Gorgias von diesen Voraussetzungen aus zu völlig nihilistischen Konsequenzen auf erkenntnistheoretischem Gebiete gelangt.¹ Diese Entwicklung skeptischer Dialektik scheint auf Antisthenes eine bedeutende Wirkung ausgeübt zu haben. Von dem Widerspruch zwischen dem Einheitlichen und Vielen ausgehend, vermochte er keine Brücke von den Einzelbegriffen zu dem Allgemeinen zu finden.² So scheint er in der Erkenntnistheorie über einen in der Hauptsache unfruchtbaren Nominalismus nicht hinausgekommen zu sein. Von keinem Ding, so meinte er, läßt sich etwas anderes aussagen, als was im Namen enthalten ist. So ließ er im strengen Sinne nur identische Urteile gelten und bestritt die Möglichkeit des Widerspruchs.³ Auch darin, daß er die Bedeutung und Beweiskraft der begrifflichen Definition sehr skeptisch beurteilte und als die entscheidenden Instanzen der Erkenntnis die (sinnlichen) Wahrnehmungen bezeichnete, stand er viel mehr unter dem Einfluß sophistischer Anschauung als auf dem Boden der Sokratik.⁴

Für den Zusammenhang unserer Betrachtung ist vor allem der scharfe Widerspruch von Interesse, in den sich die kynische Auffassung schon in ihren Anfängen zum historischen Staate der Griechen, ja, zu jedem besonderen Staate überhaupt, setzt. Der Weise hat ein anderes Bürgerrecht und eine andere Bürgerpflicht, als sie durch die Gesetze seines heimatlichen Staates gegeben sind. Sein Gesetz ist das Gesetz der Tugend.⁵ In dem Tugendbegriff der Kyniker zeigt sich allerdings eine Einwirkung der Sokratik und ein Hinausgehen über die Sophistik.⁶ Aber im Unterschied von der

¹ Gorg. frg. 3 Diels = Sext. Emp. adv. Math. VII 65 ff.; vgl. auch Sext. Emp. Pyrrh. h. II 59.

² Es besteht wohl in der Forschung ziemlich allgemeine Übereinstimmung, daß Plato Sophist. 251 b „εἰδὴς γὰρ ἀντιλαβέσθαι παντὶ πρόχειρον ὡς ἀδύνατον τὰ τε πολλὰ ἐν καὶ τὸ ἐν πολλὰ εἶναι“ sich auf Antisthenes bezieht.

³ Arist. Metaph. IV 29 p. 1024 b 32 ff. Plato Theaet. 201 e.

⁴ Plato Theaet. 202 b; vgl. auch Arist. Metaph. VII 3 p. 1043 b 22 ff.

⁵ Diog. Laert. VI 11.

⁶ Immerhin war doch das vom *πόνος*, der nicht bloß physischen, sondern zugleich auch sittlichen Anstrengung erfüllte Leben, das dem Kyniker als

Sokratik stellte Antisthenes ein Ideal rein individueller Sittlichkeit auf. Zugleich war hier die Autarkie des Weisen auf das entschiedenste betont. Das, was schon einzelne Sophisten, wie Hippias, in ihrer virtuoson, epideiktischen Lebenspraxis zu leisten versuchten¹, wurde, in der ausschließlichen Begründung auf das tugendhafte Handeln²; zum entscheidenden Lebensgrundsatz erhoben. Die kynische Sittlichkeit trug weiter bereits einen kosmopolitischen Charakter. Der Weise kann sein tugendhaftes Handeln überall betätigen. Der Satz des Hippias, daß alle von Natur gleichartig angelegten Menschen untereinander verwandt und Mitbürger seien, wird in seiner Umbildung durch Antisthenes zum Satz von der Verbindung aller Gerechten oder Weisen untereinander.³

Noch deutlicher und enger als bei Antisthenes ist der Zusammenhang mit der Sophistik in der kyrenaischen Lehre. Sie knüpft unmittelbar an die Gedanken des Protagoras an. Die einzelnen Empfindungen selbst und die dadurch gegebenen Bewußtseinsinhalte sind für die Kyrenaiker das einzig Sichere und Feste, bilden den alleinigen Maßstab der Beurteilung von Welt und Leben.⁴ Die Gefühle der Lust und des Schmerzes sind ihnen das allein Wesentliche. Die Lust ist das einzige Gut, der Schmerz das einzige Übel.⁵ Das Interesse der einzelnen Persönlichkeit, das sich aus der Summe der Lustempfindungen zusammensetzt⁶, ist die Norm des Handelns, das Wohlbefinden des Weisen die Grundlage für sein Verhältnis zu der ihn umgebenden Welt.⁷ Der Weise kann sich überall heimisch machen. Er ist, wie es Aristippos selbst sehr charakteristisch in den Mund gelegt wird⁸, „überall zu Gaste“. Der Grundsatz: „ubi bene, ibi patria“ ließ sich aus den Voraussetzungen dieser Anschauung leicht ableiten.

Wenn die Welt für den Kyniker den in der Hauptsache beständig gleichen Schauplatz der Tugendübung des Weisen bildet, kommt

die unumgängliche Grundlage der Glückseligkeit erschien, in gewissen Grundzügen schon von einem Sophisten, dem Prodikos von Keos, verherrlicht worden (Xen. Mem. IV 1, 21 ff.).

¹ Eine ähnliche Bemerkung hat, wie ich nachträglich finde, schon Nestle, Philol. 67 S. 570 gemacht. ² Diog. Laert. VI 11.

³ Diog. Laert. VI 12.

⁴ Sext. Emp. adv. math. VII 191 ff.

⁵ Diog. Laert. II 86 f.

⁶ Diog. Laert. II 87 f.

⁷ Vgl. den Ausspruch des Aristippos bei Xen. Mem. II 1, 9: „ἐμᾶντόν γε μέντοι τάττω εἰς τοὺς βουλομένους ἢ ἑξῆστά τε καὶ ἡδίστα βιοτεύειν.“

⁸ Xen. Mem. II 1, 13.

sie für den Kyrenaiker als der stets wechselnde Schauplatz der Empfindungen des einzelnen in Betracht. Aber beide stimmen, trotz der Verschiedenheit der Ausgangspunkte und Ziele, darin überein, daß das denkende und sittlich handelnde, wie das genießende Individuum nicht an die Schranken der einzelnen Staaten gebunden, nicht mit einem historisch gegebenen heimischen Boden verwachsen ist. Auch der neue Begriff der Freiheit ist in beiden Schulen ein analoger. Es ist nicht der Begriff eines bestimmten Anteils an einer durch den Staat verkörperten Herrschaftsgewalt, sondern der einer persönlichen Unabhängigkeit von jeder besonderen Staatsordnung, von den Pflichten und Lasten, die sie dem Bürger auflegt, von den Hindernissen, die sie den Lustempfindungen des einzelnen wie der Erfüllung seiner, ausschließlich durch das Individuum selbst und seine Lebenszwecke gesetzten, Tugendpflichten entgegenstellt.

DRITTES KAPITEL

DIE GRIECHISCHE IDEALPHILOSOPHIE IN IHRER STELLUNG ZUM STAATE

Wir haben in den vorausgegangenen Erörterungen den staatsauflösenden Charakter der individualistischen Tendenzen, die dem Denken der Aufklärung eigneten, kennen gelernt. Es gilt jetzt, die Versuche zu würdigen, die von der griechischen Idealphilosophie ausgingen, das staatliche Gemeinschaftsleben vom philosophischen Gedanken aus tiefer zu begründen und von den Trübungen empirisch-unvollkommener Gestaltungen zu reinigen. Es ist das Unvergängliche hellenischer Staatsidee, das in diesen philosophischen Gebilden, in leuchtendster Idealgestalt im platonischen Staate, fortlebt, in allem Wechsel geschichtlicher Erscheinungsformen des staatlichen Lebens die innere Kraft des sittlichen Gemeinschaftsgedankens offenbarend.

Für alle echte Sokratik ist es durchaus bezeichnend, daß sie in der Gemeinschaftsidee den Mittelpunkt ihres ethischen Denkens findet. Auch schon Sokrates selbst — so sehr sein Denken noch ein suchendes war — ging entschieden darauf aus, die Sittlichkeit des einzelnen in einem wahren Gemeinschaftsleben zu verankern.¹

¹ Meine Auffassung der sokratischen Philosophie habe ich in der Hauptsache bereits in meinen „Studien z. Entw. u. Begr. d. Monarchie im Altertum“ (Hist. Bibl. VI) S. 18 ff. kurz dargelegt. Eine ausführliche Begründung und eingehendere Auseinandersetzung mit den neueren, zum Teil weit auseinandergehenden Ansichten ist hier nicht am Platze. Ich freue mich, mit der von E. Meyer, *Gesch. d. Altert.* IV S. 435 ff. vertretenen Anschauung in wesentlichen Beziehungen mich in Übereinstimmung zu befinden. Die rationalistische Grundrichtung des Sokrates hat neuerdings Poehlmann sehr energisch betont (S. B. d. Münch. Akad. 1906 = „Aus Altertum u. Gegenwart“, N. F. S. 1 ff.). Nur scheint es mir, daß in seiner Darstellung der Rationalismus des Sokrates etwas zu sehr einem ausgesprochenen Agnostizismus angenähert wird. Die Beurteilung des Wesens der sokratischen Philosophie hängt natürlich mit der Beurteilung der Quellen eng zusammen. Die einseitige Verwerfung oder Bevorzugung Xenophons hat zu solchen Extremen der Auffassung geführt, wie

Er strebte danach, ein sicheres Fundament hierfür in dem begriffsmäßigen Erkennen, dem sein eigentümliches induktives Verfahren¹ dienen sollte, zu gewinnen. Der radikale Intellektualismus des Sokrates suchte das Prinzip des ethisch Verpflichtenden auf rein logischem Wege zu finden. Die allgemeingültige ethische Norm floß ihm unmittelbar mit dem logisch Allgemeinen zusammen.

Sokrates ist insofern der größte Vertreter der Aufklärung, als er das historische Staatsleben prinzipiell und allgemein vor den Richterstuhl vernünftigen Denkens forderte. Kein Leben erschien ihm als lebenswert, das sich nicht auf die vernunftgemäße Prüfung aufbaute.² Aber er bahnte zugleich eine innerliche Überwindung der Aufklärung an, indem er danach trachtete, aus der kritischen Dialektik eine neue und tiefere Begründung der Gemeinschaft her-

sie in Joels Werk „Der echte und der xenophontische Sokrates“ und bei Doering, „Die Lehre des Sokrates als soziales Reformsystem“ vorliegen. Der eine macht Sokrates zu einem reinen Vertreter des Logismus, der andere betont ausschließlich den praktischen Charakter seiner Reformbestrebungen. Im allgemeinen ist der Kurs Xenophons in der neueren Forschung sehr gesunken, und es kann nicht bestritten werden, daß dieser Sokrates sehr auf das Niveau seiner eigenen Anschauung herabgezogen, ihn in apologetischer Tendenz mehrfach stark dem populären Wesen angenähert und zum Teil sein Bild mit Zügen, die der Auffassung des Antisthenes vom Weisen entstammen, ausgestattet hat. Aber andererseits ist es m. E. Hyperkritik, wenn man verkennet, daß bei Xenophon wertvolles Material zur geschichtlichen Erkenntnis des Sokrates vorliegt. Gewiß hat Platon das tiefste Verständnis seines Meisters besessen und in der Apologie die innerlich wahrste Darstellung des Sokrates gegeben. Auch bewegen sich seine frühesten Dialoge noch wesentlich auf dem Boden sokratischen Denkens, wenn sich auch hier schon spezifisch platonische Gedanken mit den sokratischen vermischt haben mögen. Aber stellen wir Xenophons Wesen und Tendenz bei der Würdigung seiner Berichte in Rechnung, so werden wir finden, daß diese Berichte keinen völligen Gegensatz zu Platon bilden, daß sie in Wahrheit zu einer volleren Zeichnung von Sokrates' Bild unentbehrlich sind. Wenn A. Busse in seinem kürzlich erschienenen Buche über Sokrates den xenophontischen Schriften für die Sokratesforschung „jeden selbständigen Quellenwert“ abspricht (S. 11), so zeigt im Gegensatz hierzu seine eigene Darstellung, daß er sich vielfach veranlaßt sieht, xenophontisches Quellenmaterial hinzuzuziehen, wie mir scheint, doch nicht bloß um das „aus Platon rekonstruierte Bild des Philosophen in bezug auf Einzelzüge zu ergänzen und zu verdeutlichen“. (Vgl. auch die eigene Bemerkung von Busse S. 172.) [Das Buch von Heinrich Maier „Sokrates. Sein Werk und seine geschichtliche Stellung“ Tübingen 1913, ist mir erst nach Abschluß meiner Darstellung bekannt geworden.]

¹ Arist. Metaph. XIII 4 p. 1078b 17ff. ² Plato Apol. 38a.

vorgehen zu lassen. So sehr er das Bewußtsein, daß er nichts wisse, als den Kern seines reformatorischen Auftretens betonte¹, so entschieden war er vom Glauben an die Möglichkeit der Erkenntnis erfüllt. Hierin unterschied er sich auf das wesentlichste von allen rein individualistischen Richtungen der Aufklärung. Die Möglichkeit der Erkenntnis bedeutete aber für ihn zugleich die Möglichkeit der Verwirklichung des Gerechten im menschlichen Gemeinschaftsleben. Wie das Sündigen nach seiner Auffassung nur aus der mangelnden Kenntnis des Guten hervorgeht, kein Mensch freiwillig sündigen würde², so hat die Erkenntnis das gute Handeln unmittelbar zur Folge.

Schon die Art des dialektischen Verfahrens des Sokrates zeigt den Gegensatz gegen den Individualismus der Sophistik und der an diese anknüpfenden Schulen. Sokrates suchte die Bildung der allgemeinen Begriffe auf ein gemeinsames Denken, ein gemeinsames Bewußtwerden aufzubauen.³ Indem er sich bemühte, durch seine Dialektik alles Scheinwissen zu zerstören, ging er doch zugleich darauf aus, das innerlich Verbindende, das die Menschen in sich tragen, für ihr Bewußtsein herauszustellen. Er wollte nicht die Vorstellungen und Empfindungen des einzelnen zum Maßstabe machen, sondern ein Allgemeines, das allem Denken und Handeln der einzelnen Individuen Wahrheit und Wert verleihen, das eben als solches seine die Menschen wahrhaft vereinigende und verpflichtende Kraft offenbaren sollte, zur Anerkennung bringen. Schon der ausgesprochen attische Charakter seiner Philosophie⁴ wirkte dahin, daß die Voraussetzungen eines gemeinschaftlichen Staats- und Kulturlebens von vornherein kräftige Motive seines Denkens bildeten.⁵ Es war, soweit wir zu erkennen vermögen, ein Leitstern des sokratischen Wahrheitsforschens, daß Glückseligkeit und Gerechtigkeit miteinander eng verbunden sein mußten, daß das (wahrhaft) Nützliche von dem Gerechten nicht getrennt werden dürfe.⁶ Von

¹ Plato Apol. 21 d. ² Plato Apol. 37 a.

³ Vgl. hierzu auch die von ähnlichen Gesichtspunkten ausgehenden Ausführungen von Windelband, Präludien³ S. 90 ff.

⁴ Diesen hat neuerdings E. Schwartz, Charakterköpfe aus der antiken Literatur S. 49 ff. kräftig hervorgehoben.

⁵ Die schöne Schilderung, die Sokrates im Kriton von seinem Verhältnis zu den Gesetzen seines Heimatsstaates gibt, läßt diesen attischen Untergrund seiner Anschauungen besonders deutlich erkennen.

⁶ Wie sich dies schon aus dem allgemeinen Bilde, das wir von der Auf-

dieser Voraussetzung aus gewann auch der Begriff des νόμιμον, der gesetzlichen Ordnung, eine vertiefte Bedeutung. Nicht als willkürliche Satzung, sondern als Ausdruck eines allgemein Gültigen konnte das „Gesetzliche“ nur bestehen. Der Gegensatz zwischen Natur und Satzung wurde hinfällig. Aus den im empirischen Staatsleben, insbesondere dem Staate Athens, geltenden Ordnungen hob sich dem Sokrates die Idee eines wahrhaft Gesetzlichen heraus, das ein Korrelat zu seiner Idee unbedingt verpflichtender, auf allgemeinen ethischen Begriffen beruhender Gemeinschaft bildete.¹ Die Ausbildung individueller Sittlichkeit, d. h. die Begründung tugendhaften Handelns auf das eigene vernünftige Erkennen des Individuums sollte, so dürfen wir in Sokrates' Sinn annehmen, dem Zweck der Verwirklichung dieser wahren Gemeinschaft dienen.²

fassung des Sokrates gewinnen, mit Wahrscheinlichkeit ergibt, so dürfen wir es doch wohl besonders aus einer Äußerung des Kleantes (Stoic. vet. frgm. ed. v. Arnim I nr. 558) schließen. Danach hat Sokrates sogar das Beginnen dessen, der zuerst das Gerechte und Nützliche getrennt habe, als fluchwürdig und gottlos bezeichnet. Die Ansicht, daß hier der platonische Sokrates, die Gesprächsfigur des „Staates“ gemeint sei (Busse, Sokrates S. 182), ist wohl kaum haltbar, da der dem Sokrates im platonischen Staate in den Mund gelegten Darlegung jene von Kleantes berichtete charakteristische Wendung fehlt. Auch spricht schon die Form, in der Cicero de off. III 11 die Äußerung des Sokrates anführt: „itaque accepimus Socratem execrari solitum“ usw. gegen die Vermutung, daß es sich hier um den platonischen Sokrates handle. Der Ausspruch in der Elegie des Aristoteles an Eudemos (Arist. frg. 673 Rose):

„ὁς μόνος ἢ πρῶτος θνητῶν κατέδειξεν ἐναργῶς
οἰκίῳ τε βίῳ καὶ μεθόδοις λόγων,
ὥς ἀγαθὸς τε καὶ εὐδαίμων ἅμα γίνεται ἀνὴρ“

bezieht sich wahrscheinlich auf Platon; vgl. v. Wilamowitz Aristoteles u. Athen II 412f. O. Immisch, Philol. Bd. 65.

¹ Daß bei Xenophon, seiner allgemeinen Tendenz entsprechend, die Anschauung des Sokrates vom νόμιμον stark auf das Niveau der populären Auffassung herabgedrückt wird (vgl. vor allem Mem. IV 4, 13ff.), spricht natürlich nicht dagegen, daß tatsächlich der Begriff des νόμιμον bei Sokrates — in seinem Leben und Sterben wie in seinem Philosophieren — eine große Rolle gespielt hat. Mem. IV 6, 12 wird durch die Kontrastierung einer Verfassung, *ὅπου ἐκ τῶν τὰ νόμιμα ἐπιτελούντων αἱ ἀρχαὶ καθίστανται*, und der Demokratie doch schon die von der populären abweichenden Meinung des Sokrates angedeutet. (Vgl. auch meine Ausführung Hist. Bibl. VI S. 20, 1.) Die Übermalung im Sinne der kynischen Auffassung, die zum Teil unstreitig bei Xenophon stattgefunden hat, ist hier, wo es sich um einen durchaus unkynischen Begriff handelt, ausgeschlossen.

² Aus obiger Darlegung dürfte sich wohl zur Genüge ergeben, wie unzu-

So entschieden nun das sokratische Denken von der Gemeinschaftsidee beherrscht wird, so unzweideutig ist der Gegensatz, der zwischen seinem Gemeinschaftsideal und der Demokratie Athens besteht. Das demokratische Bürgertum des athenischen Staates hat ja nicht die Fähigkeit und somit auch nicht das Recht, den Staat zu leiten, weil die Masse der Menschen das eigene Leben nicht unter die Herrschaft vernünftigen Denkens stellt.¹ Nicht das Mehrheitsprinzip der Demokratie gewährt eine haltbare Grundlage für die Entscheidung der wichtigsten gemeinsamen Angelegenheiten des Staatslebens, sondern nur das auf dem Wissen beruhende Sachverständnis.² Wie schon die alltäglichen Lebensberufe nicht ohne Sachkunde betrieben werden können, wie die Leute auf dem Schiff nur dem erfahrenen Steuermann, nicht einem durchs Los zum Steuern Berufenen sich anvertrauen werden, so muß es erst recht für die Leitung des Staates gelten.³ Das nur durch den Zufall der Abstammung zur Herrschaft im Staate gelangte Bürgertum kann die Aufgaben wahrer staatlicher Gemeinschaft nicht erfüllen. Wer nicht weiß, was das Gerechte ist, vermag die Gerechtigkeit im Staate nicht zu verwirklichen. Der Staat kann nur dann gedeihen, wenn die durch wahrhaftes Wissen zur Leitung befähigten Persönlichkeiten vorhanden sind oder herangebildet werden können.⁴ Auf dieses Ziel wollte auch Sokrates auf seinem Wege, durch seine

treffend die Meinung von Busse (Sokrates S. 185) ist, daß Sokrates Individualist sei.

¹ Vgl. Kriton p. 44 d: „οὔτε γὰρ φρόνιμον οὔτε ἄφρονα δυνατοὶ ποιήσω (sc. οἱ πολλοί), ποιοῦσι δὲ τοῦτο ὃ ἂν τύχωσιν. Vgl. auch p. 47 c. d. 48 c.

² Vgl. die sehr charakteristische und wichtige Stelle aus dem der frühesten, noch wesentlich rein sokratischen Periode Platons angehörenden Gespräch Laches p. 184 e mit der Schlußbemerkung: „Ἐπιστήμη γὰρ, οἶμαι, δεῖ κρῖνεσθαι ἄλλ' οὐ κλήθει· τὸ μέλλον καλῶς κριθῆσεσθαι“. Hier redet unzweifelhaft der historische Sokrates.

³ Xen. Mem. I 2, 9. Vgl. auch die charakteristische Stelle IV 2, 2: „ὁ Σωκράτης . . . εἰηδὲς ἔφη εἶναι τὸ οἶεσθαι τὰς μὲν ὀλίγον ἀξίας τέχνας μὴ γίγνεσθαι σπουδαίους ἄνευ διδασκάλων ἱκανῶν, τὸ δὲ προστάναι πόλεως, πάντων ἔργων μέγιστον ὄν, ἀπὸ ταῦτομάτου παραγίγνεσθαι τοῖς ἀνθρώποις“. Tief ausgeführt ist der Vergleich der zur Staatsleitung geeigneten Persönlichkeiten mit den κυβερνητικοί von Platon „Staat“ VI 4 p. 488.

⁴ Sehr bezeichnend ist die dem Sokrates bei Xen. Mem. III 9, 10 zugeschriebene Äußerung: „Βασιλέας δὲ καὶ ἄρχοντας οὐ τοὺς τὰ σιγήπια ἔχοντας ἔφη οὐδὲ τοὺς ὑπὸ τῶν τυχόντων αἰρεθέντας οὐδὲ τοὺς κλήρω λαχόντας . . . ἀλλὰ τοὺς ἐπισταμένους ἔρχειν.“

die Geister aufrüttelnde, zur Selbstprüfung erziehende dialektische Methode hinwirken.¹

Wenn schon in der Philosophie des Sokrates das hier herrschende rationale Prinzip einen tiefgreifenden Gegensatz gegen den historischen griechischen Staat bedingt, so gelangt in den Schöpfungen seines größten Schülers der Kontrast zwischen Idee und Wirklichkeit zu seiner vollen Wirkung. Die Idee der Gemeinschaft strahlt hier im hellen Licht einer umfassenden Weltansicht. Platon entdeckt eine Welt höchster, ewiger Werte, die auch dem menschlichen Gemeinschaftsleben erst Kraft und unvergängliche Bedeutung verleihen.

In der platonischen Philosophie² substanziert sich der Gegensatz der verschiedenen Formen des Denkens, des wahrhaften, auf allgemeine Begriffe gerichteten Erkennens einerseits und des auf Sinneswahrnehmungen sich aufbauenden Vorstellens und Meinens andererseits zu einem Gegensatze zweier verschiedener Welten, einer intellegiblen Welt wahren Seins und wahrer Werte und einer Welt vergänglichen, trügerischen Scheins. Das sokratische Denkprinzip und das eleatische Prinzip des Seins werden in schöpferischer Synthese verschmolzen.³ Dem Relativismus der Sophistik gegenüber, der alle Maßstäbe des Handelns zu einem Spiegelbilde wechselnder Interessen und Vorstellungen der Individuen macht, verankert Platon auch die Zwecke und Werte menschlichen Lebens in der unverbrüchlichen Ordnung ewigen und unvergänglichen Wesens. Das Gute wird zum höchsten, schöpferischen Weltprinzip erhoben. Es ist die größte Verselbständigung der ethischen Idee, die der griechische Genius vollzogen hat, eine der Großtaten menschlichen Geistes überhaupt. Das utilitarische Prinzip, das we-

¹ Xenophon, Mem. I 6, 15 läßt Sokrates zu Antiphon sagen: „ποτέρως δ' ἂν . . μᾶλλον τὰ πολιτικά πράττοιμι, εἰ μόνος αὐτὰ πράττοιμι ἢ εἰ ἐπιμελούμην τοῦ ὡς πλείστοις ἱκανοὺς εἶναι πράττειν αὐτά;“ Der Grundgedanke ist hier gewiß im Sinne des Sokrates, wenn auch die Formulierung etwas zu bestimmt geraten sein dürfte.

² Ich gebe im folgenden meine Auffassung von Platon als politischem Denker, ohne auf die mannigfachen Streitfragen der modernen Platonliteratur einzugehen. Außer Poehlmanns eindringender Analyse der staats- und sozialphilosophischen Ideen Platons möchte ich noch besonders das Werk Windelbands über Platon (Klassiker der Philosophie IX) hervorheben.

³ Eine Vorstufe hierzu war schon in der eleatischen Lehre selbst, in dem Satze des Parmenides von der Identität des Denkens und Seins gegeben.

nigstens in der Ausdrucksweise des Sokrates anscheinend noch eine gewisse Rolle spielt, vor allem wohl in Anknüpfung an populäre Vorstellungen¹, wird durch diese Begründung ethischen Handelns auf die Idee des Guten völlig abgestreift. Zwar wird auch bei Platon der eudämonistische Charakter der Ethik nicht aufgehoben. Das gute Handeln bedingt die Glückseligkeit.² Aber diese Glückseligkeit ist doch nichts anderes als die unmittelbare Folge der Verbindung, in der das menschliche Individuum mit der Idealwelt des Guten steht. Es ist gewissermaßen die Ausstrahlung der Idee des Guten auf die menschliche Seele.

Der Staat ist nach Platon die höchste Form sittlichen Gemeinschaftslebens. Er kann sein Wesen nur erfüllen, wenn er wahrer Gemeinschaft dient. Wahrhafte Gemeinschaft bedeutet zugleich Verwirklichung der Gerechtigkeit. Nur vom Leben des Ganzen aus ist Gerechtigkeit möglich. Der Staat besteht nicht aus einzelnen Individuen, die von sich aus die Zwecke des Staatslebens bestimmen, sondern er ist ein einheitlicher Organismus. Der einzelne Bürger stellt ein Glied oder einen Teil dieses Ganzen dar, das durch sein Gesamtleben dem Einzelleben erst seine wahre Richtung und Bedeutung gibt.

Der empirisch-historische Staat, wie er Platon vor Augen steht, bezeichnet den vollen Kontrast zu dieser Idee wahrer Gemeinschaft. Hier sehen wir im Gegensatze zur Idee des Gerechten den trügerischen Schein walten, die Herrschaft schwankender und verworrener Vorstellungen und Meinungen, das Hin- und Herwogen der Begierden und Leidenschaften, die Ausbeutung der Macht des Staates für die selbstsüchtigen Zwecke der einzelnen und der Gesellschaft, das Leben im Moment und vom Moment statt der ewig gleichbleibenden und gültigen Normen.

Nichts ist für Platons Staatsanschauung charakteristischer als sein nie ermattender Kampf gegen alle gesellschaftlichen Sonder Tendenzen und gegen alle gesellschaftliche Klassenherrschaft. Nicht auf ein besonders hoch gesteigertes Glück einer bestimmten Klasse

¹ Gewiß müssen wir dabei auch bedenken, daß das philosophisch-dialektische Verfahren erst in den Anfängen seiner Entwicklung ist. Es ist noch gebunden durch eine gewisse Vieldeutigkeit und Unabgeklärtheit des sprachlichen Ausdrucks. In dieser Beziehung ist wohl z. B. der Begriff der εἰσπραξις, den Sokrates besonders gern gebraucht zu haben scheint (vgl. auch Xen. Mem. III 9, 14) von Interesse.

² Vgl. z. B. „Gesetze“ 742 d. e. 743 c.

kommt es in dem Staate, der diesen Namen verdient, an, sondern darauf, daß der ganze Staat ein möglichst großes Maß von Glück und Gedeihen erhalte.¹ Eine gesetzliche Ordnung, die nicht dem Wohl des Gesamtstaates, sondern dem einer bestimmten gesellschaftlichen Klasse dient, ist überhaupt des Namens einer staatlichen Ordnung nicht wert. Sie ist nur ein Werkzeug parteiischer oder gesellschaftlicher Sonderbildungen, aber kein wirklicher Staat.² Die Klassenkämpfe, die das Leben der bestehenden Staaten beherrschen, zerstören die Einheit des Staates. Die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Gegensätze erreichen hier eine solche Stärke, daß sich im nämlichen Staate ein Staat der Armen und der Reichen gegenüberstellen. Indem die einzelnen Bürger von ihren besonderen Interessen und willkürlichen Vorstellungen aus das Ganze darzustellen beanspruchen, entsteht jene störende Vielgeschäftigkeit, die ein wahrhaft harmonisches und geordnetes Gesamtleben nicht zuläßt. Wenn aber die Ordnung der großen, allgemeinen Welt darauf beruht, daß alle, vornehmlich auch die höheren göttlichen Wesen, die jedem zufallende, besondere Aufgabe erfüllen³, so muß auch das Leben des wahren Staates sich auf die *οικειοπραγία* seiner Bürger aufbauen. Jeder Bürger soll nur dasjenige betreiben, wozu er befähigt und von den Zwecken des Ganzen aus berufen ist. So führt Platon den großen Gedanken berufsmäßigen Sachverständnisses in seinen Aufbau des Staates ein, verleiht er dem Prinzip der Arbeitsteilung seine volle organisatorische Kraft für das Staatsleben. So bildet er den Begriff des Bürgertums durch die Idee des Amtes, berufsmäßigen Wissens und Könnens innerlich um. Wir werden allerdings hier nicht bloß den Gegensatz gegen die Institutionen der athenischen Demokratie sehen dürfen. Wenn die bis ins einzelinste ausgeführten, auf das ganze öffentliche wie private, wirtschaftliche wie geistige Leben sich erstreckenden Bestimmungen des platonischen Gesetzesstaates eine außerordentlich große Zahl von Ämtern notwendig machen, wenn hier jeder Bürger, der für seinen staatlichen Beruf Verständnis hat, ja jede Bürgerin in besonderer Weise zu den staatlichen Ämtern und Diensten herangezogen wird, wie könnten wir da die Analogien des atheni-

¹ „Staat“ IV 420 b.

² „Gesetze“ IV 715 b: „οἱ δ' ἔνεκα τινῶν (sc. νόμοι ἐτέθησαν) στασιωτείας ἀλλ' οὐ πολιτείας τούτους φασμέν.“

³ Phaedr. 247 a.

schen Staates, seiner auf die gesamte Bürgerschaft verteilten Geschäfte verkennen? Aber ebenso deutlich ist der wesentliche Unterschied. Der athenische Bürger besitzt in seinem Bürgerrecht als solchem in der Hauptsache schon die Voraussetzung für die Erfüllung der verschiedenen Aufgaben staatlichen Lebens. Er soll als Bürger eine möglichst allseitige staatliche Betätigung auf sich nehmen. Der besondere Beruf des Beamtentums geht gewissermaßen in den allgemeinen Funktionen des Bürgertums unter. In der idealistischen Darstellung des Philosophen dagegen wird das Bürgertum in die Sphäre amtlicher Pflicht und amtlichen Berufes hinaufgehoben. Erst durch besondere Befähigung und Vorbildung wird hier die Grundlage für die Erfüllung der besonderen staatlichen Aufgaben geschaffen. Eine umfassende Arbeitsteilung ist die Voraussetzung hierfür. Nur auf der höchsten Stufe des Idealstaates, in der Staatsleitung der in philosophischer Erkenntnis ausgebildeten Persönlichkeiten finden die in der Durchführung der Arbeitsteilung voneinander getrennten staatlichen Aufgaben und Betätigungen wieder ihre Einheit, sowie alle besonderen Ausprägungen und Verzweigungen staatlichen Wirkens in der höchsten Idee des Guten ihre Zusammenfassung und Vollendung gewinnen.

Wenn es für den platonischen Staat charakteristisch ist, daß die Stellung des einzelnen im Staate von den Zwecken des Ganzen aus bestimmt wird, so ergibt sich hieraus zugleich der antidemokratische Charakter der Staatsanschauung. Es ist der Grundfehler der Demokratie, Ungleichen Gleiches zuerteilen zu wollen.¹

Allerdings, wie der Philosoph in keiner Hinsicht seinen Staat auf die empirisch-gesellschaftlichen Tendenzen und Schichtungen aufbaut, so auch nicht auf eine Aristokratie des Besitzes oder der Geburt. Die platonische Aristokratie ist eine Aristokratie der Befähigung und der Pflichterfüllung.

Es gibt keinen größeren Gegensatz als den zwischen diesem aristokratischen Denken und der extremen Ausgestaltung des demokratischen Gleichheitsprinzips in den modernen kommunistischen Ideen und Bestrebungen. Wenn hier — in der Entwicklung von Louis Blanc bis zum Gothaer Programm der Sozialdemokratie — die Forderung der Gleichheit so weit getrieben wird, daß sogar die *équivalence des fonctions*, die Gleichwertigkeit der Arbeitsleistung,

¹ „Staat“ 558 c.

gen von gleicher Zeitdauer ausgesprochen wird¹, so gründet sich umgekehrt der platonische Staatsaufbau auf die Verschiedenartigkeit und Verschiedenwertigkeit der Leistungen für das Ganze des Staatslebens.

Der platonische Staat soll wahre Gemeinschaft verwirklichen. Deshalb soll das Leben des Bürgertums ein durchaus staatliches sein, ausschließlich den Zwecken der Gemeinschaft dienen. Schon die Größe und Wichtigkeit der staatlichen Aufgaben schließen alle andere Berufstätigkeit aus.² Auch das private Leben, der *ἴδιος βίος*, wird in den Einfluß dieses gemeinsamen staatlichen Lebens hineingezogen. Im „Gesetzesstaat“ erfolgt wenigstens eine genaue Regelung und Überwachung des privaten Lebens. Der Gesetzgeber kann, so meint Platon hier, den Bürgern nicht die Freiheit überlassen, in den Tag hineinzuleben, wie sie wollen, und sich nicht einer allgemeinen Ordnung in ihrem besonderen Leben einzugliedern.³ In dem Idealstaat aber gibt es überhaupt keine gesonderte Sphäre des privaten Lebens. Auch der besondere Besitz und die Familie werden aufgehoben. Hier tritt uns die stärkste, auch für unser sittliches, sich auf die Selbständigkeit persönlichen Lebens gründendes Gefühl befremdlichste Überspannung des Staatsgedankens entgegen. Allerdings müssen wir, um Platon gerecht zu werden, den richtigen Gesichtspunkt der Beurteilung finden. Die Bestimmungen über die Güter-, Weiber- und Kindergemeinschaft sind nur von dem platonischen Ideal der Gemeinschaft aus zu begreifen. Auch hier ergibt sich wieder der schärfste Gegensatz gegen den modernen individualistischen Kommunismus.⁴ Und dieser Gegensatz stellt gerade die Gedankenwelt des griechischen Philosophen in das hellste Licht. Durch den platonischen Idealstaat geht ein asketischer Zug. Der Besitz hat für ein, der wahren Gemeinschaft

¹ Vgl. hierzu im allgemeinen: Dietzel, Art. Individualismus im Handw. d. Staatswissenschaften.

² „Gesetze“ 846 d: „τέχνην γὰρ ἰκανὴν πολλῆς ἀσκήσεως ἕμα καὶ μαθημάτων πολλῶν δεομένην κέντηται πολίτης ἀνὴρ τὸν κοινὸν τῆς πόλεως κόσμον σώζων καὶ κτώμενος οὐκ ἐν παρέρῳ δεόμενον ἐπιτηδεύειν.“

³ „Gesetze“ 780 a.

⁴ Zum Folgenden vgl. auch die wichtigen Erörterungen von H. Dietzel, Zeitschr. f. Liter. u. Gesch. d. Staatswissensch. I 1893 S. 373 ff. Auch im Altertum hat es anscheinend an solchen individualistisch-kommunistischen Tendenzen nicht völlig gefehlt, wie wir vor allem aus der Persiflage in Aristophanes' Ekklesiazusen sehen. Vgl. hierzu Dietzel a. O. Poehlmann, Gesch. d. so-

gewidmetes, auf innere Werte und Güter sich aufbauendes Leben¹ nur geringen Wert. Der auf den Besitz begründete Lebensgenuß steht den wahren Lebenszwecken im Wege. Nicht Genuß von Gütern und Rechten, sondern Erfüllung von staatlichen Pflichten bestimmt den Charakter des platonischen Bürgertums. Ganz anders der moderne Kommunismus. Er geht auf das *bonheur commun* aus. Die einzelnen Individuen sollen in gleichem Maße als gleiche Glieder der demokratischen Gesellschaft an deren Genüssen teilnehmen. „*Le but de la société est le bonheur commun*“, heißt es schon in der Erklärung der Menschenrechte von 1793. „Die Gleichheit der Rechte“, so wird weiter in der Französischen Revolution verkündet, führt zur Gleichheit der Genüsse.“² „Die Natur hat jedem Menschen ein gleiches Recht auf den Genuß aller Güter gegeben.“³ Einen charakteristischen, programmatischen Ausdruck findet diese Anschauung in den Worten des Gothaer Programms der Sozialdemokratie, daß der Gesellschaft, d. h. allen ihren Gliedern, das gesamte Arbeitsprodukt gehöre, „jedem nach seinen vernunftgemäßen Bedürfnissen“. Der Kommunismus hat hier aus einer Anschauung, die bereits im Bourgeoisliberalismus begründet war⁴, die äußersten Konsequenzen gezogen. Im Gegensatz hierzu ist Platons Anschauung eine durchaus antiindividualistische, ausschließlich von staatlichen Gesichtspunkten erfüllte und getragene. Nicht das *bonheur commun*, d. h. das gemeinsame Glück der einzelnen Glieder der Gesellschaft, sondern das Glück des Ganzen, d. h. des über den einzelnen stehenden Staates, ist das Ziel seines Denkens und seiner Reformpläne. In dem modernen Kommunismus ist die Forderung der Neugestaltung des gesellschaftlichen Lebens ausschließlich nach den Gesichtspunkten und Interessen einer gesellschaftlichen Klasse, zialen Frage u. d. Sozialismus in d. antiken Welt I² S. 392 ff. Wenn bei Aristophanes, wie Pohlenz, Aus Platos Werdezeit S. 223 ff. nachzuweisen versucht, wirklich karikierende Beziehungen auf Platons staatliche Reformideen (in einer älteren Ausgabe der *Politeia*) vorliegen, so ist natürlich die Tendenz des Philosophen in der Karikatur völlig in ihr Gegenteil verkehrt.

¹ Vgl. den schönen Mythos von den verschiedenen Metallen „Staat“ 415. 416 c.

² Marat, „*ami du peuple*“, zitiert nach Stein, Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreichs² S. 113.

³ Analyse der Lehre Babeufs bei Stein a. O. S. 468.

⁴ Vgl. den bezeichnenden Ausspruch von Mercier de la Rivière, einem Vertreter physiokratischer Lehre, bei Hasbach, allgem. philosoph. Grundlagen der von Fr. Quesnay und A. Smith begründeten polit. Ökonomie S. 63: „*Désir de jouir et liberté de jouir voilà l'âme du mouvement social*“.

die zuletzt als unbedingte Mehrheit die gesamte Gesellschaft vertreten soll, orientiert. Durch die gesellschaftlichen Tendenzen wird hier die Staatsidee zerstört. Bei Platon ist der Staatsgedanke auf das höchste gesteigert.

Platon unterwirft also alle Lebensäußerungen der Bürger seines Staates der Rücksicht auf das Ganze, dem Zweck wahrhafter sittlicher Gemeinschaft, wie er sich von der Idee aus ergibt. Die Möglichkeit der Erreichung dieses Zieles macht er davon abhängig, daß der Geist des Ganzen in allen einzelnen Bürgern gepflanzt werde, eine einheitliche Gesinnung und Gesittung das gesamte Leben des Staates durchdringe.¹ Von diesem Gesichtspunkt aus erfolgt nicht bloß eine äußere Regelung des Lebens aller Bürger durch den Staat, sondern vor allem eine planmäßige Erziehung von früher Kindheit an.² Die geistige und sittliche Kulturaufgabe der griechischen Polis wird hier in klassischer Weise zum Ausdruck gebracht und zur ewig gültigen Aufgabe jedes Kulturstaaes überhaupt erhoben. Wenn die griechische Idealphilosophie der Nachwelt kein anderes Vermächtnis hinterlassen hätte, so würde dieses allein ihr einen dauernden Platz in der Geschichte menschlicher Kulturentwicklung sichern.

In besonderer Weise sucht nun aber Platon noch weiter eine Grundlage für die Verwirklichung seines Ideals zu gewinnen. Die Einteilung seines Idealstaates in verschiedene Stände, die aus den Bedürfnissen der Arbeitsteilung und aus verschiedener Befähigung der Bürger für die staatlichen Aufgaben hervorgeht, stützt er durch den Parallelismus, den er zwischen dem staatlichen Organismus und dem seelischen Organismus des Einzelmenschen annimmt. Den drei Ständen des Staates, dem erwerbenden, dem kriegerischen der Wächter und dem Stande der (philosophischen) Regenten entsprechen drei Teile der Seele, der begehrende, der mutartige und der vernünftige.³ Wie der Einzelmensch sich bloß dann eines gerechten und

¹ Vgl. auch Arist. Pol. 1337a 13 ff.

² Πάντ' ἄνδρα καὶ παῖδα κατὰ τὸ δυνατόν, ὡς τῆς πόλεως μᾶλλον ἢ τῶν γεννητόρων ὄντας, παιδεύτέον ἐξ ἀνάγκης“, so wird „Gesetze“ 804d die allgemeine Erziehungspflicht des Staates begründet.

³ Es darf wohl als wahrscheinlich gelten, daß die aus dem allgemeinen Charakter der politischen Spekulation Platons verständliche Einteilung des Staates in drei Stände nicht erst aus der Trichotomie der Seele hergeleitet worden ist (so noch Rohde, Psyche² S. 272, 6), sondern daß sie an dieser nur eine wichtige, Platon sehr willkommene Stütze gefunden hat. Ursprünglich

glückseligen Lebens als fähig erweist, wenn das vernünftig erkennende Element (*τὸ λογιστικόν*) die Führung des seelischen Gesamtlebens hat, so kann auch im Staate die Idee der Gerechtigkeit nur verwirklicht werden, wenn die seelisch höher gearteten Menschen die Herrschaft ausüben. Es ist damit unstreitig ein großer Gedanke ausgesprochen, eine psychologische Begründung des Staatslebens gegeben, die ihren unvergänglichen Wert hat. Indem Platon die staatliche Gemeinschaft auf die geistigen und sittlichen Eigenschaften des Bürgertums aufbaut, bringt er die tiefste und innerlichste Idealtendenz der griechischen Polis¹ zu reinstem Ausdruck und zu stärkster Geltung und überschreitet zugleich die Schranken einer sonst gerade in der griechischen Auffassung stark hervortretenden formalistischen Betrachtungsweise, die in den Formen der Verfassung vor allem den Maßstab für die Beurteilung des Staatswesens sucht. Aber wir erkennen auch die Einseitigkeit dieser Anschauung, wie sie gerade in der Parallelisierung des Staates mit dem Einzelmenschen begründet ist. Die Idee eines durchaus dem Staate lebenden Bürgertums kann nur unter der Voraussetzung wirksam werden, daß staatliches Leben und Erwerbstätigkeit völlig getrennt werden, daß die bloß erwerbenden, banausischen Bevölkerungselemente des Staates zwar nicht ganz außerhalb des staatlichen Organismus stehen, aber eben nicht dem wirklich aktiven Bürgertum angehören. Wie die Tugend des „begehrenden“ Seelenteils eine durchaus passive ist, so ist auch das Verhältnis des erwerbenden Standes zum Idealstaate ein passives. Dieser Stand hat keine innere Beziehung zu den wahren staatlichen Aufgaben. Platon hat nicht vermocht, das Band aufzuzeigen, das ihn mit dem allein dem Staate wahrhaft lebenden Bürgertum verknüpft. Er dient ja nur dazu, für das eigentlich staatliche Bürgertum die notwendigen Existenzmittel zu beschaffen. Tatsächlich zerfällt, wie schon Aristoteles be-

ist ja auch das Wesentliche an Platons staatlicher Konstruktion die scharfe Gegenüberstellung des regierenden und beherrschten Standes, des aktiven und passiven Bürgertums. Der regierende Stand hat sich dann naturgemäß weiter in den eigentlich leitenden (philosophischen) und den kriegerischen der *ἐπι-
κρουτοι* differenziert. Ob Platon in einem früheren Entwurf der Politeia schon eine selbständige Darstellung seiner staatlichen Reformideen ohne den Parallelismus mit der menschlichen Seele gegeben hat — wie neuerdings Pohlenz „Aus Platos Werdezeit“ S. 207 ff. nachzuweisen versucht hat —, kann hier unerörtert bleiben.

¹ Vgl. oben S. 9 ff.

merkt hat, der platonische Idealstaat in zwei verschiedenen Staaten, die in keinem wirklichen Zusammenhang untereinander stehen. Die Verbindung zwischen der erwerbenden, für die wirtschaftlichen Bedürfnisse sorgenden Klasse und den eigentlichen Organen der Staats-tätigkeit wird nur auf rein spekulativem Wege, durch eine „meta-physische Begriffsdichtung“¹, erreicht. Aus den Voraussetzungen der politischen Konstruktion selbst läßt sich diese Verbindung nicht ableiten. Die Durchführung des Parallelismus zwischen dem staatlichen Organismus und dem einzelmenschlichen Wesen hat den Philosophen in die Irre geführt. In Wahrheit wird der Gegensatz des dem Staate gewidmeten Lebens zu der Erwerbstätigkeit von Platon so gesteigert, das Bürgertum seines Staates in so hohem Maße und so ausschließlich mit den sittlichen Gemeinschaftsaufgaben betraut, daß die den Erwerb vertretenden Bevölkerungselemente so gut wie ganz aus der wirklichen Staatsgemeinschaft herausgedrängt werden.²

Die Verwirklichung der Einheit staatlichen Kulturlebens, wie

¹ Dilthey, Einl. in d. Geistesw. I S. 285 ff.

² Poehlmann, Gesch. d. sozialen Frage u. d. Sozialismus in d. antiken Welt² II S. 32 ff. sucht nachzuweisen, daß die Darstellung Platons wirklich ein innerlicheres Verhältnis des erwerbenden Bürgertums zu dem Ganzen des Staatslebens setze. Ich kann diese Auffassung trotz der eindringenden Begründung, die ihr Poehlmann gegeben hat, nicht für zutreffend halten. Zuzugestehen ist allerdings, daß auch der dritte Stand nicht völlig von den Wirkungen der großen Reformideen ausgeschlossen bleiben sollte. Die Anschauung des Philosophen von der Verderblichkeit des Reichtums und der Armut, der verhängnisvollen Bedeutung der wirtschaftlichen Gegensätze mußte auch auf seine Auffassung der Verhältnisse der erwerbenden Masse, die schon durch ihr Beispiel ungünstig auf die herrschenden Stände einwirken und so die Absichten des Gesetzgebers stören konnte, einen gewissen Einfluß ausüben. Im Gesetzesstaat werden ja selbst die Fremden (ἐπιοικοι) als die Träger des gewerblichen Lebens im Interesse des Staates sehr empfindlichen Beschränkungen ihrer wirtschaftlichen Freiheit unterworfen. Aber die Andeutungen Platons über die Einfügung des erwerbenden Standes in die Lebensordnung seines Idealstaates sind doch sehr allgemein und unbestimmt gehalten. Sie haben sich eben bezeichnenderweise nicht zu einer ausgeführten Theorie über das Leben des erwerbenden Bürgertums verdichtet. Und wenn Platon im Gesetzesstaat die gesamte gewerbliche Betätigung den ἐπιοικοι überläßt, so tut er dies wohl vor allem aus dem Grunde, weil er ein erwerbendes, handeltreibendes Bürgertum mit den Erfordernissen wahrhaft staatlichen Lebens nicht in Einklang zu bringen weiß. Daß der dritte Stand nicht eigentlich an der Gütergemeinschaft teilhaben sollte, wird auch schon dadurch wahrscheinlich, daß die im „Kritias“ c. 4 u. 5 über die Zustände von Urathen gegebene Darstellung die Gütergemeinschaft ausdrücklich auf den Kriegerstand beschränkt.

sie Platon in seinem Idealstaat durch systematische Auslese und tiefeingreifende Regelung und Beherrschung des geistigen Lebens des Bürgertums herbeizuführen sucht, hat zur Voraussetzung, daß über diesem Staate eine in ihren Befugnissen wie Fähigkeiten unbegrenzte, weit über das Maß des Gewöhnlich-Menschlichen hinausgehende Regierung waltet. Hier steht die Idee in einem starken Gegensatz zur Wirklichkeit des griechischen Staates. Aber jenes Ideal der Einheit selbst wurzelt in den tiefsten und reifsten Tendenzen der griechischen Polis. Auch sonst läßt sich — bei allem Gegensätzlichen in der Ausführung des Staatsbaues — eine gemeinsame Grundlage in wichtigen Beziehungen nicht verkennen.

Einer der bezeichnendsten Züge, die uns in dem von Platon entworfenen Bild seines Idealstaates entgegentreten, ist die künstliche Isolierung sowohl den wirtschaftlichen wie geistigen Einflüssen von außen gegenüber. Besonders deutlich zeigt sich diese Isolierung in der völligen Abschließung vom Meer, die der Philosoph in den „Gesetzen“ für seinen in Gestalt einer Kolonie gegründeten Staat verlangt. Hier ist zunächst der Gegensatz gegen wichtige Bedingungen und treibende Kräfte der Machtentfaltung in der historischen griechischen Staatenwelt unbestreitbar.¹ Die einseitige Ausbildung der ethischen Tendenzen des Staates verschlingt bei Platon die Notwendigkeiten staatlicher Machtentwicklung. Aber auch in diesem Zuge offenbart sich uns doch wieder eine gewisse innere Verwandtschaft der platonischen Staatsidee mit der Abgeschlossenheit der griechischen Bürgergemeinde, mit dem allgemeinen Charakter ihrer Autarkie.

In der Isolierung des platonischen Staates ist auch sein Verhältnis zu dem nationalen Element gegeben. Dieses bildet keine entscheidende Triebkraft des staatlichen Lebens. Auch der platonische Staat verleugnet nicht den Zusammenhang mit dem Nationalhellenischen als dem allgemeinen Untergrunde seines besonderen Daseins, als der Voraussetzung seiner eigentümlichen Kräfte. In einzelnen Forderungen, wie sie z. B. für die Kriegführung hellenischer Staaten untereinander aufgestellt werden, spricht sich ein schönes panhellenisches Gefühl aus.² Aber einen maßgebenden Einfluß auf

¹ Daß gerade der Gegensatz gegen die Seeherrschaft wegen des engen Zusammenhangs, in dem diese mit der Ausbildung der athenischen Demokratie stand, von der Idealphilosophie besonders stark betont wurde (ähnlich auch Isokrates VIII 64), sei hier kurz hervorgehoben.

² „Staat“ 469 b. c.

die Gestaltung des politischen Lebens selbst, auf die Darstellung seiner Bedürfnisse und Aufgaben gewinnt das nationale Moment nicht. Die einzelne Polis ist die Idealgestalt und zugleich die letzte Instanz staatlichen Wesens. Die eigenartige Ausprägung der platonischen Staatsauffassung ist ja auch nur auf dem räumlich beschränkten Boden der Polis möglich. Ein großer nationaler Staat würde den auf gegenseitige persönliche Einwirkung gegründeten ethischen Aufgaben, die Platon den Bürgern seines Staates zuweist, widersprechen.

Es ist ein tiefer Gedanke unseres Philosophen, daß auch das Individuum zur Ausbildung seiner geistigen und sittlichen Persönlichkeit der Kräfte einer größeren Gemeinschaft bedarf.¹ Diese Anschauung steht zu dem in der Folgezeit immer einseitiger hervortretenden Ideal der Autarkie des auf sich ruhenden Individuums, dem Ideal des Weisen in schärfstem Gegensatz. Aber die Ausführung jenes Gedankens zeigt doch auf das deutlichste, wie nun das persönliche Leben des einzelnen von dem Gesamtleben, den Aufgaben und Zwecken der Gemeinschaft nicht bloß erfüllt, sondern geradezu verschlungen wird. Der Bürger des platonischen Staates ist nur ein Teil des Ganzen.² Und weiter haftet eben dem platonischen Gemeinschaftsideal selbst eine Einseitigkeit an, die wir nicht übersehen dürfen. Wenn in der historischen Polis das geschichtliche Wesen des Staates gegenüber den vornehmlich in der Gegenwart sich erschöpfenden gesellschaftlichen Bestrebungen des herrschenden Bürgertums keine nachhaltige Kraft entwickelt, so kommt es in dem idealen Vernunftcharakter der platonischen Staatskonstruktion in anderer Weise zu kurz. Der Staat wird, wie wir gesehen haben, isoliert, nicht einem größeren geschichtlichen Zusammenhang eingefügt. Er geht hauptsächlich auf in dem allgemeinen Vernunftzweck, Tugend und Glückseligkeit des Gesamt- und Einzel Lebens zu begründen. So wird er zur höchsten ethischen Erziehungs- und Heilsanstalt der Menschen erhoben. Aber eben als solche gelangt er nicht recht zu einem auf sich selbst bestehenden besonderen geschichtlichen Dasein. Auch für Platon — wie für die Staatsan-

¹ Vgl. vor allem „Staat“ 497a.

² Nur für die philosophischen Staatslenker gilt dies nicht in vollem Maße. Die Parallelisierung der einzelnen Stände des Staates und somit auch der diesen angehörenden einzelnen Bürger mit den Teilen der menschlichen Seele dient der Tendenz, den einzelnen bloß als einen Teil des Ganzen zu fassen, noch in besonderem Maße zur Stütze.

schauung der historischen Polis — ist so der Staat mehr eine gemeinsame Ordnung, als ein eigenes in seiner Geschichte sich selbst entfaltendes, seine Bestimmung erfüllendes Wesen.

In der platonischen Philosophie erkennen wir in deutlichen, tief ausgeprägten Zügen den Genius der griechischen Polis, der in einer das Einzeldasein erfüllenden, das griechische Leben bildenden wie auch wieder verschlingenden Gemeinschaft seine Verkörperung findet. Das ist nun aber das Tragische in Platons Wirksamkeit, daß er in seinen Schöpfungen wohl den Idealgehalt griechischen Staatslebens zu einem unverlierbaren Erbe menschlicher Kulturentwicklung gemacht hat, aber nicht imstande gewesen ist, durch seine großen Gedanken das politische Leben seines eigenen Volkes zu befruchten und zu vertiefen. In dem unversöhnlichen Konflikte zwischen dem hochgespannten Ideal sittlicher Gemeinschaft und den gesellschaftlichen Machttendenzen des bestehenden Staates ging die unmittelbare Wirkung des größten Griechen auf sein Volk unter.

Und das dürfen wir überhaupt nicht verkennen: Es geht durch die platonische Philosophie ein Sehnen, für das die staatliche Gemeinschaft nicht das Höchste ist, das einem anderen, das staatliche überragenden Ideal zugewandt ist. Wohl ist es ergreifend, zu sehen, wie der tiefe Denker, im Streben, dem Guten eine Stätte auf Erden zu bereiten, bis in sein hohes Greisenalter immer neue Gedanken staatlicher Reform spinnt. Trübe ruht sein Blick auf den irdischen Verhältnissen, der Unvollkommenheit und Beschränktheit menschlichen Handelns. Trotzdem läßt ihn sein Pflichtbewußtsein nicht ermatten im Eifer und der Sorge um die menschlichen Dinge. So liegt in dem Schaffen seines Geistes die stille Größe der Resignation.¹ Indessen, so sehr auch die Staatsidee den Philosophen bis zuletzt in ihrem Bannkreise festhält, seine wahre Heimat ist doch nicht diese Welt irdischen staatlichen Lebens, sondern die universale, nur der philosophischen Anschauung zugängliche Welt der Ideen, in der er die ewigen Vorbilder alles Guten und Wahren erblicken darf. Platon ist der Prophet dieser höheren Welt geworden. Als solcher weist er über seine eigene Zeit, über den Staat und das besondere geschichtliche Leben seines Volkes hinweg auf eine zukünftige Entwicklung hin, in der seine tiefen Gedanken ein wichtiges allgemeines Ferment einer unversalen Weltkultur werden sollten.

¹ „Gesetze“ 803 b: „ἔστι δὲ τοίνυν τὰ τῶν ἀνθρώπων πράγματα μεγάλης μὲν σπουδῆς οὐκ ἄξια, ἀναγκαῖόν γε μὴν σπουδάζειν.“

Mehr als bei Platon ist bei Aristoteles die politische Betrachtung „rückwärts gewendet“. Wie seine Philosophie überhaupt, so zeigt auch seine politische Spekulation viel stärker das Überwiegen des theoretischen Interesses über das praktische. Seine Darstellung von Wesen und Aufgaben des Staates ruht — bei aller spekulativen Begründung — zugleich auf einer umfassenden Analyse der geschichtlichen Erscheinungsformen der griechischen Polis.¹ Die tiefsten Tendenzen griechischen Staatslebens faßt der am Ausgang der politischen Selbständigkeit des Hellenentums stehende Denker in klassischer Formulierung zusammen. Es ist die Kulturstaatsidee, die hierin ausgesprochen wird, jene Idee, die auf dem Boden der griechischen Polis gereift ist. Der Mensch ist ein auf staatliche Gemeinschaft angelegtes Wesen. Der Staat verleiht durch seine Werte und Zwecke dem Leben des einzelnen erst seinen wahren Inhalt.²

In der vollen und tätigen Teilnahme aller Bürger an den Aufgaben des Staatslebens, in dem Wechsel zwischen Herrschen und Gehorchen (*ἄρχειν καὶ ἄρχεσθαι*) sieht Aristoteles ebenso wie die Bürger der athenischen Demokratie oder des spartanischen Staates den entscheidenden Charakterzug wirklich staatlichen Lebens.³ Das politische Leben ist das wahrhaft freie und glückselige. Die eigentlichen Bürger dürfen, wenigstens in einem dem Ideal einigermaßen entsprechenden Staate, kein dem Erwerb dienendes Leben (*βένανσος* oder *ἀγοαῖος βίος*) führen.⁴ Der einzelne Bürger ist auch für Aristoteles, wie für Platon ein Teil des Staates. Der Staat

¹ Der religiöse Charakter des hellenischen Staates kommt allerdings bei Aristoteles nicht genügend zur Geltung. Hier führt Platon zu viel tieferem Verständnis.

² Aristoteles wendet auf die *πόλις* die berühmte Formel an: „*γινουμένη μὲν τοῦ ζῆν ἐνεκεν, οὐσα δὲ τοῦ εὖ ζῆν.*“ Pol. I 2 p. 1252a 29f. Vgl. auch III 6 p. 1278b 20ff. III 9 p. 1280b 31ff. Es braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden, daß Aristoteles in seiner prinzipiellen Auffassung von Wesen und Zweck des Staates durchaus auf dem Boden der platonischen Anschauung steht. Die Kritik, die er — ausdrücklich oder stillschweigend — zum Teil in berechtigter Weise, zum Teil aber auch über das Ziel hinausschießend, an den Aufstellungen seines Lehrers übt, verdeckt öfters den gemeinsamen Untergrund, auf dem beide Denker stehen, die tiefgehende Beeinflussung, die Aristoteles nicht nur in der Grundanschauung, sondern auch in einzelnen Lehren von Platon erfahren hat. Besonders stark ist die Einwirkung des „Politikos“ und der „Gesetze“ auf Aristoteles.

³ Vgl. z. B. Pol. VII 14 p. 1332b 25ff.

⁴ Pol. VII 1328b 39ff. 1329a 20f. 1331a 30ff.

beansprucht in vollem Maße das Leben des Bürgers für sich.¹ Nur wird die Arbeitsteilung nicht so weit durchgeführt, wie im platonischen Staate. Der einzelne Bürger soll an seiner Stelle möglichst die Gesamtaufgaben des Staates in seiner Person zur Darstellung bringen. Hier steht Aristoteles mehr als Platon auf dem Boden der historischen Polis.

Und das ist ja überhaupt für die politische Theorie des Aristoteles charakteristisch, daß er der historisch ausgebildeten Gestalt des Staates größere Zugeständnisse macht, als sein Lehrer. Wenn er auch da, wo er sich zur Darstellung eines wirklichen Idealstaates erhebt, zum Teil vor den äußersten Konsequenzen und schroffsten Forderungen des philosophischen Denkens nicht zurückweicht, so sucht er im allgemeinen doch mehr Idee und Wirklichkeit auszugleichen.² Dies zeigt sich vor allem auch beim Verhältnis der Gesellschaft zum Staat. Während Platon die Gesellschaft völlig dem Staatszwecke anpaßt, von diesem aus neu schafft³, erkennt Aristoteles die Bedeutung der bestehenden gesellschaftlichen Gruppierungen in stärkerem Maße an und sucht sie als solche dem staatlichen Organismus einzufügen und dienstbar zu machen. Er verwirft das Gleichheitsprinzip der Demokratie, das mit Notwendigkeit zur unbedingten Herrschaft der Mehrheit führt.⁴ Aber er läßt neben dem Maßstab der politischen Tugend dem Prinzip der Zahl sowie dem des Besitzes seine Bedeutung für die Verteilung der Herrschaftsgewalt im Staat.

Einer der ausgesprochensten Züge in dem Gesamtbild der politischen Anschauung des Aristoteles ist sein Streben, das staatliche Leben auf eine von allen Extremen sich fernhaltende Verfassung, auf eine Mischung verschiedener Formen der Ausübung staatlicher Gewalt wie der verschiedenen gesellschaftlichen Elemente aufzu-

¹ Pol. VIII 1337 a 21 ff.; vgl. auch I 1260 b 13 ff. Diese Stellen können zugleich als Gegenbeweis gegen die Auffassung dienen, daß „für Aristoteles der Zweck des Staates stets der einzelne und seine Sittlichkeit“ sei (M. Wundt, *Gesch. d. griech. Ethik* II S. 150; vgl. auch S. 152. 160. 165).

² Schon das darf wohl als bezeichnend gelten, daß der Entwurf des Idealstaates, wenigstens in der uns erhaltenen Gestalt der „Politika“, nur ein Fragment, daß Aristoteles in der Ausführung der Grundlinien seines Staatsideals stecken geblieben ist.

³ Dies gilt doch nicht bloß vom Idealstaat, sondern in gewissem Sinne auch vom Gesetzesstaat.

⁴ Dies wird Pol. VI 1317 b 3 ff. scharf hervorgehoben.

bauen. Für diese Tendenz, das Verfassungsleben möglichst auf einer mittleren Linie festzuhalten, sucht dann der Philosoph noch eine weitere Stütze in dem politischen Wirken einer mittleren Schicht der Staatsbevölkerung, die, in ihren Lebensbedingungen wie in ihrer Lebenshaltung gleich weit von den Extremen des Besitzes und leidenschaftlichen Begehrens entfernt, den festesten Kern des Bürgertums und die sicherste Grundlage stetiger Entwicklung darzustellen geeignet ist.¹ Es ist kein Zweifel, daß die allgemeine Anschauung von der Notwendigkeit einer mittleren Richtung des Verfassungslebens in der früheren historischen Entwicklung namentlich des athenischen Staates, vor allem in den idealen Bestrebungen einzelner praktischer Staatsmänner ein gewisses Vorbild hat², aber die Idee der gemischten Verfassung als solcher findet sich bestimmt angedeutet zuerst bei Platon, in dem großen Werk seines Greisenalters.³ Man wird in der systematischen Ausgestaltung der Theorie der gemischten Verfassung, wie sie vornehmlich bei Aristoteles vorliegt, die für das griechische Altertum charakteristische Überschätzung der Formen der Verfassung erkennen können.⁴ Aber die Grundanschauung, die hier zum Ausdruck gelangt, ist bedeutsam und hat etwas Allgemeingültiges. Sie wird von dem Gesichtspunkt des Ganzen des staatlichen Lebens beherrscht. Sie steht im ausgesprochenen Gegensatz zu den einseitig gesellschaftlichen, in der historischen griechischen Staatenwelt zu starker Wirksamkeit gelangten Strömungen die darauf gerichtet waren, einen Teil des Staates zum Ganzen zu machen, den Interessen und Rechten einer bestimmten Gesellschaftsklasse das gesamtstaatliche Leben zu unterwerfen.

Wie Aristoteles den unvergänglichen idealen Gehalt des Lebens der Polis zum Ausdruck bringt, läßt seine Darstellung uns auch die Schranken der Leistungsfähigkeit, die jener wunderbaren staat-

¹ Vgl. z. B. Pol. IV 1295a 35 ff. b 1 ff. 1296a 7 ff. 1296b 35 ff. V 1308b 30 ff. In der *Ἀθηναίων πολιτεία* bietet diese *μέση πολιτεία* einen wichtigen Maßstab der geschichtlichen Beurteilung.

² Vgl. oben S. 10 f.

³ „Gesetze“ III 692 ff. Nur finden wir hier noch nicht jene kunstvolle, zum Teil künstliche Ausführung, wie sie nachher Aristoteles gibt. — Auch in dem letzten Werke des Isokrates, dem *Panathenaikos*, treffen wir — vielleicht zum Teil schon unter dem Einfluß Platons — gewisse Grundzüge einer Theorie von der gemischten Verfassung (vgl. namentlich § 130 ff. Hier ist auch dieser Ausdruck selbst gebraucht, den die verwandten Ausführungen im *Areopagitikos* noch nicht bringen).

⁴ „Ὅσῳ δ' ἂν ἄμεινον ἡ πολιτεία μὲν, τοσούτω μὲνιμωτέρα“ sagt Aristoteles Pol. IV 1297a 6 f.

lichen Bildung gesetzt waren, deutlich erkennen. Überall ist es der für sich bestehende, ohne Zusammenhang mit einem größeren nationalen Ganzen gedachte Stadtstaat, an den die Erörterungen des Philosophen anknüpfen. Jede Form der Verfassung wird daraufhin geprüft, ob und inwieweit sie den Aufgaben des Einzelstaates, der Polis, genügen könne. Wie im allgemeinen der hellenische Staat als solcher — und dieser war auch für Aristoteles der wahre Staat überhaupt — beschaffen sei und beschaffen sein müsse, erfahren wir durch die eingehendste Darlegung. Daß aber die Gesamtheit der Hellenen als Nation gemeinsame Bedürfnisse und Aufgaben habe, und welche Form staatlichen Lebens zur Erreichung dieser nationalen Gesamtzwecke erforderlich sei, darüber suchen wir vergebens Aufschluß. Allerdings ist Aristoteles davon überzeugt, daß die Hellenen durch ihre eminent staatliche Befähigung zur Herrschaft über andere Völker geeignet seien und daß sie diese Herrschaft gewinnen könnten, wenn sie einer einheitlichen Verfassung teilhaftig würden.¹ Aber wie allgemein und kühl ist diese Bemerkung, wie geringen Einfluß übt sie auf den ganzen Aufbau der politischen Theorie. Auch der „Staat der Athener“ zeigt, eine wie unbedeutende Rolle das nationale Moment in der Beurteilung der politischen Entwicklung bei Aristoteles spielt. Gerade in der Darstellung der athenischen Glanzperiode vermissen wir, abgesehen von ganz allgemeinen Bemerkungen, z. B. daß die Athener unmittelbar nach dem großen Perserkriege bei den übrigen Hellenen in Ansehen gestanden hätten², jede Rücksicht darauf, welche Rückwirkung die athenische Verfassung auf die hellenischen Verhältnisse hatte, ob und inwiefern sie einer herrschenden Stellung Athens im Kreise der hellenischen Nation förderlich oder hinderlich war. Die Staatsmänner, denen Aristoteles sein besonderes Lob zuteil werden läßt, Thukydides, Nikias, Theramenes, können jedenfalls nicht gerade als Repräsentanten einer um die Hegemonie Athens verdienten oder in der Förderung panhellenischer Bestrebungen erfolgreichen Politik angesehen werden. Der Maßstab, nach dem sie beurteilt werden, läßt jede Beziehung auf die Machtentwicklung des athenischen Staates, auf einen nationalen Beruf Athens zurücktreten. Nur als Vertreter eines bestimmten Verfassungsideals (der μέση πολιτεία) erhalten diese Politiker von Aristoteles besondere Anerkennung.

¹ Pol. VII 7 p. 1327 b 31 ff.: „διόπερ ἐλεύθερόν τε διατελεῖ καὶ βέλτιστα πολιτευόμενον καὶ δυνάμενον ἄρχειν πάντων, μᾶς τυγχάνον πολιτείας.“

² Pol. Ath. 23, 2.

VIERTES KAPITEL

INNERE KRISEN IN DER POLIS UND ZERSETZUNG DES GRIECHISCHEN GESAMTLEBENS

Die Tendenzen der Aufklärung, die wir im zweiten Kapitel verfolgt haben, bedeuteten in ihrer immer klareren und konsequenteren Ausgestaltung eine fortschreitende Emanzipation des Individuums von den zusammenhaltenden Ordnungen des Staates. Sie zersetzten in ihrer einseitigen Begründung und Ausprägung den Gemeinschaftsgedanken, auf dem sich die idealen Kräfte der Polis aufbauten. Auch in der Praxis des Lebens wurde die staatliche Gemeinschaftsidee durch die rücksichtslosen Machtbestrebungen gesellschaftlicher Klassen und die Herrschaftsansprüche ehrgeiziger Individuen untergraben. Gesellschaft und Individuum rangen miteinander, die Herrschaft über den Staat zu gewinnen. Oder das Individuum, abgestoßen von der Enge des heimischen Staates und der durch den Einfluß demokratischer Nivellierung bedingten Verflachung des geistigen Lebens, sowie von dem Eigennutz herrschender Gesellschaftsklassen, begann sich schon innerlich von dem bestehenden Staate loszulösen, bildete sich eine eigene Welt gegenüber der Welt der Polis, suchte sich zum Teil bereits eine neue Heimat in der allgemeinen Welt.

Die Schwierigkeit der Lage, in der sich die Polis gegenüber den wachsenden Herrschafts- oder Selbständigkeitsansprüchen des Individuums befand, wurde in besonderer Beziehung dadurch gesteigert, daß gerade auch die Aufgaben staatlichen Lebens selbst eine weitere Ausbildung individueller Kräfte in der Richtung auf ein stärkeres technisches Können der einzelnen forderten. Eine Umgestaltung der Polis schien notwendig, um ihre eigene Leistungsfähigkeit zu erhalten. Sie wurde vor die große Schicksalsfrage gestellt, ob sie die neuen Aufgaben in ihr eigenes Leben aufzunehmen vermochte. Konnte sie dies, ohne ihr besonderes Wesen, das auf der Idee eines

gleichartigen, in sich selbst geschlossenen Bürgertums ruhte, zu gefährden? Konnten die Forderungen der Differenzierung und Arbeitsteilung in der Ausübung politischer Tätigkeit, die Ansprüche berufsmäßiger Erfahrung und technischer Vervollkommnung sich mit dem, was in der Polis groß und stark gewesen war, verbinden? Es war ja nicht bloß die politische Theorie, die jene Forderungen erhob, sondern auch die Notwendigkeiten des praktischen politischen Lebens machten sich immer gebieterischer in dieser Richtung geltend.

Um zu einem volleren Verständnis der weiteren Entwicklung zu gelangen, das Verhältnis der bisher im staatlichen Leben Griechenlands herrschenden Potenzen zu neuen Kräften und Zielen deutlicher zu erfassen, dürfte es dienlich sein, hier noch einen Blick auf die beiden führenden Staaten in der Welt der griechischen Polis, den athenischen und spartanischen, in dieser kritischen Übergangszeit zu werfen.

Die nacheuklidische athenische Demokratie trägt im allgemeinen den doktrinären Zug, der Restaurationsperioden überhaupt eigen zu sein pflegt. Die demokratische Verfassung ist für die im athenischen Volke herrschende Anschauung — noch mehr als zuvor — eine in den Grundzügen ein für allemal festgelegte, als solche auf die großen Begründer athenischen Staats- und Verfassungslebens zurückgehende. Das Ideal der „väterlichen Verfassung“ (*πάτριος πολιτεία*) wird durchaus im demokratischen Sinne ausgelegt.¹ Es

¹ Es ist kein Zweifel, daß Solon als demokratischer Gesetzgeber Athens jetzt noch einen, ich möchte sagen, dogmatischeren Charakter gewinnt. Auch die vorbildliche Bedeutung, die dem Theseus als dem ersten demokratischen Staatsmann beigelegt wurde (Plut. Thes. 24. 25) mag in dieser Periode noch gesteigert worden sein (vgl. auch Isokr. X 34 ff. XII 129), wenn auch schon in der großen Zeit der athenischen Demokratie Theseus als der Verfechter der Gesetzesherrschaft (Soph. Oed. Kol. 314; vgl. v. Wilamowitz, Phil. Untersuch. I S. 50) und sogar bereits der demokratischen Isonomie (vgl. vor allem Euripides' Schutzfliehende) erscheint. Was v. Wilamowitz a. O. S. 54 über die „maßlose Überschätzung der Institution als solcher und der demokratischen insbesondere“ sagt, scheint mir für die Periode der nacheuklidischen Demokratie ganz besonders zu gelten. Es ist doch auch beachtenswert, daß solche charakteristische Äußerungen über den Einfluß der Verfassungsform auf das Leben der Bürger, wie die des Isokrates VII 14. 78. XII 138. 197, gerade dieser Periode angehören. Bei Isokrates allerdings erhält dann die *πάτριος πολιτεία* wieder einen von dem Charakter der radikalen Demokratie wesentlich abweichenden Inhalt, vor allem im Areopagitikos und später im Panathenaios

ist nicht mehr das ursprüngliche, frisch pulsierende Leben der großen demokratischen Zeit, in dem der athenische Demos in eigener Tätigkeit selbst die Werte des gemeinsamen Staats- und Kulturlebens schafft, sondern es handelt sich in jeder Beziehung um ein Erbe, das einem demokratischen Epigonentum zugefallen ist. Die bewunderungswürdig vielseitige Hingabe an die Zwecke des Staates in Erfüllung politischer und militärischer Pflichten, die das Bürgertum Athens in seiner größten Zeit auszeichnet, tritt in der nach-euklidischen Periode immer mehr zurück hinter der einseitigen Betonung und dem einseitigen Genuß der Rechte des herrschenden Demos. Das System der Diäten, die dem Bürgertum für seine staatliche Tätigkeit zukommen, wird weiter ausgestaltet.¹ Die Lasten des Staates werden in zunehmendem Maße den begüterten Klassen aufgebürdet.² Die Ansprüche, die dieser Demos erhebt, die ihm vor allem von der um seine Gunst sich bemühenden Demagogie zugebilligt werden, stehen in einem starken Mißverhältnis zu der tatsächlichen Machtstellung und der finanziellen Lage des Staates. Eine zu

(vgl. auch Arist. Pol. II 12 p. 1273 b 38). Die für die griechische Polis an sich so bezeichnende Hochschätzung der Verfassungsform erscheint eben in der Restaurationsperiode auf das höchste gesteigert. Auch in Aristoteles' pol. Ath. ist ja diese ganze Betrachtungsweise noch als die eigentlich entscheidende erkennbar.

¹ Vgl. Arist. Pol. Ath. 41, 3. Harpokr. s. v. *Θεωρικά* = Philoch. frg. 85.

² J. Sundwall hat in seinen sehr verdienstlichen Untersuchungen: „Epigraphische Beiträge zur sozialpolitischen Geschichte Athens“ (Beitr. z. alt. Gesch. 4. Beiheft 1906) die starke Beteiligung der besitzenden Klassen Athens an den wichtigsten Verwaltungsfunktionen in der Zeit des Demosthenes nachzuweisen versucht. Man wird diesem Nachweis, wenn auch wohl nicht durchaus, so doch in großem Umfang beipflichten dürfen. Aber das, was Sundwall dadurch beweisen will (S. 68 ff.), daß unsere Gesamtanschauung von der athenischen Demokratie dieser Periode einer wesentlichen Berichtigung bedürfe, hat er durchaus nicht bewiesen. Daß der athenische Demos geneigt war, die mit Gefahren und besonderem Risiko oder bedeutenden Aufwendungen verbundenen Ämter den Vermögenden zu überlassen, ist schon die Ansicht des Verfassers der Schrift vom Staate der Athener. Gewiß sind in der von Sundwall behandelten Periode die Wohlhabenden nicht ohne politischen Einfluß gewesen; sie haben zum Teil — wir brauchen nur an Eubulos zu denken — ihre Interessen geschickt zu vertreten gewußt. Aber, ganz abgesehen davon, daß in der voll entwickelten Demokratie die Ämter meistens wenig selbständige Bedeutung hatten, der wesentliche Gesichtspunkt für die Beurteilung der staatlichen Verhältnisse Athens in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts wird doch sein, ob und inwieweit die Bedürfnisse und Interessen der (vorwiegend ärmeren) Masse die bestimmende Norm für die Gesamtpolitik bil-

stetiger und großer Politik bevollmächtigte und fähige Regierung des Staates ist nicht vorhanden. Die Herrschaft des Demos führt auf dem Gebiete auswärtiger Politik vielfach zur Desorganisation. Durch die Anklage des Sokrates erklärt die restaurierte Demokratie der stärksten geistigen und sittlichen Kraft, die in dem damaligen Athen lebt, den Krieg und erweitert durch die Verurteilung des Philosophen den inneren Gegensatz, in dem sich die tiefste Gedankenarbeit athenischer Kultur zum demokratischen Staate befindet, zu einer schwer ausfüllbaren Kluft. Diese Demokratie hat nicht wie die große Blütezeit des 5. Jahrhunderts das fortschreitende geistige und sittliche Bewußtsein allgemeiner hellenischer Bildung zum Bundesgenossen, sondern mit immer steigender Entschiedenheit wenden sich die gebildetsten Kreise von Hellas innerlich von ihr ab.

Auch der spartanische Staat dieser Periode — so verschieden er von der athenischen Demokratie ist — krankt an einem unlöslichen Widerspruch zwischen seinen eigenen Traditionen und den neuen Kräften und Zielen staatlichen Lebens. Den Tendenzen imperialistischer Politik, die namentlich seit Lysander die herrschenden in Sparta werden, vermag sich die spartanische Verfassung nicht anzupassen. Die alten Ideale der lykurgischen Lebensordnung und der Gleichheit des Bürgertums stehen unvermittelt den neuen politischen, militärischen, finanziellen Aufgaben einer Reichspolitik gegenüber. In der bedeutenden Stellung einzelner einflußreicher Persönlichkeiten, die hauptsächlich die imperialistische Politik vertreten, so vor allem Lysanders, kommen mehr die persönlichen eigennützigen und eigenmächtigen Herrschaftsbestrebungen zur Geltung als eine von den neuen Zielen der Politik erfüllte gesammelte Kraft des spartanischen Staates als solchen. Die Persönlichkeit steht mehr im Gegensatze zum gemeinsamen Leben des Staates, als daß sie darin wurzelte und dazu diente, durch ihre eigene Tatkraft und Initiative dessen Leistungsfähigkeit zu steigern. Das Mißtrauen gegen jede aus dem Rahmen der verfassungsmäßigen Gleichheit des spartanischen Bürgertums heraustretende Führerstellung einerseits und die Versuche eines

deten, ob und inwieweit diese Masse einen entscheidenden Einfluß in den wichtigen Lebensfragen des Staates ausübte. Und da kann die Antwort doch wohl nicht zweifelhaft sein. Sie wird in anderem Sinne, als Sundwall meint, ausfallen müssen. Treffend sagt übrigens v. Wilamowitz, Staat u. Gesellschaft d. Griechen S. 110: „Die Demokratie des 4. Jahrhunderts hat sich selbst durch die Mißhandlung der bemittelten Bürger das Grab gegraben.“

Lysander, die Verfassung zu untergraben, auf der anderen Seite charakterisieren den die innere Kraft spartanischer Politik schwächenden Zwiespalt, der das Leben des Staates durchzieht. Auch das Königtum, im allgemeinen daniedergehalten durch die konstitutionelle Tradition der lykurgischen Staatsordnung, gelangt wohl durch die Klugheit und Energie des Agesilaos eine Zeitlang zu größerem Einfluß, vermag aber nicht, dem Staat ein Führer auf neuen Bahnen zu werden.

Die Betrachtung des athenischen und spartanischen Staates hat uns gezeigt, wie wenig die Polis bereit und fähig war, eine Weiterbildung ihres Wesens durchzuführen. Sie verharrete in ihrer Sprödigkeit und Abgeschlossenheit gegenüber neuen und umfassenderen Zielen politischen Lebens. So wurde die Spannung zwischen dem Geiste des herrschenden Bürgertums und den auf weitere Entwicklung drängenden Notwendigkeiten staatlicher Gestaltung immer stärker. Die Folge davon war, daß die neuen Kräfte sich vielfach geradezu mit den der Polis feindlichen Bestrebungen verbanden.

Die Wandlung der staatlichen Verhältnisse Griechenlands, die unter dem Einflusse neuer Tendenzen im vierten Jahrhundert erfolgte, spricht sich besonders deutlich im Söldnerwesen aus.

Zum Teil aus einer Zerrüttung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände hervorgegangen, bezeichnet das Söldnertum zugleich eine innere Umbildung der politischen und militärischen Kräfte Griechenlands. Es wurde insbesondere ein wirksames Werkzeug einer technischen Weiterentwicklung des Kriegswesens und wurde so befähigt, neuen politischen Machtbildungen in der Erfüllung von militärischen Aufgaben, denen das Bürgertum der einzelnen hellenischen Staaten nicht mehr in vollem Umfange Genüge zu leisten vermochte, zu dienen. Bei den großen Fortschritten der Belagerungskunst, die der Tyrann Dionysios im griechischen Westen, zum Teil nach karthagischem Vorbilde, durchführte, spielte das Söldnertum, das überhaupt die Grundlage und festeste Stütze von Dionysios' Machtbau bildete, eine entscheidende Rolle. In dem Heere der griechischen Söldner, die den Zug in das Innere des Perserreiches unternommen hatten, wurden, vornehmlich unter Führung Xenophons, wichtige und zukunftsreiche taktische Neuerungen begonnen.¹ Die von Iphikrates ausgebildeten peltastischen Söldner

¹ Ich weise hin auf das Manöver einer Auflösung der Phalanx in beweglichere Kolonnen (Xen. anab. IV 8, 9 ff.), auf gewisse Anfänge einer Taktik

bewiesen im korinthischen Kriege, daß die Spartaner nicht mehr die unüberwindliche Fußtruppe Griechenlands waren. Die leichtere pelastatische Bewaffnung und Kampfweise verbreitete sich in den hellenischen Söldnerheeren.¹ Sie ermöglichte eine größere Beweglichkeit und Manövrierfähigkeit, machte den einzelnen geeigneter für die Aufgaben des zerstreuten Gefechtes. Auch den spartanischen Hopliten fehlte es nicht an Ausbildung. Aber diese blieb im allgemeinen in den traditionellen Bahnen und war mehr innerhalb eines größeren, zusammenhängenden Ganzen wirksam.

Für die weitere hellenische Entwicklung war es von großer Bedeutung, daß sich das Bürgerheer der Stadtstaaten in der Hauptsache von den Neuerungen in der Bewaffnung und Taktik fern hielt. Es machte nicht, wie das römische Bürgerheer, eine tiefgreifende militärische Umbildung durch, aber es schädigte eben dadurch seine eigene Zukunft. Nur ein Staat, Theben, bildete eine wichtige Ausnahme. Hier führte der größte aller griechischen Taktiker, Epameinondas, in dem Bürgerheere selbst, an die boeotische Volkstaktik anknüpfend², die genialen, äußerst wirksamen Reformen durch, die dem thebanischen Staat seine große politische Stellung verschafften. Das athenische Bürgertum hatte im 5. Jahrhundert eine bedeutende Technik im Seekampfe ausgebildet. Seit dem Ende des peloponnesischen Krieges spielte es militärisch keine führende Rolle mehr. Und die Spartaner, die in der Hoplitentaktik die bewunderten Lehrmeister Griechenlands geworden waren, verhielten sich gegen eine Umgestaltung oder Fortbildung ihrer Taktik ablehnend. Allerdings hatten sie bereits im peloponnesischen Kriege, vor allem infolge der Notwendigkeit, Schiffe zu bauen und sie mit Söldnern zu bemannen, in gewisser Hinsicht von ihrem traditionellen politisch-militärischen System abweichen müssen. Auch hatte Agesilaos bei seiner Kriegführung in Asien durch das Bedürfnis der Verwendung größerer Reiterabteilungen sich genötigt gesehen, neue militärische Bahnen einzuschlagen. Aber das spartanische Bürgerheer selbst und seine Taktik wurden davon nicht betroffen. Hier

der verbundenen Waffen und die Anwendung von Reservestellungen. Besonders lehrreich ist Xen. anab. VI 5, 4—32. Vgl. im allgemeinen vor allem Rüstow u. Köchly, *Gesch. d. Kriegswesens im Altert.* S. 154 ff.

¹ Vgl. Beloch, *Gr. Gesch.* II S. 461, der, wie mir scheint, mit Recht, im wesentlichen wieder die Auffassung von Rüstow u. Köchly, a. O. S. 163 ff. von der Bedeutung der Reformen des Iphikrates vertreten hat.

² Vgl. u. a. Kromayer, *Ant. Schlachtfelder* I S. 83.

blieb der spartanische Staat durchaus dem Herkommen treu. Es waren wohl vor allem politische Gründe hierbei wirksam. Die militärische Organisation stand mit der lakedämonischen Verfassung in so engem Zusammenhang, das Heerwesen beruhte ebenso, wie das Staatswesen, auf so festgewurzelten Traditionen, daß die Spartaner wohl fürchten mochten, durch Änderungen in der Taktik zugleich auch politischen Neuerungen die Bahn freizumachen. Es ist gewiß kein Zufall, daß spätere Reformen auf militärischem Gebiete, wie sie Kleomenes durchführte, mit tiefgreifenden politischen Reformen in Verbindung standen.

Je weiter nun das Söldnerwesen ausgestaltet wurde, desto mehr wurde es zu einem bedeutsamen Machtfaktor im politischen Leben Griechenlands, desto stärker kam auch das Söldnertum selbst zum Bewußtsein seiner Bedeutung und Macht. Der Zug der Zehntausend hatte die militärische Überlegenheit der wohl ausgebildeten und gut disziplinierten griechischen Söldner über die Massen des Perserreichs gezeigt. Wahrhaft wirksam und nutzbringend für Griechenland selbst konnte aber diese militärische Überlegenheit nur dann werden, wenn sich die politischen Kräfte fanden, die das Söldnertum zusammenzufassen und in geordnete Bahnen zu leiten vermochten. Das Söldnertum stellte der griechischen Staatenwelt eine bedeutsame Aufgabe, die nur durch umfassende politische Neubildungen gelöst werden konnte. Kam es hierzu nicht, so bestand die Gefahr, daß die Söldnerscharen ein Element der Zersetzung und Auflösung für Griechenland wurden, daß diese sich immer mächtiger entfaltenden kriegerischen Kräfte sich in ungeordnetem Durch- und Gegeneinander selbst aufrieben und eine völlige Zerrüttung ihres Vaterlandes bewirkten, daß die Söldner allgemein zu einer vaterlandslosen, abenteuernden Soldateska wurden, die ihre Dienste jedem Meistbietenden verdang. Und diese Entwicklung ist tatsächlich eingetreten in überraschender Analogie zu der Gestaltung der deutschen Verhältnisse in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Das Söldnertum trat immer mehr aus den Schranken und aus dem Dienste der einzelnen Staaten heraus, sich vor allem auf sich selbst stellend und sich selbst dienend, eben damit aber doch auch jedem zu dienen bereit, der ihm Ruhm und namentlich Sold und Beute verhiess. Durch seine finanziellen Mittel gelang es vornehmlich dem persischen König, die Söldner, die gerade ihm gegenüber sich militärisch so überlegen gezeigt hatten, in seinen Dienst

zu ziehen. Das Söldnertum wurde so ein besonders wichtiges Werkzeug für die Aufrichtung der Herrschaft des Großkönigs in Griechenland.

Auch in einer anderen Richtung noch offenbarte sich das Söldnerwesen als eine zersetzende Macht in dem Lebenskreise der Polis. Es bildete hier eine der hauptsächlichen Grundlagen für eine dynastische Entwicklung, die zwar im vierten Jahrhundert noch nicht zur vollen Ausgestaltung gelangte, aber die hellenistische Periode schon vorbereitete. Wir finden in dieser Übergangszeit eine Reihe von Übergangsbildungen von der Stellung eines Söldnerführers zu der eines selbständigen Dynasten, besonders in Kleinasien, dem Grenzgebiet zwischen dem eigentlichen Griechenland und dem Perserreich.¹ Es ist noch ein Schwanken zwischen dem Dienste des Großkönigs und eigener Herrschaft, das uns hier im Osten, in diesem Zukunftslande des Hellenismus, entgegentritt. Im westlichen Griechentum dagegen, in dem Reich des Dionysios von Syrakus, sehen wir auf dem Fundament des Söldnerwesens sich einen umfassenderen Herrschaftsbau erheben, der als einigende Vormacht der Griechen im Kampfe gegen den karthagischen Staat eine höhere geschichtliche Bedeutung gewinnt.

Wie auf militärischem Gebiete die berufsmäßige technische Ausbildung eine immer größere Wichtigkeit erlangte und hier fast zu einem militärischen Berufsstande, der sich im Söldnertum verkörperte, zu führen schien, so erhielt der Gesichtspunkt einer besonderen Befähigung und Vorbildung auch für die Aufgaben politischer Tätigkeit eine steigende Bedeutung. Die Übelstände der Politik und Verwaltung, der Mangel an Einheitlichkeit und Sicherheit in der Führung der Geschäfte, der namentlich auch in der auswärtigen Politik demokratischer Staaten immer stärker hervortrat, wiesen auf die Notwendigkeit besonderer politischer Erfahrung und Verantwortung, größerer Selbständigkeit der mit den wichtigsten Aufgaben politischer und militärischer Administration betrauten Beamten hin. Einem mit unbedingter Machtvollkommenheit und mit dem Bewußtsein souveräner Selbstherrlichkeit das staatliche Leben beherrschenden Bürgertum gegenüber erhob sich mit zunehmender Deutlichkeit und Bestimmtheit der Gedanke eines sachverständigen Beamtentums, das die eigentlichen Aufgaben der

¹ Vgl. hierzu im allgemeinen: Judeich, Kleinasiatische Studien.

Regierung des Staates übernehmen sollte. Die Idee des Wissens, die im Mittelpunkt der idealistischen Philosophie stand, berührte sich in gewissem Sinne mit der Forderung eines auf fortgesetzter Übung und reicher Erfahrung beruhenden technischen Könnens¹, welche die politische und militärische Entwicklung immer mehr zur Geltung brachte.

Eine Instanz, die geneigt oder stark genug gewesen wäre, diese Reformideen zu verwirklichen, gab es in der damaligen Polis nicht. Im Gegenteil, das herrschende Bürgertum, insbesondere des demokratischen Staates, befand sich durch seinen unbedingten Anspruch auf alleinige Herrschaft im stärksten Gegensatz gegen alle solche Reformgedanken. Diese hatten also zunächst vor allem die Wirkung, eine tiefgreifende innere Spannung in den Staat hineinzutragen. Diese Spannung hat in dem berühmten Worte Platons, daß es nicht besser werden könne in den Staaten, wenn nicht die Philosophen Könige oder die Könige Philosophen würden², einen charakteristischen Ausdruck erhalten. Wir erkennen hier zugleich die antidemokratische, ja sogar monarchische Richtung dieser Reformideen. Eine Gestaltung des staatlichen Lebens, die bisher einen entschiedenen Widerspruch gegen das Wesen der Polis zu bezeichnen schien, trat damit in eine andere Beleuchtung.

Besonders stand die Idee eines technisch für die Leitung des Staates vorgebildeten Beamtentums in innerer Beziehung zum monarchischen Gedanken. In den Organismus eines ausschließlich von einem demokratischen Bürgertum regierten Staates ließ sich ein solches Beamtentum schwer einfügen. Anders dagegen stand es mit der Monarchie. Wenn die Verwaltung des Staates überhaupt eine besondere Befähigung voraussetzte, so lag es nahe, in einer obersten einheitlichen Instanz, die in hervorragendem Maße die Fähigkeit dazu besaß, das technische, zur Leitung des Staates erforderliche Können zusammenzufassen.³ Die Herrschaft einer einzelnen Persönlichkeit erschien als die geeignetste Grundlage, um auf politischem wie militärischem Gebiete die technisch ausgebildeten Ele-

¹ Die Erfahrung hebt als wichtiges Moment für die Befähigung zur Führung der politischen Geschäfte z. B. Isokrates III 18 hervor. Sehr energisch hat Platon im „Staat“ VI 539 e. 540 b die Notwendigkeit fortgesetzter Ausbildung und Übung, vielseitiger Erfahrung für die Leiter seines Staates betont.

² „Staat“ V 473 d; vgl. auch VI 499 b. VII 540 d.

³ Vgl. Isokr. III 15 ff.

mente, deren besondere berufsmäßige Tätigkeit auf ihrer persönlichen Ausbildung und Befähigung beruhte, zusammenzuhalten und richtig zu verwenden.

Die Bedeutung der monarchischen Idee war ja auch sonst in starkem Wachsen begriffen. Die Entwicklung der geistigen Kultur, vornehmlich des philosophischen Denkens, wirkte darauf hin. Der idealistisch-monarchische Gedanke erhob sich in der Idealphilosophie in voller leuchtender Kraft.¹ Die philosophischen Persönlichkeiten werden hier in ihrer geistigen und sittlichen Überlegenheit hoch über die Masse, die zum Philosophieren unfähig ist,² emporgehoben. Um die Zwecke wahrer Gemeinschaft zu verwirklichen, ist die Leitung des Staates durch einen oder wenige notwendig.³ Die vernunft erfüllte königliche Persönlichkeit ist der wahre Herrscher des Staates.⁴ Gegenüber der Zerklüftung des staatlichen Lebens durch wirtschaftliche und gesellschaftliche Gegensätze gewinnt die Monarchie den Beruf, ausgleichend und die allgemeine Ordnung sichernd zu wirken.⁵

Neben der idealistischen Begründung des monarchischen Gedankens aus den Zwecken der Gemeinschaft selbst steht noch eine ganz anders geartete monarchische Tendenz, die aus der Anschauung von dem unbedingten Rechte des starken Individuums, sich selbst zur Geltung bringen, das Gesetz der eigenen Kraft und Herrschaft zur höchsten Norm für das staatliche Leben zu machen, erwachsen ist. Wie diese Tendenz sowohl in den individualistischen Theorien der Aufklärung wurzelte, als auch in den praktischen Bestrebungen einzelner politischer Persönlichkeiten zum Ausdruck gelangte und sich so zu einer stark zersetzenden Macht in dem Gemeinschaftsleben der Polis ausbildete, hat unsere frühere Darlegung gezeigt.⁶

Auch in den wirtschaftlichen Zuständen des 4. Jahrhunderts sehen wir den schwankenden und unsicheren Charakter einer Übergangsepoche. Auf der einen Seite finden wir wohl ein stärkeres Anwachsen des Wohlstandes, auf der anderen aber eine zunehmende Verschiebung der Besitzverhältnisse, im Zusammenhange

¹ Eine ausführlichere Darstellung der Entwicklung der monarchischen Theorie wird im zweiten Bande gegeben. Vgl. auch meine „Studien z. Entwicklung u. Begründung d. Monarchie im Altertum“ (Hist. Bibl. Bd. 6) S. 12 ff.

² Platon, „Staat“ VI 494a.

³ Vgl. z. B. Platon, Polit. 293a. 297b.

⁴ Platon Polit. 294a.

⁵ Arist. Pol. V 10, 1310b 40ff.

⁶ S. 76 ff.

damit tiefgreifende wirtschaftliche Notstände, die auf eine Neugestaltung der Verhältnisse drängten, auf die Notwendigkeit der Erschließung neuer Hilfsquellen hinwiesen. Konnte die enge Beschränkung der einzelnen Stadtstaaten diesen umfassenden neuen Bedürfnissen und Aufgaben Genüge leisten?

Das wirtschaftliche Leben der Periode, die uns hier beschäftigt, bewegt sich unstreitig in steigendem Maße in der Richtung einer kapitalistischen Entwicklung. Schon der reichlichere Umlauf von Edelmetallen, der bereits in der Reichspolitik Athens und in der Organisation des athenischen Geldwesens im 5. Jahrhundert begründet war und dann weiter durch die Erfordernisse der politischen und militärischen Lage verstärkt wurde¹, trug hierzu bei. Die lebhaftere Entfaltung der Industrie und des Großhandels begünstigte vor allem auch die Bildung größerer Vermögen. Die gewerbliche Tätigkeit baute sich zum Teil schon auf eine ziemlich weitgehende Arbeitsteilung und Spezialisierung auf.² Die Formen des industriellen Großbetriebs gewannen in den Mittelpunkt des damaligen wirtschaftlichen Verkehrs, vor allem in Athen, Bedeutung und Verbreitung. Die starke Verwendung von Kaufsklaven, die namentlich seit dem 5. Jahrhundert in wachsender Zahl auf den griechischen Markt kamen³, förderte durch die billigere Gewinnung der Arbeitskräfte und die leichtere Verfügung über diese das Aufkommen größerer fabrikmäßiger Betriebe⁴ und diente somit zugleich

¹ Ich erwähne hier z. B. die mit persischem Golde ausgeführten Unternehmungen Lysanders, den Einfluß, den seine imperialistische Politik auf die finanzielle Umgestaltung des spartanischen Staates hatte, und — aus etwas späterer Zeit — die aus den Schätzen des delphischen Gottes bestrittene Kriegführung der phokischen Söldnerführer (vgl. Athen. VI 231 d). Dieses Beispiel führt uns schon in die Zeit Philipps von Makedonien, dessen Maßregeln in anderem Zusammenhang zu besprechen sein werden.

² Vgl. z. B. Plut. Per. 12, Aristoph. Plut. 162 ff. 513 ff., Platon, Staat II 369 ff., Xen. Mem. II 7, 5 f., Kyrop. VIII 2, 5 f. An der letztgenannten Stelle allerdings läßt sich wohl eine gewisse tendenziöse Zuspitzung, eine der Theorie zuliebe erfolgte Überspannung des Arbeitsteilungsprinzips nicht verkennen. Im allgemeinen vgl. Poehlmann, Gesch. d. soz. Frage u. d. Sozialismus I² S. 213 ff. E. Meyer, Kl. Schr. S. 116 ff. v. Wilamowitz, Staat u. Gesellsch. d. Griechen, S. 120. Büchschenschütz, Besitz u. Erwerb, S. 336 ff.

³ Nach Theopomp. frg. 134 M. = 119 Grenf.-Hunt sollen die Bewohner von Chios zuerst in größerem Umfang Kaufsklaven verwendet haben.

⁴ Die große Zahl der Sklaven in Attika und ihre umfassende Verwendung im gewerblichen Leben lassen sich vor allem aus der bekannten Stelle des

in besonders erfolgreicher Weise der kapitalistischen Gestaltung der Wirtschaft. Gegenüber den alten Adelsgeschlechtern bildete sich so, vorzüglich wieder in Attika, eine wohlhabende industrielle Bourgeoisie aus, die im geistigen wie im staatlichen Leben Athens zu Einfluß gelangte. Wie schon im 5. Jahrhundert Sophokles, so gehören in der nacheuklidischen Demokratie die berühmtesten Redner, ein Isokrates und ein Demosthenes, diesem Kreise durch Geburt an. Und die einflußreichsten Demagogen in der Zeit des peloponnesischen Krieges und in der unmittelbar darauf folgenden Periode, wie Kleon, Hyperbolos, Kleophon, Anytos u. a. sind aus dieser großgewerblichen Schicht der athenischen Bevölkerung hervorgegangen.

Durch die Konkurrenz der Sklavenarbeit wurde die freie Arbeit in ihrer Rentabilität stark herabgedrückt.¹

Thukydides VII 27, 5 erschließen, wonach infolge der Besetzung von Dekelea mehr als 20000 Sklaven zu den Feinden überliefen. Den größten Teil oder einen großen Teil hiervon (die handschriftliche Überlieferung schwankt zwischen τὸ πολὺ μέρος und πολὺ μέρος) bildeten χειροτέχναι. Von verschiedenen industriellen Betrieben in Athen erfahren wir ausdrücklich, daß sie auf Sklavenarbeit beruhten, so schon von dem des Vaters des Sophokles (Westermann, biogr. graeci S. 126). Ebenso unterhielt der Vater des Demosthenes eine beträchtliche Anzahl von Sklaven (Demosth. XXVII 9), Lysias beschäftigte in seiner Schildfabrik 120 Sklaven usw. Aus Xen. Mem. II 7, 6 ersehen wir besonders deutlich, in wie weitem Umfange die Ausübung gewinnbringender Gewerbe sich auf Sklavenarbeit gründete (οὔτοι μὲν γὰρ ἀνούμενοι βαρβάρους ἀνθρώπους ἔχουσιν). Vornehmlich zahlreich waren die Sklaven in den Bergwerksbetrieben (vgl. Xen., v. d. Einkünften IV 14 ff.). Die attische Komödie lehrt, wie verbreitet die Sklaverei auch in den kleinen Lebensverhältnissen war. In diesen mochten die Sklaven sowohl den Bedürfnissen der Haushaltung als denen der kleinen Handwerks- und landwirtschaftlichen Betriebe dienen. Zugleich zeigt sich gerade hier, daß die Sklaverei eine nicht unwichtige Voraussetzung für die Möglichkeit der politischen Betätigung der ärmeren Bürger bildete.

¹ Besonders bezeichnend ist in dieser Hinsicht das Beispiel des Phokiers Mnason, des Freundes des Aristoteles, der die allerdings außergewöhnlich hohe Zahl von 1000 Sklaven besessen haben soll, und dem deshalb der Vorwurf gemacht wurde, daß er seine Landsleute in der Beschaffung des notwendigen Lebensunterhaltes beeinträchtigte (Timaios frg. 67 = Athen. VI 264 d. Vgl. Bücher, Aufst. d. unfreien Arbeiter S. 85). Die Ansicht von Ciccotti, „Der Untergang der Sklaverei im Altertum“ S. 84 ff. (d. Übers.), daß die Sklaverei im 4. Jahrhundert schon stark im Sinken begriffen gewesen sei, ist wohl kaum begründet. Die Anekdote Plut. Ages. 26, aus der man die allgemeine Verbreitung der gewerblichen Arbeit der Freien hat erschließen wollen, trägt den Charakter tendenziöser Ausmalung, wenn nicht Erfindung zum Zweck der

So verschärfte die Vorherrschaft des Kapitals die wirtschaftlichen Gegensätze. In gleicher Richtung wirkte das mit stärkerer Zirkulation des Geldes verbundene Sinken des Geldwertes, das ein Steigen der Preise herbeiführte.¹ Die Steigerung der Preise hatte wohl zum Teil eine Erhöhung der Löhne zur Folge. Aber einen allgemeinen, entsprechenden Ausgleich erfuhr das wirtschaftliche Leben hierdurch kaum. Die Preiserhöhung kam gewiß vorwiegend den größeren wirtschaftlichen Betrieben und dem Großhandel zugute.

Die differenzierenden Wirkungen der wirtschaftlichen Entwicklung übten einen durch das eigenartige Wesen der Polis noch besonders gesteigerten Einfluß auf das politische Gesamtleben aus. Die Vertiefung der Kluft zwischen reich und arm stand im stärksten Widerspruch zu der Idee eines gleichartigen Bürgertums, das alle seine Kräfte seinen gemeinsamen Zielen dienstbar machen sollte. Aus dem Gegensatz zwischen der politischen Gleichheit des demokratischen Staates und der wirtschaftlichen Ungleichheit erwuchs eine gefährliche Spannung der inneren Lage, die in dem zunehmenden Streben der ärmeren Bürger, ihre politische Macht zur Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Zustände zu benutzen, zum Ausdruck kam.

Wir berühren hiermit ein wichtiges Moment, die Verflechtung der wirtschaftlichen Verhältnisse mit der Gestaltung des staatlichen Lebens.²

Die Entwicklung der griechischen Polis hat — darüber kann doch kein Zweifel obwalten — eine besonders starke Reibung zwischen dem eigentlich politischen Leben und der Erwerbsarbeit geschaffen. Auch wenn wir vom spartanischen Staate, der sich in der schroffen Scheidung des politischen und wirtschaftlichen Lebens mit den Idealgebilden der Philosophen am nächsten berührte, absehen, wenn wir uns nur auf den Boden der athenischen Demokratie mit ihrer reichen Gestaltung sowohl der staatlichen als der wirtschaftlichen Verhältnisse stellen, tritt uns diese Tatsache in ihrer Bedeutung entgegen. Es ist jetzt fast Mode geworden, die Verherrlichung des spartanischen Staates. An sich ist natürlich die weite Verbreitung der gewerblichen Tätigkeit der Bürger, wie sie sich z. B. auch aus Xen. Mem. III 7, 6 ergibt, nicht zu bezweifeln.

¹ Beloch, Gr. Gesch. II S. 353 ff.

² Vgl. hierzu auch Riezler, Über Finanzen und Monopole im alten Griechenland 1907.

Analogien zwischen den antiken und modernen Zuständen und Anschauungen zu betonen.¹ Von diesem Standpunkt aus wird auf das entschiedenste hervorgehoben, daß die Geringschätzung der gewerblichen Arbeit, als einer banausischen, des freien, edelgesinnten Mannes unwürdigen, gesellschaftlichen Anschauungen entspreche, die ebenso wie im Altertum noch heutzutage herrschten. Insbesondere, so meint man, handele es sich um eine Nachwirkung der im griechischen Adelsstaat ausgebildeten Auffassung, daß die körperliche Arbeit den freien Mann entehre. Das Wahre in dieser Betrachtungsweise soll nicht bestritten werden. Es ist zuzugeben, daß das gesellschaftliche Moment bei der Schätzung der körperlichen Arbeit auch im Altertum eine Rolle gespielt hat und daß wir nicht ohne weiteres die Auffassung eines aristokratischen Geistes wie Platon als maßgebend für die große Mehrheit des Bürgertums in den Staaten des 5. und 4. Jahrhunderts voraussetzen dürfen. Gerade auch die Machtentwicklung des athenischen Staates selbst hat zu der großen Blüte des wirtschaftlichen Lebens geführt. Und die großartige Bautätigkeit, die Athen unter Perikles' Leitung durch die finanzielle Ausnutzung seiner Machtstellung durchführen konnte, machte den athenischen Staat in weitem Umfange zum Arbeitgeber seiner Bürger.² Aber andererseits liegt es doch offen zutage, daß die Polis durch die Art, wie sie das Leben des Bürgertums für sich in Anspruch nahm, einen Druck auf die freie Arbeit ausgeübt hat. Es handelt sich hier nicht nur um die ideale Auffassung, daß den Bürgern als solchen ein ausschließlich oder vorwiegend politisches Leben zukomme. Auch die praktische Gestaltung der Verhältnisse, wie wir sie gerade in der athenischen Demokratie des 5. und 4. Jahrhunderts finden, ist von Einfluß gewesen. Das athenische Bürgertum war eben in zunehmendem Maße eine Art von Beamtentum geworden, das als solches für seine staatliche Tätigkeit einen Entgelt beanspruchte. Die schon unter Perikles erfolgte Gewährung von Diäten war eine notwendige Folge der demokratischen Ausgestaltung des Staates. Tatsächlich nahm die vielseitige Erfüllung staatlicher Aufgaben, in Rats- und Volksversammlung, in den Ge-

¹ Grundlegend ist hierfür die bekannte Abhandlung E. Meyers über die wirtschaftliche Entwicklung im Altertum (Kl. Schriften S. 81 ff.) geworden. Vgl. neuerdings: Neurath, *Jahrbücher f. Nationalökonomie u. Statistik* Bd. 87 u. 89, 1906 u. 1907 (3. Folge Bd. 32 u. 34). Max L. Strack, *H. Z.* Bd. 112, 1913, S. 1 ff. ² Vgl. *Plut. Per.* 12.

richten, in Heer- und Flottendienst, in allerlei sonstiger politischer Betätigung, Zeit und Kraft der Bürger in bedeutendem Umfange in Anspruch und zog sie von der wirtschaftlichen Erwerbstätigkeit ab. Man kann an sich in der Rolle, die der athenische Staat als Arbeit- und Lohngeber spielte, einen einigermaßen an moderne Verhältnisse erinnernden Zug erblicken. Das Verhängnisvolle war nur, daß das Bürgertum, das so vom Staat einen entsprechenden Lohn für seine politische Betätigung beanspruchte, zugleich der eigentliche Souverän des Staates war. Je mehr dieses herrschende Bürgertum in sich das Bewußtsein ausgebildet hatte, der einzige und wahrhaftige Inhaber aller Staatsgewalt zu sein, desto stärker war es geneigt, in seinem Anteil am staatlichen Leben zugleich einen realen Besitztitel zu sehen, der dazu dienen sollte, auch seine äußere, wirtschaftliche Existenz möglichst seinem politischen Recht entsprechend zu gestalten. Mit der weiteren Ausbildung der Diäten in der nachperikleischen Zeit wurde zugleich in gewissem Grade die Begehrlichkeit der Bürger gesteigert. Bereits im fünften, namentlich aber im vierten Jahrhundert war im athenischen Demos anscheinend der Gedanke verbreitet, daß eine umfassende Besoldung des Bürgertums seitens des Staates¹ hauptsächlich zu dem Zwecke erfolgen solle, den Bürgern soweit irgend möglich ein wirtschaftliches Existenzminimum zu sichern. Der ursprünglich vorwaltende Gesichtspunkt eines unmittelbaren Entgeltes für die Erfüllung staatlicher Pflichten — in dem Sinne, daß durch eine solche Entschädigung überhaupt die durch die demokratische Staatsidee geforderte stärkere Heranziehung der ärmeren Bürger zu den politischen Geschäften ermöglicht werden sollte — trat in der weiteren Entwicklung wohl vielfach hinter dem Streben, den Staat in immer größerem Maß zu einem Mittel für eine gewinnbringende Gestaltung der Rechte der Bürger zu machen, zurück.² Was Plutarchs Biographie des Perikles³ und Aristoteles' Schrift vom Staat der Athener⁴ über die Ernährung des athenischen Bürgertums durch den Staat im 5. Jahrhundert berichten, zeigt zwar, wie es scheint, den Einfluß einer wohl erst im 4. Jahrhundert entstandenen systematisierenden Theorie. Aber gerade diese Theorie, die doch auch auf wertvollen historischen Überlieferungen aus dem 5. Jahrhundert ruht, legt da-

¹ Vgl. auch Arist. Pol. VI 1317b 35ff.

² Vgl. zu Obigem auch die Darlegung von Poehlmann a. a. O. I² S. 332ff.

³ Kap. 12.

⁴ Kap. 24.

von Zeugnis ab, in welchem Umfange wenigstens im 4. Jahrhundert der athenische Staat als Soldgeber seiner Bürger betrachtet wurde.¹ Die Äußerungen attischer Gerichtsredner, vornehmlich des Lysias², lassen erkennen, wie man mit der Gewöhnung attischer Bürger, ihre Ausübung staatlicher Hoheitsrechte, namentlich in der richterlichen Tätigkeit, als eine Quelle eigenen Nutzens zu betrachten, rechnen zu dürfen glaubte.

Wie weit das Ideal einer durch den Staat selbst den Bürgern zu gewährleistenden wirtschaftlichen Existenz auf die damalige Vorstellungswelt Einfluß erlangte, zeigt in sehr lehrreicher Weise die um die Mitte des 4. Jahrhunderts entstandene Schrift von den Einkünften.³ Der Verfasser dieser Schrift, der von den Traditionen und Tendenzen der athenischen Großmachtpolitik nichts wissen will, sucht doch einen Weg ausfindig zu machen, auf dem den athenischen Bürgern vom Staate aus genügende Existenzmittel verschafft werden könnten.⁴ Seine Vorschläge beruhen auf der Voraussetzung starker Verwendung der Sklavenarbeit und ausgedehnter wirtschaftlicher Tätigkeit der Metöken. Die Bürger werden in weitem Um-

¹ Bei Plutarch erscheint die systematische Ernährung und Beschäftigung des gesamten Bürgertums durch den Staat von vornherein als der vorwaltende Leitgedanke der perikleischen Politik, insbesondere der Bautätigkeit des führenden athenischen Staatsmannes (ich hebe namentlich die charakteristischen Worte hervor: „παντοδαπῆς ἐργασίας φανείσης καὶ ποικίλων χειρῶν, αἱ σχεδὸν ὅλην ποιοῦσιν ἐμμισθον τὴν πόλιν ἐξ αὐτῆς ἅμα κοσμουμένην καὶ τρεφομένην). Die tendenziöse Zuspitzung der Darstellung ist m. E. unverkennbar. Die Tendenz ist derjenigen, die wir bei Aristoteles Ath. pol. 24 finden, verwandt. Hier wird, in offenbar unhistorischer Weise, schon Aristides zum Vertreter einer Politik gemacht, die darauf ausgeht, eine allgemeine Ernährung des Bürgertums durch politische und militärische Tätigkeit zu ermöglichen. Wenn Aristoteles sagt: „τροφὴν γὰρ ἔδεσθαι πᾶσι, τοῖς μὲν στρατευομένοις, τοῖς δὲ φρουροῦσι, τοῖς δὲ τὰ κοινὰ πράττουσι“, Plutarch: „ἵνα μηδὲν ἦτιον τῶν πλεόντων καὶ φρουρούντων καὶ στρατευομένων τὸ οἰκονοῦν ἐξη πρόφασιν ἀπὸ τῶν δημοσίων ἀφελείσθαι“, so sehen wir hier die Berührung zwischen beiden Autoren besonders deutlich, nur daß bei Plutarch der Gesichtspunkt der eigentlich politischen Betätigung hinter dem der Beschäftigung des werktätigen Bürgertums durch staatliche Arbeiten völlig zurücktritt.

² Vgl. z. B. Lys. 27, 1.

³ Ob diese Schrift von Xenophon herrührt oder nicht, ist für den Zusammenhang unserer Erörterungen gleichgültig. — Für die Beurteilung der Vorschläge des Verfassers verweise ich außer auf Boeckh, Staatsh. I³ S. 698ff., vor allem noch auf Poehlimann a. a. O. I³ S. 299ff.

⁴ περὶ πόρων I 1. IV 33.

fange Rentenempfänger des Staates.¹ Namentlich die Verstaatlichung des Bergwerksbetriebes, der auf Grund umfassender Verwendung von Sklavenarbeit möglichst ergiebig zu gestalten ist, soll die Mittel hierfür gewähren.

Was uns im Rahmen unserer Erörterungen an diesen Vorschlägen interessiert, ist nicht die Frage ihrer Ausführbarkeit, sondern die Grundanschauung selbst, aus der heraus hier dem Staate die Aufgabe zugewiesen wird, seinen Bürgern in weitgehendem Maße die Fürsorge für ihre wirtschaftliche Existenz abzunehmen. Es ist eine Anschauung, für die es auch in den praktischen Bestrebungen der damaligen athenischen Politik nicht völlig an Boden fehlte. Die Finanzverwaltung des Eubulos ging darauf aus, dem Staate große Aufwendungen zu unmittelbaren Gunsten des herrschenden Bürgertums zu ermöglichen. Sie sorgte nach Kräften für den Unterhalt und die Unterhaltung des Demos, war aber zugleich durch die Vertretung einer entschiedenen Friedenspolitik für die Interessen der wohlhabenden Kreise, der Bourgeoisie tätig.²

Es ist einleuchtend, daß die Neigung des Bürgertums, in steigender Begehrlichkeit sich zu einem Pensionär des Staates auszubilden, eine verhängnisvolle Wirkung sowohl auf die sittliche und wirtschaftliche Kraft der Bürger selbst wie auch auf die Leistungsfähigkeit des Staates ausüben mußte. Das souveräne Volk gewöhnte sich immer mehr, von der Politik zu leben. Das politische Leben

¹ E. Meyer, *Gesch. d. Altert.* V S. 367 sagt in seiner allgemeinen Besprechung der staatlichen Theorie Platons: „Seine Philosophen und Krieger sind in Wahrheit nichts anderes als die gebildeten Menschen aus der Stadt, welche von ihren Einkünften, d. h. von ihren Zinsen, leben und deshalb herrschen und das Leben genießen können, ohne zu arbeiten, ganz so wie die Oligarchen, die jetzt in den Städten die Herrschaft haben — nur daß bei Plato das Ideal der geistige, bei diesen der materielle Genuß ist.“ Hier ist jedenfalls unzutreffend, daß bei Plato das Ideal der geistige Genuß sei. Im übrigen paßt jene Beurteilung nicht bloß auf die Oligarchie der griechischen Städte, sondern vor allem auch auf die in der athenischen Demokratie des 4. Jahrhunderts sich immer mehr ausbildende Bourgeoisie. Aber wir können noch allgemeiner sagen: Die von E. Meyer für das platonische Bürgertum wie die Oligarchie der griechischen Städte angenommene Tendenz ist in gewissem Sinne überhaupt für die griechische Polis bezeichnend, insbesondere für die im 4. Jahrhundert stärker hervortretenden Bestrebungen, die Bürger zu Rentnern auf Kosten des Staates zu machen — Bestrebungen, die allerdings im wirklichen Leben nur sehr unvollkommen realisiert wurden.

² Diese beiden Gesichtspunkte werden auch in der Schrift von den Einkünften VI 1 angedeutet.

aber wurde auf das Niveau der täglichen Bedürfnisse des herrschenden Demos herabgedrückt. Die wahren und dauernden Aufgaben des Staates, insbesondere auch die Interessen der staatlichen Machtentfaltung¹, wurden in bedenklichem Maße diesen Bedürfnissen geopfert. Der sittlich stärkende, gesunde Einfluß, den die Arbeit auf das Leben des einzelnen wie der Gesamtheit ausübt, konnte der anspruchsvollen Stellung gegenüber, die das „politische Leben“ einnahm, sich nur wenig durchsetzen. Es bestand die große Gefahr, daß inmitten des Staates auf dessen eigene Kosten ein Drohnentum erzeugt wurde. Gerade in der demokratischen Ausgestaltung des Staates kam die Tendenz, die wirtschaftliche Arbeit möglichst auf eine nichtbürgerliche oder unfreie Bevölkerung abzuwälzen² — soweit irgend dies die harten Notwendigkeiten des Lebens zuließen —, in ihrer Wirkung auf einen weiten Kreis des Bürgertums zur Geltung.

Es hatte eine Zeit gegeben, in der auch im griechischen Kulturleben der Wert der Arbeit stärker zur Anerkennung gelangt war. Wir brauchen hier nur an die bäuerlichen Kreise zu erinnern, an die sich Hesiods Dichtung gewandt hatte. Und ein Mann wie Solon hatte die erziehliche Bedeutung der Arbeit für ein geordnetes Leben im Staate wohl zu würdigen gewußt. Selbst in der Zeit der höchsten Blüte des Lebens der Polis fehlt es nicht ganz an unbefangener Anerkennung auch handwerksmäßiger Arbeit. So zeigte Sokrates, der an sich in seiner äußeren Lebensstellung wie in seinem persönlichen Empfinden den kleinbürgerlichen Kreisen näher stand, ein gesundes Verständnis für die Lebenswerte, die auch die körperliche Erwerbsarbeit zu schaffen vermochte.³ Indessen solche Stimmen wa-

¹ Sehr charakteristisch ist die Wandlung, die in dieser Hinsicht in Athen erfolgt war. Die späteren Verteilungen an das Volk hatten in früheren Verteilungen der Erträge aus den laurischen Silberbergwerken (Her. VII 144. Arist. pol. Ath. 22, 7) schon eine gewisse Analogie. Aber es war eben bezeichnend für die unter Themistokles' Leitung inaugurierte Machtpolitik, daß diese Einkünfte nun völlig für die Machtinteressen des athenischen Staates verwandt wurden. Die radikale Demokratie hat diese Norm der Politik wieder beiseite gesetzt. — Für die in späterer Zeit üblichen Verteilungen an das athenische Volk vgl. auch die von Poehlmann a. O. I² S. 233 angeführten lehrreichen Stellen Aeschin. III 251 und Plut. praec. reip. ger. 25.

² Die Wichtigkeit der Stellung, die im gewerblichen Leben Athens die Metöken einnahmen, ist bekannt; vgl. die Schrift v. Staate d. Athener I 12: „διότι δεῖται ἡ πόλις τῶν μετοίκων διὰ τε τὸ πλῆθος τῶν τεχνῶν καὶ διὰ τὸ ναυτικόν.“ ³ Vgl. vor allem Xen. Mem. II 7, 3 ff.

ren vereinzelt. Eine wirklich allgemeine, lebendige und fruchtbare Anschauung von dem Werte der Arbeit hat sich auf dem Boden der Polis nicht entwickelt. Es sollte doch auch im Ernst nicht bestritten werden, daß die große Verbreitung der Sklavenarbeit einen Einfluß auf die Schätzung wirtschaftlicher Arbeit überhaupt ausübte, daß sie dahin wirkte, auch die freie Arbeit in den Augen des herrschenden staatlichen Bürgertums zu degradieren.¹

Wie wenig die Arbeit im allgemeinen als eine den Wert des Lebens wesentlich bestimmende und begründende Betätigung des freien Mannes angesehen wurde, tritt in einer sehr charakteristischen Tatsache hervor. Die Forderung eines gleichmäßigeren oder sogar gleichen Anteils an den wirtschaftlichen Gütern, wie wir sie sowohl in philosophischen Theorien als auch in populären Tendenzen und Bewegungen namentlich seit dem 4. Jahrhundert erhoben finden, wird fast immer auf die politischen Rechte und Pflichten, die Stellung des Bürgers als solchen, aber nicht etwa auf die Arbeit, auf die durch diese hervorgebrachten Leistungen begründet. Es ist entweder der idealistische Gedanke einer durch die wahre Gemeinschaft geforderten Einheit des Lebens oder das aus der Zugehörigkeit zum herrschenden Bürgertum des Staates sich ergebende, vielleicht auch in ihm erst zu erringende Recht, woraus die Notwendigkeit einer solchen Gleichheit abgeleitet wird.

Die Gestaltung der wirtschaftlichen Zustände wurde noch in besonders ungünstiger Richtung durch die allgemeine politische Entwicklung beeinflußt. Die wirtschaftlichen Notstände waren ebenso eine Folge der Desorganisation des hellenischen Gesamtlebens, wie sie wieder unheilvoll auf dieses einwirkten. An die verheerenden Wirkungen, die der peloponnesische Krieg, der dreißigjährige Krieg des Altertums, in erschütternden Katastrophen und den andauernden Leiden langwieriger Kriegführung, hervorrief, braucht hier nur kurz erinnert zu werden. Nicht nur, daß die blühende politische und finanzielle Macht des attischen Reiches in diesem Kriege zusammenbrach, auch der attische Bauernstand hat eine dauernde schwere Schädigung davongetragen. Dazu kamen weiter die häufigen, sich immer wiederholenden Fehden der benachbarten Staaten untereinander, die vielfach die Bodenkultur empfindlich schädigten.

¹ Mit Genugtuung darf ich hier auch auf die Äußerungen eines so kompetenten Beurteilers wie M. Weber, Handwörterb. d. Staatsw. I⁸ S. 117 f. hinweisen

Fast schlimmer noch waren die Folgen der inneren Parteikämpfe in den einzelnen Staaten. Die unterliegende Partei wurde, soweit sie nicht dem Schwerte der Sieger verfiel, meistens verbannt, ihre Güter wurden eingezogen. Das Streben nach solcher Konfiskation der Güter war ebenso häufig der Grund, wie ihre Einziehung die Folge der verheerenden Parteistreitigkeiten. Die verschiedenen Parteien suchten sich in den Besitz der Staatsgewalt zu setzen, um ihre wirtschaftlichen Forderungen zu befriedigen. Die Armen erhoben immer dringender den Ruf nach Erlaß der Schulden, Aufteilung des Landbesitzes und wie diese Forderungen sonst hießen. Es war eine der grundlegenden Bestimmungen des korinthischen Landfriedensbundes, daß die einzelnen an dem Bunde teilnehmenden Staaten gegen solche Neuerungen geschützt werden sollten.¹ Als Alexander der Große im Jahre 324 den Verbannten die Erlaubnis zur Rückkehr in ihre Staaten gewährte, sammelten sich in Olympia mehr als 20 000.² Bereits zur Zeit der Abfassung des „Archidamos“, um 365, sagt Isokrates³, es seien jetzt aus einer einzigen Stadt mehr verbannt, als früher aus dem gesamten Peloponnes, und um 346, im „Philippos“, spricht er die Meinung aus⁴, es sei möglich, ein besseres und größeres Heer aus denen, die heimatlos in Griechenland umherirrten, als aus denen, die in den einzelnen Staaten als Bürger lebten, zu gewinnen. Diese Verbannten bedrohten beständig den Frieden und die Sicherheit nicht bloß ihrer Heimatstaaten, sondern von Griechenland überhaupt. Zu ihnen kam dann noch die große Schar derer, die in ihrer Heimat keinen genügenden Unterhalt mehr fanden.⁵

Die Verworrenheit und innere Zersetzung der griechischen staatlichen Zustände tritt vor allem in der politischen Gesamtlage Griechenlands, in seinem Verhältnis zu einer ausschlaggebenden auswärtigen Macht, dem persischen Großkönig, deutlich zutage. Die entscheidende Krisis hat hier der peloponnesische Krieg hervorgerufen.

Der peloponnesische Krieg beruht auf dem besonders durch Sparta und Athen repräsentierten Antagonismus zwischen dem oli-

¹ [Demosth.] XVII 15.

² Diod. XVIII 8, 5.

³ VI 68.

⁴ V 96; vgl. auch ep. 9, 9.

⁵ Nach Isokrates IV 146 bestanden die 10000, die den Zug nach Asien unternahmen, zum großen Teile aus solchen, „οἱ διὰ φανυλότητος ἐν ταῖς ἀνθρώπων οὐχ οἷοι τ' ἦσαν ξῆν“. Vgl. auch IV 168.

garchischen, mehr stabilen und konservativen, und dem demokratischen, mehr aggressiven und zu kühnerer Initiative geneigten Prinzip. Er sollte vornehmlich auch über die Frage entscheiden, ob das traditionelle System der spartanischen Hegemonie, das wenig dazu geeignet war, die Bundes- oder Abhängigkeitsverhältnisse in festen und strafferen Formen auszuprägen, oder das athenische, das eine wirkliche Herrschaft darstellte, das Übergewicht in Griechenland erhalten sollte. Der Krieg entschied gegen Athen und das athenische System. Aber mit dem Siege erfolgte eine Wandlung der spartanischen Politik selbst. Lysander leitete sie, indem er die von Pausanias zur Zeit der Perserkriege verfolgten Bestrebungen wieder aufnahm, in die Bahnen imperialistischer Tendenzen, die allerdings zunächst wesentlich durch das persönliche Regiment Lysanders und seiner Parteigänger getragen wurden. Es begann die Zeit der spartanischen Zwangsherrschaft in Griechenland, wie sie durch die Dekardarchien und die spartanischen Harmosten vertreten wurde. Man kann diese Politik Lysanders in der Hauptsache schon als eine dynastische bezeichnen und, wie ähnliche Erscheinungen jener Zeit, als ein Vorspiel der späteren dynastischen Tendenzen und Schöpfungen der Diadochen und Epigonen betrachten, wie denn Lysander auch bereits gewisse, für jene späteren dynastischen Bildungen charakteristische sakrale Ehren erhielt.¹ Der revolutionäre Charakter seiner Bestrebungen brachte ihn aber in Gegensatz zu den Traditionen der spartanischen Verfassung. Diese blieben siegreich, aber Sparta entsagte doch nicht den neuen, ihm von Lysander gewiesenen Wegen. Nach der kurzen Episode, die durch den Versuch des Agesilaos, in Anknüpfung an die panhellenische Idee und im Kampfe gegen Persien Spartas Hegemonie auszubreiten, bezeichnet wird, suchte es jetzt, als sein Herrschaftssystem durch die Koalition des korinthischen Krieges, insbesondere durch die Erfolge der athenischen Feldherrn Konon, Thrasybulos, Iphikrates, zum Teil zusammenbrach, im unmittelbaren Anschluß an den Großkönig seine Herrschaft in Griechenland wiederherzustellen. Es erreichte dieses Ziel im wesentlichen durch den im Jahre 386² von dem Großkönig den hellenischen Staaten diktierten Königsfrieden oder Frieden des Antalkidas.

Zwei Momente sind es, die seit diesem Königsfrieden, dem west-

¹ Plut. Lys. 18 = Duris frag. 65.

² Vgl. Swoboda, Athen. Mittlg. VII 1882 S. 174 ff.

fälischen Frieden des Altertums, die hellenische Politik charakterisieren. Einerseits kommt der schon während des peloponnesischen Krieges vollzogene Bruch mit der Politik der Perserkriege, den nationalen Erinnerungen des Kampfes gegen die persische Herrschaft jetzt zum Abschluß. Der Großkönig erscheint als der eigentliche Vermittler in Griechenland, gewissermaßen als der Garant des Friedens, und das griechische Kleinasien wird ihm definitiv ausgeliefert. Die herrschende Stellung einzelner griechischer Staaten anderen griechischen Staaten gegenüber wird durch die allgemeine Oberherrschaft des persischen Königs erkaufte. Das andere, ebenso bezeichnende Moment ist die Betonung der Autonomie der griechischen Staaten, der „kleinen und großen“, wie im Königsfrieden festgesetzt wird.¹ Die Rolle, die dieser Begriff der Autonomie jetzt spielt, erinnert aber an die analoge Rolle jener „Freiheit“, die später durch die römische Politik in Griechenland durchgeführt wurde oder im Heiligen Reiche deutscher Nation bestand, und hat eine ähnliche zersetzende Wirkung ausgeübt.

Auf der Grundlage, die durch den Königsfrieden gegeben war, beruhte vornehmlich die gesamte politische Entwicklung Griechenlands in der Periode, die von jenem Frieden bis zur Begründung der makedonischen Hegemonie reicht. Der Wille des Großkönigs bildete geradezu die Norm der hellenischen Verhältnisse. Bei der Begründung des zweiten attischen Seebundes im Jahre 377 wurden alle diejenigen Hellenen, die zum Herrschaftsgebiete des Großkönigs gehörten, überhaupt von der Möglichkeit, einen solchen hellenischen Bund einzugehen, ausgeschlossen, und in dem 371 zu Athen verabredeten allgemeinen Frieden² mußten sich die einzelnen Teilnehmer auf den Königsfrieden verpflichten.³ Auch ein Mann, wie Demosthenes, der vielfach als ein Ideal nicht bloß eines athenischen, sondern auch eines hellenischen Patrioten angesehen worden ist, betrachtet jene auf persischer Autorität beruhenden Festsetzungen als anerkanntes Fundament der allgemeinen hellenischen Ordnung. Es leuchtet ein, daß eine wirksame Geltendmachung des nationalen Gedankens im politischen Leben nicht möglich war, solange jene Grundlage des Königsfriedens bestand.

¹ Hen. Hell. V 1, 31.

² Xen. Hell. VI 5, 1ff. v. Scala, Staatsvertr. nr. 148. Vgl. über den Frieden vor allem Swoboda, Rh. Mus. 49, 1894 S. 321ff.

³ Xen. a. O. § 2: „ἐμμενῶ ταῖς σπονδαῖς, ἃς βασιλεὺς κατέπεμψεν.“

Die Betonung der Autonomie der hellenischen Staaten hatte nicht etwa den Zweck, auf dem Grunde möglicher Selbständigkeit der einzelnen Staaten innerlich lebensfähigere Verbindungen aufzurichten, sondern diente dem Streben der tonangebenden Mächte, vornehmlich des Perserkönigs selbst und Spartas, die Bildung anderer großer Mächte zu verhindern, in demselben Sinne, in dem eben z. B. den Römern die „Freiheit“ der hellenischen Staaten ein willkommenes Fundament für ihre Einmischung in die griechischen Verhältnisse bot. Indem man so die formelle Souveränität auch der kleinsten Staaten zu einem Grundgesetz für die politischen Zustände von Helias zu machen versuchte, gewann man ein wirksames Mittel, allen unbequemen föderativen Bestrebungen entgegenzutreten. Eine auf zusammenfassende Organisation der nationalen Kräfte gerichtete Politik konnte auf solcher Grundlage nicht erwachsen.

Man könnte nun allerdings meinen, in den grundlegenden Bestimmungen des zweiten attischen Seebundes¹ eine zukunftsreiche Verbindung des Prinzips der Autonomie mit dem föderativen Gedanken erblicken zu dürfen. Jene Bestimmungen lauteten dahin, daß jedes Mitglied des Bundes frei und autonom sein, die ihm zusagende Verfassung behalten, keinen Tribut entrichten und gegen Belegung mit Besatzungen und Sendung von Beamten durch den Vorort sowie gegen Gründung von athenischen Kleruchien in seinem Gebiete gesichert sein solle. So wurde die Autonomie der Bundesglieder entschieden betont, aber andererseits in dem Bundesrat, dem Syndrion der Bundesgenossen, ein föderatives Organ, das einer weiteren Entwicklung fähig scheinen konnte, geschaffen. Den Bundesinstitutionen als solchen kam im zweiten Seebund entschieden eine größere Bedeutung zu als im Reich des 5. Jahrhunderts.² Gerade das Zugeständnis, daß jeder dem Bunde angehörige Staat in bezug auf seine Verfassung völlige Freiheit haben solle, bezeichnet dem Anschein nach eine der freieren, föderativen Entwicklung förderliche Abweichung von dem früheren, zugunsten einer bestimmten Verfassung in die Selbständigkeit der einzelnen Staaten eingreifenden System Athens und Spartas.³ Indessen zeigt die Geschichte des Bundes, daß von

¹ J. G. II 17 = II et III ed. min. 43. Syll.² 80. Hicks, *Man. of Gr. Hist.* Inscr. 81. Michel 86. v. Scala, *Staatsvertr.* nr. 138 S. 129 ff.

² Vgl. hierzu die wertvollen Bemerkungen von B. Keil, *gr. Staatsaltert.* S. 373.

³ Diese Änderung des Systems tritt scheinbar noch überraschender zutage

einem wirklich föderativen Geiste, der den Bund zu lebendiger Wirksamkeit hätte gelangen lassen können, namentlich beim Vorort Athen wenig die Rede sein kann. Die Bundeseinrichtungen haben auf die Dauer keine wahrhaft organisatorische Kraft entfaltet. Die Unfruchtbarkeit der athenischen Bundespolitik wird ja schon dadurch charakterisiert, daß neben dem Syndrion der Bundesgenossen der souveräne Demos von Athen als eine auch in Bundesangelegenheiten völlig selbständige, ja eigentlich entscheidende Macht stand, die zu den föderativen Institutionen nicht in ein organisches Verhältnis gebracht war. Es ist dies wieder ein Beweis für die Unfähigkeit Athens, in seiner eigenstaatlichen Exklusivität einen wirklichen und dauernden Bund zu begründen. Wie wenig es tatsächlich die Autonomie der Bundesglieder wahrte, offenbarte es dadurch, daß es in verschiedene, dem Bund angehörige Städte Besatzungen einführte.¹

Gerade die Periode des zweiten athenischen Seebundes läßt uns in charakteristischer Weise erkennen, wie der innere Verfall der politischen und militärischen Kräfte des athenischen Staates auf dessen allgemeine Stellung in Griechenland zurückwirkte und ein verhängnisvolles Moment der Desorganisation der gesamthellenischen Verhältnisse wurde. Aus den Erörterungen der attischen Redner tönen uns bei den verschiedensten Gelegenheiten die Klagen über die ungeordnete athenische Kriegführung, das Unzureichende der finanziellen Mittel, die Eigenmächtigkeit der Söldnerführer, die sich zum Teil eigene Herrschaften gründen, die Mißhandlung und Beraubung der Bundesgenossen entgegen. Wir sehen hieraus, daß das athenische Bürgertum die Lasten der Kriegführung in weitem Umfange den Söldnern überläßt, daß es aber die Kräfte, die es in seinen Dienst genommen hat, nicht dauernd beherrschen, in geordneten Bahnen halten kann, mit einem Wort, daß es eine wirklich große Politik nicht mehr zu führen vermag. Es ist hier nicht der Ort, den Inhalt jener zum Teil äußerst drastischen Schilderungen der attischen Redner genauer wiederzugeben. Sie stimmen darin überein, daß es dem athenischen Volk sowohl an der inneren Kraft, wie an der äußeren

in dem Bündnis, das die Athener im Jahre 362 mit mehreren peloponnesischen Staaten schlossen, worin sie sich sogar verpflichteten, für die bei ihren Bundesgenossen bestehenden mehr oligarchisch gerichteten Verfassungen einzutreten (J. G. II et III ed. min. 112. Syll. ² 105. v. Scala, Staatsvertr. nr. 174 A). Indessen handelt es sich hier nur um ein zu vorübergehenden Zwecken geschlossenes Bündnis.

¹ Xen. Hell. VI 4, 1.

Macht gebricht, um die Ansprüche einer herrschenden Stellung in der griechischen Staatenwelt, wie sie ihm die ruhmreichen Traditionen einer größeren Vergangenheit als Erbteil hinterlassen hatten, wirklich durchzuführen. Wir sehen einen Staat vor uns, der nach außen Besitztitel und Rechte geltend macht, für die in seiner inneren Organisation, seiner politischen und militärischen Leistungsfähigkeit keine irgend entsprechende Grundlage mehr gegeben ist. Das Volk, eifersüchtig auf seine Rechte, aber noch eifersüchtiger auf seine Tagegelder, bereit, die durch einzelne unternehmende Feldherren ihm in den Schoß geworfenen Gewinne einzuheimsen, aber nicht fähig und gewillt, die einmal beschlossenen und begonnenen Unternehmungen mit Aufbietung aller Mittel durchzuführen, stets nach Erneuerung der alten Herrschaftsrechte, Erweiterung des bestehenden Besitzes trachtend, aber nicht ernstlich geneigt oder imstande, die mit der Herrschaft verbundenen Pflichten des Schutzes der Bundesgenossen gegen die immer mehr zunehmenden Räubereien, namentlich zur See, zu erfüllen; die Feldherren, zum Teil in merkwürdiger Mischung von Beauftragten des athenischen Volks und abenteuernden Kondottieren, vor allem bedacht auf ihren eigenen Gewinn und Sicherung ihrer Beute, bisweilen geradezu durch Mangel an Mitteln gezwungen, die Bundesgenossen zu brandschatzen, und so diesen, anstatt ihnen Schutz zu gewähren, zur Plage dienend — dies ist im wesentlichen das Bild der athenischen Politik und Kriegführung um die Mitte des 4. Jahrhunderts. Wir können uns da nicht wundern, wenn die athenische Herrschaft bei den Bundesgenossen in solchen Mißkredit geriet, daß diese wohl geradezu den athenischen „Hilfesendungen“ den Zutritt zu ihren Städten verschlossen.¹

Auch der thebanische Staat hat, unter der genialen Leitung des Epameinondas², versucht, wie vorher Sparta und Athen, eine hegemonische Stellung in Griechenland zu erlangen. Er hat die spartani-

¹ Zum Belege für obige Ausführungen weise ich auf Isokr. VIII 134. Aesch. II 71 ff. Demosth. II 28. III 4 f. IV 24 ff. VIII 24 ff. XXIII 162 ff. 171 ff. Plut. Phok. 14. Philoch. frg. 132 hin. Besonders charakteristisch ist, was Demosthenes VIII 24 ff. erzählt. Darnach mußten die Bundesgenossen sich durch ansehnliche Geldzahlungen (was man *εὐνοίας δίδοιαι* nannte) die Plünderung von den athenischen Feldherrn abkaufen, die Sicherung gegen Räubereien gewinnen. Von Interesse sind auch Diod. XVI 22, 1. 57, 2. Xen. Hell. V 4, 64.

² Die kriegsgeschichtliche Bedeutung des Epameinondas hat Kromayer, ant. Schlachtfelder I S. 76 ff. eingehend behandelt. Vgl. auch A. Bauer, H.

sche Herrschaft endgültig zertrümmert, aber noch weniger als die Spartaner und Athener vermocht, eine haltbare und dauernde politische Gesamtorganisation der hellenischen Staaten durchzuführen. Die Einigung der böotischen Landschaft unter thebanischer Führung hat in der damaligen bundesstaatlichen Verfassung Böotiens, die für die gewaltige Machterhebung Thebens die Grundlage bot, ihre Vollendung erreicht. Es war ein Bundesstaat, der stark zum Einheitsstaat neigte.¹ Die volle Durchführung der politischen Einheit Böotiens unter gänzlicher Vorherrschaft Thebens war, da die einzelnen böotischen Staaten bereits seit lange ausgebildete Stadtstaaten waren, nicht leicht durchzuführen, und sie ist nicht ohne verhängnisvolle Gewaltsamkeiten, so namentlich Plataeae und Orchomenos gegenüber, erfolgt. Dieselbe Gewaltsamkeit zeigten die Thebaner zum Teil auch außerhalb des engeren Rahmens des böotischen Bundes. Durch ihr rücksichtsloses Eingreifen in die inneren Verhältnisse anderer griechischer Staaten, vor allem im Peloponnes durch ihre Verfahren gegen die Achäer², untergruben sie selbst ihre vorher durch Epameinondas mühsam begründete Autorität. Sie verloren so wieder das Terrain, das sie durch Förderung der Bundesbestrebungen der Arkader gewonnen hatten.

Vornehmlich zeigt die thebanische Politik ihren für die damalige Entwicklung der hellenischen Verhältnisse überhaupt bezeichnenden Charakter in dem engen Anschluß an den persischen Großkönig, durch den sie gewissermaßen die spartanische und athenische Politik noch zu übertrumpfen suchte. Der Pelopidasfrieden von 367 ist

Z. 65, 1890 S. 240 ff. Einen sehr lehrreichen orientierenden Artikel über Epameinondas gibt Swoboda, P.-W. V 2674 ff.

¹ Die Frage, ob der böotische Staat zur Zeit des Epameinondas ein Bundesstaat oder ein Einheitsstaat gewesen sei, ist viel umstritten. Die sich besonders auf Isokr. XIV 8 f. stützende Auffassung, daß Böotien einen Einheitsstaat gebildet habe, ist namentlich von W. Vischer, Kl. Schr. I S. 341 ff. 554 ff. begründet worden. Sie hat auch die entschiedene Zustimmung von E. Meyer, Gesch. d. Altert. V S. 390 f. gefunden. Ich halte die andere, z. B. von Freeman, History of Federal Government in Greece and Italy I² S. 134 f. Szanto, Gr. Bürgerrecht S. 156 f. Beloch, Gr. Gesch. II S. 248, 1, neuerdings eingehend von Swoboda, Staatsaltert. S. 262 ff. verfochtene Ansicht, die eine bundesstaatliche Verfassung annimmt, für wahrscheinlicher. Solche Stellen unserer Überlieferung wie z. B. Diod. XV 80, 2 (*κοινὴν σύνοδος τῶν Βοιωτῶν*; vgl. auch XVI 85, 3), Xen. Hell. VI 4, 4 lassen sich doch schwer in, anderem als bundesstaatlichem Sinne erklären.

² Xen. Hell. VII 1, 42 f.

in seinen Hauptbestimmungen im wesentlichen eine neue Auflage des Königsfriedens von 386, und der Gegensatz gegen die nationale Politik der Perserkriege offenbart sich darin, daß sich die Thebaner auf ihre Eigenschaft als angestammte Freunde des Großkönigs beriefen¹, d. h. auf die perserfreundliche Stellung hinwiesen, die sie zur Zeit des persischen Einfalls in Griechenland eingenommen hatten. Noch in der Proklamation, die sie im Jahre 335, zur Zeit der Belagerung durch Alexander, an die Hellenen erließen, hoben sie ihre traditionelle Verbindung mit dem persischen König hervor.²

Die Hegemonie Thebens hat, wie wir bei aller Bewunderung des Epameinondas, der jedenfalls einer der edelsten hellenischen Staatsmänner war, hervorheben müssen, mehr auflösend als neuaufbauend auf die hellenischen Verhältnisse eingewirkt. Die Thebaner haben, nicht bloß militärisch durch den Sieg bei Leuktra, sondern auch politisch durch die Unterstützung der Bildung eines arkadischen Gesamtstaates und die Wiederaufrichtung Messeniens die lakedämonische Herrschaft im Peloponnes und damit die einheitliche Organisation der peloponnesischen Staatenwelt untergraben. In Thessalien haben sie die allerdings durch die Tyrannei Alexanders von Pherä gründlich in Mißkredit gebrachten Versuche, einen Gesamtstaat zu gründen, zunichte gemacht. Endlich haben sie wesentlich zum Zerfall des zweiten athenischen Seebundes mitgewirkt. Die maritimen Unternehmungen des Epameinondas sind in dieser Richtung gewiß nicht ohne Erfolg gewesen, denn die Staaten, mit denen er in Verbindung trat, Rhodos, Chios und Byzanz, sind gerade diejenigen, die nachher vornehmlich den Bundesgenossenkrieg gegen Athen herbeiführten.

So tritt uns in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts eine Desorganisation und Zersetzung der hellenischen Staatenwelt entgegen, die wohl als ein charakteristischer Grundzug der damaligen Entwicklung betrachtet werden kann. Und doch war eine hellenische Gesamtnation vorhanden, es fehlte nicht am Bewußtsein des nationalen Zusammenhangs. Es fehlte auch nicht ganz an zusammenfassenden Tendenzen, wie sich diese schon in den Stammesbünden und landwirtschaftlichen Vereinigungen, die sich gerade in jener Zeit bildeten, offenbarten. Und welche Fülle von Leben flutete überhaupt durch

¹ Plut. Pelop. 30. Vgl. auch Xen. Hell. VII 1, 34. Wendland, Götting. Nachr. 1910 S. 152.

² Diod. XVII 9, 5.

Hellas, auf geistigem, militärischem, wirtschaftlichem, politischem Gebiete, die engen Schranken der einzelnen Stadtstaaten sprengend, vielfach allerdings in chaotischer Verwirrung und ungeordneten Bahnen. Die Autarkie der Polis, auf der in deren Blütezeit, wenigstens der Idee nach, das politische Leben beruht hatte, bestand nicht mehr. Die hergebrachten Formen des einzelstaatlichen Lebens, der stadtstaatlichen Verfassung vermochten den Reichtum des gesamthellenischen Lebens nicht zu fassen, seinen Aufgaben nicht zu genügen; sie vermochten die individuellen Kräfte, die in größerer Selbständigkeit sich regten, nicht mehr dauernd zu beherrschen und in ihren Kreis zu bannen.



FÜNFTES KAPITEL

DIE NATIONAL-HELLENISCHE IDEE IM VIERTEN JAHRHUNDERT

Die panhellenische Idee ist mit der Entwicklung der griechischen Kultur auf das innigste verbunden. Die großen Werke der Dichtung und darstellenden Kunst wenden sich — über das engere und nähere Publikum, für das sie zunächst vor allem bestimmt sind, hinaus — zugleich an den weiteren Kreis aller hellenisch empfindenden Menschen. Schon in der homerischen Poesie hatte die geistige Kultur des hellenischen Volkes einen panhellenischen Gemeinbesitz gewonnen, und keine literarische Schöpfung der Folgezeit hat die nationale Bedeutung jener Dichtung erreicht. In aller Zerklüftung des politischen und gesellschaftlichen Lebens, bei allen Kämpfen der griechischen Staaten und Individuen untereinander ist das Bewußtsein lebendig, daß die höchsten Werte, nach denen man trachtet, die herrlichsten Kampfpreise, um die man streitet, nur auf dem Boden einer gemeinsamen Kultur, eben der hellenischen, zu gewinnen sind. Gerade der Wettstreit, in seinen das gymnastische und musische Leben der Griechen bestimmenden und beherrschenden Formen, steht in besonderem Maße in Zusammenhang mit panhellenischen Gefühlen und Anschauungen, ist von ihren Voraussetzungen abhängig und dient zugleich der Verbreitung und Stärkung panhellenischen Empfindens.

Das Zeitalter des großen Kampfes gegen die Perser hat dem nationalen Bewußtsein der Hellenen einen entscheidenden Aufschwung, einen gesteigerten gemeinsamen Inhalt gegeben. Diese Tatsache spricht sich charakteristisch in dem Gegensatz der Hellenen gegen die Barbaren aus. Bei aller Einseitigkeit der zugrundeliegenden Anschauung bezeichnet der Gegensatz gegen die Barbaren eine wesentliche Verstärkung der Idee nationaler Zusammengehörigkeit der Hellenen. Das hellenische Wesen wird sich jetzt erst in vollem Maße der Stellung bewußt, die es in der Welt einnimmt. Die Idee eines nationalen Berufes des Hellenentums erwacht. Die große geschichtliche

Entscheidung, die in dem Siege über den Perserkönig erfolgt ist, gewinnt für das hellenische Empfinden einen tieferen geistigen Inhalt. Die Erringung der äußeren Unabhängigkeit von der Herrschaft des Großkönigs wird zu einem Beweise des Geistes und der Kraft hellenischen Wesens. Es ist, neben der bezaubernden Kunst des unnachahmlichen Erzählers, der unvergängliche Reiz an Herodots Geschichtswerk, daß es diesen tieferen Sinn des großen Kampfes, den es schildert, zum Ausdruck zu bringen versucht.¹

Die panhellenische Idee des Befreiungskampfes gegen die Barbaren hat in der dem großen Perserkriege unmittelbar folgenden Periode eine bedeutende Rolle auch in der praktischen Staatskunst gespielt. Sie hat als Mittel für die Begründung der athenischen Seeherrschaft gedient, den Leitstern der kimonischen Politik und Kriegführung gebildet. Aber sie hat der Politik der führenden griechischen Staaten nicht die dauernde Richtung gegeben. Der nämliche Entscheidungskampf gegen die Perser, als dessen Frucht der panhellenische Gedanke erwuchs, hat dem athenischen Staate die volle Kraft seiner besonderen Entwicklung verliehen, in der er seine eigene Macht zur ausschlaggebenden Norm seines politischen Handelns erhob. Athen wurde stark und trat als selbständige Macht Sparta gegenüber. Aber es wurde nicht stark genug, um ganz Hellas seiner Herrschaft zu unterwerfen. Der Dualismus zwischen Sparta und Athen, der jetzt das politische Leben von Hellas beherrschte, zerstörte die Grundlage für eine erfolgreiche Betätigung panhellenischer Politik.

Allerdings hat inmitten dieser Gegensätze das Bewußtsein einer gemeinsamen geistigen Kultur der hellenischen Nation zugenommen. Athen faßte in seinem eigenen Wesen wunderbar tief die schöpferische Kraft hellenischen Geisteslebens zusammen und wurde, während es politisch vielfach den heftigsten Gegensatz gegen sich selbst weckte, dauernd die geistige Heimat des zur Eroberung der Welt sich rüstenden hellenischen Gedankens. Auch die individualistische Bildung der Aufklärung bezeichnete, so sehr in ihr die

¹ Darauf beruht ja überhaupt die große Bedeutung Herodots, daß er, wenn auch in der Ausführung seines historiographischen Planes nicht wesentlich über die einzelnen, vielfach noch sagenhaften Logoi hinauskommend, sich doch — soweit wir zu sehen vermögen, zuerst in der Entwicklung der Historiographie — zur Konzeption eines einheitlichen, eine große geschichtliche Entwicklung beherrschenden und als solche zusammenfassenden Gesichtspunktes erhob.

auflösenden Kräfte stärker waren als die zusammenfassenden, die Bestrebungen des Wettstreites die der Gemeinschaft überwogen, in gewissem Sinne ein verbindendes Element in der so vielfach zerrissenen hellenischen Welt. Ein lebhafterer geistiger Verkehr, ein regerer Austausch von Gedanken fand statt. In dieser Richtung liegt ja ein besonderes Verdienst der Sophistik. Das Gefühl war lebendig, daß diese große Macht geistiger Bildung von den Hellenen getragen wurde. Aber hat sich nun das Bewußtsein, daß die höchsten Werte menschlichen Schaffens in Staat und geistiger Kultur nur im Umkreise hellenischen Wesens zu finden seien, zur Forderung einer nationalen politischen Organisation, die der Sicherung der geschichtlichen Stellung des Hellenentums in der Welt dienen sollte, verdichtet?

Es kann zunächst doch kein Zweifel sein, daß das Hellenische schon sehr früh vielmehr zu einem allgemeinen Kulturbegriff wurde, als solcher die Bedeutung einer höchsten Verkörperung menschlicher Bildung überhaupt gewann.¹ Darin kündigt sich bereits die universale Richtung des Hellenismus, die über die Schranken des nationalen Lebens hinausführt, an.

Gerade hier scheint sich uns eine Analogie aufzudrängen. Auch in der modernen Entfaltung geistiger Nationalkultur sehen wir — vor allem unter dem Einfluß rationaler Tendenzen — eine Verbindung des Universal menschlichen mit dem Nationalen. Nirgends ist diese Verbindung so deutlich und wirksam, wie in der nationalen deutschen Kultur des 18. Jahrhunderts.² Das deutsche Element tritt in dieser zum Teil noch mehr als Vernunftidee, denn als konkret-nationales Leben auf.³ Nun bildet sich aber in der modern-deutschen Entwicklung der rationale Universalismus allgemein-menschlicher

¹ Sehr entschieden wird dies von Isokrates angedeutet IV 50: „καὶ τὸ τῶν Ἑλλήνων ὄνομα πεποιήκειν μηκέτι τοῦ γένους ἀλλὰ τῆς διανοίας δοκεῖν εἶναι καὶ μᾶλλον Ἑλλήνας καλεῖσθαι τοὺς τῆς παιδείας τῆς ἡμετέρας ἢ τοὺς τῆς κοινῆς φύσεως μετέχοντας.“ Hier wird allerdings die allgemeine Bedeutung des Hellenischen noch in innerer Verknüpfung mit der geschichtlichen Kultur Athens hervorgehoben, aber wir sehen schon deutlich den universalen Gehalt menschlich-vernünftigen Wesens als den eigentlich entscheidenden für die Bestimmung der Idee des Hellenischen hindurchscheinen.

² Allerdings hat gerade diese in ihrer Innerlichkeit und Lebendigkeit auch wieder dazu beigetragen, die einseitige Vorherrschaft des rationalen Elementes zu brechen.

³ Vgl. hierüber vor allem F. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat 1908, auch meine Bemerkungen H. Z. 106, 1911, namentlich S. 494 ff. 518 ff.

Kultur zur geschichtlichen Kraft bewußt nationalen Wesens um, an die Stelle des Weltbürgertums setzt sich der nationale Staat. Die griechische Entwicklung hat andere Wege eingeschlagen. Die folgende Darstellung soll die entscheidenden Gründe und die wichtigsten Stadien dieses universal-geschichtlich so bedeutsamen und folgenreichen Prozesses darlegen. Hier sind zunächst die Aussichten und Ansätze, die auch auf griechischem Boden für eine nationale Staatsgestaltung vorhanden waren, in Betracht zu ziehen.

Trotz der Zerrissenheit, die für die staatlichen Verhältnisse Griechenland in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts so bezeichnend ist, fehlte es nicht an einzelnen Versuchen, den panhellenischen Gedanken politisch auszunutzen. Agesilaos hat bei seinen Unternehmungen in Kleinasien die panhellenische Idee der spartanischen Politik dienstbar gemacht.¹ Vornehmlich sollte den stärker und erfolgreicher hervortretenden dynastischen Tendenzen durch die Verbindung mit dem nationalen Element eine umfassendere und festere Grundlage gegeben werden, als sie ihnen der in seinen Lebensbedingungen und in den treibenden Kräften seiner Entwicklung zu einer monarchischen Gewalt in Widerspruch stehende Stadtstaat zu gewähren vermochte. Dionysios von Syrakus suchte im Westen ein großes helles Reich zu begründen und den Gegensatz gegen die Barbaren als Fundament seines dynastischen Machtgebäudes zu verwenden. Jason von Pherä gedachte durch einen erfolgreichen Kriegszug gegen den persischen Großkönig eine herrschende Stellung in Griechenland zu erringen.² Jasons Pläne vereitelte sein plötzliches Ende. Die Herrschaft des Dionysios brach bald nach seinem Tode wieder zusammen. Die Gewalt, die allein auf der persönlichen Bedeutung ihres Begründers beruhte, erwies sich noch nicht als lebenskräftig genug, um eine beständige Dynastie zu begründen; die Tyrannis vermochte noch nicht, ihren illegitimen Ursprung und Charakter zu verwischen, den Übergang zu einer bleibenden Herrschaftsordnung zu vollziehen. Der Gedanke aber, der dem Dionysios vorschwebte, ein großgriechisches Reich in Sizilien und Italien zu er-

¹ Vgl. Xen. Hell. III 4, 3 ff. Besonders bezeichnend ist das durch das epische Vorbild Agamemnon bedingte Opfer in Aulis. Charakteristisch ist auch die Äußerung, die dem Agesilaos in bezug auf die Kämpfe bei Korinth zugeschrieben wird, Xen. Ages. VII 5. Plut. Ages. 16. Nep. Ages. 5, 2. Wie die spartanische Politik nach dem peloponnesischen Krieg sich als eine allgemein hellenische darzustellen suchte, ergibt sich aus [Herod.] *περὶ πολιτείας* 25.

² Xen. Hell. VI 1, 12.

richten, wirkte weiter und rief, bis zum Kampfe des Pyrrhos mit den Römern, eine Reihe von ähnlichen Versuchen hervor.

Wichtiger aber als diese vereinzeltten praktischen Versuche, die politischen Machtbestrebungen durch die Idee nationaler Einigung zu stärken, ist die Stellung, die von einflußreichen Vertretern der öffentlichen Meinung zu der panhellenischen Idee eingenommen wurde. Es fehlte in den literarischen Kreisen von Hellas nicht an Stimmen, die eine nationale Einigung als den einzigen Weg, um auch für die in den Einzelstaaten immer stärker hervortretenden Notstände Abhilfe zu schaffen, bezeichneten. Die größte Wirkung hat in dieser Richtung der Redner Isokrates ausgeübt. Er tritt unermüdlich für eine Einigung der Hellenen ein, indem er zunächst seinem Heimatsstaate Athen, dann anderen Mächten, zuletzt dem König Philipp von Makedonien den Beruf zuweist, die Führung im Einigungskampf und Einigungswerk zu übernehmen. Er wendet sich an die jeweils stärkste Macht¹, um sie für die panhellenischen Aufgaben zu gewinnen.²

Wir werden gewiß die Bedeutung des rhetorischen Elementes bei Isokrates nicht verkennen dürfen. Vielleicht kann man zweifeln, ob der Rhetor in ihm nicht den Politiker überwogen hat. Als typischer Vertreter einer vor allem rhetorischen allgemeinen Bildung erweckt er nicht gerade den Eindruck eines tiefen und originellen Geistes. Sein Lieblingsthema eines panhellenischen Krieges gegen Persien hat er mit selbstgefälliger Breite behandelt. Auch gehörte das Thema der Eintracht der Hellenen, die sich vornehmlich im Kampfe gegen Persien bewähren sollte, zu den allgemeinen rednerischen Topoi, die bereits vor Isokrates, besonders von dem Sophisten Gorgias, ausgebildet worden waren.³ Trotzdem ist die Bedeutung der von Isokrates vertretenen Gedanken nicht gering anzuschlagen.⁴ Es war schon an

¹ Vgl. E. Meyer, *Gesch. d. Altert.* V S. 370. Wendland, *Götting. Nachr.* 1910 S. 128. Besonders charakteristisch ist in dieser Beziehung Isokr. ep. I 6.

² Vgl. Isokr. V 129f. Nur an den führenden thebanischen Staatsmann hat er sich nicht gewandt. Das traditionelle Verhältnis Thebens zu der persischen Macht mag ihn wohl vor allem hiervon abgehalten haben.

³ Vgl. über die olympische Rede des Gorgias Plut. *conj. praec.* 43 p. 144b. Isokrates sagt selbst IV 3f., daß sein Thema ein viel behandeltes sei.

⁴ Es ist vor allem das Verdienst von R. v. Scala, in seinem Vortrag über Isokrates und die Geschichtschreibung (*Verh. d. Münchn. Philologenversamml.* 1891 S. 102ff.), die politische Wichtigkeit der isokrateischen Gedanken, namentlich auch im Hinblick auf ihre Verwirklichung im korinthischen Landfriedensbunde, stark betont zu haben. Im Rahmen einer umfassenderen geschichtlichen

sich sehr wichtig, daß hier in bezug auf die politischen Verhältnisse Griechenlands eine Betrachtungsweise zur Geltung gelangte, die nicht von dem Gesichtspunkte der Interessen einer bestimmten Polis ausging, vielmehr in ihren politischen Vorschlägen die hellenische Nation als solche und als ein Ganzes faßte. Gerade durch den allgemeinen, panhellenischen Charakter dieser Betrachtungsweise, wie er sie vor allem in der Rede an König Philipp zur Geltung brachte, hat Isokrates noch mehr als durch einzelne bestimmte Vorschläge der großen Schöpfung Philipps von Makedonien, dem korinthischen Landfriedensbunde, vorgearbeitet.¹

Es war kein ausgesprochenes und ausgearbeitetes politisches Programm, das der Redner vorlegte. Er trat nicht, wie man wohl gemeint hat, geradezu als Anwalt und im Sinne einer panhellenischen Partei auf.² Eine solche panhellenische Partei läßt sich im damaligen Griechenland überhaupt nicht nachweisen. Und vor allem: die Idee einer gemeinsamen politischen Verfassung, welche die nationale Zusammengehörigkeit der Hellenen zu einer dauernden staatlichen Verkörperung bringen sollte, wird man bei Isokrates wohl kaum finden können.³ Das „Selfgovernment“ der griechischen Staa-

Darstellung hat Beloch besonders energisch die Bedeutung des Isokrates verfochten (Gr. Gesch. II 528 ff.). Ich hebe weiter hervor die Ausführungen von E. Meyer, Gesch. d. Altert. V S. 335 ff. 369 ff.; vgl. auch S. 280. Im übrigen verweise ich noch auf v. Hagen, Philol. 67 S. 113 ff. Wendland, Götting. Nachr. 1910 S. 123 ff. Poehlmann, Grundr. d. griech. Gesch. ⁴ S. 227. 237 ff. Nach erneutem Durchdenken der ganzen Frage glaube ich jetzt auch die politische Wirksamkeit des Isokrates höher einschätzen zu sollen, als in der ersten Auflage dieses Buches. [Die Münchner Dissertation von J. Keßler, „Isokrates und die panhellenische Idee“ habe ich erst nach Abschluß meiner Darstellung kennen gelernt.]

¹ Daß Isokrates früher durch seinen Panegyrikos für die Gründung des zweiten athenischen Seebundes Stimmung gemacht hat, ist von Wilamowitz, Arist. u. Athen II S. 380 ff. ausgeführt worden.

² v. Scala a. O. S. 112 scheint mir in dieser Beziehung in seinen Vermutungen zu weit zu gehen.

³ Es ist an sich eine bestechende Vermutung v. Scalas a. O. S. 113, 7 (vgl. auch v. Hagen a. O. S. 125), daß Isokr. V 69: „ἔταν πρέσβεις μὲν ἡκασιν ἐκ τῶν μεγίστων πόλεων οἱ μάλιστα εὐδοκίμοῦντες εἰς τὴν σὴν δυναστείαν, μετὰ δὲ τούτων βουλευή περὶ τῆς κοινῆς σωτηρίας“ ein Hinweis auf ein κοινὸν συνέδριον, wie es nachher im korinthischen Bunde verwirklicht wurde, gegeben sei. Aber dieser Hinweis ist doch sehr unbestimmt und allgemein gehalten. Er geht im Wesentlichen nicht über den Rahmen der sonstigen Äußerungen des Redners, die vor allem von dem persönlichen Einfluß des ἡγεμῶν eine bessere

ten hat auch er nicht anzutasten gewagt. Sein politisches Denken geht, soweit wir zu erkennen vermögen, an sich über die bisher herrschende Form hellenischen Staatswesens, die Polis, nicht hinaus. Ob er nun aber doch eine Fort- und Umbildung des Einzelstaates unter dem Einfluß einer umfassenden nationalen Organisation für notwendig und möglich gehalten, inwieweit er das gemeinsame politische Leben¹, das auch ihm als das eines hellenischen Menschen allein würdige erschien, auch in weiteren staatlichen Formen für realisierbar gehalten hat, darüber hat er sich nicht ausgesprochen. Er erhofft vielmehr die Gesundung der hellenischen politischen Verhältnisse von dem allerdings durch entscheidendes Machtübergewicht unterstützten persönlichen Einfluß des zur Hegemonie über Hellas Berufenen. Nur die Barbaren sollen gezwungen, die Hellenen dagegen durch Überredung gewonnen werden.² Die Hellenen sollen vor allem durch die Wohltaten, die ihnen erwiesen werden, die Fürsorge³, die ihnen durch eifriges Bemühen um ihre Interessen zuteil wird, von den selbstmörderischen inneren Kämpfen abgebracht und auf gemeinsame Aufgaben panhellenischen Lebens hingelenkt werden. Die mythischen Vorbilder Herakles, Theseus, Agamemnon lassen erkennen, wie diese Heroen ihre Kraft in unablässiger Tätigkeit für das gemeinsame Wohl der Hellenen einsetzten.⁴ Insbesondere wird Herakles als der eigentliche panhellenische Held gepriesen, der die Barbaren überwunden, die herakleischen Säulen als ein „Siegeszeichen über die Barbaren“ aufgerichtet und die Grenzen der hellenischen Wohnsitze festgestellt habe.⁵ Den Zauber, den die großen mythischen Erinnerungen immer noch auf das Gemüt der

Gestaltung der Zukunft erwarten, hinaus. Streng genommen handelt es sich ja bei den Abordnungen von Gesandten nur um die größten Staaten, und mit diesen sind wohl besonders die vier vornehmsten, die nach der Philipposrede der makedonische König untereinander versöhnen und sich gefügig machen soll, Sparta, Athen, Argos, Theben gemeint (Philipp. § 30 ff.; vgl. ep. III 2). Isokrates wollte vielleicht zugleich auch in den hellenischen Beratungen am Hofe Philipps, die dem wahren Wohl von Hellas dienen sollten, ein Gegenbild zu den Gesandtschaften an den Perserkönig, dem verderblichen Einfluß, den dieser hierdurch auf Hellas erhalte, zeichnen.

¹ Isokr. IV 151.² V 16.³ V 128; vgl. auch V 80.

⁴ Vgl. z. B. V 76 (Herakles als *ἐπεργέτης ἀπάσης τῆς Ἑλλάδος*) 111 f (Herakles vereinigt die griechischen Staaten zum Kampf gegen die Barbaren), 114 f. (*φιλανθρωπία* und *εὐνοία* des Herakles gegen die Hellenen) XII 77 (Agamemnon) 129 (Theseus); vgl. auch X 24 f.

⁵ V 112.

Hellenen auszuüben vermögen, weiß der Redner den politischen Notwendigkeiten der Gegenwart dienstbar zu machen.

So beruht die Bedeutung, die der Tätigkeit des Isokrates zukommt, darauf, daß er in wirksamster Weise für gemeinsame Aufgaben und gemeinsames Handeln der Nation Stimmung macht. Immer von neuem kommt das Verlangen nach einer Beendigung der beständigen inneren Kämpfe, die den Frieden und den Wohlstand Griechenlands zerstören und es den Griechen unmöglich machen, die ihrer inneren Überlegenheit zukommende Stellung zu gewinnen, durch ihn zum Wort. Wir sehen mehr das Ziel, auf das er unermüdlich hinweist, als die Mittel und Wege, die zu diesem Ziel hinführen können. Es ist mehr das Pathos des Einheitspredigers, das aus dem Redner spricht, als die überlegene politische Einsicht des praktischen Staatsmannes. Aber die panhellenischen Empfindungen und Gedanken, als deren Herold Isokrates auftritt, konnten zu einer politischen Macht werden, wenn sie der rechte Staatsmann zu gebrauchen wußte.

Der Redner ist sich der einigenden Kraft bewußt, die in gemeinsamem geschichtlichem Handeln und gemeinsamem Erleben von Geschichte liegen kann.¹

Er weist auch nicht bloß auf die panhellenische Aufgabe als solche hin, sondern er verspricht sich zugleich von einer Verbindung der Hellenen zu gemeinsamem Handeln eine Heilung der tiefen Schäden, an denen das einzelstaatliche Leben in Griechenland krankt. Die enge Verflechtung, in der sich die wirtschaftlichen und politischen Nöte der Einzelstaaten mit der Zerrissenheit des hellenischen Gesamtlebens befinden, ist ihm nicht verborgen. Er betont die Notwendigkeit, die Kräfte, die sich gegenseitig hemmen oder aufreißten, die aus Mangel an Beschäftigung und Unterhalt verkümmern oder in ihrer ungeordneten Eigenmächtigkeit zu einer Gefahr für Hellas werden, zusammenzufassen und ihnen würdige und lohnende Aufgaben zuzuweisen. Und hier macht er auch einen praktisch höchst bedeutsamen Vorschlag. Wenn es ihm an sich als die höchste Aufgabe erscheint, die Barbaren Asiens, die von Natur Feinde sind², den Hellenen zu unterwerfen, Europa stärker zu machen als Asien³, so betrachtet er es als das nächste Ziel, wenigstens einen Teil von Asien, die der hellenischen Kultur am meisten benachbarten Ge-

¹ Vgl. z. B. IV 173. ² XII 163.

³ XII 47. Vgl. im übrigen z. B. noch IV 131. ep. III 5. IV 133. 186 u. ä.

bierte Kleinasien, für die Hellenen zu gewinnen.¹ Für diese Gebiete schlägt er dann eine umfassende griechische Kolonisation vor. Die kriegerischen Kräfte der Nation sollen dadurch aus ihrer den Frieden des gemeinsamen Vaterlandes bedrohenden Heimatlosigkeit losgerissen und als Bollwerk hellenischer Freiheit und Macht gegen das persische Reich verwendet werden.² Es ist, wie die großen kolonisationstheoretischen Schöpfungen der Folgezeit lehren, der wichtigste und fruchtbarste Zukunftsgedanke, den Isokrates hier ausspricht. In der griechischen Kolonisation war seit lange ein Stillstand eingetreten. Die bestehenden Kolonien hatten zum großen Teil entweder ihre Unabhängigkeit verloren oder befanden sich in beständiger Gefahr gegenüber den vordringenden barbarischen Mächten. Tiefer in das Binnenland mit Kolonien einzudringen, hatte überhaupt der Bevölkerung der griechischen Stadtstaaten, die auch in der Kolonisation meist in sich abgeschlossene und durch ihre Lage an der See der Verbindung mit der Heimat leicht zugängliche Mittelpunkte neuen hellenischen Lebens geschaffen hatten, widerstrebt, und es würde dazu eine große Konzentration politischer und militärischer Kräfte erforderlich gewesen sein. Kolonisationstheoretische Versuche auf weiterer Basis, wie bei der Gründung von Thurioi, blieben vereinzelt und in ihrer Vereinzelung erfolglos. Erst der makedonisch-hellenistische Staat bildete die Pflanzschule für eine neue, umfassende Verbreitung des Griechentums in der Welt. Isokrates hat deutlich auf die Aufgabe hingewiesen.

Und nun kündigt sich im Zusammenhang mit der panhellenischen Richtung des Denkens doch auch eine Umbildung der politischen Anschauung an, in ihrer Tragweite vielleicht dem Isokrates selbst nicht völlig bewußt. Es handelt sich um die Beziehung, die eine monarchische Stellung zu der Lösung der panhellenischen Aufgaben gewinnt. Isokrates ist zu der Überzeugung gelangt, daß die Hegemonie einer bestimmten Polis, wie er sie im Panegyrikos in athenischem Sinne vertreten hatte, die Einigung der Hellenen nicht

¹ V 120. Isokrates ist allerdings in dem Vorschlag, diese Gebiete Kleinasien für die Hellenen zu gewinnen, nicht völlig originell; er beruft sich selbst auf die Meinung anderer: „καὶ διαλαβεῖν τὴν Ἀσίαν, ὡς λέγουσιν οἱ τινες, ἀπὸ Κιλικίας μέχρι Σινώπης.“

² Vgl. auch die Ausführungen XII 43 ff. 166 f. Wendland, Gött. Nachr. 1910 S. 137 ff., hat sehr treffend dargelegt, wie Isokrates im Panathenaios unter der Verkleidung der mythischen Vorgeschichte Athens die Aufgaben der politischen Gegenwart, die er im „Philippos“ dargelegt hat, zeichnet.

durchführen könne. Die Rivalität der Einzelstaaten ist zu groß. Die einzelne Polis erringt nicht genügende Macht und Freiheit zu erfolgreichem Wirken für panhellenische Zwecke. Es bedarf einer nicht in den Wettstreit der griechischen Stadtstaaten eingeschlossenen Gewalt, einer Macht, die deshalb als wahrhaft berufen zur Führung erscheint, weil sie von den lähmenden Traditionen und Tendenzen der großen hellenischen Parteilager unabhängig ist.¹ Zwar hielt auch Isokrates noch an der Ansicht fest, daß innerhalb des Rahmens einer hellenischen Politie die Monarchie mit der Freiheit der Bürger unvereinbar sei.² Aber für die Erfüllung der gesamthellenischen Aufgaben drängte sich ihm die Wichtigkeit einer monarchischen Wirksamkeit immer mehr auf. Er hatte in diesem Sinne bereits mit den Tyrannen Jason von Pherä und Dionysios von Syrakus Fühlung gesucht und wandte sich später an das zukunftsreiche makedonische Königtum. Konnten die Kämpfe der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Parteien innerhalb der Polis den Gedanken einer ausgleichenden und vermittelnden monarchischen Gewalt nahe legen³, so gewann die Idee einer vereinigenden und versöhnenden königlichen Macht besondere Bedeutung, wenn es sich darum handelte, dem verderblichen Hader der hellenischen Staaten untereinander ein Ende zu machen und ihre Tätigkeit zu gemeinsamen Zielen hinzuführen.

Anknüpfungen für eine solche monarchische Hegemonie fehlten auch nicht völlig in der griechischen Geschichte. Insbesondere bot schon das heraklidische Königtum von Sparta, das an der Spitze der peloponnesischen Symmachie, ja zur Zeit des großen Perserkriegs an der Spitze der zum Kampfe gegen die Barbaren vereinigten Hellenen gestanden hatte, trotz aller Beschränkung durch spartanische Politik und Verfassung, ein gewisses Vorbild. Noch in der letzten Zeit hatte Agesilaos versucht, für seinen Kampf gegen die persische Macht in Kleinasien eine panhellenische Lösung zu gewinnen. Vor allem aber war das in panhellenischer Färbung ausgeführte Bild, das von den Taten der großen Heroen der mythischen Zeit, Herakles, Theseus, Agamemnon entworfen wurde, geeignet, einem Herrscher,

¹ An Agesilaos tadelt es Isokrates besonders, daß er durch gewaltsame Förderung bestimmter Parteibestrebungen in den einzelnen griechischen Städten Kleasiens sein panhellenisches Werk, den Kampf gegen den Perserkönig, gefährdete (V 86 ff. ep. IX 11 ff.). ² V 107 f.

³ Diesen Gedanken hat ja später Aristoteles ausgesprochen Pol. V 1310 b 40 ff.

der jenen Helden nachstrebte, den Weg zur Einigung der Hellenen zu weisen und damit zugleich seinen Beruf zur Hegemonie von Hellas zu begründen und zu rechtfertigen.¹

Und eine weitere wichtige Perspektive eröffnet sich uns hier. Die Rolle, die panhellenisches Denken und Empfinden den ersuchten Führern von Hellas zumißt, läßt ein charakteristisches Verlangen erkennen. Es ist das Verlangen nach dem großen und freien Wirken einer Persönlichkeit, die, auf sich selbst ruhend, ihren eigenen königlichen Weg gehen kann. In ihrer größten Zeit hatte es die Polis wohl auch verstanden, in ihrem eigenen Kreise die starken Leistungen persönlicher Initiative im regen Wettstreit der Kräfte hervorzurufen. Aber jetzt wirkte sie vielmehr einschränkend und niederhaltend auf die Persönlichkeit ein. Vornehmlich im Gegensatz zu der Polis, in der Zersetzung ihrer gemeinschaftlichen Ordnungen, dienten starke Persönlichkeiten ihren eigenen ehrgeizigen Bestrebungen. Konnte nicht in der größeren Aktionsfähigkeit einer über den einzelnen Stadtstaaten stehenden Macht, in der weiteren Sphäre panhellenischen Handelns eine wahrhaft königliche Persönlichkeit zu selbständigem und zugleich der hellenischen Nation wirklich heilsamem Wirken gelangen?

So vermag die panhellenische Idee in ihrer Verbindung mit der Sehnsucht nach der schöpferischen Wirksamkeit einer großen, zur Rettung der hellenischen Staatenwelt berufenen Persönlichkeit auch der monarchischen Gewalt, die vom Standpunkt der Polis aus im wesentlichen immer noch als eine verpönte erscheint, den Weg in die Welt hellenischer Empfindung zu bereiten. Es handelt sich um ein Königtum, das in der persönlichen Überlegenheit seines Trägers seine Begründung findet und durch seine panhellenische Aufgabe gerechtfertigt wird. Der Träger dieser hegemonischen Herrschaft soll allen Hellenen gemeinsam sein.² Durch seine Erfolge wird er über das Gemeinmenschliche hinausgehoben und den Göttern nahegerückt werden.³ Und über den hellenischen Bereich hinaus werden seine Wohltaten sich auch auf die Welt der Barbaren erstrecken. Denn nicht in brutaler Herrengewalt wird seine Herrschaft über die

¹ Vgl. die vorher, S. 144, 4, angeführten Stellen. Über die Rolle, die Agamemnon als mythisches Vorbild Philipps im Panathenaikos spielt, vgl. v. Wilamowitz, *Arist. u. Athen* II S. 397. Wendland a. a. O. S. 147 ff.

² Isokr. V 80; vgl. auch V 127: „ὅς δ' ὁσπερ ἄφρονον γεγεννημένον ἔπασσεν τὴν Ἑλλάδα πατρίδα νομίζειν“. ³ Isokr. ep. III 5.

Barbaren sich äußern, sondern sie wird auch diesen eine von hellenischer Gesinnung erfüllte Fürsorge zuteil werden lassen.¹ Aber ihre entscheidende Aufgabe wird diese Gewalt immer nur in Beziehung zu den Hellenen zu erfüllen haben. Wir werden sehen, wie diese panhellenische Idee des Königtums weiter gewirkt und sich noch in der Zeit Alexanders lebendig erwiesen hat.

Der panhellenische Gesichtspunkt, der in den politischen Broschüren des Isokrates als der beherrschende hervortritt, hat auch auf die bedeutendsten Geschichtswerke des 4. Jahrhunderts stark eingewirkt. Isokrates hat hier wohl unmittelbar wie mittelbar einen großen Einfluß ausgeübt.

Besonders nahe lag eine in panhellenischem Sinne die Vergangenheit verklärende Tendenz einer Darstellung der Perserkriege. In dem Geschichtswerk des Ephoros fand die Vorstellung von einem gemeinsamen Befreiungskampf des gesamten Hellenentums gegen die Barbaren einen gewiß der allgemeinen Anschauung des Isokrates entsprechenden Ausdruck.² Diese Vorstellung tritt namentlich charakteristisch in der auf Ephoros zurückgehenden Erzählung, daß der Angriff der Karthager auf die Westhellenen in Sizilien im Zusammenhang mit der persischen Invasion erfolgt sei, zutage.³ Wenn Ephoros weiter berichtet hat, daß noch über die Zeit der persischen Invasion hinaus ein gemeinsames panhellenisches Organ, ein Synedrion der Hellenen, bestanden habe⁴, so ist diese Fiktion allerdings wohl erst auf Grund der Einrichtungen des korinthischen Bundes zu erklären⁵,

¹ Isokr. V 154.

² Ein allgemeiner Einfluß des Isokrates auf die Historiographie des Ephoros würde auch dann noch wahrscheinlich bleiben, wenn wir mit E. Schwartz (P.-W. VI 1f.) der Überlieferung von einem persönlichen Schülerverhältnis des Historikers zum attischen Redner skeptisch gegenüberstehen müßten. Mir scheint aber kein genügender Grund, zu bezweifeln, daß Ephoros den Isokrates gehört habe. Die Abhängigkeit des Geschichtschreibers vom Redner hat namentlich v. Scala a. a. O. S. 115ff. schon hervorgehoben. (Besonders wertvoll ist m. E. der Nachweis isokrateischer Anschauungen in der Rede des Syrakusiers Nikolaos Diod. XIII 20—27.)

³ Diod. XI 1, 4 (nach Ephoros; vgl. Ephor. frg. 111). Die großhellenische Politik des Dionysios bot wohl noch eine besondere Grundlage für eine solche Vorstellung.

⁴ Diod. XI 55, 4. Die ältere Überlieferung weiß hiervon nichts.

⁵ So urteilt auch schon E. Meyer, *Gesch. d. Altert.* III S. 420. — Die Tradition von allgemeinen hellenischen Beschlüssen über die Stellung regelmäßiger Kontingente für den Krieg gegen die Barbaren (Plut. Arist 21) ver-

aber es spricht sich darin doch eben die panhellenische Tendenz der ephoreischen Darstellung in bezeichnender Weise aus. Dagegen läßt das, was Ephoros über eine angebliche, von den Hellenen vor der Schlacht bei Platää übernommene Verpflichtung, die von den Barbaren verbrannten Heiligtümer nicht wieder aufzubauen, sondern sie als Denkmäler des Frevels der Barbaren zerstört zu lassen¹, das unmittelbare Vorbild der von Isokrates gegebenen Ausführungen erkennen.² Isokrates ist anscheinend auch der erste gewesen, der die durch den Kalliasfrieden getroffenen Festsetzungen als einen großen Ruhmes-

dankt wohl erst recht dem Vorbild, das in dem korinthischen Bunde gegeben war, ihre Entstehung.

¹ Diod. XI 29, 3. Der Eid wird auch angeführt von Lykurg c. Leocr. 81, der hier ebenso mit der ephoreischen Darstellung übereinkommt wie in der falschen Beziehung des dem Simonides zugeschriebenen Epigrammes [128] Bergk = Aristides ed. Keil 28 (49 D) § 64 auf die Schlacht am Eurymedon (E. Meyer, Forsch. z. alt. Gesch. II S. 9 ff.) und in der Wiedergabe der Bestimmungen des Kalliasfriedens. Über den ungeschichtlichen Charakter des Eides vgl. Theop. frg. 167 M. = 148 Grenf.-Hunt. E. Meyer, Gesch. d. Altert. III S. 414. Die Bestimmung bezüglich der Heiligtümer wird allgemein angeführt Paus. X 35, 2. Cic. de rep. III 15. Vgl. auch noch Grote, Hist. of Greece (London 1870) V 44, 1.

² Vgl. den betr. Passus des Eides bei Diodor (Lykurg gibt unbedeutende Abweichungen): „καὶ τῶν ἱερῶν τῶν ἐμπεροσθέντων καὶ καταβληθέντων οὐδὲν οἰκοδομήσω ἄλλ' ὑπόμνημα τοῖς ἐπιγιγνομένοις ἑάσω καὶ καταλείψω τῆς τῶν βαρβάρων ἀσεβείας“, mit Isokr. IV 156: „διὸ καὶ τοὺς Ἴωνας ἄξιον ἐπαινεῖν, ὅτι τῶν ἐμπεροσθέντων ἱερῶν ἐπηράσαντ' εἰ τινας κινήσειαν ἢ πάλιν εἰς τάρχατα καταστήσαι βουληθῆεν, οὐκ ἀποροῦντες πόθεν ἐπισκευάσωσιν, ἄλλ' ἔν' ὑπόμνημα τοῖς ἐπιγιγνομένοις ἢ τῆς τῶν βαρβάρων ἀσεβείας καὶ μηδεὶς πιστεύῃ τοῖς τοιαύτ' εἰς τὰ τῶν θεῶν ἑξαμαρτεῖν τολμῶσιν“ usw. Was Isokrates von den Joniern berichtet, ist von Ephoros und Lykurg und in der späteren Tradition auf die festländischen Hellenen übertragen. E. Meyer, Gesch. d. Altert. III S. 372 meint, die Bestimmung, die zerstörten Tempel nicht wieder aufzubauen, sei von Isokrates erst auf die Jonier übertragen worden. Mir scheint der umgekehrte Weg viel wahrscheinlicher. Wenn die ganze Überlieferung über die von den Hellenen in bezug auf die zerstörten Heiligtümer übernommene Verpflichtung erst eine später entstandene ist — sie wird ja schon durch den perikleischen Plan eines panhellenischen Kongresses, auf dem über den Wiederaufbau der zerstörten hellenischen Heiligtümer beraten werden sollte, widerlegt — hat Isokrates als der ältere Zeuge an sich den Vorrang vor den späteren Autoren. Seine Ausführungen über diesen Punkt stehen in innerem Zusammenhang mit seiner allgemeinen Anschauung, in der wir wohl die Grundlage für die Entstehung dieser ganzen Tradition zu sehen haben werden. Schon die ausführliche Motivierung, die er für die feierliche Festsetzung, die zerstörten Heiligtümer nicht wieder herzustellen, gibt, legt

titel der athenischen Geschichte gepriesen¹ und somit den Ton für die weitere ruhmredige Tradition über diesen Frieden angegeben hat.

Wie Ephoros hat wahrscheinlich auch Theopomp, wohl eben nicht ohne Einwirkung des Isokrates, seine Geschichtschreibung, die in seinem Hauptwerk, den „Philippika“, mit der Einigung von Hellas durch das makedonische Königtum ihren Abschluß fand, unter den Einfluß der panhellenischen Idee gestellt. Seine Verurteilung der athenischen Politik kam nicht bloß in dem antidemokratischen Charakter seiner Darstellung zum Ausdruck, sondern er wollte gewiß zugleich auch diese Politik als eine auf einseitige Herrschaftsbestrebungen gerichtete, der Entzweiung der Hellenen dienende und gegen die Barbaren wenig erfolgreiche charakterisieren. Gegenüber seiner sonstigen Verkleinerung Athens hat er vermutlich Kimon, der ihm allerdings schon wegen seiner aristokratischen Grundsätze sympathisch sein mochte, gerade wegen der panhellenischen Tendenz seiner Politik mit besonderer Vorliebe behandelt. Kimons Persönlichkeit war ja überhaupt wie kaum eine andere geeignet, als Gegenstand einer im panhellenischen Sinne idealisierenden Darstellung zu dienen. Die plutarchische Biographie Kimons — welche Quellen wir hier auch immer annehmen mögen — läßt eine solche Richtung der Auffassung besonders deutlich erkennen. Es ist eine Auffassung, die erst im 4. Jahrhundert zur vollen Ausgestaltung gekommen und der allgemeinen Anschauung des Isokrates nahe verwandt ist. Kimon wird als der „hellenische,“ Führer bezeichnet, seine erfolgreiche Wirksamkeit gegen die Barbaren in den schärfsten Gegensatz gegen die folgende Zeit, in der eigensüchtige Demagogen die Hellenen in den Kampf gegeneinander treiben, gestellt.² Es ist durchaus im Sinne von Isokrates' Betrachtungsweise, für die eine Unterwerfung Asiens unter die hellenische Herrschaft als das höchste Ziel panhellenischer Politik erschien, wenn dem Kimon sogar der Plan eines Sturzes der persischen Herrschaft untergeschoben wird.³

die Vermutung sehr nahe, daß er die ältere Stufe der Erfindung gegenüber Ephoros und Lykurgos darstellt. Durch Isokrates wird wahrscheinlich jenes charakteristische Motiv: „ἐν' ἐπόμνημα τοῖς ἐπιγιννομένοις ἢ τῆς τῶν βαρβάρων ἀσεβείας“ in die sonstige rednerische und historiographische Tradition erst hineingekommen sein.

¹ IV 118; vgl. auch VII 80. XII 59. ² Plut. Kimon 19. Vgl. Beilage I.

³ Plut. Kimon 18: „βίης ἐπινοῶν τῆς βασιλείας ἡγεμονίας κατάλυσιν“, vgl. dazu vor allem Isokr. V 120: „καὶ μάλιστα μὲν πειραθῆς ὄλην τὴν βασιλείαν ἀνελεῖν.“

Von Theopomp wissen wir weiter, daß er Agesilaos sehr verherrlicht hat.¹ Auch hier mögen — neben der von Agesilaos geflissentlich zur Schau getragenen altspartanischen Tugend, die vor dem strengen sittenrichterlichen Urteil Theopomps Gnade fand — die panhellenischen Bestrebungen, wie sie in der Kriegführung des spartanischen Königs hervortraten, für die panegyrische Auffassung des Historikers bestimmend gewesen sein.

Neben Ephoros und Theopomp ist es noch ein dritter einflußreicher Historiker des 4. Jahrhunderts, bei dem wir die panhellenische Tendenz erkennen können, Kallisthenes von Olynth. Er scheint diese in seinen Hellenika, in denen er die Geschichte vom Königsfrieden bis zum 3. heiligen Kriege behandelte, zu entschiedenem Ausdruck gebracht und besonders von diesem Standpunkt aus eine idealisierende Schilderung der Politik des thebanischen Staates in seiner großen Zeit unter der Leitung des Epameinondas² und Pelopidas gegeben zu haben. Sehr wahrscheinlich ist es, daß die in panegyrischer Färbung gehaltenen Darstellungen der thebanischen Hegemonie, die wir in der uns erhaltenen historischen Überlieferung, namentlich bei Plutarch, antreffen³, in wesentlichen Beziehungen durch Kallisthenes beeinflusst sind.⁴ Es ist bemerkens-

¹ Plut. Ages. 10 = Theop. frg. 24 (294 G.-H.): „καὶ μέγιστος μὲν ἦν ὁμολογουμένως καὶ τῶν τότε ζώντων ἐπιφανέστατος.“ In den Fragmenten des Oxyrhynchohistorikers zeigt sich diese panegyrische Beurteilung des Agesilaos nicht.

² Die Verherrlichung des Epameinondas, die wir bei Diodor (B. 15) finden, geht allerdings auf Ephoros zurück.

³ Als bezeichnend für die panhellenisch-panegyrische Färbung der Erzählung Plutarchs hebe ich Plut. Pelop. 31 hervor. Die Darstellung, die Pausanias von der großen Periode der thebanischen Herrschaft gibt, ist, wie v. Wilamowitz erkannt hat, aus der verloren gegangenen plutarchischen Biographie des Epameinondas geflossen. Besonders energisch und wirksam hat die Tendenz der böoterfreundlichen Überlieferung E. v. Stern in seinen Schriften: „Geschichte der spartanischen und thebanischen Hegemonie vom Königsfrieden bis zur Schlacht bei Mantinea“ und „Xenophons Hellenika und die böotische Geschichtsüberlieferung“ (vgl. zu letzterer auch meine Besprechung im Jahresbericht f. Altertumswissenschaft Bd. 58 S. 362 ff.) betont. — Ganz neuerdings sind die Hellenika des Kallisthenes behandelt in der Würzburger Dissertation von E. Will, Königsberg i. Pr. 1913.

⁴ Der panhellenische Gesichtspunkt, den Kallisthenes in der Behandlung der griechischen Geschichte zur Geltung bringt, ergibt sich schon aus den auf den olynthischen Geschichtsschreiber zurückgehenden Ausführungen in Plutarchs Kimonbiographie, insbesondere aus seiner Schilderung von Kimons Erfolgen (vgl. vor allem c. 13).

wert, daß wir die Herrschaft des panhellenischen Gesichtspunktes schon in dem früheren, der griechischen Geschichte des 4. Jahrhunderts gewidmeten Werke des Kallisthenes annehmen dürfen, da die gleiche Tendenz, wie wir sehen werden, auch seinem späteren Werke über Alexander den Großen eigen war.

Somit ist es eine der isokrateischen Anschauung verwandte Richtung der Auffassung, die bei Kallisthenes die Brücke zur Verherrlichung des makedonischen Königtums, namentlich zur panegyrischen Darstellung der Taten Alexanders des Großen bildet.

Die Bedeutung, die der panhellenische Gedanke in den Anschauungen und Stimmungen der gebildeten griechischen Welt des 4. Jahrhunderts hatte, ist — so fassen wir die vorausgegangenen Erörterungen zusammen — gewiß nicht gering anzuschlagen. Es konnte hieraus einer geschickten und weitsichtigen, auf eine Einigung der griechischen Nation gerichteten Politik eine wirksame moralische Unterstützung erstehen. Eine solche Politik konnte sich auf diesem Grunde eine öffentliche Meinung als wertvolle Bundesgenossin heranbilden. Allerdings von einer das politische Leben Griechenlands beherrschenden nationalen Bewegung zu reden, berechtigt uns eine unbefangene Würdigung des historisch erkennbaren Tatbestandes nicht. Jedenfalls war wenig Aussicht zur Verwirklichung einer nationalen staatlichen Organisation vorhanden, solange die bisher maßgebenden Mächte des politischen Lebens unverändert die ausschlaggebenden blieben, solange nicht die Enge und Exklusivität der stadtstaatlichen Formen des politischen Daseins überwunden wurden. Die große Frage, die entscheidende Bedeutung für den weiteren Verlauf der griechischen Geschichte gewinnen mußte, war die, ob nicht noch andere staatliche Kräfte vorhanden waren, die, auf anderen Prinzipien der Entwicklung beruhend, im gesamtgriechischen Leben Einfluß zu erringen, dieses auf eine neue, die reiche Entfaltung kulturellen Lebens mit größerer politischer Kraft und Stetigkeit verbindende Grundlage zu stellen vermochten.

II. BUCH

DAS MAKEDONISCHE KÖNIGTUM

ERSTES KAPITEL

MAKEDONIEN BIS AUF PHILIPP

Die spätere griechische Geschichte steht vor allem unter dem Zeichen der makedonischen Macht. In früherer Zeit in geringer Verbindung mit Griechenland, schon geographisch durch eine Gebirgsmauer von diesem getrennt, tritt Makedonien seit dem 4. Jahrhundert in die nächste Beziehung zu den griechischen Staaten, deren Geschieke sich auf das engste mit denen des nördlichen Königreiches verflechten. Die Beurteilung des Verhältnisses Makedoniens zu Griechenland ist demnach in gewissem Sinne bestimmend für unser Urteil über die spätere Entwicklung des hellenischen Staatslebens überhaupt. Hat die Herrschaft Makedoniens, so dürfen wir fragen, die griechische Einheit vollendet, oder hat sie die griechische Freiheit zerstört?

Ist nun das ganze Problem, um das es sich hier handelt, ein bloß ethnographisches? Wird durch die Abstammung der Makedonen ihr inneres Verhältnis zu der hellenischen Nation ausschließlich bedingt? Man ist vielfach geneigt, diese Frage unbedingt zu bejahen. Mit größter Entschiedenheit hat man es geradezu ausgesprochen¹, daß an der Beantwortung der Frage nach der Nationalität der Makedonen zum guten Teile unsere Beurteilung der ganzen griechischen Geschichte seit Philipp und damit unsere Auffassung der alten Geschichte überhaupt hänge. Hierin liegt gewiß ein berechtigter Kern. Hätten die Makedonen den Hellenen als eine völlig fremde Nationalität gegenübergestanden, so würde

¹ Beloch, *Histor. Zeitschr.* N. F. 43, S. 198. Ebenso *Gr. Gesch.* III 1 S. 1 ff. Vgl. auch die Ausführungen desselben Forschers, *Einl. in d. Altertumsw. v. Gericke u. Norden* III S. 150 f. Beloch betont das an sich gewiß sehr wichtige sprachliche Moment zu einseitig. So einfach, wie er meint, liegt die ganze Frage nicht.

von der Möglichkeit einer griechischen politischen Entwicklung unter makedonischer Hegemonie oder unter makedonischer Herrschaft schwerlich die Rede sein können. Die ethnographische Frage ist von großer Bedeutung, aber sie darf nicht einseitig in den Vordergrund gestellt werden. Die Geschichtsforschung wird sich hier um so mehr eine gewisse Zurückhaltung auferlegen müssen, da die Sprachforschung bisher noch nicht zu völlig sicheren und anerkannten Ergebnissen gelangt ist.¹ Wir sehen uns zunächst doch vor allem darauf angewiesen, aus den uns geschichtlich bekannten Beziehungen der Hellenen und Makedonen zueinander, aus den treibenden Kräften ihres geschichtlichen Lebens unsere Schlüsse zu ziehen. Waren jene gegenseitigen Beziehungen so tief begründet, daß wir wirklich von einer gemeinsamen Geschichte von Makedonien und Hellas, ja überhaupt nur von der Möglichkeit einer solchen gemeinsamen Geschichte sprechen können? Das ist die entscheidende Frage, auf deren Beantwortung es ankommt.

¹ Die am meisten hervortretende phonetische Eigentümlichkeit, der zufolge die ursprünglichen indogermanischen *mediae aspiratae* nicht wie im Griechischen durch die *tenues aspiratae*, sondern durch die *mediae* ausgedrückt werden, scheint das Makedonische an sich mehr auf die Seite des Illyrischen, Thrakischen und anderer indogermanischer Sprachen als auf die griechische zu stellen. Das überlieferte makedonische Sprachgut ist vor allem schon von Fick (Zeitschr. f. vgl. Sprachw. 22, 1874 S. 193 ff.) aus dem Griechischen gedeutet worden. (Gegen ihn G. Meyer, N. Jahrb. f. Phil. 111, 1875 S. 185 ff.) Sehr entschieden ist für den griechischen Charakter des Makedonischen Hatzidakis eingetreten „Zur Abstammung der alten Makedonier“ 1897 (der aber in der Würdigung der historischen Zeugnisse über die Makedonen, wie mir scheint, nicht immer kritisch genug verfahren ist). Mit starker Zurückhaltung und unter Betonung der vom Griechischen abweichenden sprachlichen Eigentümlichkeiten äußerte sich P. Kretschmer, Einl. in d. Gesch. d. griech. Sprache S. 283 ff. Neuerdings ist dann die ganze Frage eindringend und umfassend von O. Hoffmann, Die Makedonen, 1906, erörtert worden. Er sucht das Makedonische als einen Schwesterdialekt des Thessalischen zu erweisen. Das entscheidende Urteil auf diesem Gebiet hat natürlich der Sprachforscher, nicht der Historiker. Hoffmanns Ausführungen haben jedenfalls, wie auch von kompetenten Sprachforschern anerkannt worden ist, die Behandlung des makedonischen Problems wesentlich gefördert. Als abschließend kann aber wohl auch seine Darstellung noch nicht gelten. So klar, wie er selbst meint, S. 114, scheint das Licht noch nicht zu sein, das von den Sprachresten ausstrahlt. Seine Deutungen der makedonischen Sprachreste sind bisher von der Sprachforschung noch nicht in vollem Umfange angenommen worden. Es bleibt auch weiter noch mit der Möglichkeit von Entlehnungen oder anderer sprachlicher Deutung als aus dem Griechischen zu rechnen. Die Annahme einer beson-

Eine unbefangene geschichtliche Auffassung wird zunächst vor allem zugeben müssen, daß die Makedonen an demjenigen, was im geschichtlichen Leben der Hellenen vor allem das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit bedingte, in früherer Zeit nicht teilgenommen haben. Die gemeinsame hellenische Dichtung und Sage hat zu ihnen und ihrem Lande keine Beziehung. Zu den gemeinsamen panhellenischen Festen hatten sie keinen Zutritt; an der delphischen Amphiktyonie hatten sie keinen Anteil. Als Alexander dem Philhellenen die Beteiligung an den olympischen Wettkämpfen gewährt wurde, so geschah dies erst, nachdem er nachgewiesen hatte, daß er

deren Beziehung des Makedonischen zum Thessalischen mag sich allerdings aus sprachlichen Gründen empfehlen, aber der Versuch, einzelne Gestalten der makedonischen Königssage für einen engeren Zusammenhang mit Thessalien zu verwerten (vgl. Hoffmann S. 124 ff. 258), scheint mir auf unsicherer Grundlage zu ruhen. Im ganzen dürfen wir es wohl als wahrscheinlich bezeichnen, daß die Makedonen sprachlich den Griechen nahe verwandt waren. Aber mit größerer Bestimmtheit dürfen wir vorläufig kaum urteilen, und ich glaube, daß es der Forschung nicht schadet, die Unsicherheit, die auf diesem Gebiete noch herrscht, offen anzuerkennen. (Vgl. im allgemeinen noch die in Anknüpfung an Hoffmanns Buch erschienenen Besprechungen von Solmsen, B Ph. W. 1907 S. 270 ff. Thumb, N. Jahrb. f. d. kl. Altert. 19, 1907 S. 76 ff. Kretschmer, Gött. gel. Anz. 1910 S. 69 ff.; weiter: Kretschmer, Einl. in d. Altertumsw. I S. 158. Thumb, Handb. d. griech. Dialekte S. 8 ff. In näheren Zusammenhang mit dem Illyrischen rückt das Makedonische wieder Kazarow, Rev. ét. grecques 1910 S. 243 ff.) Diejenigen Forscher, die das Makedonische unmittelbar als eine griechische Sprache ansehen, neigen, wenn ich recht sehe, dazu, die Bedeutung des Hellenisierungswerkes auf makedonischem Boden, das vor allem auf die systematische Arbeit des makedonischen Königtums zurückgeht, zu unterschätzen. Diese umfassende, im Lichte der Geschichte liegende Hellenisierung spielt aber bei der geschichtlichen Mission, die das makedonische Volk erfüllt hat, eine größere Rolle, als die ursprüngliche griechische Abstammung der Makedonen, die nur vermutungsweise, wenn auch mit Wahrscheinlichkeit, angenommen werden kann. Wenn Beloch in seiner schon erwähnten Erörterung (Gr. Gesch. III 1 S. 2 ff.; vgl. auch I 2² S. 42 ff.) für seine Bestimmung der makedonischen Nationalität entscheidendes Gewicht darauf legt, daß die Makedonen zur Zeit Alexanders und seiner Nachfolger griechisch gesprochen haben, so ist doch eben der Schluß, den er aus dieser Verbreitung der griechischen Sprache in den makedonisch-hellenistischen Reichen auf die Zugehörigkeit der Makedonen zum griechischen Volke zieht, ohne Zweifel sehr anfechtbar. Die Folgerungen, die der nämliche Gelehrte (Gr. Gesch. III 1 S. 3, 1) aus Stellen des Curtius Rufus (in seinem in bezug auf historische Glaubwürdigkeit sehr zweifelhaften Berichte über die Philotaskatastrophe) und Plutarchs ableitet, dürften wohl auch kaum den Anspruch erheben können, überzeugend zu sein.

als Heraklide der hellenischen Nation angehöre.¹ Herodot² nennt ihn einen „hellenischen Mann, der über die Makedonen herrscht“. Thukydides³ scheidet die Makedonen zusammen mit den Epeiroten ausdrücklich von den Hellenen, und noch deutlicher hebt es Isokrates, der nicht wie Demosthenes als politischer Gegner Makedoniens spricht, hervor, daß die Makedonen anderen Stammes als die Hellenen seien, daß das hellenische Königsgeschlecht Makedoniens über ein fremdes Volk herrsche.⁴ Der heraklidische Stammbaum des makedonischen Königshauses gewinnt ja seinen vollen Sinn auch nur unter der Voraussetzung, daß das makedonische Volk mit den Hellenen nicht durch Stammesgemeinschaft verbunden war. Auch die offizielle Formel, die in den Beschlüssen des von Philipp von Makedonien gegründeten hellenischen Bundes gebraucht wurde: „Philippos und die Hellenen, Alexandros und die Hellenen“, läßt den Unterschied der vereinigten Hellenen von den Makedonen hervortreten.

Als Philipp nach der Besiegung der Phokier im Amphiktyonenbunde Sitz und Stimme erhalten hatte, wurde, wie es scheint, nicht das makedonische Volk als solches, sondern nur der König in den Bund aufgenommen, und zwar wahrscheinlich nicht als Repräsentant seiner Nation, sondern als Heraklide, als Abkömmling eines hellenischen Geschlechtes.

Darüber kann also gar kein Zweifel obwalten, daß noch zur Zeit Philipps und Alexanders die Makedonen von den Hellenen nicht als zu ihnen gehörig angesehen worden sind. Ebenso ist es gewiß, daß das makedonische Volk selbst in jener Periode sich nicht zu den Hellenen gerechnet, sondern in klarer und bestimmter Weise von ihnen unterschieden hat. Man braucht nur einen Blick in die geschichtliche Überlieferung über die Zeit Philipps sowie namentlich die Alexanders und der Diadochen zu werfen; man wird überall das deutliche Bewußtsein der Makedonen finden, daß sie ein Volk für sich sind, das den Beruf hat, als solches Ruhm und Macht in der Welt zu erwerben.⁵

¹ Her. V 22.² Her. V 20.³ II 80, 5 ff.⁴ Isokr. V 107 f.

⁵ Beloch, Gr. Gesch. III 1 S. 5, 1 meint, daß ich wohl daran getan hätte, keine Zeugnisse für die oben dargelegte Auffassung anzuführen, da ich keine gefunden haben würde. Ich habe die Gesamtanschauung wiedergegeben, die ich von der Stellung des makedonischen Volkes gewonnen habe. Diese Anschauung halte ich auch jetzt noch für gerechtfertigt; sie kann aber natürlich nur im Rahmen der historischen Gesamtdarstellung ihre Begründung finden.

Andererseits ist nun allerdings auch wieder mit Entschiedenheit zu betonen, daß die Makedonen sich in hohem Grade fähig gezeigt haben, die hellenische Kultur in sich aufzunehmen, daß in der hellenistischen Periode einem lebhaften und engen Verkehr zwischen ihnen und den Hellenen keine hemmenden Schranken entgegenstehen, daß sie zur Zeit Philipps V. geradezu als den Hellenen sprach- und stammverwandt gemeinsam mit jenen den Barbaren entgegengestellt werden.¹ Dies beweist noch nicht unbedingt, daß die Makedonen ursprünglich dem hellenischen Sprachstamm angehört haben, läßt aber sich wohl leichter und natürlicher erklären, wenn sie den Hellenen in Abstammung und Sprache wenigstens verwandt gewesen sind. Es fehlt gerade auch auf sprachlichem Gebiete nicht an Gründen, die für eine nähere Verwandtschaft der Makedonen mit den Hellenen sprechen.² Die uns bekannten makedonischen Eigennamen tragen zum weitaus größten Teile ein unverkennbar hellenisches Gepräge; dabei scheinen sie indessen zum Teil wieder eigentümlich makedonisch, in der Hauptsache auf das makedonische Gebiet beschränkt zu sein³; sie können dann wohl nicht auf Entlehnung zurückgeführt werden. Einzelne Namen, wie z. B. Ptolemaios, sind von älteren, hauptsächlich in epischer Zeit in Griechenland gebräuchlichen Wortformen abzuleiten.⁴ Unter der Voraussetzung, daß die Makedonen den Hellenen nicht stammverwandt ge-

Die Stellen Polyb. VII 9, 3. 5. 7, die Beloch für seine Meinung anführt, können bloß für die Zeit Philipps V., aber nicht für die ältere Periode beweisen. (Arr. II 14, 4 bildet hiergegen keine entscheidende Gegeninstanz.) Daß das Verhältnis der Makedonen zu der hellenischen Nation ein anderes war, als das der einzelnen eigentlich hellenischen Staaten zu dieser, scheint mir einleuchtend zu sein. Bei allem Partikularismus des politischen Handelns standen die hellenischen Staaten unter der Voraussetzung der allgemeinen Zugehörigkeit zur hellenischen Nation. Eine solche Voraussetzung wird sich bei den Makedonen in der Zeit Philipps und Alexanders schwer nachweisen lassen. Erst in dem Maße, als der Individualismus in den führenden Kreisen Makedoniens immer mehr zunahm, lockerte sich der geschlossene Zusammenhang des makedonischen Volkstums und damit das Bewußtsein seiner Besonderheit.

¹ Polyb. IX 37, 7f. Liv. XXXI 29.

² Vgl. S. 155, 1.

³ Dies gilt z. B. wohl von Perdikkas, einem Namen, der im Königshause eine so große Rolle spielt, von Krateros, Leonnatos, um von weniger bekannten Namen zu schweigen.

⁴ Vgl. E. Meyer, Gesch. d. Altert. II S. 67. Doch kommt der Name *Πτολεμαῖος* selbst bereits in der Ilias (IV 228) vor, worauf v. Wilamowitz, Eurip. Herakl. I² S. 11, 23 hinweist.

wesen seien, würde die große Anzahl hellenischer Eigennamen, auch wenn wir sie durch Entlehnung erklären wollten, ohne Zweifel eine auffallende Erscheinung sein. Kein anderes nichthellenisches Volk hat in dieser Beziehung auch nur die entfernteste Ähnlichkeit mit dem makedonischen; bei den Thrakern und Illyriern z. B. würde man, wie mit Recht bemerkt worden ist¹, etwas Ähnliches vergeblich suchen.

Wie die persönlichen Eigennamen, so haben auch die Ortsnamen in Makedonien vielfach griechische Formen.² Eine Entlehnung aus dem Griechischen ist bei diesen Städtenamen, zu denen wohl auch noch Bezeichnungen von Landschaften, vor allem die Gesamtbenennung des Landes selbst, Makedonia, hinzugefügt werden können, noch weniger leicht anzunehmen als bei den Personennamen.³

Auch die makedonischen Monatsnamen⁴ lassen, wenigstens in ihrer überwiegenden Mehrzahl, den griechischen Charakter der sprachlichen Bildung erkennen. Eine Übertragung der Namen aus griechischen Staaten auf makedonischen Boden ist bei einzelnen Monaten nicht ausgeschlossen; für das Ganze des makedonischen Kalenders läßt sich aber — nach dem bisherigen Stande unserer Kenntnis — diese Annahme nicht durchführen.

Auch andere Gründe scheinen noch für eine nähere Verwandtschaft der Makedonen mit den Hellenen angeführt werden zu können. Besonders fällt in das Gewicht, daß bereits bei Hesiod⁵ Magnes und Makedon als Söhne des Zeus bezeichnet werden, die in Pierien und an dem Olymp wohnten. Die Makedonen werden also als unmittelbar den Magneten verwandt angesehen, die Magneten aber waren Mitglieder der delphischen Amphiktyonie. Hellanikos⁶ nannte Makedon einen Sohn des Aiolos, und anderswo wird er als ein Sohn des Lykaon und Enkel des Pelasgos angeführt.⁷ Herodot berichtet⁸, daß der dorische Stamm einmal am Pindos gewohnt und daß er damals der makedonische (*Μακεδνὸν ἔθνος*) geheißen habe; ebenso

¹ Beloch H. Z. N. F. 43 S. 201, 1.

² Ich nenne z. B. *Ἄργος* (*Ὀρεστικόν*), *Αἰγαί*, *Βέροια*, *Εἰδομένη*, *Γορτυνία*, *Ἀταλάντη*, *Εὐρωπός*, *Ἀλακομεναί* oder *Ἀλκομεναί*.

³ U. Koehler, S. B. d. Berl. Akad. 1897 S. 270f. wollte das Vorhandensein der griechischen Ortsnamen auf makedonischem Boden daraus erklären, daß in ihnen noch Spuren älterer Wohnsitze der Hellenen in Makedonien erhalten seien.

⁴ Vgl. Hoffmann, Die Makedonen S. 100 ff.

⁵ Frg. 23 Kinkel.

⁶ Frg. 46.

⁷ Apollodor III 8, 3. Steph. Byz. u. Oropos.

⁸ I 56.

bringt der nämliche Autor an einer anderen Stelle¹ das Dorische und Makednische in Verbindung. Eine engere Beziehung zwischen der Bezeichnung „Makednischer Stamm“ und dem makedonischen Volke ist aber doch wohl nicht abzuweisen, nicht bloß ein zufälliger Namensanklang anzunehmen. Jedenfalls würde die Wortbildung des Namens Makedonien an sich einen sprachlichen Zusammenhang mit der von Herodot gebrauchten Benennung nahe legen.

Das Verhältnis des makedonischen Volkes zu den im Westen, Norden und Osten angrenzenden Völkerschaften ist im allgemeinen in Dunkel gehüllt, läßt also auf die ethnographische Stellung der Makedonen selbst keine Schlüsse zu. Die Illyrier, zu denen die Forschung vielfach die Makedonen in nähere Beziehung gebracht hat, stehen in der uns geschichtlich bekannten Zeit fast durchweg in einem starken Gegensatz zu Makedonien. Dieser Gegensatz scheint nicht bloß auf der Rivalität benachbarter Mächte zu beruhen, sondern eine innere Begründung in der wesentlichen Verschiedenheit der staatlichen und Kulturverhältnisse beider Völker zu haben.² Dabei darf immerhin zugegeben werden, daß namentlich in den an Illyrien angrenzenden Landschaften, z. B. Lynkestis, eine stärkere oder schwächere Vermischung mit illyrischen Elementen stattgefunden haben mag.

Für die Annahme einer näheren Beziehung der Makedonen zu den Epeiroten scheinen an sich gewisse Gründe zu sprechen. Die Epeiroten haben, besonders in der späteren Zeit, in vielfacher geschichtlicher Verbindung mit den Makedonen gestanden. In der antiken Überlieferung wird verschiedentlich ein engerer Zusammenhang zwischen beiden Völkern angedeutet. Hekataeos von Milet³ bezeichnet die Oresten, die Bewohner der makedonischen Landschaft Orestis⁴, als einen molossischen Stamm. In Verbindung mit epeirotischen Völkerschaften werden die Oresten auch bei Thukydides erwähnt⁵; Strabon nennt sie ebenfalls mit einer Reihe von Stämmen

¹ VIII 43.

² Daß die Makedonen und Illyrier in der Zeit Philipps V. auch völlig verschiedene Sprachen hatten, geht aus Polyb. XXVIII 8, 9 hervor; vgl. Grote, *Hist. of Greece*, London 1869 III S. 427, 1.

³ Frg. 77.

⁴ Die auf einer Modifikation der Auffassung Abels beruhende Ansicht von Gutschmid (Kl. Schr. IV 60. 72), daß die Oresten eigentlich ein epeirotischer Stamm seien, ist, wie wir noch sehen werden, nicht begründet.

⁵ II 80, 6.

von Epeiros zusammen¹ und sagt², daß von einigen das gesamte Land bis Kerkyra Makedonien genannt werde, weil die Bewohner in Haarschnitt, Dialekt und Kleidung einander ähnlich seien; an einer anderen Stelle berichtet er, daß bei den Molossern und Thesprotern die Greise und Greisinnen mit denselben Wörtern wie bei den Makedonen bezeichnet worden seien.³ Indessen entscheidendes Gewicht wird man diesen Stellen nicht beimessen dürfen. Die Nachrichten des Strabon beziehen sich auf eine spätere Zeit, in der die geschichtliche Verbindung von Epeiros mit Makedonien schon lange wirksam geworden war. Und solche allgemeine ethnographische Bemerkungen der Alten, wie die des Hekataeos über die Oresten, beruhen vielfach doch nicht gerade auf eindringender Kenntnis und Nachforschung. Besonders nahe lag es natürlich, die Bewohner der Grenzgebiete miteinander zu vermischen.⁴

Zu einem irgendwie sicheren Ergebnis führt somit die Betrachtung des Verhältnisses der Makedonen zu den Epeiroten nicht. Insbesondere muß es als fraglich erscheinen, ob der Schluß auf eine ursprüngliche Stammesverwandtschaft beider Völker durch den Stand unserer Kenntnis gerechtfertigt wird. Viel helfen würde uns ein solcher Schluß auch nicht, da die Nationalität der Epeiroten selbst für uns nicht leicht und sicher zu fassen ist. Es ist wahrscheinlich, daß über eine ursprünglich griechische Bevölkerung von Epeiros, die vor allem in der Gegend von Dodona sich gehalten zu haben scheint, eine starke illyrische Schicht sich ausgebreitet hat, wie dann anderer-

¹ VII 7, 8 p. 326. Vgl. auch IX 5, 11 p. 434, wo er die Oresten, Pelagonen, Elimioten als ursprünglich epeirische Völkerschaften bezeichnet.

² a. O.

³ VII 329 frg. 2.

⁴ Eine wenn auch nicht ganz sichere Basis für eine Scheidung der makedonischen und epeirischen Elemente der Grenzbevölkerung bilden wohl die Nachrichten über die Abteilungen der makedonischen Phalanx unter Philipp und Alexander. Danach würde z. B. die Landschaft Tymphaea noch zu Makedonien zu rechnen sein. Vgl. Diod. XVII 57, 2. Diese Annahme gewinnt noch dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß Polyperchon, der hier als Führer der tymphaeischen Abteilung genannt wird, nach Lykophron Alex. v. 802 selbst ein Tymphaeer war und von Tzetzes im Scholion zu dieser Stelle als ein König der mit den Tymphaeern auf das engste verbundenen *Ἀθῆναις* bezeichnet wird, d. h. natürlich als ein Sproß eines in diesen Gegenden ursprünglich herrschenden Fürstenhauses. Dem gegenüber hat es nicht viel zu bedeuten, wenn Tzetzes die Tymphaeer und Äthiker als Epeiroten aufführt. Polyperchon war gewiß ebenso gut wie Perdikkas ein wirklicher Makedone.

seits wieder durch die korinthische Kolonisation hellenischer Einfluß im Lande zur Geltung gebracht worden ist.¹

Makedonien zerfällt in der uns historisch genauer bekannten Zeit in zwei deutlich voneinander geschiedene Teile. Der eine Teil ist das in engerem Sinne Makedonien benannte Gebiet, das auch als Untermakedonien bezeichnet wird und die gesamte, von dem inneren Bergland bis an die Küste sich ausdehnende, von dem unteren Haliakmon und Axios (Vardar) durchflossene Landschaft umfaßt, der hauptsächliche Machtbezirk des makedonischen Königtums, die Grundlage der späteren Reichsgründung, wie denn hierin das Land auch seine geographische Einheit findet. Der andere Teil ist das innere oder obere Makedonien, das eigentliche Gebirgsland. Dieses scheidet sich wieder in drei Hauptlandschaften: in der Mitte Orestis am oberen Haliakmon, in dessen Zentrum sich der See von Kastoria (Celetrum) befindet, nördlich davon das vom Erigon durchflossene Lynkestis, im Süden Elimeia oder Elimiotis. Diese drei Landschaften, außer denen wohl auch noch einige andere, weniger wichtige, Makedonien zugerechnet werden dürfen², bildeten bis zum 5., teilweise sogar bis zum 4. Jahrhundert, selbständige Fürstentümer³, die aber in gewisser, jedenfalls sehr wechselnder, Abhängigkeit vom makedonischen Königtum standen.⁴ Daß ihre Bevölkerung aber wirklich zum makedonischen Volksstamm gehörte, hätte eigentlich doch

¹ Vgl. meinen Artikel über Epeiros P.-W. V S. 2723f. Nilsson, Studien z. Gesch. d. alten Epeiros, Lund 1909.

² Außer dem schon erwähnten Tymphaea vielleicht auch Parauaea, das Plut. Pyrrh. 6 neben jenem als eigentlich zu Makedonien gehörig bezeichnet wird, und Pelagonia, das Strabo VII, 7, 8 p. 326 neben Lynkestis, Orestis und Elimeia als Landschaft des oberen Makedonien, das später auch das „freie“ genannt wurde, erwähnt. Die Parauaeer führt allerdings Thukydides II 80, 6 in engster Verbindung mit den Epeiroten auf, und man kann für ihren Zusammenhang mit diesen ja auch gerade die Forderung des Pyrrhos an Demetrios, ihm diese Landschaft abzutreten, geltend machen.

³ Am meisten werden die Fürstentümer von Elimiotis und Lynkestis genannt; doch erwähnt Thukydides II 80, 6 auch einen „König“ der Oresten.

⁴ Thuk. II 99, 2 sagt von ihnen: *ξύμμαχα μὲν ἔστι τοῦτοις* (sc. den Makedonen) *καὶ ὀπήνοα, βασιλείας δ' ἔχει καθ' αὐτά.* Für eine genauere Bestimmung der Verpflichtungen der obermakedonischen Fürstentümer gegen das Oberkönigtum fehlt uns ein sicherer Anhalt. U. Koehler (Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1893 S. 501) meint, daß sie außer der Leistung der Heeresfolge vielleicht noch Abgaben in Geld oder Naturalien zu zahlen gehabt hätten.

nie bezweifelt werden sollen.¹ Man hat allerdings die Oresten und in Verbindung damit die Elimioten für ursprünglich epeirische Stämme² erklärt; aber diese Ansicht ist wohl kaum richtig. Aus der Zeit Philipps und Alexanders ist uns die Zugehörigkeit von Orestis, Elimeia und Lynkestis zum makedonischen Gesamtvolk in der unzweideutigsten Weise bezeugt. Ihre Bewohner bilden besondere Abteilungen der makedonischen Phalanx. Perdikkas, der nach Alexanders Tode die Reichsverweserschaft übernahm, entstammte der Landschaft Orestis³ und gehörte, wie es scheint, dem Fürstengeschlechte der Oresten an⁴, und ebenso wird Krateros von Arrian als ein Oreste bezeichnet.⁵ Man wird aber doch wohl nicht behaupten wollen, daß diese beiden hervorragenden Generale Alexanders, von denen Krateros sogar noch der Liebling des makedonischen Heeres war, nicht als volle Makedonen gegolten hätten.

Das makedonische Reich ist vom makedonischen Königtum geschaffen worden; ja der makedonische Staat überhaupt trägt durchaus das Gepräge der bildenden, schöpferischen Tätigkeit des Königtums. Dieser Grundzug der makedonischen Geschichte stellt sie in den größten Gegensatz gegen den hellenischen Staat und bringt sie mit anderen geschichtlichen Bildungen späterer Perioden, wie z. B. dem brandenburgisch-preußischen Staat oder noch mehr dem fränkischen Reiche⁶ in einen gewissen inne-

¹ Die Anschauung von einer völligen Verschiedenheit der Bewohner des inneren Makedonien von den eigentlichen Makedonen wird z. B. in dem Buche von Hogarth, *Philip and Alexander of Macedon*, 1897, vertreten, aber ohne wirklichen Beweis. Auch O. Hoffmann a. O. (vgl. namentlich S. 260) scheidet von den makedonischen Eroberern griechischen Stammes sehr scharf eine unterworfenen thrakisch-illyrische Bevölkerung, die auch in der makedonischen Phalanx der *πεζεταῖοι* Aufnahme gefunden habe, während der Ritteradel der *ἐταῖοι* rein griechisch gewesen sei.

² Gegen diese von Gutschmid geäußerte Ansicht spricht schon seine eigene Auffassung, wonach in Gauanes, dem einen der drei temenidischen Brüder, die von Argos nach Makedonien fliehen, der Stammvater des elimiotischen und orestischen Fürstengeschlechtes zu erblicken ist.

³ Arr. Ind. 18, 5. anab. VI 28, 4.

⁴ Curt. X 7, 8 bezeichnet ihn als *stirpe regia genitus*.

⁵ Arr. Ind. 18, 5.

⁶ Man kann das, was Sohm, *Fränk. Reichs- u. Gerichtsverf.*, S. 35 vom fränkischen Reiche (im Gegensatze zu den übrigen germanischen Reichen) sagt: „Das fränkische Reich ist durch einen erobernden König gegründet worden“, in gewissem Sinne auch auf das makedonische Reich anwenden.

ren Parallelismus. Zum ersten Male auf europäischem Boden tritt uns im makedonischen Königtum in unverkennbaren und deutlichen Umrissen, in der hellen Beleuchtung der Geschichte die staatenbildende Kraft der Monarchie entgegen. Die monarchische Grundlage der staatlichen Entwicklung Makedoniens erklärt auf der einen Seite ebenso die großen Erfolge des makedonischen Königtums, wie andererseits dessen dauernde Macht durch die Gründung eines wirklichen Reiches ermöglicht worden ist.¹ Im schärfsten Kontrast mit dem den hellenischen Stadtstaaten eigentümlichen Charakter der Abgeschlossenheit bezeichnet die makedonische Königsherrschaft das Prinzip einer fortschreitenden Erweiterung. Stammesprinzip und territoriales Prinzip, in kräftiger Vereinigung, kommen in der makedonischen Geschichte wie kaum sonst in der Geschichte des Altertums zur Geltung. Beides, die Einheit des Volkes wie die territoriale Machtbildung, findet in dem Königtum seine wirksamste Repräsentation.

Wenn nun das Königtum bei den Makedonen eine so bedeutende Rolle gespielt hat, so ist es natürlich von der größten Wichtigkeit, seine Stellung innerhalb des gesamten Staates, sein Verhältnis zum makedonischen Volke genauer kennen zu lernen. Da erhebt sich aber zunächst die Frage: Gehörten die makedonischen Könige überhaupt dem makedonischen Volke an, waren sie eines Stammes mit diesem? Es ist bekannt, daß die Könige von Makedonien im 5. und 4. Jahrhundert sich als Herakliden ausgaben, als solche ihr Geschlecht von den Temeniden von Argos ableiteten, und daß diese heraklidische Abstammung, seitdem Alexander daraufhin seine Zulassung zu den olympischen Spielen erreicht hatte, mehr oder weniger allgemein von den Hellenen anerkannt worden ist. Diese Anschauung nun, daß das makedonische Königsgeschlecht seinem Ursprunge nach von der großen Masse des Volkes verschieden gewesen sei, hat auch in der modernen geschichtlichen Forschung in verschiedenen Variationen eine Rolle gespielt. Gegenwärtig besteht wohl kein Zweifel, daß sie

¹ Es ist charakteristisch für die vom hellenischen Stadtstaate ausgehende Beurteilung des Aristoteles, wenn er (Pol. V 11 p. 1313a 19ff.) sagt, daß die Königsherrschaften um so längeren Bestand hätten, je geringer ihre Macht sei. Der Erzieher Alexanders wurzelte mit seinem politischen Denken zu sehr in der griechischen stadtstaatlichen Entwicklung, als daß er für die Grundlagen und die Eigenart des makedonischen Königtums ein tieferes Verständnis hätte gewinnen können.

geschichtlich unhaltbar ist. Sie läßt sich zunächst schon schwer mit den deutlich ausgeprägten Zügen, die uns das geschichtlich beglaubigte Bild der makedonischen Entwicklung vor Augen stellt, in Einklang bringen. Soweit uns die makedonische Geschichte wirklich bekannt ist, deutet keine sichere Spur darauf hin, daß das Königsgeschlecht in seinem Lande und Volke ursprünglich fremd gewesen sei, — die von dem künstlich erzeugten Glauben an die heraklidische Abstammung beeinflussten Stimmen der Griechen können nicht als beweisend gelten. Die Makedonen zur Zeit Philipps und Alexanders mochten sich vielleicht an dem Nimbus erfreuen, mit dem die Herleitung ihres Königshauses von Herakles dieses umstrahlte; das Bewußtsein einer ursprünglichen Verschiedenheit, die zwischen dem Herrscherhause und dem Volke bestanden habe, ist dadurch gewiß nicht begründet worden. Man könnte wohl sagen, die ehemalige Verschiedenheit sei allmählich ganz verwischt worden, für das makedonische Bewußtsein zuletzt völlig verloren gegangen, das Königtum habe durch fortschreitende Hellenisierung die Makedonen immer mehr zu sich hinaufgehoben. Indessen das Königtum macht ja selbst diesen Prozeß zunehmender Hellenisierung mit durch. Es übernimmt wohl die Führung, aber ein innerer Unterschied ist doch auch hier zwischen ihm und dem makedonischen Volke nicht begründet.

Wir bedürfen aber in Wahrheit nicht der Annahme eines besonderen Ursprunges des makedonischen Königsgeschlechtes, da sich der heraklidische Stammbaum sehr wohl anders erklären läßt. Er ist, wie noch weiter darzulegen sein wird, aus politischen Gründen erdichtet und hat auch politisch eine sehr bedeutsame Rolle gespielt. Die Grundlage für die Durchführung dieser politischen Fiktion bildete aber der Name „Argeadaí“¹, den das Königsgeschlecht oder der herrschende Stamm, dem dieses angehörte, führte. Was lag näher, als diese Benennung von dem berühmten peloponnesischen Argos abzuleiten und somit das Königshaus auf das einst dort regierende Geschlecht der Herakliden zurückzuführen, namentlich wenn eine derartige Ableitung dem Interesse des Königs-

¹ Strab. VII 329 frg. 11. App. Mak. 2. Paus. VII 8, 9. Steph. Byz. u. Ἀργεῶν νῆσος. Just. VII 1, 10 (nach der einleuchtenden Verbesserung von Abel, Makedonien, S. 95). Wenn die Deutung der Bezeichnung: Ἀργεῖαδαι in einer zu Olympia gefundenen Inschrift auf die makedonischen Argeaden richtig ist (J. G. A. 42. Cauer, Del.² 55), so dürfen wir den Namen nicht auf das Königsgeschlecht beschränken.

tums selbst entsprach? Es gab aber noch mehrere andere Orte, die den Namen Argos führten; es existierte vor allem ein solcher in der Landschaft Orestis¹ in Makedonien selbst. Die Richtung, in der allem Anscheine nach die Ausdehnung der makedonischen Macht erfolgt ist, würde durchaus zu der Annahme passen, daß dieses Argos die Heimat des makedonischen Königshauses gewesen sei. Indessen, mag die Namensform „Argeadai“ auch auf eine andere Ableitung führen², daran ist nicht zu zweifeln, daß der Name, wie das Geschlecht selbst, im makedonischen Volke wurzelt.

Von der früheren makedonischen Geschichte, aus der Zeit vor den Perserkriegen, wissen wir fast gar nicht. Wir müssen uns im wesentlichen mit den allgemeinen Bemerkungen begnügen, die Thukydides, jedenfalls für die ältere Geschichte Makedoniens die beste Autorität, über das allmähliche Anwachsen der makedonischen Macht uns hinterlassen hat.³ Einzelne beiläufige Erwähnungen anderer Autoren, namentlich Herodots, geben eine Ergänzung oder Erläuterung hierzu. Als sicher können wir wohl die Zahl und die Namen der makedonischen Könige, die in dem im 5. Jahrhundert aufgestellten Stammbaume aufeinander folgten, ansehen. Acht Könige waren, wie Thukydides berichtet⁴ vor Archelaos, und diese Zahl stimmt mit der von Herodot⁵ wiedergegebenen Königsliste überein. Perdikkas, nach der von Herodot⁶ überlieferten Gründungssage der eigentliche Begründer des makedonischen Königtums, ist demnach mit Wahrscheinlichkeit als der erste König, auf den noch eine geschichtliche Kunde zurückging, anzusehen. Der von Herodot mitgeteilte Stammbaum, der jedenfalls der zu seiner Zeit und auch noch zu der des Thukydides am makedonischen Königshofe offiziell geltende war, ist dann später über Perdikkas hinaus nach rückwärts erweitert worden⁷; diese Erweiterung hat natürlich geschichtlich keine Bedeutung.

¹ Strab. VII 7, 8 p. 326. Steph. Byz. u. Ἄργος. App. Syr. 63, wo noch die Bemerkung hinzugefügt ist: „ὅθεν οἱ Ἀργεάδαι Μακεδόνες,“ allerdings in der überlieferten Form grammatisch nicht ganz einwandfrei. Schweighäuser und Mendelssohn haben die Worte als Glossem bezeichnet.

² Vgl. O. Hoffmann a. O. S. 121 ff.

³ Thuk. II 99, 3 ff.

⁴ II 100, 2.

⁵ Her. VIII 139.

⁶ VIII 137 ff.

⁷ Über diese Fragen ist vor allem die grundlegende Untersuchung von Gutschmid über d. makedonische Anagraphe (jetzt Kl. Schr. IV 33 ff.) zu vergleichen. Wenn aber Gutschmid, in scharfsinniger Deutung der Namen des Karanosstammbaumes, in diesen Benennungen geschichtliche Reminiszenzen aus der Vergangenheit des makedonischen Volkes erkennen will, so vermag

Die erste Periode der makedonischen Machtentwicklung reicht bis auf Alexander I., den Philhellenen, den Zeitgenossen der Perserkriege. Am Schlusse seiner Regierung hat Makedonien diejenige Ausdehnung erreicht, die es bis zum Beginn der Regierung Philipps im wesentlichen festgehalten hat. Wie ein Keil hat sich die makedonische Herrschaft aus dem inneren Bergland in die von dem Mündungsgebiet des Axios, Haliakmon (und Ludias) gebildete Küstenlandschaft, die den alten Namen Emathia trug, vorgeschoben, zwischen die illyrischen und namentlich thrakischen Völkerschaften, die vor ihr in verschiedenen Richtungen zurückweichen mußten. Der eigentliche Ausgangspunkt der Herrschaft der Argeaden über das „untere Makedonien“ scheint die Stadt Aegae gewesen zu sein. An sie knüpft die Gründungssage des makedonischen Königsgeschlechtes an, und jedenfalls bis zum Ende des 5. Jahrhunderts¹ ist sie die Hauptstadt des makedonischen Reiches, in späterer Zeit noch die Begräbnisstätte der makedonischen Könige geblieben. Sagenhafte Erzählungen von den Gärten des Midas, die sich mit dieser Gegend verbinden, bezeugen den Zusammenhang des vorher hier wohnenden thrakischen Stammes mit dem Volke der Phryger.² Von hier aus drangen die Makedonen weiter vor. Sie gewannen südwestlich das Gebiet von Eordaea, das Becken von Ostrovo, und nordöstlich Almopia, unter Verdrängung der bisherigen Einwohner, unterwarfen am unteren Haliakmon und Ludias die Landschaft der angeblich aus Kreta stammenden Bottiaeer³, die sich nun in der Gegend der Halbinsel Chalkidike ansiedelten, eroberten den im Besitze der Paeonen befindlichen Landstrich an beiden Seiten des Axios von dem engen Durchbruchstal dieses Flusses bis an die Küste und ergriffen auch von dem jenseits des Axios gelegenen, von verschiedenen Stämmen der thrakischen Edonen bewohnten Gebiete, hauptsächlich der Land-

ich ihm doch auf diesem Wege nicht zu folgen; einen geschichtlichen Kern aus diesen Sagen herauszuschälen, scheint mir ein aussichtsloses Unternehmen. Vgl. auch E. Schwartz, Abh. d. Gött. Gesellsch. d. Wissensch., phil. hist. Kl. 1895: „Die Königslisten des Eratosthenes und Kastor“ S. 78 f.

¹ Man nimmt an, daß unter Archelaos Pella die Hauptstadt geworden sei, wenn gleich es keinen sicheren, in der Überlieferung begründeten Anhalt für diese Annahme gibt, im Gegenteil durch bestimmte Zeugnisse feststeht, daß Pella seine große Bedeutung als Residenz erst Philipp II. verdankt. (Strabo VII 330 frg. 20. 23. Demosth. XVIII 68.)

² Her. VIII 138. Just. VII, 1, 11. Über den Ort vgl. Abel, Makedonien, S. 110 ff.

³ Vgl. außer Thuk. a. O. Her. VIII 127.

schaft Mygdonia und dem daran angrenzenden Krestonia¹, Besitz. Die letzten Erwerbungen, die sicher erst in der Zeit Alexanders I. erfolgten, wahrscheinlich nach dem großen persischen Zuge, waren die des bisaltischen Landes, das sich bis zum Strymon ausdehnte und durch seine Silberbergwerke reichen Ertrag abwarf², und die von Pieria, der thrakischen Grenzlandschaft nördlich vom Olymp, mit deren Okkupation wahrscheinlich auch die Besetzung der griechischen Küstenstadt Pydna³ zusammenhing.

Wichtiger noch als die Erweiterung der Grenzen der makedonischen Herrschaft, wie sie unter der Regierung Alexanders I. erfolgte, war die nähere Beziehung, in die in dieser Zeit Makedonien, insbesondere das Königshaus selbst, zu der griechischen Staatenwelt trat. Es begann jetzt zuerst das bewußte Streben, die Makedonen dem Kreis der hellenischen Kultur näher zu rücken, sie geistig wie politisch und wirtschaftlich in engere Verbindung mit den hellenischen Staaten zu bringen. Alexander der Philhellene machte zuerst den heraklidischen Stammbaum des makedonischen Königshauses vor den Hellenodiken zu Olympia geltend und erwies auf dieser Grundlage seine Zugehörigkeit zur hellenischen Nation.⁴ Wahrscheinlich war eben damals dieser Stammbaum erdichtet worden, der die makedonischen Könige in den Zusammenhang des ruhmvollsten Geschlechts von Hellas eingliederte. Für die politische Stellung des makedonischen Königtums zu Hellas, für seine Einwirkung auf die Angelegenheiten der hellenischen Staatenwelt war die heraklidische Abstammung von großer Wichtigkeit. Sie bedeutete zunächst ja nur einen Anspruch, aber einen Anspruch, der um so größere Kraft gewinnen konnte, je mehr es den makedonischen Königen gelang, sich selbst bei den Hellenen zur Geltung zu bringen. Bedeutungslos war schon an sich jener Stammbaum nicht — einem Volke wie dem hellenischen gegenüber, das so sehr unter dem Banne der genealogischen Legende stand. Wenn Alexander I. nach der Schlacht bei Plataeae, in kluger Benutzung der Umstände, zur völligen Ver-

¹ Vgl. außer Thuk. a. O. noch Strabo VII p. 329 frg. 11. Bereits unter Amyntas I., dem Vater Alexanders I., hatte hier die makedonische Herrschaft Fuß gefaßt; vgl. Her. V 94 mit Arist. pol. Athen. 15. Koehler, Sitzungsber. Berl. Akad. 1892, S. 345.

² Her. V 17. Vgl. auch Demosth. XII 21. P.-W. I 1411.

³ Thuk. I 137, 1.

⁴ Her. V 22.

treibung der Perser beitrug¹, so förderte dies wohl nicht bloß die Befestigung und Abrundung seiner Herrschaft, sondern mochte ihn zugleich panhellenischer Empfindung als geeigneten Repräsentanten der Verbindung des nordischen Königtums mit den Traditionen der hellenischen Vorgeschichte erscheinen lassen. Wie weit die Anerkennung des heraklidischen Stammbaumes außerhalb des Kreises der offiziellen Leitung der olympischen Festspiele bei den Hellenen durchgedrungen ist, wissen wir nicht. Herodot und Thukydides aber sprechen mit voller Überzeugung von der Zugehörigkeit der makedonischen Könige zum Geschlechte der Temeniden, und Euripides dichtete ein eigenes Drama zur Verherrlichung des heraklidischen Ahnherrn des Königshauses. Als die Zeit gekommen war, in der das makedonische Königtum entscheidend in die Geschieke von Hellas einzugreifen vermochte, konnte die panhellenische Politik Philipps, die der Monarchie der Argeaden die Hegemonie über Griechenland errang, an die Abstammung seines Geschlechtes von den Herakliden von Argos anknüpfen, und als dann weiter die hellenische Kultur in unermeßlichem Siegeszuge über die Welt sich verbreitete, wies der göttliche Ahnherr des Heraklidengeschlechtes dem jugendlichen Welteroberer den Weg. Den Spuren des Herakles folgte der große Alexander, auf neuen, ungeahnten Bahnen die Welt durchschreitend. Indem er diese mit dem Widerhall seiner Taten erfüllte, verkündete er zugleich den Ruhm des erlauchten Stammvaters seines Hauses.

Für die aufstrebende makedonische Macht war der Zusammenhang mit Hellas eine Lebensfrage. Ohne Verbindung mit der hellenischen Kultur konnte Makedonien nicht daran denken, eine entscheidende, tonangebende Rolle in den eben unter dem Einflusse jener Kultur stehenden Gebieten zu spielen. Nur im Anschlusse an die geistige Herrschaft des hellenischen Genius vermochte das makedonische Königtum eine dauernde politische Herrschaft zu gewinnen, die es über die geschichtslosen Dynastien benachbarter thrakischer oder illyrischer Stämme erhob. Die Zeit mochte noch fern sein, in welcher der große Lehrer hellenischer Weisheit den jugendlichen Erben des makedonischen Thrones in die wunderbare Welt des hellenischen Geisteslebens einführte. Aber das Jahrhundert, das von der Thronbesteigung Alexanders I. bis zum Tode des

¹ [Demosth.] XII 21. Demosth. XXIII 200 (an letzterer Stelle ist, wie es scheint, irrtümlich Perdikkas statt Alexandros gesetzt).

Archelaos reichte, hat doch eben den Grund gelegt zu jener Verbindung zwischen Makedonien und Griechenland, die durch Philipps und Alexanders Wirken die Geschicke der antiken Menschheit bestimmt hat. Der heraklidische Stammbaum der Argeaden, in dem man bei isolierender Betrachtung vielleicht nur eitele Ruhmredigkeit einzelner Fürsten erblicken möchte, bot dem makedonischen Königtum einen Rechtstitel für seine politische Stellung in der hellenischen Welt. Er hat einen der tragenden Pfeiler für das Gebäude der makedonischen Großmacht, ja zuletzt der Weltmacht Alexanders gebildet.

Die nämliche Periode, in der von den makedonischen Königen die ersten umfassenderen Versuche gemacht wurden, ihre Herrschaft in engere Beziehung zu Hellas zu bringen, war es nun auch, in welcher der erste tiefer greifende Widerstreit zwischen den Interessen des aufstrebenden makedonischen Reiches und denen der größten hellenischen Seemacht, des athenischen Staates, sich geltend machte. Für Athen bildeten die thrakischen Küstengegenden eine der wichtigsten und wertvollsten Grundlagen seines Handels, seines Wohlstandes, seiner herrschenden Stellung im östlichen Mittelmeergebiete. Es war dies diejenige Interessensphäre, der die Athener fast von den Anfängen einer selbständigen attischen Politik an vornehmlich ihre Aufmerksamkeit zugewandt haben. Hier eine beherrschende Position zu behaupten, war, bei allem sonstigen Wechsel athenischer Politik, der unverrückbar feststehende Leitstern der Staatsmänner Athens. Makedonien war, insbesondere durch seine Erwerbungen im bisaltischen Gebiete, ein unbequemer Nachbar des athenischen Reiches. Aber es konnte andererseits unter dem starken Druck der athenischen Macht nur schwer zur Entfaltung seiner politischen und wirtschaftlichen Selbständigkeit gelangen. Als es nun den Athenern gelungen war, sich in Amphipolis festzusetzen und dadurch diesen wichtigen Brückenkopf der unteren Strymonlandschaft, der namentlich auch den Zugang zu dem mineralreichen Gebiete des Pangaion eröffnete, unter ihre Herrschaft zu bringen, bedrohten sie unmittelbar die wirtschaftliche und politische Zukunft des makedonischen Herrschaftsgebietes. Es ist deshalb begreiflich, daß der Sohn und Nachfolger Alexanders I., Perdikkas II., in seiner durch mannigfache Wendungen und Windungen bezeichneten Politik vor allem darauf ausging, die herrschende Stellung der Athener in diesen Gegenden zu erschüttern, wie wahrscheinlich schon sein Vater Alexander in der letzten Zeit seiner Regierung der weiteren

Ausdehnung der athenischen Macht entgegengewirkt hatte und dadurch in ein Verhältnis der Spannung zu Athen gekommen war.¹ Wenn bereits nach der Begründung der athenischen Kolonie Amphipolis die chalkidischen Städte in ihrer Stimmung Athen gegenüber unsicher wurden², so mochten Perdikkas' Umtriebe hieran wohl auch ihren Teil haben.³ Er wirkte dann für den Synoikismos der chalkidischen Küstenstädte⁴ und gewann in diesem neuen Bundesstaate, der allerdings später ein gefährlicher Rivale der makedonischen Machtinteressen werden sollte, ein bedeutsames Gegengewicht gegen die erdrückende Übermacht Athens. Auch die Expedition des Brasidas nach Chalkidike, die der athenischen Herrschaft in diesen Gegenden so großen Abbruch tat, kam wesentlich mit auf das Betreiben des Perdikkas zustande.⁵ Die Athener andererseits suchten vor allem die Bildung und den Bestand selbständiger Fürstentümer in Makedonien zu fördern. Sie unterstützten zu diesem Zwecke die Ansprüche anderer Vertreter des Königshauses gegenüber dem Perdikkas⁶ und verbanden sich mit den Fürsten von Elimeia und Lynkestis, die der makedonische König ganz von sich abhängig zu machen oder völlig zu unterwerfen strebte.⁷ Wie leicht hätte Makedonien, nachdem es von der persischen Oberherrschaft frei geworden war, zu einem reinen Vasallenstaate Athens herabsinken oder wieder auf seinen ursprünglichen, rein binnenländischen Bestand zurückgeworfen werden können! Wie war Athen, solange es das entschiedene Übergewicht in den makedonisch-thrakischen Küstengegenden hatte, bestrebt, durch die von ihm abhängigen griechischen Küstenstädte vor allem auch wirtschaftlich einen Druck auf Makedonien auszuüben, dieses in seiner freien und selbständigen Aktionsfähigkeit gegenüber den Handelsinteressen jener Städte und Athens selbst auf alle Weise einzuschränken!⁸

¹ Das ist wohl aus Plut. Kimon 14 zu erschließen; vgl. auch Abel, Makedonien S. 165. Busolt, Gr. Gesch. III 1 S. 198 ff.

² Vgl. Busolt, Gr. Gesch. III 1 S. 560.

³ Wir dürfen dies wohl annehmen, trotzdem Perdikkas kurz vor dem Ausbruch des peloponnesischen Krieges formell noch ein *ξόμμαχος* und *φίλος* der Athener genannt werden konnte (Thuk. I 57, 2).

⁴ Thuk. I 58, 2; vgl. auch 57, 5.

⁵ Thuk. IV 79, 2.

⁶ Vgl. Thuk. I 57, 3. 59, 2; II 95, 3. 100, 3. Diod. XII 50, 3. 6.

⁷ Thuk. I 57, 3. 59, 2; IV 79, 2. 83. 124 ff. I. G. I 42. 43.

⁸ Besonders charakteristisch treten uns diese athenischen Tendenzen in den der ersten Periode des peloponnesischen Krieges angehörigen Beschlüssen

Die großen Schwierigkeiten und Gefahren, in denen sich Makedonien unter Perdikkas befand, wurden dadurch noch gesteigert, daß gerade damals die Macht der Thraker in dem Odrysenreiche sich in einem für Makedoniens Selbständigkeit außerordentlich bedrohlichen Maße konsolidierte.¹ Wir müssen es deshalb schon für einen großen Erfolg der Regierung des Perdikkas ansehen, daß er in jenen unruhigen und kritischen Zeiten den bisherigen Besitzstand Makedoniens wahrte und die makedonische Machtstellung aufrecht erhielt. Der weitere, innere Ausbau dieser unter schwierigen Verhältnissen behaupteten Herrschaft erfolgte unter seinem Nachfolger Archelaos (413—399).² Dieser hat nach dem Urteile des Thukydides mehr für die innere Hebung und Konsolidierung der makedonischen Macht getan, als alle acht Könige vor ihm.³ Er gründete befestigte Plätze und setzte dadurch das Land in besseren Verteidigungszustand, legte Straßen an und gab dem makedonischen Heere, insbesondere der damals vor allem in Betracht kommenden Reiterei, eine bessere Ausrüstung.⁴ Indem er so die Sicherheit

der Athener über die Methonaeer (in den Bestimmungen über die Regelung ihres Verhältnisses zu König Perdikkas) entgegen (I. G. I 40. Syll.² 33).

¹ Vgl. Thuk. II 95 ff. (Diod. XII 50).

² Vgl. über ihn meinen Artikel P.-W. II 446 ff. U. Koehler, Sitzungsber. Akad. Berlin 1893 S. 589 ff.

³ Thuk. II 100, 2.

⁴ Die aus einem Fragment des Anaximenes von Lampsakos (7 M.) abgeleitete Ansicht Koehlers, daß Archelaos bereits den nichtadeligen Bauernstand als *πεζεῖταιροι* militärisch organisiert habe, hat keine genügende Begründung. Sie findet auch keine Stütze in der erwähnten Stelle des Thukydides. Im Gegenteil macht die Bemerkung des Autors: *καὶ τᾶλλα διεκόμηνε τὰ τε κατὰ τὸν πόλεμον ἵπποις καὶ ὄπλοις καὶ τῇ ἄλλῃ παρασκευῇ κρείσσονι ἢ ἑόμπαντες οἱ ἄλλοι βασιλῆς ὁπῶς οἱ πρὸ αὐτοῦ γενόμενοι* es ihrem Wortlaut nach wahrscheinlich, daß die militärischen Reformen des Archelaos auf der Grundlage des schon vor ihm Bestehenden erfolgten. Die „bessere Ausrüstung mit Pferden und Waffen“, von der Thukydides spricht, kann doch kaum eine so tiefeingreifende Veränderung der gesamten militärischen (und politischen) Organisation, wie sie Koehler jenem Könige zuschreiben möchte, bedeuten. Und ganz abgesehen davon, daß Philipp von Diodor ausdrücklich als der Begründer der makedonischen Phalanx bezeichnet wird, läßt sich noch ein anderer, wie mir scheint, entscheidender Grund gegen Koehlers Ansicht anführen. Die große militärische Reform, die zu der uns aus Philipps und Alexanders Zeit bekannten Gestaltung des makedonischen Heerwesens geführt hat, ist ohne den Einfluß der Neuerungen in der hellenischen Bewaffnung und Taktik, wie sie namentlich in den peltastischen Söldnerheeren aufkamen, kaum denkbar. Diese für die makedonischen Verhältnisse vorbildlichen Neugestaltungen sind

des Landes erhöhte und eine leichtere Verbindung zwischen seinen verschiedenen Teilen ermöglichte, schuf er der zentralen königlichen Gewalt einen stärkeren Einfluß und hob zugleich den Verkehr in seinem Herrschaftsgebiet. Es ist wohl kein Zufall, daß unter seiner Regierung die Münzen bereits zahlreicher werden. Für einen größeren Aufschwung des Verkehrs im Lande selbst scheint insbesondere auch der Umstand zu sprechen, daß sich Kupfermünzen erst aus der Zeit seiner Herrschaft nachweisen lassen. Auf die Verbindung mit Hellas, die vor allem Alexander I. begründet hatte, legte er den größten Wert, die philhellenischen Bestrebungen wurden eifrigst von ihm gepflegt, der heraklidische Stammbaum wahrscheinlich damals weiter ausgebildet. Das Bild des Herakles begegnet uns häufiger auf den Münzen des Archelaos und zeigt, wie er bemüht war, die Abstammung von dem ruhmreichen Geschlechte der Temeniden den Hellenen vor Augen zu stellen. Wenn er seinen Hof überhaupt zu einer Pflanzstätte griechischer Kultur zu machen suchte, wenn er hervorragende hellenische Künstler und Dichter zu sich heranzog, glänzende Opferfeste und szenische Wettkämpfe zu Ehren des Zeus und der Musen, namentlich in Dion, einführte, insbesondere an das Vorbild der griechischen Tyrannen anknüpfend, so wollte er auch hierdurch wohl nicht bloß Glanz und Ruhm um seine Person und seinen Herrscherthron verbreiten, sondern zugleich, im Interesse der politischen Macht Makedoniens, eine engere Verbindung mit den treibenden Kräften hellenischen Geisteslebens herstellen. Nichts aber war in dieser Richtung für seine Bestrebungen bedeutsamer, als daß der gefeiertste Dramatiker der damaligen Zeit, Euripides, an seinem Hofe weilte und zur Verherrlichung des makedonischen Königs und seines Hauses sein Drama „Archelaos“ dichtete¹, in dem er den Begründer des makedonischen aber erst im Anfang des 4. Jahrhunderts zur vollen Durchführung gelangt. Wir müßten sonst noch eine uns nicht weiter bekannte Zwischenstufe in der Entwicklung der militärischen Verhältnisse Makedoniens annehmen und würden dann etwa zur Vermutung Belochs (Gr. G. II 131) gelangen, daß Archelaos ein reguläres schwerbewaffnetes Fußvolk geschaffen habe. Eine solche Meinung findet aber, soweit ich sehe, nicht nur keine Bestätigung in unserer Überlieferung, sondern die Zustände Makedoniens in der unmittelbar auf Archelaos folgenden Periode scheinen ihr geradezu zu widersprechen.

¹ Es ist eine zwar kaum beweisbare aber doch sehr ansprechende Vermutung, daß Euripides sein Drama „*Ἀρχέλαος*“ für die erste Festfeier der von Archelaos zu Dion eingerichteten Olympien gedichtet habe (U. Koehler, Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1893, S. 499).

Königtums unter dem Namen des damals regierenden Herrschers einföhrte. In diesem Drama wurde, soweit wir nach den Fragmenten urteilen können, die edle Abstammung stark betont¹, somit der Zusammenhang der makedonischen Argeaden mit dem vornehmsten Geschlechte von Hellas geflissentlich hervorgehoben. Weiter erfahren wir aus den Fragmenten des euripideischen Stückes, daß der aus seiner Heimat vertriebene Ahnherr des makedonischen Königshauses vor allem durch tapferes Ertragen von Mühsal, dem Herakles selbst hierin gleichend, sich Ruhm und Herrschaft erwarb.² So wurde die Begründung des Königsthrones der Argeaden unmittelbar an das Vorbild des göttlichen Herakles angeknüpft, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß in dem Dialoge des Antisthenes, der den Namen „Archelaos“ trug, eben auch der Sohn des Temenos, der auf fremdem Grund und Boden, fern von der Heimat, sich eine neue Herrschaft gründete, in der Rolle eines wahren, auch dem philosophischen Ideale entsprechenden Herrschers erschien.³ In Griechenland selbst war die Monarchie bis auf wenige Reste durch die *πολιτεία* und die *νόμοι*, wie Isokrates sagt⁴, d. h. durch die stadtstaatliche Verfassung und die den Bürgern gemeinsamen Gesetze aufgesogen; das heroische Königtum lebte im wesentlichen nur noch in den Sagen des Volkes fort, hatte keinen Zusammenhang mehr mit dem gegenwärtigen Leben des Staates. Wenn nun aber wieder monarchische Tendenzen sich geltend machten, vor allem auch unter dem mächtigen Einflusse neuer geistiger Strömungen, lag es da nicht nahe, den Blick auf jenen nordischen Königshof zu lenken, wo ein Herrschergeschlecht, das den Namen des Herakles trug, eben in diesem Namen die ruhmreichsten Erinnerungen der mythischen Vorzeit der Hellenen mit seiner gegenwärtigen politischen Arbeit, mit den Aufgaben seiner Königsherrschaft verband? Allerdings vorläufig waren es noch dünne Fäden, die das

¹ Frg. 234, das sich in seinem Inhalte mit einem Fragmente der „Temeniden“ 739 N. berührt, was bei der nahen Verwandtschaft des in beiden Dramen behandelten Stoffes wohl bemerkt zu werden verdient. Archelaos war nach Euripides der jüngste Sohn des Temenos, der sich an dem Vatermorde der älteren Brüder nicht beteiligt hatte, und der, von eben diesen Brüdern vertrieben, nach Makedonien floh.

² Vgl. frg. 235. 238. 239. 240. 241. 242.

³ Vgl. Dio Chrys. IV 71 und dazu meine Studien z. Entw. u. Begr. d. Monarchie im Altert., S. 30 f., Anm. 3.

⁴ V 14. 127.

Leben der heranwachsenden makedonischen Macht mit der so ganz anders gearteten hellenischen Welt verknüpften. Noch war Makedonien im Inneren wie nach außen nicht genügend erstarkt, um eine führende Rolle in Hellas spielen zu können. Aber es war doch immerhin von großer Bedeutung, daß jetzt eine Brücke vorhanden war, die von dem kraftvoll emporstrebenden nordischen Herrschergeschlechte zu den Ideen und Idealen hellenischer Bildung, zu den großen Sagengestalten hellenischer Dichtung hinüberführte, und daß auch in der hellenischen Literatur jene Verbindung ihren Ausdruck fand.

Das Beispiel hellenisierender Bestrebungen, das die makedonischen Könige seit Alexander I. gaben, blieb nicht ohne Nachfolge oder Parallele. Der allgemeine, wenigstens innere Zusammenhang, in dem die wesentlich gleichzeitigen hellenisierenden Tendenzen anderer Fürstenhäuser des Nordens mit denen des makedonischen Königsgeschlechtes stehen, läßt uns deutlich erkennen, wie wir den heraklidischen Stammbaum der makedonischen Herrscher zu beurteilen haben. Das benachbarte molossische Königtum versuchte in der Person des Tharyps, zur Zeit des peloponnesischen Krieges, also etwa gleichzeitig mit der Regierung des Archelaos, in Epeiros hellenische Kultur und Sitten, vor allem nach athenischem Vorbild, einzuführen.¹ Namentlich wurde auch hier der Stammbaum des Königshauses in Verbindung mit dem heroischen Königtum der hellenischen Vorzeit gebracht. Der Stammvater des molossischen Königsgeschlechtes wurde als Sohn des Neoptolemos zum Enkel Achills gemacht oder mit Neoptolemos selbst gleich gesetzt.² Wie die makedonischen Argeaden auf Herakles, so führten die molossischen Könige ihren Stammbaum auf Aeakos zurück. Schon bald nach Tharyps' Regierung, bei seinem Enkel Neoptolemos, und später bei Aeakides, dem Vater des Königs Pyrrhos, treffen wir Namen, welche

¹ Plut. Pyrrh. 1. Just. XVII 3, 9 ff. Wenn gleich die Nachrichten über Tharyps im einzelnen nicht gerade als historisch zuverlässig gelten können, vgl. Nilsson, Studien z. Gesch. d. alten Epeiros, S. 43 ff., so ist doch seine bewußt hellenisierende Tätigkeit nicht in Zweifel zu ziehen und wird in der Hauptsache ja auch von Nilsson nicht in Abrede gestellt. Vgl. auch P.-W. V 2725. Klotzsch, epirotische Geschichte S. 23 ff.

² Vgl. Plut. Pyrrh. 1. Just. XVII 3. Strabo VII 326. Theop. frg. 232 = 355 Grenf.-Hunt. Paus. I 11, 1. Eur. Androm. 1243 ff. Diod. XXI 21, 12. Schubert, Gesch. d. Pyrrhus, S. 39. Schon in den Kyprien wurde Neoptolemos auch Pyrrhos genannt; vgl. Paus. X 26, 4.

die Zugehörigkeit des epeirischen Königshauses zum aeakidischen Geschlechte zum Ausdruck bringen sollen.¹ Der Umstand, daß Dodona mit seinem altherwürdigen Heiligtum des Zeus dem Machtbereiche des molossischen Königtums angehörte, mochte noch dazu beitragen, jene hellenisierenden, das epeirische Königshaus mit einem sagenberühmten hellenischen Geschlechte verknüpfenden Bestrebungen zu unterstützen.

Auch die kleineren, unter makedonischer Oberhoheit stehenden Fürstentümer scheinen damals den Versuch gemacht zu haben, durch Anknüpfung ihres Herrschergeschlechtes an berühmte Gestalten der hellenischen Heldensage größeren Nimbus zu gewinnen. Vielleicht wollten sie damit auch ihren auf eine gewisse Selbständigkeit gegenüber dem makedonischen Oberkönigtum gerichteten Bestrebungen eine stärkere innere Stütze verleihen. Von Arrabaios, dem Könige von Lynkestis, dem Zeitgenossen des Perdikkas II. und Archelaos, berichtet Strabon², daß er sich zum Geschlechte der Bakchiaden rechnete, also doch wahrscheinlich auch seinen Stammbaum — über Aletes — auf Herakles zurückführte, und vielleicht waren auch für die Verbindung des orestischen Fürstentums mit Orestes, dem Sohne des Agamemnon, der in dieser Landschaft das orestische Argos gegründet haben sollte³, ähnliche politische Gründe wirksam.

Wie über der äußeren Geschichte Makedoniens in der Zeit vor Philipp im allgemeinen ein tiefes, nur durch einzelne spärliche Lichter erhelltes Dunkel liegt, so wissen wir auch von den inneren Zuständen des Landes und des Volkes, von der Verfassung,

¹ Auch die Zurückführung des chaonischen Königsgeschlechtes auf Helenos, den Sohn des Priamos (Just. XVII 3, 6. Paus. I 11, 2), dürfen wir wohl in diesen allgemeinen Zusammenhang einreihen. Allerdings möchte ich glauben, daß diese Ableitung erst auf Grund einer engeren, verwandtschaftlichen Verbindung des chaonischen Fürstenhauses mit dem molossischen Königsgeschlecht erfolgt sei. Denn daß Olympias, die Mutter Alexanders des Großen, von mütterlicher Seite aus jenem chaonischen Königshause, das aber bereits am Ende des 5. Jahrhunderts nicht mehr im tatsächlichen Besitze der Königsherrschaft war (Thuk. II 80, 5), abstammte, ist eine sehr wahrscheinliche, auf eine Kombination der erwähnten Stellen des Justin und Pausanias mit Thukydides a. O. und Theopomp frg. 232 (355) gegründete Vermutung U. Koehlers (Sat. phil. Sauppio obl. S. 83). Die bei Justin erhaltene Tradition läßt auch schon das dem Helenos überlassene Königtum der Chaoner gewissermaßen als ein Dependencefürstentum des aeakidischen Königtums erscheinen.

² VII 7, 8 p. 326.

³ Strabon a. O. Wie lange ein selbständiges orestisches Fürstentum bestan-

dem Leben und den Sitten der Makedonen aus jener älteren Periode nur sehr wenig. Wir sind auf ganz fragmentarische Notizen, vereinzelte beiläufige Erwähnungen angewiesen. Den sichersten Boden gewährt uns immer noch das, was wir durch Rückschlüsse aus den uns genauer bekannten Zeiten Philipps und Alexanders ermitteln können. Wir müssen uns also damit bescheiden, die Stufen der Entwicklung wie der makedonischen Macht so auch des makedonischen Staates nur in seinen allgemeinen Umrissen darzustellen. Bei einer genaueren Kenntnis der früheren Verhältnisse, der Grundlagen, auf denen sich das makedonische Königtum zur Weltmacht ausgebildet hat, würde uns wahrscheinlich die Größe dieser Entwicklung noch deutlicher entgegentreten, würde uns vor allem wohl die staatsmännische Bedeutung Philipps in noch überraschenderer Beleuchtung erscheinen.

Von der hellenischen Kultur unterschied sich die des makedonischen Landes am schärfsten dadurch, daß seine Bewohner nicht in städtischen Ansiedelungen lebten. Die Konzentration des Lebens, die durch die hellenische Polis vertreten war, fehlte den Makedonen völlig. Befestigte Orte gab es in der Zeit vor Archelaos, nach dem Zeugnis des Thukydides¹, sehr wenig. Selbst die Hauptstädte, wie Aegae und Pella, waren nicht den griechischen Städten ähnlich, denn sie hatten kein politisches Leben, das dem hellenischen verwandt war. Die Masse der Bevölkerung bestand aus Hirten und Bauern, die, wie die Epeiroten und Aetoler², in Dörfern wohnten.³ Die alte Stammesverfassung hatte sich hier noch in voller Wirksamkeit erhalten; die einzelnen Stämme, nicht bloß diejenigen, die unter eigenen Fürsten lebten, waren voneinander geschieden. Noch in der Zeit Alexanders wurde diese Scheidung in Stämme in der Heeresverfassung aufrecht erhalten⁴, wie auch in dem Heere des Pyrrhos die verschiedenen epeirotischen Stämme getrennte Abteilungen bildeten.⁵

den hat, wissen wir nicht; am Beginn des peloponnesischen Krieges stand die Landschaft Orestis noch unter einem eigenen König, Antiochos. Thuk. II 80, 6.

¹ II 100, 2.

² Skyl. periopl. 28. 30. 31. 32. Thuk. III 94, 4.

³ Dies ergibt sich aus Thuk. II 100, 1f. (vgl. auch IV 124, 4) und aus den analogen Verhältnissen in Epeiros und Aetolien. Bestätigt wird es auch durch die allerdings wohl übertreibende Schilderung, die Arrian in einer Rede (anab. VII 9, 2) dem Alexander in den Mund legt.

⁴ Vgl. Arr. III 16, 11. Diod. XVII 57, 2. Vgl. auch Curt. IV 13, 28.

⁵ Dionys. Halicarn. XX 1. Vgl. Niese, Gesch. d. griech. und makedon. Staaten II S. 5.

Wir haben schon im allgemeinen das Königtum als die treibende Macht des makedonischen Staates bezeichnet. Versuchen wir, seine Stellung im Ganzen des Volkslebens und Staatswesens genauer zu erfassen. Entsprechend den einfachen Verhältnissen ursprünglicher Stammesverfassung, wie sie die Makedonen bewahrt hatten, zeigte auch das Königtum noch die ursprünglichen Züge, die das mehr patriarchalisch gestaltete Gemeinwesen bezeichneten. Priesterliche und richterliche Funktionen und der oberste Heeresbefehl waren in ihm vereint, wie bei dem heroischen Königtum der Hellenen, das wir aus den homerischen Gedichten kennen. Die Befugnisse des Königs waren ebensowenig wie beim homerischen Königtum bestimmt abgegrenzte. Die persönliche Tüchtigkeit gewährte einen weiten Spielraum für Entfaltung persönlicher Macht. Eine andere Schranke für den Mißbrauch dieser Macht gab es nicht, als die durch das Herkommen bedingt war. Dieses Herkommen war offenbar sehr allgemeiner und unbestimmter Art, im einzelnen wenig bindend. Im Unterschiede von der hellenischen Polis, die vor allem durch eine bestimmte *πολιτεία*, eine bestimmte Verfassung, charakterisiert wurde, waren hier die Grundlagen des Staatswesens durchaus im Flusse befindlich. Ein freies Feld war vorhanden für schöpferische Neubildungen, die mit einem größeren und weiteren Inhalte des politischen Lebens, mit seinen neuen Aufgaben zugleich auch neue Formen der staatlichen Organisation schaffen konnten.

Der entscheidende Charakterzug der makedonischen Entwicklung ist nun, daß das Königtum hier nicht nur als Zeichen altertümlicher Verfassungszustände, ursprünglicherer Lebensformen sich erhalten hat, sondern daß es die eigentlich ausschlaggebende geschichtliche, ja wir können sagen: eine weltgeschichtliche Macht geworden ist. Auf hellenischem Boden selbst durch andere staatliche Bildungen, durch die selbständige Ausgestaltung der Polis überwunden und — bis auf wenige Reste — verdrängt, hat das Königtum hier im Norden sich zu einem grundlegenden und maßgebenden Faktor politischer Entwicklung ausgebildet. Die hellenische Polis, die Heimat und Bildungsstätte der eigentümlichen hellenischen Kultur, bezeichnet zugleich die Form, in der das selbständige staatliche Leben der Hellenen sich überhaupt auswirkte. Ihr gegenüber steht die makedonische Monarchie als eine eigenartige Potenz, von der hellenischen Kultur abhängig, aber politisch auf selbständigem, eigenem Fundamente ruhend und eben deshalb

stark, triebkräftig, einer sich in sich selbst abschließenden Welt gegenüber neue Kräfte bildend und an sich ziehend, zukunfts-freudig und zukunfts-mächtig.

Das makedonische Königtum war, auch noch ehe es durch die Schaffenskraft genialer Persönlichkeiten zu weltgeschichtlicher Wirksamkeit gelangte, an sich schon eine bedeutende Macht; seine Stärke beruhte auf der Sicherheit, mit der es im heimischen Boden, im Leben des Volkes selbst wurzelte. Das makedonische Volk war monarchisch, wie kein anderes Volk des Altertums. Es hielt mit Zähigkeit an der Monarchie als dem eigentlichen Fundament seines selbständigen Volkstums fest.

Die innere Festigkeit der makedonischen Monarchie zeigt vor allem ein Vergleich mit dem benachbarten epeirischen Königtum. Auch in Epeiros entstand, wahrscheinlich erst im Laufe des 4. Jahrhunderts, ein Gesamtstaat, in dem bis zu einem gewissen Grade das Sonderleben der einzelnen Stämme aufging, unter Führung des molossischen Königtums. Aber das molossische Königtum war, wie Aristoteles bezeugt¹, in seinen Befugnissen verhältnismäßig beschränkt. Wie wir aus den dodonäischen Inschriften erfahren, stand neben dem König der Molosser ein Prostates, ähnlich wie die Ephoren in Sparta neben den beiden Königen.² Thukydides³ sagt, daß bei den Chaonern jährlich zwei Prostatai aus dem herrschenden oder königlichen Geschlechte gewählt wurden, die also doch wohl an die Stelle des ursprünglichen Königtums getreten waren. Wenn uns Plutarch berichtet⁴, daß die epeirischen Könige in Passaron eidlich verpflichtet wurden, nach den bestehenden Gesetzen zu regieren, wofür die Epeiroten ihnen schwuren, nach den Gesetzen das Königtum aufrechtzuerhalten, so werden wir an die analogen Verhältnisse des spartanischen Königtums erinnert.⁵ Auch ist die Bildung eines Einheitsstaates in Epeiros nicht so ausschließlich durch das Königtum erfolgt, wie in Makedonien. Andere Faktoren noch sind dabei wirksam gewesen. Vor allem scheint die einheitliche Gestaltung der staatlichen Verhältnisse zum Teil mehr ein Ergebnis

¹ Polit. V 11 p. 1312b 24.

² Vgl. bei Karapanos, Dodone et ses ruines z. B. S. 49 nr. 1. S. 50. nr. 3, S. 64 nr. 23. Gr. Dialektinschr. 1334. 1335. 1337. 1346. Vgl. auch Justin XVII 3, 12 der ausdrücklich von annui magistratus spricht.

³ II 80, 5. ⁴ Pyrrh. 5.

⁵ Xenoph. de rep. Lac. 15, 7; vgl. auch Nic. Dam. frg. 114, 16.

der allgemeinen föderativen Tendenzen gewesen zu sein, von denen namentlich im 4. Jahrhundert die verschiedensten hellenischen Landschaften ergriffen wurden. Die epeirischen Stämme bilden untereinander ein Symmachie, die vermittels ihrer Bundesorgane handelt, durch sie ihre bindenden Beschlüsse faßt.¹ Das Königtum ist hier, ähnlich wie in Sparta, vorwiegend Exekutivorgan. In Makedonien dagegen ist das Königtum, und zwar vornehmlich als die erobernde Macht, die einigende Macht, welche die verschiedenen landschaftlichen Gebiete und die verschiedenen Stämme zu einem Ganzen verschmolzen hat. Der Rechtstitel der Einheit ruht hier nicht auf den verschiedenen Stämmen als selbständigen Repräsentanten einer in föderativen Formen organisierten Gesamtheit, sondern ausschließlich auf der Monarchie selbst.

In Epeiros war das Königtum auch, wie es scheint, in seinem eigenen Bestande durch den Mangel an einer bestimmten Thronfolge sehr gefährdet. Tatsächlich wenigstens finden wir in der uns am besten bekannten Periode der epeirischen Geschichte ein häufiges Nebeneinander- oder Gegeneinanderbestehen der Herrschaft mehrerer Glieder des Königshauses, deren Rechte und deren Besitz wenig fest abgegrenzt erscheinen, die sich gegenseitig vielfach bekämpfen und so durch ihren Streit zur Schwächung und zum Niedergang des epeirischen Königtums beitragen. Das Doppelkönigtum ist hier zwar nicht, wie in Sparta, zu einer organischen Institution des Staates geworden, aber es hat sich doch als eins der wesentlichsten Hindernisse für eine freie und selbständige Entfaltung königlicher Macht erwiesen. In Makedonien stand es anders. Auch hier hat es nicht an Wirren und gewaltsamen Thronwechseln, an Kämpfen um die Königsherrschaft gefehlt; aber als ein deutlich erkennbarer Faden geht doch der Gedanke der Einheit des Königtums durch die makedonische Geschichte hindurch. Es tritt uns eine bestimmte Thronfolgeordnung entgegen, die auf dem Rechte der Erstgeburt beruhte.² In der Regel folgte der älteste Sohn dem Vater auf dem Throne. War er unmündig, wurde ein Vormund

¹ Die eigentliche Bundesverfassung von Epeiros ist wahrscheinlich erst spät, gegen Ende des 4. Jahrhunderts, ausgebildet worden. Vgl. meinen Artikel P.-W. V 2726 ff. Nilsson a. O. S. 59 ff. Swoboda, Staatsaltert. S. 311 ff.

² Es ist vor allem das Verdienst U. Koehlers, dies entschieden betont zu haben, namentlich in seinem schon mehrfach erwähnten Aufsätze über König Archelaos.

für ihn bestellt, der an seiner Statt bis zu seiner Mündigkeit die Königsherrschaft verwaltete. War kein direkter männlicher Nachkomme des Königs vorhanden, so hatte der diesem nach dem Grade der Verwandtschaft am nächsten stehende männliche Agnat das Recht auf die Thronfolge, vor allem der älteste unter den Brüdern des verstorbenen Königs.¹ Die Vormundschaft hatte auch bestimmte, durch das Herkommen geregelte Formen, ähnlich wie es in Sparta der Fall war.² Der nächste volljährige Agnat hatte gewiß das nächste Anrecht darauf, zur Vormundschaft berufen zu werden. Dieses Recht kam wohl unter normalen Verhältnissen in der Regel auch zur Anwendung, mochte nun der zuletzt regierende König selbst noch den Vormund bestimmen, oder mochte erst nach dem Tode des Königs eine Vormundschaft oder Regentschaft gebildet werden, in letzterem Falle wahrscheinlich nicht ohne Zustimmung des Adels oder des Volkes.³

Wenn in einzelnen besonderen Fällen die nächstberechtigten Agnaten, welche die Vormundschaft für den unmündigen Thronfolger übernahmen, durch Volksbeschluß selbst zur Königswürde erhoben wurden, wie es z. B. bei Philipp II. und Antigonos Doson geschah, so bestätigen diese besonders begründeten Ausnahmen eben nur das tatsächliche Vorhandensein einer bestimmten Thronfolgeordnung.

Das makedonische Königtum war die den Staat nach außen vertretende, seine Einheit und seine Macht ausschließlich repräsentierende Gewalt. Es vereinigte in sich die wichtigsten Hoheitsrechte des Staates, die in den hellenischen Staaten dem souveränen Volke zukamen. Von größter Bedeutung waren für seine Machtstellung namentlich die finanziellen Hoheitsrechte, die Zölle, die Grundsteuer, die vornehmlich in Waldungen und Bergwerken bestehenden Domänen, die ihm insbesondere in den neu eroberten Gebieten als dem eigentlichen Herrn des Landes zufielen. Trotz dieser ausgedehnten Befugnisse war es keine despotische Monarchie. Es war ein Königtum über Freie.

Neben dem König spielte vor allem der Adel eine sehr bedeutende,

¹ So folgte Perdikkas III. seinem Bruder Alexander II.

² Darauf weist U. Koehler a. O. hin.

³ Antigonos Doson wurde nach Plut. Aem. Paul. 8 von dem makedonischen Adel zur Vormundschaft berufen, nachher auch von diesem zum König erwählt; doch geschah letzteres wohl nicht ohne Zustimmung des Volkes.

politisch wie militärisch ausschlaggebende Rolle. Der Einfluß des Adels beruhte hauptsächlich auf seinem ausgedehnten Grundbesitz. Die stets zunehmende Erweiterung des Landes durch Eroberung gab den vornehmen Makedonen besondere Gelegenheit, ihren ursprünglichen Grundbesitz zu vergrößern. Theopomp¹ berichtet, daß 800 Hetairoi des Königs mehr Grundbesitz hätten, als 10 000 Hellenen, die der besten Klasse der Grundbesitzer angehörten. Wir dürfen annehmen, daß mit dem Grundbesitz die militärischen Leistungen zusammenhingen; die Verpflichtung des Adels zum Reiterdienst ruhte wohl auf einem bestimmten Besitz, der wahrscheinlich dafür von den Abgaben, die sonst von dem Grundbesitz erhoben wurden, befreit war. Näheres wissen wir über die Formen, in denen die Verpflichtung zum Kriegsdienst ausgeprägt war, gar nicht. Der Vergleich mit dem mittelalterlichen Lehnswesen, der öfters gemacht worden ist, kann wohl eine gewisse allgemeine Analogie bieten, vermag aber doch nicht, das Dunkel, das über den makedonischen Verhältnissen liegt, völlig aufzuhellen. Nur so viel können wir sagen, daß wenigstens in den später eroberten Gebieten ein Obereigentum des Königs an dem Grundbesitz festgehalten worden zu sein scheint. Dieses neuerworbene Land wurde also wohl gegenüber dem älteren makedonischen Grund und Boden als *δορικητος χώρα*, als Domanialland, das in besonderem Sinne zur Verfügung des Königs stand, betrachtet.² Der König verlieh diesen Besitz wahrscheinlich vor allem als Entgelt für militärische Leistungen, jedenfalls nicht zu vollem Eigentum.³

Der Adel bildete in der Zeit vor Philipp durchaus den Kern des makedonischen Heeres. Dieses war in der Hauptsache ein Rei-

¹ Frg. 249 M = 217 Grenf.-Hunt. Auch in Thessalien haben wir große Güterkomplexe in den Händen des Adels anzunehmen. Vgl. über die Größe dieser Güter die scharfsinnigen Vermutungen von E. Meyer, Theopomps Hellenika S. 225f., die allerdings noch nicht auf völlig gesicherter Grundlage beruhen.

² Doch ist dieser Grundsatz vielleicht auch erst ein Ausfluß der späteren, größeren Machtstellung des Königtums.

³ Wir schöpfen unsere Kenntnis dieser Verhältnisse vornehmlich aus der wichtigen Inschrift Syll.² 178. Vgl. auch Rostowzew, Studien z. Gesch. d. röm. Kolonats S. 251f. Wenn es Arr. Ind. 18, 10 vom Kreter Nearchos heißt: „ὅπως δὲ ἐν Ἀμφιπόλει τῇ ἐπὶ Στρονμόνι“, so dürfen wir hieraus schließen, daß Nearchos als Hetairos des Königs im Gebiet von Amphipolis mit Grundbesitz ausgestattet war.

terheer. Wir könnten die überwiegende Bedeutung der Reiterei für die ältere makedonische Zeit schon aus den Münzen erschließen, die vorherrschend den Typus eines Reiters oder auch bloß das Bild eines Pferdes zeigen. Sie ergibt sich aber namentlich auch aus den Erzählungen des Thukydides über die Kämpfe, welche die Makedonen unter Perdikkas II. zu bestehen hatten.¹ Thukydides sagt, daß die Makedonen bei Gelegenheit des Einfalles des Thrakerkönigs Sitalkes in ihr Gebiet nicht einmal den Versuch machten, mit Fußvolk sich gegen die Feinde zu verteidigen. Er berichtet uns ferner in seiner Darstellung der Kämpfe des Perdikkas gegen den Lynkestenkönig Arrabaios, daß die Hopliten, die Perdikkas aufgeboden hatte, Hellenen waren; im makedonischen Heere selbst aber spielt nur die Reiterei eine Rolle. Die übrigen Truppen sind ein ungeordneter Haufe.²

Es gab also wohl auch ein allgemeines Landesaufgebot, das in bestimmten Fällen, wenn es sich um die Verteidigung des Landes gegen einen einfallenden Feind handelte, aufgerufen wurde.³ Aber diesem allgemeinen Landesaufgebot fehlte jede militärische Organisation. Es waren keine schlagfertigen, eingeübten Truppen, sondern sie wurden nur bei besonderen Anlässen versammelt und bewaffnet.

Der militärischen Bedeutung des Adels entsprach seine politische Stellung. Sein Verhältnis zum Königtum wurde in der Zeit Philipps und Alexanders vornehmlich durch den Namen: *ἑταῖροι* d. h. die Genossen oder Gefährten⁴, ausgedrückt. Dies ist die Bezeichnung, die uns aus den homerischen Gedichten wohlbekannt ist. Es liegt nahe, hierin einen Rest altertümlich-heroischen Lebens, der schon durch den Namen an sich für seine Ursprünglichkeit zeugen würde, zu sehen. Wie das Königtum selbst an das im homerischen Epos geschilderte erinnert, so würde auch die Stellung des

¹ Thuk. II 100, 5 f. IV 124. Dasselbe Bild gewinnen wir aus der Schilderung Xenophons von den Kämpfen gegen Olynth, bei denen namentlich Derdas von Elimeia tätig ist (Hell. V 2, 38 ff. 3, 1 f.).

² Thuk. IV 124, 1. (Die hier genannten Barbaren scheint Thukydides, nach dem Zusammenhang seiner Erzählung, — vgl. namentlich 125, 1 — doch von den eigentlichen Makedonen zu unterscheiden.)

³ Wir würden dann für Makedonien eine ähnliche Scheidung in den militärischen Verhältnissen vorzunehmen haben, wie sie E. Meyer (Theopomps Hellenika S. 224) mit Wahrscheinlichkeit für Thessalien vermutet hat.

⁴ Vgl. den lehrreichen Artikel von Plaumann, P.-W. VIII. S. 1374 ff.

Adels zum Königtum ein charakteristisches Bild jener patriarchalischen Formen des Lebens, die in Hellas selbst einer früheren Stufe der geschichtlichen Entwicklung angehören, geben. Wir müßten dann annehmen, daß der Name, der im eigentlichen Hellas in seiner ursprünglichen politischen Bedeutung verloren gegangen, gerade nur in Makedonien zugleich mit der Institution selbst, der er zur Bezeichnung diene, bewahrt worden sei. Allerdings könnte nun gerade der Umstand, daß es die unveränderte hellenische Namensform ist, die in Makedonien gebraucht wird, zu der Vermutung führen, daß eben der Name erst aus dem hellenischen Epos entlehnt sei. Wir würden dann mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen, daß diese Entlehnung in einer Zeit erfolgt sei, in der die hellenisierenden Tendenzen des makedonischen Königtums einen größeren Einfluß auf Makedonien auszuüben begannen, also etwa in dem Jahrhundert vom Beginn der Regierung Alexanders I. bis zum Ende der Herrschaft des Archelaos. Insbesondere die Regierung des letzteren, der auch der hellenischen Dichtkunst Eingang nach Makedonien zu eröffnen versuchte, dürfte wohl einen vornehmlich geeigneten Rahmen bilden für die Einfügung auch dieses charakteristischen Zuges in das Gesamtbild hellenisierender Bestrebungen der makedonischen Monarchie. Der Name der Hetairoi wird in unzweifelhafter offizieller Bedeutung zuerst um das Jahr 368 gebraucht¹, doch finden wir eine allerdings mehr anekdotenhafte Erwähnung bereits aus der Zeit des Archelaos.²

Als fraglich muß es auch gelten, ob der Ausdruck: *ἑταῖροι* ursprünglich den militärisch, als Gefolgschaft des Königs, organisierten Adel als solchen bedeutet oder vielmehr im engeren Sinne die Umgebung des Königs, von der dann die Bezeichnung erst auf die militärische Organisation der makedonischen Ritterschaft übertragen sein würde. Gerade wenn der Ansicht, daß dieser Name eigentlich zur Bezeichnung eines besonderen persönlichen Verhältnisses zum Könige verwandt worden sei³, eine gewisse Wahrscheinlichkeit zuerkannt werden darf, liegt es nahe, zu vermuten, daß die Institution erst in vollem Maße ausgebildet worden ist, als das Königtum zu seiner entscheidenden Bedeutung im makedonischen Staate gelangt, zu einer zentralen Instanz des politischen Lebens entwickelt

¹ Plut. Pelop. 27. Hierauf hat U. Koehler a. O. hingewiesen.

² Ael. v. h. XIII 4. (Vgl. Curtius, Gr. Gesch. III² S. 769, 2.)

³ Diese Ansicht wird mit Nachdruck von Plaumann a. O. vertreten.

war. Die Tatsache, daß seit Philipp auch Nichtmakedonen in den Kreis der Hetairoi aufgenommen wurden¹, scheint ebenfalls darauf hinzuweisen, daß eine sich selbständig bewegende und frei verfügende Gewalt des Königtums die für die Ausgestaltung der Stellung der Hetairoi maßgebende und bestimmende Instanz gewesen ist.

Wir dürfen also wohl, mögen wir nun Namen und Institution der *ἑταῖροι* an sich schon der altmakedonischen Zeit zuschreiben oder sie erst auf die späteren hellenisierenden Bestrebungen des makedonischen Königtums zurückführen, annehmen, daß das ganze Verhältnis erst in der Periode starker Machtenfaltung des Königtums seine volle politische Wichtigkeit erhalten hat. In der Zeit Alexanders, aus der uns etwas reichlichere Nachrichten über die Institution vorliegen, bilden die *ἑταῖροι* die nächste persönliche Umgebung des Königs² und werden als Versammlung der Genossen oder Freunde des Herrschers (*σύλλογος* oder *συνέδριον* der *ἑταῖροι* oder *φίλοι*)³ berufen, um bei bedeutsamen Entscheidungen mit ihrem Rat zu dienen. Natürlich war der König nicht unbedingt an den Rat der adligen Genossen gebunden. Eigentliche Beschlüsse in bestimmten, bindenden Formen wurden wohl überhaupt nicht gefaßt. Auch richterliche Gewalt hatten die Mitglieder des makedonischen Adels, soweit sie eben die persönliche Umgebung des Königs bildeten, doch waren diese richterlichen Befugnisse wahrscheinlich ebenfalls in wenig festen Formen ausgeprägt. Vor allem scheint der Adel unter dem Vorsitz des Königs das Gericht über seine Genossen ausgeübt zu haben, wie wir aus den Spuren einer solchen Tätigkeit, die sich in der Überlieferung über die Geschichte Alexanders finden, schließen können.⁴

Wenn es als bezeugt angesehen werden darf, daß Archelaos der makedonischen Reiterei eine bessere und wirksamere Ausbildung

¹ Vgl. Theop. Frg. 249 M. = 217 Grenf.-Hunt.

² Vgl. die genaueren Nachweise bei Plaumann a. O. S. 1375f.

³ Vgl. z. B. Arr. I 25, 4. II 16, 8. 25, 2. Diod. XVII 54, 3. Curt. IV 11, 1. 13, 3. VI 11, 9. Daß die Bezeichnungen: *ἑταῖροι* und *φίλοι* in gleichem Sinne gebraucht wurden, ergibt sich aus Arr. II 16, 8 und 17, 1 (vgl. auch I 25, 2). Diod. XVII 54, 3. Curt. VI 11, 9.

⁴ Eine solche Versammlung der engeren, adligen Umgebung des Königs ist gemeint bei Arr. I 25, 4f. aus Anlaß der Beratung über Alexander den Lynkestes, wo allerdings die beratende und richtende Tätigkeit der Genossen nicht streng von einander geschieden werden können. Eine gleiche Vereinigung bezeichnet Chares bei Plutarch Alex. 55 betreffs des Kallisthenes mit den

gegeben hat¹, so dürfen wir vielleicht auch weiter vermuten, daß er die Bezeichnung der „Genossen“ des Königs auf den als Reiterei dienenden Adel übertragen und somit versucht habe, durch diese Hervorhebung der Beziehung zur Person des Königs die Bedeutung der Ritterschaft zu steigern, wie andererseits ihre Abhängigkeit von der königlichen Gewalt deutlicher zum Ausdruck zu bringen.

Was für Rechte im übrigen der Adel gehabt hat, läßt sich nicht mit Bestimmtheit feststellen. Eine noch zu erwähnende Stelle Arrians könnte die Vermutung nahelegen, daß er eine Art von Grundherrschaft ausgeübt habe. Über die Bewirtschaftung der adligen Güter ermangeln wir aber jeder genaueren Kunde.

Noch weniger als über die Stellung des Adels sind wir über die politischen Rechte und Pflichten des Volkes in der Zeit vor Philipp unterrichtet. Die Rückschlüsse aus den späteren Verhältnissen sind nur mit großer Vorsicht anzuwenden, da gerade unter Philipp eingreifende Veränderungen stattgefunden haben. Die Masse des Volkes war in der älteren Periode militärisch von keiner oder nur sehr geringer Bedeutung. Sie war noch nicht militärisch organisiert. Dementsprechend hatte sie auch politisch sehr wenig zu bedeuten. Dem Namen nach mochte, wie bereits hervorgehoben, eine allgemeine Dienstpflicht in Gestalt eines allgemeinen Landesaufbotes existieren — wir wissen nicht, ob etwa an eine bestimmte Bauernhufe geknüpft, oder als Pflicht jedes freien Mannes. Tatsächlich ist diese allgemeine Dienstpflicht jedenfalls sehr wenig zur Geltung gekommen und hat auf die militärische Leistungsfähigkeit gewiß nur sehr geringen Einfluß ausgeübt.

Die Gelegenheiten, bei denen die zerstreut im Lande wohnenden Bauern und Hirten sich zu großen Volksversammlungen vereinigten, waren wohl sehr selten. Regelmäßige, etwa in jedem Jahre zusammentretende Versammlungen der wehrfähigen Männer anzunehmen, liegt kein genügender Grund vor. Vielleicht mochte namentlich das in der Nähe des Königssitzes wohnende Volk beim Regierungsantritt eines neuen Königs ihn begrüßen, vielleicht bei besonders wichtigen Akten durch Akklamation auch seine Zustimmung kund-

Worten: *ὡς ἐν τῇ συνεδρίᾳ κριθείη*, und ebenso Curtius VI 11, 9. Unklar bleibt es, ob mit dem *consilium* bei Curt. VIII 6, 28. 8, 20 eine allgemeine Versammlung des Volkes oder eine engere des Adels gemeint ist. In der Parallelstelle bei Arrian IV 14, 2 ist allgemein von den Makedonen die Rede.

¹ Vgl. oben S. 172.

geben. Jedenfalls aber waren es sehr ungeordnete Formen politischen Lebens, in denen eine Teilnahme oder Mitwirkung des Volkes bei der Entscheidung über die Angelegenheiten des Landes erfolgte. Es fehlte eben vor allem die Regelmäßigkeit.

In späterer Zeit werden uns unzweideutige Fälle richterlicher Tätigkeit des Volkes berichtet, insbesondere Fälle, in denen es sich um Hochverratsklagen wider einzelne Makedonen handelte. Aber die Volksversammlung, der das Gericht oblag, war eben hier die Heeresversammlung. In welchen Formen sollte wohl früher das Volk diese Tätigkeit ausgeübt haben, solange es nicht als ein wirkliches Heer organisiert war? Jedenfalls werden wir berechtigt sein, die politische und richterliche Gesamttätigkeit des Volkes auf ein sehr geringes Maß, auf seltene Fälle zu beschränken.

Wenn so das Volk als Gesamtheit in politisch sehr unentwickelten Formen auftritt, so läßt die Zähigkeit, mit der noch in den Zeiten Philipps und Alexanders im Heere die Einteilung nach den verschiedenen Stämmen, nach den besonderen landschaftlichen Gruppen gewahrt bleibt, darauf schließen, daß der Stammesverband und seine Unterabteilungen, in Untermakedonien wahrscheinlich vor allem die einzelnen Gaue in der früheren Periode die entscheidenden Grundlagen für die politische Gliederung des Volkes gebildet haben. Auf ihnen baute sich zugleich die Verwaltung, die gewiß auch noch eine sehr einfache, wenig entwickelte war, auf. Wir wissen über die Organe der Verwaltung sehr wenig. Vermutlich hat es sich dabei doch vor allem um richterliche Obliegenheiten und die Erhebung von Abgaben gehandelt. Wahrscheinlich wurde der in dem betreffenden Gebiete ansässige Adel mit den wesentlichsten, notwendigen Funktionen der Verwaltung betraut. An den Gerichten mochten wohl die freien Männer eines Gaues oder einer bestimmten Ortschaft teilnehmen.¹

Aus einer Stelle Arrians² müssen wir schließen, daß die Makedonen vom Grund und Boden Abgaben zu leisten hatten und daß sie

¹ Bei Hesych. s. v. *σκοῖδος* hat sich vielleicht noch der Name von bestimmten richterlichen Beamten erhalten; vgl. Droysen, *Gesch. d. Hellen.* I² S. 73, 4; anders O. Hoffmann, *die Makedonen* S. 19 ff. 83 ff.

² Arr. I 16, 5: „(γονεῦσι δὲ αὐτῶν καὶ παισὶ) τῶν τε κατὰ τὴν χώραν ἀτέλειαν ἔδωκε καὶ ὅσαι ἄλλαι ἢ τῷ σώματι λειτουργίαι ἢ κατὰ τὰς κτήσεις ἐκάστων εἰσφοραί.“ Die Stelle VII 10, 4 hat keinen selbständigen Quellenwert, da die hier Alexander dem Großen in den Mund gelegte Ausführung auf der früheren Notiz beruht. Die Beziehung der Worte: ἢ τῷ σώματι λειτουργίαι

auch zu persönlichen Diensten verpflichtet waren. Ob sich diese persönlichen Dienste auf Arbeiten für staatliche Zwecke, etwa bei Anlage von Befestigungen durch den König und ähnlichen Anlässen, oder auf grundherrschaftliche Hand- und Spanndienste bezogen, läßt sich kaum mit Sicherheit ermitteln.

Wir haben im vorstehenden ein Bild von den Zuständen Makedoniens und seiner geschichtlichen Entwicklung in der älteren Zeit zu zeichnen versucht, — ein Bild, das bei der Dürftigkeit des Materials uns nur ganz allgemeine, wenig bestimmte Umrisse zeigt. Wir können wohl, wenn wir diese Anfänge im Lichte der späteren Machtentfaltung unter Philipp und Alexander betrachten, in den noch so unentwickelten Bildungen der früheren Zeit schon die Keime zukünftiger Größe finden. Wir glauben, in der älteren Geschichte bereits Tendenzen eines emporstrebenden Lebens zu erkennen, aber wie wenig geliedert und ausgebildet ist doch dieses Staatswesen, wie ist es noch unfähig, seine eigenen Kräfte frei und selbständig zu gebrauchen! In dem tiefgewurzelten Verhältnis des Volkes zu einem nationalen Königtum ist eine feste Grundlage staatlicher Entwicklung gegeben, aber alles kommt darauf an, daß auf diesem Fundament ein wirklicher staatlicher Bau errichtet wird, daß die noch ungeordneten Kräfte organisiert, zu einer großen in sich geschlossenen staatlichen Machtbildung zusammengefügt werden. Das Königtum hat noch eine große Mission zu erfüllen. Ein tüchtiges, kerniges, aber politisch noch durchaus unentwickeltes Volkstum harret des schöpferischen Bildners, der es erst in den Kreis wahrhaft geschichtlicher Wirksamkeit einführen soll. Dieser Bildner erschien in der Person Philipps II., der aus den schwierigsten und gefährdetsten Anfängen heraus, in denen er um seine eigene Existenz und

auf Dienste, die einer Grundherrschaft zu leisten waren, würde an sich am nächsten liegen, und wir müßten dann wohl an grundherrschaftliche Rechte des Königs selbst und des Adels denken (vgl. auch K. J. Neumann, Entw. u. Aufgaben d. alten Geschichte S. 47). Indessen ist es doch sehr fraglich, ob die allgemeine Kriegsdienstplicht der makedonischen Bauern in der Phalanx, wie sie gewiß wenigstens seit Philipp bestand, sich mit einem wirklichen Hörigkeitsverhältnis in Einklang bringen läßt. Hier liegen noch offene Fragen, die sich, so lange wir kein weiteres Material gewinnen, schwerlich sicher beantworten lassen werden. (An Kleruchen, aus deren Reihen sich das makedonische Heer rekrutiert habe, denkt W. Otto, P.-W. Suppl. II S. 91; vgl. auch M. Gelzer, S.-Ber. d. Heidelb. Akad. II S. 65, 2. 67.)

zugleich die Existenz seines Heimatsstaates rang, Makedonien zur führenden Macht Griechenlands, ja zur Weltmacht erhob.

Der 40 jährige Zwischenraum zwischen dem Ende des Archelaos und dem Regierungsantritte Philipps II. ist eine an inneren und äußeren Wirren reiche Zeit, in der das makedonische Königtum zum Teil als der Spielball der im Innern des Landes sich befehdenden Parteien und der von außen her in die inneren Streitigkeiten sich einmischenden benachbarten Mächte erscheint. Um was es sich in jenen Parteikämpfen handelte, ob sachliche Gegensätze — etwa, wie man gemeint hat, solche, die durch die Reformen des Archelaos hervorgerufen waren, — dabei maßgebend waren oder rein persönliche Bestrebungen verschiedener Thronprätendenten, vermögen wir nicht zu erkennen, um so weniger, da wir nicht einmal immer die Personen derer, welche als Bewerber um den Thron oder als zeitweilige Inhaber der Herrschaft uns entgentreten, genügend feststellen können.

Unter Amyntas III.¹ (c. 389—369), dem Vater Philipps II., einem Urenkel Alexanders I.², konsolidierten sich die Verhältnisse Makedoniens wieder einigermaßen, wenn gleich Amyntas selbst für einige Zeit von den Illyriern aus dem Lande vertrieben wurde³ und einem von diesen unterstützten Nebenbuhler, Argaios, das Feld räumen mußte. Nachdem er seine Herrschaft wiedergewonnen hatte, schloß er sich den Lakedaemoniern an, die er besonders zum Kriege gegen das mächtige Olynth aufreizte.⁴ Er hatte selbst am Anfange seiner Regierung mit Olynth in einem Bündnis gestanden, das namentlich die Handelszwecke dieser Stadt förderte. Die stetige Zunahme der Macht Olynths, von dem er auch im Kampfe gegen die Illyrier keine Unterstützung erhalten hatte, hatte wohl dahin gewirkt, ihn aus einem Bundesgenossen zu einem eifrigen Gegner zu machen. In der letzten Zeit seiner Herrschaft stand er in freundschaftlichen Beziehungen zu Athen⁵, ganz besonders zu dem an der thrakischen Küste vorzüglich einflußreichen Iphikrates.⁶

¹ Vgl. über ihn Swoboda, Arch.-epigr. Mitteil. VII 1 ff. Schaefer, Demosthenes II² 7 ff. P.-W. I 1006 nr. 14.

² Vgl. Synkell. p. 262 d.

³ Vgl. auch Schütt, Untersuch. z. Gesch. d. alten Illyrier, Bresl. Dissert. 1910 S. 33 f.

⁴ Diod. XV 19, 3. Xen. Hell. V 2, 38. 3, 9. Vgl. auch Isokr. IV 126.

⁵ I. G. II 15 b add. p. 397. 423. Syll.² 78.

⁶ Aeschin. II 26 ff.

Der älteste Sohn des Amyntas, Alexander II.¹, suchte vor allem im Süden, in Thessalien, die makedonische Einflußsphäre auszudehnen. Von den Aleuaden in Larissa, die bei ihm im Kampfe gegen Alexander von Pherae Unterstützung suchten, herbeigerufen, setzte er sich selbst an wichtigen Punkten Thessaliens, vornehmlich in Larissa, fest. Den weiteren Fortschritten seiner Herrschaft wurde aber durch innere Wirren in Makedonien, durch Streitigkeiten mit einem Anverwandten des Königshauses, Ptolemaeos von Aloros, Abbruch getan. Pelopidas trat als Vermittler in diesen Streitigkeiten auf, doch ohne dauernden Erfolg.² Alexander wurde von Ptolemaeos ermordet (368), und dieser bemächtigte sich der Herrschaft, die er unter der Form einer vormundschaftlichen Regierung für die jüngeren Söhne des Amyntas führte.³ Die Wirren in Makedonien wurden noch erhöht durch das Auftreten des Prätendenten Pausanias, der vielen Anhang fand und erst durch das Eingreifen des Iphikrates zurückgedrängt wurde.⁴ Im Jahre 365⁵ bestieg der zweite Sohn des Amyntas, Perdikkas (III.), den makedonischen Thron, nachdem er Ptolemaeos von Aloros aus dem Wege geräumt hatte. Perdikkas scheint zunächst mit Athen im Bunde gewesen zu sein und dem athenischen Feldherrn Timotheos im Kriege gegen Olynth beigestanden zu haben.⁶ Dann aber trat er dem für Makedonien bedrohlichen Anwachsen der athenischen Macht entgegen und unterstützte Amphipolis im Kampfe gegen Athen.⁷ Bei dem Einfall der Illyrier, wahrscheinlich unter König Bardylis, erlitt er eine entscheidende Niederlage und verlor selbst das Leben.⁸ Sein jüngerer Bruder Philippos, der, wie es scheint, bereits vorher mit einem Teilfürstentum von Perdikkas ausgestattet worden war⁹, übernahm jetzt, wahrscheinlich An-

¹ Vgl. P.-W. I 1412 nr. 9.

² Die Nachricht (Plut. Pelop. 26 und Diod. XV 67, 4), daß damals der jüngste Bruder Alexanders, Philipp, als Geisel nach Theben mitgenommen worden sei, wird durch Aesch. II 26 ff. widerlegt. Die Sendung Philipps nach Theben muß danach erst später fallen. Ganz unrichtig Diod. XVI 2, 2 und Just. VII 5, 1.

³ Aesch. II 29. Plut. Pelop. 27. ⁴ Aesch. II 27 ff.

⁵ Ptolemaeos regierte nach Diod. XV 77, 5 und den chronographischen Angaben drei Jahre.

⁶ Vgl. Abel, Makedonien S. 225 f. A. Schaefer, Demosthenes II² S. 14 f. Die Inschrift I. G. II 55 (II et III ed. min. 110) (363/2 v. Chr.) = Syll.² 102 gehört wohl in diesen Zusammenhang einer Verbindung Makedoniens und Athens.

⁷ Hauptstelle: Aesch. II 29 f. ⁸ Vgl. Schütt a. O. S. 37 f.

⁹ Karyst. frg. 1 (F. H. G. IV p. 357).

fang 359¹, die Regierung, zunächst wohl als Vormund für seinen unmündigen Neffen Amyntas, den Sohn des Perdikkas, doch wurde er bald vom makedonischen Volke selbst zum König erhoben.² Die Versuche verschiedener Prätendenten, zum Teil mit Unterstützung auswärtiger Mächte, die Herrschaft über Makedonien zu gewinnen, wurden mit großer Energie von ihm vereitelt.³

¹ Unter dem Archontat des Kallimedes (360/59), vgl. Schol. zu Aesch. III 51. Perdikkas III. regierte nach den chronographischen Angaben sechs, beziehentlich fünf Jahre. Die Dauer der Herrschaft Philipps wird von Diod. XVI 95, 1 auf 24, von den Chronographen ebenfalls auf 24 oder 23 Jahre angegeben. Die höhere Zahl erklärt sich in beiden Fällen daraus, daß das letzte Jahr der Regierung voll gerechnet wird.

² Just. VII 5, 9f. Vgl. Koehler, Hermes XXIV 641f.

³ Es waren hauptsächlich Archelaos, der Stiefbruder Philipps, Argaeos, der von den Athenern, und Pausanias, der vom Thrakerkönige unterstützt wurde. Argaeos und Pausanias sind wahrscheinlich dieselben, die schon früher als Thronbewerber aufgetreten waren. Vgl. Diod. XVI 2f. Theop. frg. 32 M. = 31 Grenf.-Hunt.



ZWEITES KAPITEL

DIE BILDUNG DER MAKEDONISCHEN GROSSMACHT UNTER PHILIPP

Der Beginn der Regierung Philipps war allerdings ein außerordentlich schwieriger; seine Herrschaft war von allen Seiten mit Gefahren umgeben. Trotzdem war die Zeit für eine energische Entfaltung der makedonischen Kräfte günstig. Olynth hatte sich zwar nach dem Kriege gegen Sparta von neuem erhoben, aber doch durch die letzten Erfolge des Timotheos an der thrakischen Küste¹ wieder eine Schwächung seiner Macht erfahren. Die Bestrebungen, Thessalien zur herrschenden Macht im Norden Griechenlands zu erheben, hatten in Jason von Pherae ihren tatkräftigen, erfolgreichen Vertreter verloren. Durch die Intervention Thebens in Thessalien waren die auf Bildung eines thessalischen Gesamtstaates gerichteten Tendenzen zum Scheitern gebracht worden. Theben hatte sich überhaupt wie ein Keil in die hellenischen Verhältnisse eingeschoben, die bisher herrschenden Mächte ihrer Vorherrschaft beraubt, war aber seit dem Tode des Epameinondas doch nicht mehr imstande, selbst die führende Stellung in Griechenland zu behaupten. Die thebanische Macht wurde nicht bloß militärisch die Lehrmeisterin des makedonischen Königtums, sondern sie legte auch eine Bresche in die bisherigen hellenischen Machtbildungen und bahnte damit der nordischen Monarchie den Weg in das Innere der hellenischen Staatenwelt. Der Zug der hellenischen Geschichte ging nach Norden.

Welches waren nun die Aufgaben, die das makedonische Königtum zu erfüllen hatte, wenn Makedonien eine selbständige, auf eigenen Füßen stehende Macht werden sollte? Zunächst mußte das Land militärisch gesichert, vor allem ein dauernder Schutz geschaffen werden gegen die verheerenden Einfälle der benachbarten barbari-

¹ Isokr. XV 108f. Demosth. XXIII 150. Diod. XV 81, 5. Nep. Timoth. 1, 2.

schen Völker. Dazu aber war es nötig, die im Volke vorhandenen militärischen Kräfte auszubilden und zu organisieren. Zweitens bedurfte es einer festeren politischen Einigung. Das Sonderleben der verschiedenen Landschaften mußte in einer höheren Einheit, in dem Ganzen eines festgefügtten einheitlichen Staates überwunden werden. Endlich war es für eine freie Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte des makedonischen Staates ein dringendes Bedürfnis, daß er von der Vormundschaft der griechischen Mächte befreit wurde. Diese waren im Besitz der wichtigsten Küstenplätze oder nutzten sie wenigstens einseitig für ihre Zwecke aus, sperrten somit das binnenländische Makedonien beinahe völlig von der See ab und machten ihm eine selbständige wirtschaftliche Politik unmöglich. Die Aufgaben makedonischer Einheit und Macht griffen vielfach ineinander über. Vor allem wurde die völlige politische Einigung in engster Verbindung mit der neuen militärischen Organisation des makedonischen Volkstums durchgeführt. Ein zusammenfassender Überblick über die Reformen Philipps wird uns jenen inneren Zusammenhang zur Anschauung bringen.

Die wesentlichste, alle anderen an Wichtigkeit überragende Neuerung auf militärischem Gebiete ist die Organisation des makedonischen Fußvolkes, die in der Begründung und Ausbildung der Phalanx erfolgte. Wir haben bereits vorher die Ansicht, nach der dies in der Hauptsache schon unter Archelaos geschehen sein soll, zurückgewiesen. Außer dem ausdrücklichen Zeugnisse Diodors¹, das wir doch, so lange kein anderes, ihm entgegenstehendes von besserer Beglaubigung vorhanden ist, zu verwerfen keinen Grund haben, spricht auch die innere Wahrscheinlichkeit durchaus für Philipp. Der Zusammenhang selbst, der in den großen Reformen, auf denen sich das neue Makedonien aufbaute, liegt, läßt auf eine einheitliche schöpferische Kraft schließen, die jene Reformen hervorgerufen hat. Wir haben nun allerdings über die Neubildungen im makedonischen Heere, wie es scheint, eine ausdrückliche Überlieferung in einem Fragment eines Alexander dem Großen zeitgenössischen Historikers, des Anaximenes von Lampsakos.² Danach soll Alexandros die hervorragendsten Makedonen, d. h. den Adel, im Reiterdienst eingeübt und Hetairoi genannt, die große Masse des Fußvolkes aber in Lochen und deren Unterabteilungen eingeteilt und ihnen den Namen „Pezetairoi“, d. h. Hetairoi zu Fuß, beigelegt

¹ XVI 3, 2.² Frg. 71 M. = Harp. s. v. πεζέταιροι.

haben. So wie das Fragment überliefert ist, kann es aber nicht richtig sein. Alexander der Große kann nicht der Urheber der Neuerungen sein, die schon vor ihm in der makedonischen Armee eintraten. Noch weniger können wir der kurzen Regierung Alexanders II. so tiefeingreifende Reformen zuschreiben. Die wahrscheinlichste Annahme ist, daß Alexandros hier irrtümlich für seinen Vater Philippos genannt ist.¹

Der Name „Pezetairoi“² selbst nun gibt, was vor allem hervorgehoben zu werden verdient, zu wichtigen Schlüssen Anlaß. Zunächst ergibt sich daraus, was wir ja auch sonst nach den Spuren unserer Überlieferung für wahrscheinlich halten müßten, daß wir die Organisation des Fußvolkes für jünger werden ansehen dürfen, als die der Reiterei.³

¹ Es hat den Anschein, daß Anaximenes die Organisation des Heeres Philipps und Alexanders vor Augen hat. Darüber hinaus werden wir aber wohl kaum sichere Schlüsse aus dieser Stelle ziehen können, um so weniger, da auch die aus dem Wortlaute sich ergebende Gleichzeitigkeit in der Bildung der Hetaerenreiterei und der Pezetairoi die Annahme als wahrscheinlich erscheinen läßt, daß die Darstellung des Anaximenes durch die Schuld des Epitomators verkürzt und verstümmelt worden ist. Die von H. Droysen, Griech. Kriegsaltert. S. 108, 1 gebilligte Meinung Abels (Makedonien, S. 131, 1), daß sich die Notiz des Anaximenes auf die Aufnahme der Perser in das makedonische Heer beziehe, bedarf wohl keiner ausführlicheren Widerlegung.

² Er wird zuerst von Demosthenes in der II. olynthischen Rede (§ 17) erwähnt, kommt aber dann außer der angeführten Stelle des Anaximenes auch in einem Fragment des Theopomp beim Scholiasten zu Demosth. II 17 vor; vgl. auch Etymol. magn. p. 699. Als offizielle Bezeichnung ergibt sich die Benennung *πεζήταιροι* auch aus Arrian I 28, 3. II 23, 2.

³ Es scheint mir in dem Namen der „Genossen zu Fuß“ selbst ein genügender Anhalt für die Folgerung zu liegen, daß diese Bezeichnung erst eingeführt worden sein wird, nachdem die *ἑταῖροι οἱ ἵππεις*, die als Reiterei organisierten Genossen, schon vorhanden waren. Insbesondere werden wir dies als wahrscheinlich betrachten können, wenn wir in Erwägung ziehen, daß die Institution der Hetairoi ursprünglich jedenfalls zum makedonischen Adel an sich eine besondere Beziehung gehabt hat. Auch würde die Bezeichnung als Hetairoi des Königs für die makedonische Ritterschaft gar nicht so viel bedeutet haben, wenn von vornherein und gleichzeitig diese Ehrenbenennung auch dem Fußvolk zuteil geworden wäre. Die Organisation des makedonischen Fußvolkes stellt eben eine weitere Entwicklung der militärischen und politischen Zustände Makedoniens dar, und deshalb liegt es nahe, auch in dem Namen Pezetairoi eine spätere Stufe dieser Entwicklung zu sehen, als in der Benennung der makedonischen Ritterschaft als Hetairoi. — Einen ähnlichen Schluß aus dem Namen Pezetairoi hat, wie ich nachträglich bemerkt habe,

Weiter dürfen wir hervorheben, daß die Organisation des makedonischen Fußvolkes unter der Bezeichnung „Genossen (des Königs) zu Fuß“ nicht bloß eine große militärische Wichtigkeit, die noch kurz darzulegen sein wird, hatte, sondern zugleich auch von erheblicher politischer Tragweite war. Die Neuerung bedeutete eine wesentliche Demokratisierung des makedonischen Staates. Das Königtum wurde auf eine breitere Basis gestellt, zugleich aber die staatliche Einheit Makedoniens in der Person des Königs fester begründet.

Das Königtum emanzipierte sich von der einseitigen politischen und militärischen Vorherrschaft des Adels und verband sich mit dem gesamten Volk. Das Volk andererseits erhielt erst durch diese engere, ständige Verbindung mit dem Königtum, wie sie insbesondere in der neuen Heeresverfassung gegeben war, das volle Bewußtsein seiner Stärke, namentlich aber das Bewußtsein seiner Einheit und Zusammengehörigkeit. Jetzt, seitdem es militärisch organisiert war, konnte es auch politisch ein ganz anderes Gewicht in die Wagschale werfen. Die regelmäßigen Einberufungen zu den militärischen Übungen und zu den Feldzügen ermöglichten es ganz anders als bisher, daß die Versammlung der wehrfähigen Männer, als die allgemeine Repräsentation des makedonischen Volkes, auch bei politisch wichtigen Entscheidungen, insbesondere bei der Anerkennung eines neuen Königs oder der Berufung eines Epitropos und bei wichtigen Gerichtsverhandlungen, ihre Stimme abgab.

Philipp beseitigte nicht die besonderen landschaftlichen Verbindungen, aber fügte sie, mehr als dies vorher der Fall war, in die Gesamtorganisation des Volkes ein. Das Gefühl der engeren landsmannschaftlichen Zusammengehörigkeit erlosch gewiß nicht in den Angehörigen der verschiedenen Stämme, in den Bewohnern der verschiedenen Gaue des Landes. Aber diese besonderen Verbände wurden jetzt den Zwecken des einheitlichen Staatswesens mehr angepaßt, sie wurden vor allem Aushebungs- und Verwaltungsbezirke, die der geschichtlich begründeten und landschaftlich bedingten Gliederung des Staates sich anschmiegen. Die besonderen Fürstentümer, die unter der Oberhoheit des makedonischen König-

bereits A. Bauer, Gr. Kriegsaltert.³ S. 424 gezogen. Die Ausführungen von Plaumann a. O. S. 1378f. haben mich nicht von der Wahrscheinlichkeit einer wesentlich gleichzeitigen Einführung der *ἐταῖροι οἱ ἰνπσις* und der *πρόεταῖροι* zu überzeugen vermocht.

tums in großer Selbständigkeit bestanden hatten, existieren jetzt nicht mehr.¹ Einzelne hervorragende Adlige, die den alten Fürstengeschlechtern angehören, wie Perdikkas und Polyperchon², befehligen Abteilungen der Phalanx, die sich aus den Gebieten, in denen jene Fürstenhäuser ehemals herrschten, rekrutieren.

Die Gründung von neuen Städten oder der Ausbau und die stärkere Befestigung der bereits bestehenden³ dienten einerseits der militärischen Sicherung des Landes, andererseits aber auch den Zwecken der Verwaltung und der Aushebung, besonders auch in der Ebene von Untermakedonien, wo weniger als in Obermakedonien die landschaftliche Sonderung und die Scheidung in verschiedene Stämme bestand. Diese Städte bildeten dann die Mittelpunkte der neuen Bezirke, die wesentlich nach geographischen Rücksichten geschaffen wurden.⁴

¹ Wann diese Fürstentümer aufgehört haben, vermögen wir nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Zur Zeit des spartanischen Krieges gegen Olynth besteht noch ein selbständiges elimiotisches Fürstentum unter Derdas. Ein Sohn dieses Derdas ist es wahrscheinlich, der unter Philipp erwähnt wird, aber nicht mehr als selbständiger Fürst (Theop. frg. 155. M. = 139 G.-H.). Philipp vermählte sich mit einer Schwester dieses Derdas (Satyr. frg. 5), wohl um seine Herrschaft in Elimeia zu befestigen. Wahrscheinlich hat erst Philipp der Selbständigkeit des elimiotischen Fürstentums ein Ende gemacht, und ein gleiches ist wohl vom lynkestischen Fürstentum anzunehmen; es würde sich dann auch die Feindschaft der Angehörigen des lynkestischen Fürstengeschlechtes gegen Philipp um so besser erklären lassen. Die Annahme, daß bereits unter Perdikkas III. diese Fürstentümer mit dem makedonischen Gesamtreiche vereinigt worden seien, erscheint aber auch als möglich.

² Diod. XVII 57, 2.

³ Dies ist wohl der tatsächliche Kern der übertreibenden Äußerung, die Arrian VII 9, 2 (*πόλεων τε ολιγώτερας ἀπέφηνε*) dem Alexander in den Mund legt.

⁴ Neben den nach Stämmen, wie den Lynkestes und Orestes, Elimioten, Tymphaeern gebildeten Heeresabteilungen (Diod. a. O.) erscheinen solche nach geographischen Bezirken, wie Anthemus (Arr. II 9, 3), Bottiaea (Arr. I 2, 5; hier ist allerdings vielleicht das chalkidische, erst später gewonnene Bottiaea gemeint; vgl. Koehler, Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1891 S. 475f.), ferner nach Städten, wie Amphipolis (Arr. I 2, 5), Apollonia (Arr. I 12, 7) — ich zähle hier später gewonnene Bezirke zugleich mit auf. Wenn in der wichtigen Liste der Trierarchien bei Arr. Ind. 18 uns die einzelnen Befehlshaber nach ihrer Herkunft genannt werden, so haben wir auch hier wohl die ursprünglichen Rekrutierungsbezirke, die aber natürlich für die Trierarchien keine aktuelle Bedeutung mehr haben, zu verstehen. Es werden an dieser Stelle außer den alten Stammesbezirken von Orestis und Tymphaea und dem landschaftlichen von Eordaea besonders Stadtbezirke angeführt: Pella, Amphipolis, Pydna, Mieza,

Der Adel behielt auch in der neuen Organisation sowohl militärisch wie politisch seine hervorragende Wichtigkeit. Aber er wurde mehr als bisher vom Königtum abhängig, seine Bedeutung beruhte jetzt hauptsächlich auf dem besonderen Verhältnis, in dem er zu der Person des Königs stand. Im königlichen Dienste suchte er seine Kräfte zu entfalten, ihnen entsprechende Verwendung für eine einflußreiche Wirksamkeit zu finden. Der königliche Hof und das königliche Hauptquartier wurden viel stärker, als das früher hervorgetreten war, die eigentliche Sphäre, in der das Leben des makedonischen Adels sich abspielte.¹ Zur unmittelbaren Umgebung des Königs zu gehören, wurde das höchste Ziel des Ehrgeizes. Die Somatophylakes, die „Leibwächter“ oder, wie man sie wohl passender bezeichnet hat, die „Generaladjutanten“ des Königs, gewannen aus dieser Stellung im unmittelbaren Dienste des Königs die Anwartschaft auf die wichtigsten und einflußreichsten Posten der Heeresleitung oder auf Verwendung zu anderen bedeutsamen Aufträgen und Aufgaben. Eine Einrichtung, die ausdrücklich gerade auf Philipp zurückgeführt wird, kann besonders dazu dienen, uns das Verhältnis, in das der Adel zu der Person des Königs trat, anschaulich zu machen. Die Söhne der hervorragendsten Adligen Makedoniens wurden in bestimmtem Alter an den königlichen Hof oder in das königliche Hauptquartier gesandt, um dem König als Pagen persönliche Dienste zu leisten.² Es war eine Übungsschule, in der sie unter den Augen des Herrschers für die wichtigen und schwierigen Aufgaben, die ihrer später harften, vorbereitet werden sollten. Die persönliche Umgebung des Monarchen wurde so die politische und militärische Bildungsstätte des Adels.

Die großen Reformen, die Philipp durchführte, traten vor allem auf dem militärischen Gebiete in die Erscheinung und mußten deshalb auch hier vornehmlich ihre tiefgreifende Bedeutung und ihren Erfolg offenbaren.³ Die bisher fast ausschließlich wirksame Waffe,

Alkomenae, Aloros, Aegae, Beroea. Von Aushebungsbezirken, die in späterer Zeit erwähnt werden, nenne ich z. B. noch Bottiaea und Amphaxitis (Polyb. V 97, 4).

¹ Charakteristisch ist das Vorwiegen von Pella, der Königsresidenz, sowohl in der allgemeinen Aufzählung makedonischer Befehlshaberstellen (Arr. Ind. 18, 3), als in der besonderen Liste der *σωματοφύλακες* (Arr. Anab. VI 28, 4).

² Vgl. Arr. IV 13, 1. Curt. VIII 6, 2 ff. Diod. XVII 65, 1. Ael. v. h. XIV 48. Val. Max. III 3 ext. 1.

³ Zu der in meinem Artikel über Alexander d. Gr. (P.-W I S. 1434) an-

die Reiterei, wurde durch Philipp vervollkommenet; sie behielt auch fürderhin noch ihre führende Stellung im makedonischen Heerwesen. Aber neben die Reiterei trat nun das Fußvolk, die Phalanx, als eine in ihrer Art ebenbürtige Macht. Sie war nach dem Vorbilde des hellenischen Hoplitenheeres ausgebildet und ausgerüstet, wenn auch ihre Bewaffnung im allgemeinen sich mehr der des Peltastenheeres näherte.¹ Ihre Stärke beruhte vor allem auf ihrer Geschlossenheit, auf der Tiefe der Aufstellung, die sie, wenigstens in bestimmten Fällen, in Nachahmung der von Epameinondas eingeführten Taktik annahm. Die Wucht des Angriffes wurde durch die eigenartige makedonische Waffe, die lange, schwere Lanze (Sarissa), verstärkt. Zwischen Reiterei und Phalanx standen, in der Bewaffnung den hellenischen Peltasten verwandt, durch ihre leichtere Beweglichkeit und größere Manövrierfähigkeit zum Angriff vorzüglich geeignet, die Hypaspisten, oder, wie sie genauer genannt wurden, die Hetairoi der Hypaspisten, eine besonders auserlesene Truppe, die, wenigstens in ihrer vornehmsten Abteilung, dem Agema der Hypaspisten, wohl aus dem persönlichen Dienste des Königs erwachsen war.

Die großen Neuerungen Philipps im Heerwesen erfolgten nach hellenischen Vorbilde, stellten aber zugleich eine wichtige Weiterentwicklung dar. Besonders zeigt sich dies in der Taktik, wie sie schon von Philipp, dann aber mit größtem Erfolg vor allem von Alexander dem Großen² angewandt worden ist.

Zunächst machten sich die makedonischen Könige vornehmlich die genialen taktischen Reformen des Epameinondas zu eigen. Sie bildeten die Flügelschlacht aus, führten den entscheidenden Angriffsstoß mit dem einen, besonders starken Offensivflügel. Nur daß sie hierzu nicht, wie der große thebanische Feldherr, das Fußvolk verwandten, sondern die Reiterei, diejenige Truppe, auf der seit Alters die militärische Kraft des makedonischen Volkes vorzüglich beruht hatte. Philipp knüpfte für das Neue, was er schuf, ebenso wie Epameinondas, an die heimischen Traditionen und Einrichtungen an.

geführten Literatur über das makedonische Heerwesen füge ich noch hinzu: Delbrück, *Gesch. d. Kriegskunst* I² 165 ff. Kromayer, *Hermes* XXXV 216 ff.

¹ Vgl. z. B. die charakteristische Stelle Arr. III 18, 1 f.

² Wir müssen allerdings hier bedenken, daß wir über die Feldzüge Alexanders viel genauer unterrichtet sind, als über die Philipps.

Wesentlich über die auf eigentlich hellenischem Boden gewonnenen Errungenschaften ging aber das makedonische Königtum hinaus in der Weiterführung der Taktik der verbundenen Waffen. Ansätze zu dieser Taktik haben wir schon bei dem griechischen Söldnertum gefunden¹, und vor allem zeigt bereits das thebanische Heerwesen eine wirksame und zweckdienliche Verwendung der Reiterei zur Unterstützung der Operationen des Fußvolkes.² Aber zu wirklich umfassender Ausgestaltung ist das System der verbundenen Waffen doch erst durch die großen makedonischen Herrscher gelangt. Welche Mannigfaltigkeit der Waffen und Truppengattungen tritt uns im Heere Alexanders des Großen entgegen! Alle in ihrer Verschiedenheit und Besonderheit sind dem gleichen Zwecke dienstbar, sind in eine große, einheitliche, taktische Organisation eingefügt.

Die schöpferische Tätigkeit, die Philipp auf militärischem Gebiete entfaltete, gibt uns nun zugleich ein charakteristisches Bild der eigenartigen, eben nicht bloß militärischen, sondern vornehmlich auch politischen Kräfte, die in der nordischen Monarchie enthalten waren und von dem genialen Organisator des makedonischen Staates zu voller Wirksamkeit gebracht wurden. Der wesentlichste Zug dieser militärisch-politischen Schöpfung ist die enge Verbindung, die hier die technischen Fortschritte der Hellenen, insbesondere in der militärischen Taktik, mit den ursprünglichen Kräften eines festgefügtten Volkstums eingehen. Jene bedeutsamen Errungenschaften der hellenischen Entwicklung, die doch vornehmlich auf einer starken Individualisierung und Differenzierung des gesamten Lebens beruhten, wurden jetzt in den Dienst einer neuen politischen Machtbildung gestellt, deren Grundlagen ganz andere waren, deren Stärke in dem einheitlichen Leben einer in sich geschlossenen Nationalität wurzelte.

Und noch ein weiteres Moment ist bezeichnend für den besondern Charakter der philippischen Schöpfung. Das Heer, das Philipp gestaltet hat, das unter Alexander seine weltbewegenden und weltumgestaltenden Erfolge erringt, macht, wie wir sahen, in der Entwicklung der militärischen Taktik vor allem dadurch Epoche, daß die verschiedenen Waffen eine taktische Einheit

¹ Vgl. oben S. 114, 1.

² Vgl. Delbrück, *Gesch. d. Kriegskunst* I² S. 155. Über die Bedeutung der böotischen Taktik für die makedonische handelt auch Lammert, *N. Jahrb. f. d. kl. Altert.* III 1898 S. 21 ff.

bilden. Diese militärische Einheit ist aber zugleich das Abbild einer politischen Einheit, in der die ursprünglich nicht bloß militärisch, sondern zugleich politisch verschiedenen Teile ihren Zusammenhalt finden.

Wir sehen in jener eigentümlichen Organisation den Beweis einer unbedingten Verfügungsfreiheit des Königtums, das die verschiedenen Kräfte unter seiner Leitung zu einheitlicher Gesamtwirkung zu bringen, ja sogar in den von ihm geschaffenen Organismus auch noch andere, ursprünglich fremde Elemente an geeigneter Stelle einzufügen versteht. Und damit werden wir wieder auf den Gegensatz, in dem dieses nordische Königtum zu den hellenischen Stadtstaaten steht, geführt, einen Gegensatz, der zunächst auf militärischem Gebiete sich äußert, aber doch vor allem politisch begründet ist.

Die hellenische Taktik beruhte auf dem Vorwiegen einer bestimmten Truppengattung. Namentlich war dies der Fall, solange die Bürgerheere noch in voller Kraft waren.¹ Die vielleicht durch militärische Zwecke geforderte Ausbildung und Verwendung besonderer Truppengattungen fand eine politische Schranke, die durch den Charakter der staatlichen Verfassung bedingt war. Die weitere Entwicklung der hellenischen Taktik in den Söldnerheeren brachte in bezug auf die vorwiegende Verwendung einer bestimmten Waffe keine wesentliche Änderung, und auch der genialste hellenische Taktiker, Epameinondas, führte doch seine großen taktischen Neuerungen in der Hauptsache mit dem böotischen Hoplitenheere durch.

In der Organisation, die Philipp dem makedonischen Heere gab, war es anders. Innerhalb des einen Heeresganzen wirkten die verschiedenen Waffen in lebendigem Ineinandergreifen zu einem Ziele zusammen, so wie sie innerhalb des einheitlichen Staatswesens, des Volksganzen nebeneinander, jede zu möglichst großer Vollkommenheit und Schlagfertigkeit, ausgebildet wurden. Die verschiedenen politischen und militärischen Kräfte hinderten sich nicht in ihrer gegenseitigen Entfaltung, weil sie in einer höheren Instanz, dem Königtum, sich zu einer nationalen Einheit zusammenfaßten, ihren staatlichen wie militärischen Mittelpunkt fanden.

¹ Am meisten und in besonders charakteristischer Weise gilt dies für den spartanischen Staat, der ja überhaupt besonders vorbildlich für die Ausbildung des bürgerlichen Hoplitenheeres gewirkt hat.

Der Organisation der makedonischen Armee stand ihre innere Ausbildung nicht nach. Philipp war nicht nur der geniale Organisator, sondern zugleich der unermüdliche Exerziermeister seines Heeres, der dieses durch beständige Übungen für seinen Beruf, ein schlagfertiges Werkzeug für die Durchführung einer makedonischen Großmachtpolitik zu werden, vorbereitete. Die makedonische Armee war nicht ein eigentlich stehendes Heer, aber sie unterschied sich von den hellenischen Bürgerheeren durch die häufigen, zu allen Jahreszeiten stattfindenden Einberufungen zu militärischen Übungen oder zu Feldzügen, durch den länger dauernden, anstrengenderen Dienst, der ihr zugemutet wurde¹, der sie einem technisch durchgebildeten Berufsheere im wesentlichen gleichstellte. Sie unterschied sich andererseits von den Söldnerheeren, die das Kriegführen als Handwerk trieben und zu ihrem Lebensberuf machten, durch den festeren Zusammenhalt, den ihre nationale Zusammengehörigkeit bewirkte, dadurch, daß sie der intensiven technischen Ausbildung die innere Kraft eines sich immer stärker entwickelnden Volkstums hinzufügte.

Gerade auch in dieser den Zwecken des Königtums stets bereiten militärischen Verwendung der makedonischen Volkskraft zeigt sich jene enge Verbindung politischer und militärischer Wirksamkeit, die für die großen Neuschöpfungen Philipps so charakteristisch ist. Während in den hellenischen Staaten, vor allem in der athenischen Demokratie, militärische Führung und politische Leitung im allgemeinen immer weiter auseinandergingen, verfügte die makedonische Monarchie unbedingt über die militärischen Kräfte und Mittel, die zur Durchführung ihrer politischen Pläne notwendig waren. Die politischen Rücksichten und Ziele andererseits hemmten das Wirken der militärischen Kräfte nicht, sondern eine kühne, stets die Initiative ergreifende Politik brachte sie im Gegenteil erst zur vollen Entfaltung.

Die staatliche wie kulturelle Entwicklung der Hellenen zeigte eine immer entschiedenerere Tendenz auf Ausbildung individueller Kräfte in allen Lebenssphären. Aber wenn in den hellenischen Stadtstaaten hervorragende Individuen damals nur noch selten zu ungehemmter staatlicher und militärischer Tätigkeit als die erfolgreichen Repräsentanten eines in ihrer politischen Leitung die

¹ Ein hierfür besonders instruktives Zeugnis ist bei Polyän IV 2, 10 erhalten. Vgl. auch Frontin, Strat. IV 1, 6.

höchste Steigerung der eigenen vereinigten Kräfte erlebenden Bürgertums gelangten oder wenn sie durch ihr Wirken die verfassungsmäßige Grundlage des Staatswesens zu untergraben drohten, gestattete die monarchische Basis des makedonischen Staatswesens einer mächtigen Individualität gerade an leitender Stelle eine reiche Entfaltung ihrer schöpferischen Kraft. Die Größe und Macht des herrschenden Individuums bedeutet hier zugleich die Größe und Macht des Volkstums, das jenes herrschende Individuum trägt und stützt, wie es andererseits unter dessen Leitung sich selbst zu immer größerer Geltung und Stärke erhebt. Die Herrschaft des führenden Individuums, seine persönlichen Lebenszwecke und Ziele, und die Herrschaftstendenzen der nationalen Gemeinschaft schließen sich hier nicht oder wenigstens noch nicht aus, sondern bedingen sich gegenseitig. Es ist dies eine Erscheinung, die in der Geschichte des Altertums, jedenfalls der des klassischen Altertums, fast vereinzelt dasteht, und die schöpferische Größe der Politik Philipps beruht darauf, daß sie jene Verbindung zwischen Königtum und Volkstum zu so tiefgreifender und nachhaltiger Wirkung gebracht hat.

Noch ein anderes Moment, das uns bei einem Vergleich der Politik Philipps und der hellenischen Stadtstaaten entgegentritt, mag hier hervorgehoben werden. Es ist eine grundlegende Wahrheit, ja wir dürfen wohl sagen, ein Grundgesetz geschichtlichen Wirkens, daß alle großen, bleibenden Erfolge doch nur stetiger und hingebender Arbeit verdankt werden. Daran fehlte es aber im staatlichen Leben der damaligen Hellenen. Man strebte danach, seine Herrschaft zu genießen, und war zu wenig bereit, dafür zu dienen. Man wollte ernten, ohne gesät zu haben. Es war auch jetzt in den hellenischen Staaten nicht völliger Mangel an politischer Gesinnung; das Volk war immer noch politischer Erhebung fähig. Aber es war mehr ein Enthusiasmus und ein Rausch besonderer Feststimmung. Es fehlte die nüchterne alltägliche Arbeit. Darin bestand gerade die Überlegenheit Philipps gegenüber dem damaligen Griechentum, daß er selbst unermüdlich war im militärischen und staatsmännischen Wirken und zugleich den Geist vorwärts strebender Energie und Regsamkeit unter seinen Makedonen zu verbreiten wußte. Gewiß hat seine Politik in ihrer erfindungsreichen Verschlagenheit auch oft zu Mitteln gegriffen, mit denen unser sittliches Empfinden sich nicht befreunden kann. Aber das, was dann, wenn wir auf das

Ganze seiner geschichtlichen Wirksamkeit sehen, immer von neuem unsere Bewunderung hervorruft, ist die rastlose Tätigkeit, welche die gesamte Regierung des gewaltigen Mannes erfüllt. Und diese Tätigkeit war eben nicht bloß der eigenen Größe gewidmet, sondern stand zugleich im Dienste der Größe und Macht seines Staates und seines Volkes. Das erhebt Philipp weit über die Gestalten der ihm sonst vielfach verwandten großen hellenischen Tyrannen, die in ihrem Wirken doch wesentlich nur den Grund zu ihrem eigenen Ruhm und ihrer eigenen Macht legen konnten.

Dieses Bild einer unablässigen, zähen und konsequenten Wirksamkeit, die durch keinen Widerstand gebrochen, durch kein Mißlingen entmutigt wurde, ist es denn vor allem auch, das sich den Zeitgenossen Philipps so tief eingeprägt hat. Das ist der beherrschende Eindruck seiner Persönlichkeit, der uns aus den Reden seines Gegners Demosthenes, aus dessen feindseligen, anfangs vielfach spöttischen Bemerkungen entgegentritt, der Eindruck, den der sonst die Fehler Philipps gewiß nicht verschleiernde Geschichtsschreiber Theopompos¹ in dem Worte zusammenfaßt, daß Europa überhaupt noch keinen solchen Mann hervorgebracht habe, wie Philippos, den Sohn des Amyntas.

Und diese unermüdliche Tätigkeit war nun in Philipps Persönlichkeit verbunden mit einer unvergleichlichen praktischen Genialität, die sie erst in vollem Maße fruchtbar zu machen verstand, mit einer erstaunlichen Sicherheit des Blickes für Verhältnisse und Menschen, die ihm eine unbestrittene Gewalt vor allem über sein Heer und sein Volk verlieh. Philipp besaß die königliche Gabe, „die Geister und Charaktere zu unterscheiden und jeden an seinen Platz zu stellen“. Ausgezeichnete Feldherrn, wie Parmenion und Antipatros, standen ihm zur Seite. Eine Reihe von jüngeren militärischen und politischen Talenten wuchs in seiner Schule heran. Wie er die besondere Begabung und Stärke derer, die er in seinem Dienste verwandte, herauszufinden wußte, so hatte er ein scharfes Auge für die Schwächen seiner Gegner und verstand es, diese politisch und militärisch für seine Zwecke auszunutzen. Selbst noch vielfach in den roheren Sitten seines Heimatlandes befangen, erkannte er in vollem Maße die geistige Überlegenheit der hellenischen Kultur und suchte ihr an seinem Hofe eine sichere Pflanz-

¹ Frg. 27 M. (26 Grenf.-Hunt.) = Polyb. VIII 11, 1.

stätte zu bereiten. In seinem persönlichen Leben oft sinnlichen Leidenschaften ergeben, opferte er ihnen doch nicht die staatsmännische Selbstbeherrschung und verlor über jenen persönlichen Interessen und Leidenschaften nie dauernd den Maßstab für das, was das Interesse seiner Herrschaft, seines Reiches von ihm erforderte. So vermochte er, im rechten Moment für Makedoniens Größe, durch seine königlichen Eigenschaften das Königtum mit neuem Inhalte zu füllen, als ein wahrhaft „königlicher Mann“ es in den Mittelpunkt der geschichtlichen Bewegung zu stellen.

Die griechischen Staaten lebten, mehr als ihnen heilsam war, von den Traditionen und Ansprüchen einer großen Vergangenheit. Sie suchten sich vielfach durch den glänzenden Schein, den diese Vergangenheit auf ihr eigenes, gegenwärtiges Leben warf, über das Unbefriedigende ihrer Lage, die Ohnmacht und Verkümmern der staatlichen Zustände hinwegzutäuschen. Der große Realpolitiker auf dem makedonischen Thron machte den Machtgedanken zum Mittelpunkt seiner gesamten politischen Tätigkeit, stellte ihn mit unerbittlicher Konsequenz in die zerfahrene griechische Staatenwelt hinein. Sein Wirken vermochte zu einer großen geschichtlichen Kraft zu werden, weil es eine geniale Staatskunst und die sichere Schlagfertigkeit kriegereischer Macht mit dem aufstrebenden Leben des makedonischen Volkes zu einer zukunfts gewissen Einheit verband.

Wir können drei Hauptstufen, in denen die Entwicklung der makedonischen Macht unter Philipp vor sich geht, unterscheiden, wenn sich auch diese Stufenfolgen zeitlich nicht immer völlig voneinander trennen lassen. Zunächst gewinnt Makedonien eine gesicherte und beherrschende Stellung in seiner eigentlichen nächsten Macht- und Interessensphäre. Es erhält dauernden Schutz gegen die Angriffe der benachbarten Völker und erlangt die für seinen selbständigen Bestand notwendige Herrschaft über die Küste. Darauf folgt das entscheidende Eingreifen des makedonischen Königtums in die inneren hellenischen Verhältnisse durch die glückliche Beendigung des Amphiktyonenkrieges, nachdem Philipp in Thesalien eine sichere Operationsbasis gewonnen hat. Dieser zweiten Periode gehört auch die weitere Ausdehnung und Befestigung der Herrschaft über das thrakische Küstenland an. Endlich erringt Philipp die Hegemonie über Griechenland. Makedonien wird dadurch zur ausschlaggebenden Großmacht im gesamten östlichen Mittelmeergebiet.

Die Erwerbung der Herrschaft über das dem makedonischen Binnenland vorliegende Küstengebiet war, wie wir vorher ausgeführt haben, für den makedonischen Staat eine Lebensfrage. „Jeder Staat großen Stiles, der danach trachtet, auf eigenen Füßen zu stehen, muß eine Küste haben. Dadurch erst wird er wirklich frei.“¹ Bei diesem Streben, die Küste zu gewinnen, mußte Philipp nicht bloß mit den im thrakisch-makedonischen Küstenland selbst angesiedelten Hellenen in Konflikt kommen, sondern vor allem auch mit Athen, das dieses Gebiet als seine eigentliche Domäne betrachtete² und namentlich den Verlust von Amphipolis nicht verschmerzen konnte, sondern immer erneute, bisher allerdings vergebliche Versuche gemacht hatte, diese wichtige Stadt wieder in seinen Besitz zu bringen.³ Der Kampf Athens gegen Philipp ist zunächst, wie nicht entschieden genug betont werden kann, durch einen reinen Interessengegensatz hervorgerufen. Erst im weiteren Verlaufe des Kampfes tritt die grundsätzliche Bedeutung des Konfliktes zwischen den beiden Mächten hervor, gestaltet sich ihr Streit zu einem Ringen zweier verschiedener politischer Prinzipien miteinander, bei dem es sich um die Entscheidung der Frage handelt, ob auch weiterhin das politische Leben von Hellas unter dem beherrschenden Einflusse der Polis, des selbständigen, in sich abgeschlossenen Stadtstaates stehen, oder ob die neue geschichtliche Macht, die Monarchie des Nordens, die Macht der Zukunft werden, die Führung des staatlichen Lebens in Griechenland übernehmen soll. Die historische Bedeutung des Demosthenes ist vor allem darin begründet, daß er die prinzipielle Tragweite des Kampfes erkannt und als Vorkämpfer der Polis deren Sache gegen das makedonische Königtum geführt hat.

Zunächst lag Philipp allerdings daran, es mit den Athenern nicht ganz zu verderben, sondern sie, wenn es anging, sogar zu Bundesgenossen zu gewinnen. Er mußte vor allem erst Herr in seinem eigenen Lande werden und zu diesem Zwecke den Verwicklungen mit auswärtigen Mächten möglichst aus dem Wege gehen. Er schloß mit den Athenern nicht bloß Frieden, sondern auch einen geheimen Vertrag, in dem er sich verpflichtete, ihnen Amphipolis

¹ Treitschke, Politik I 214.

² Vgl. z. B. auch die charakteristische Stelle bei [Demosth.] VII 12.

³ Vgl. Schol. zu Aesch. II 31.

zu überlassen¹, wofür sie ihm versprochen, einzuwilligen, daß Pydna, das sich wohl in den der Regierung des Archelaos folgenden Wirren von Makedonien losgelöst hatte, wieder in makedonischen Besitz komme.² Dann wandte er sich zu der dringendsten Aufgabe seiner Herrschaft, zur Aufgabe, das makedonische Land gegen die verheerenden Züge der barbarischen Nachbarvölker zu schützen. Aus der bisher bei den makedonischen Königen üblichen Defensive ging er zu energischer Offensive über und hatte hierbei großen und entscheidenden Erfolg. Er fiel in das Gebiet der Paeonen, deren König Agis eben gestorben war, ein und zwang sie, die makedonische Oberhoheit anzuerkennen.³ Darauf griff er den illyrischen König Bardylis an, der eine bedeutende Herrschaft in Illyrien gegründet⁴ und wahrscheinlich nach dem großen Siege über König Perdikkas III. von Makedonien einen beträchtlichen Teil des makedonischen Landes an sich gerissen hatte. Philipp errang einen glänzenden Sieg. Die Illyrier mußten alles von ihnen gewonnene makedonische Gebiet östlich vom lychnidischen See (See von Ochrida) abtreten⁵ (im Jahre 358). Die Kämpfe mit den Illyriern und Paeonen bildeten zugleich eine vortreffliche Übungsschule für die neue Organisation des makedonischen Heeres.

Im folgenden Jahre (357) wandte sich Philipp gegen Amphipolis. Es gelang ihm, die Athener, denen die Amphipoliten in ihrer Bedrängnis ihre Unterwerfung angeboten hatten⁶, zu überlisten;

¹ Die Darstellung Diodors XVI 3, 3 (und Polyäns IV 2, 17; vgl. Schwartz, Demosthenes' I. philipp. Rede S. 10, 2) erweckt den Anschein, als habe sich Amphipolis damals unter der Herrschaft des makedonischen Königs befunden. Dem widerspricht aber ep. Philipp. (Demosth. XII) 21. (Dieser Brief ist wahrscheinlich eine Überarbeitung des echten Schreibens, die auf Anaximenes von Lampsakos zurückgeht. Von diesem rührt auch die im demosthenischen Corpus erhaltene, eine Antwort auf das Schreiben Philipps darstellende Rede her. Vgl. Wendland, Anaximenes von Lampsakos.)

² Diod. XVI 4, 1. Demosth. II 6. Theop. frg. 189 M. = 165 Grenf.-Hunt. Demosth. XXIII 121. Just. VII 6, 6. Vgl. auch Scala, Staatsvertr. d. Altert. I 175 f. nr. 177.

³ Diod. XVI 4, 2. Der Ausdruck *πειθαρχεῖν*, den Diodor gebraucht, macht es wahrscheinlich, daß die Paeonen sich damals bereits zu bestimmten Leistungen an Philipp verstehen mußten.

⁴ S. Art. Bardylis, P.-W. III 12. Schütt a. O. S. 38 ff.

⁵ Diod. XVI 4, 4 ff. 8, 1. Just. VII, 6. 7. Polyäns IV 2, 17.

⁶ Demosth. I 8. Theop. frg. 47 M. = 43 Grenf.-Hunt. Vielleicht hatten die Athener sich schon vorher in Verbindung mit der ihnen geneigten Partei, die,

er gewann die Stadt und behielt sie für sich.¹ Die Athener hatten gehofft, ohne Anstrengungen von ihrer Seite wieder in den für sie so wertvollen Besitz zu gelangen und mußten jetzt zuschauen, wie der makedonische König sich an diesem außerordentlich wichtigen Punkte festsetzte.

Die Einverleibung von Amphipolis in das makedonische Gebiet, der sogleich die Eroberung Pydnas folgte², führte allerdings den Krieg zwischen Athen und Philipp herbei, aber die Kräfte der Athener wurden durch den bald ausbrechenden Bundesgenossenkrieg völlig in Anspruch genommen, und die große Einbuße, die Athen in diesem Kriege vor allem auch an seinem Prestige erlitt, war nicht geeignet, Aussicht auf Wiedergewinn der an Philipp verlorenen wichtigen Position im Strymongebiet zu erwecken. Und wie wenig war doch gerade damals Athen einem Gegner wie Philipp innerlich gewachsen! Der Zerfahrenheit der athenischen Politik stellte dieser die größte Geschlossenheit und Konsequenz, ihrer Kurzsichtigkeit und Unentschlossenheit eine weitschauende Kühnheit, eine mit Besonnenheit gepaarte Tatkraft entgegen. Auf der Seite des makedonischen Königtums finden wir alle Kräfte in einem Mittelpunkt zusammengefaßt, auf bestimmte Ziele gerichtet. Diese großen Ziele bringen immer neue Kräfte, immer neue Mittel hervor. Im athenischen Staate dagegen sehen wir ein Leben vom Moment und für den Moment, keine über das Bedürfnis des Augenblicks hinausgehenden großen Gedanken und großen Entschlüsse. Allerdings war in den nächsten Jahren nach dem Bundesgenossenkriege die athenische Politik, unter der Leitung des Eubulos, wieder mehr

wie es scheint, eine feindselige Haltung der Stadt gegen Philipp herbeiführte (Diod. XVI 8, 2), eingelassen.

¹ Demosth. XXIII 116. [Demosth.] VII 27. Diod. XVI 8, 2. Die Zeit der Einnahme von Amphipolis ergibt sich namentlich aus Demosth. I 8 und der aus dem Archontat des Agathokles (357/6) stammenden athenischen Inschrift J. G. II 64 (II et III ed. min. 124). Syll.² 109. (Vgl. auch die von Scala, Staatsvertr. nr. 181 über die Ereignisse auf Euboea angeführten Stellen.) Daß der Stadt eine gewisse, natürlich formale, Autonomie eingeräumt wurde, folgt aus den Andeutungen bei Diodor a. O. und vor allem aus einer Inschrift, in welcher der Demos von Amphipolis die Verbannung der vornehmsten athenischen Parteigänger verfügt (Syll.² 113. Michel 324. Cauer del.² 551). Diese Inschrift gehört doch höchst wahrscheinlich in diese Zeit (vgl. Demosth. I 8). Die Verbannung wird bei Diodor, der Sache nach jedenfalls richtig, dem Philipp selbst zugeschrieben.

² Diod. XVI 8, 3. Demosth. I 12 u. a.

auf eine Konsolidierung der inneren Verhältnisse des athenischen Staates gerichtet. Die Finanzen wurden durch umsichtige Verwaltung in Ordnung gebracht. Für die innere Ausschmückung und auch für die bessere Ausrüstung Athens wurde viel getan. Indessen die großen Machtinteressen des athenischen Staates traten in diesen Bestrebungen hinter den gesellschaftlichen Interessen der athenischen Demokratie zurück. Die Politik des Eubulos vereinigte, wie wir sahen, zwei, scheinbar einander entgegengesetzte Tendenzen. Die Gelüste der demokratischen Masse sollten durch Spenden aller Art, die als Theorika jetzt die eigentlich grundlegenden Posten des athenischen Ausgabebudgets bildeten¹, befriedigt, zugleich aber auch die Interessen der besitzenden Bourgeoisie durch eine friedliebende, auswärtigen Verwicklungen und dem Risiko kriegerischer Unternehmungen möglichst aus dem Wege gehende Politik vertreten werden. Eubulos suchte den allzu großen Widerspruch zwischen den politischen Aspirationen der Athener und ihren tatsächlichen politischen und militärischen Leistungen zu beseitigen. Durch Beschränkung der Ziele der athenischen Politik wollte er ihr wieder größere Ordnung und Stetigkeit geben. Aber um so deutlicher kam hierin der Verzicht auf die Traditionen der athenischen Großmachtbestrebungen zum Ausdruck.²

Da Philipp mit Athen zerfallen war, bemühte er sich, wenigstens zu der nächst Athen bedeutendsten See- und Handelsmacht an der makedonisch-thrakischen Küste, Olynth, in freundliche Beziehungen zu treten. Er schloß ein Bündnis mit den Olynthiern, das beide Teile verpflichtete, gemeinschaftlichen Krieg gegen Athen zu führen und auch Frieden mit dieser Macht nur gemeinsam zu schließen.³ Der Preis, den die Olynthier dafür gewannen, war ein bedeutender und ihnen erwünschter. Philipp überließ ihnen Potidaea, das er damals eroberte, mit dem gesamten Gebiet der Stadt, und außerdem noch Anthemus.⁴ Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der

¹ Über die Theorika vgl. im allgemeinen Boeckh, Staatshaush. I³ S. 274 ff.

² Für die Beurteilung der eubulischen Politik sind besonders wichtig Deinarch. I 96. Demosth. III 29. XXIII 208. Theop. frg. 96 M. (91 Grenf.-Hunt). Just. VI 9. Schol. zu Demosth. III 28. Schol. zu Aesch. III 24. Die Rede des Isokrates vom Frieden und Xenophons Broschüre über die Einkünfte stehen auch im wesentlichen auf dem Boden dieser Politik. Über die Vermehrung der athenischen Flotte in dieser Zeit vgl. U. Koehler, Ath. Mittlg. VI 30.

³ Liban. hypoth. zu Demosth. I.

⁴ Diod. XVI 8, 3 ff. Demosth. VI 20. II 6. Liban. a. O. Potidaea wurde nach

Bund mit dem makedonischen König den Olynthiern dazu diene, ihr Bundesgebiet auszudehnen.¹

Der Gewinn von Amphipolis war nun für Philipp von der größten Wichtigkeit, nicht bloß wegen der Fruchtbarkeit der Umgebung dieser Stadt², sondern vor allem deshalb, weil Amphipolis der eigentliche Brückenkopf für das gesamte Land an der Strymonmündung war, und der Besitz dieses Punktes dem makedonischen Herrscher den Zugang zu dem mineralreichen Gebiete des Pangaeongebirges eröffnete. Die Bewohner der am Abhange dieses Gebirges liegenden Stadt Krenides riefen, wie es scheint, um ihre Unabhängigkeit gegen den thrakischen König Ketriporis, der das Gebiet von Krenides für seine Herrschaft beanspruchte, zu wahren³, die Hilfe Philipps an. Dieser benutzte die ersehnte Gelegenheit, in dieser Gegend festen Fuß zu fassen⁴ und gründete an der Stelle von Krenides eine neue Stadt, die er nach seinem Namen Philippoi nannte.⁵ Es geschah jetzt, soweit wir wissen, zum ersten Male im Bereiche der hellenischen Kultur, daß eine Stadt den Namen eines Herrschers als ihres Gründers empfang, ein deutlich redendes Zeugnis von der neuen Bedeutung, die dem Königtum zukam.⁶ Die Festsetzung Philipps in der Gegend des Pangaeongebirges, ein weiterer wichtiger Schritt in der Erweiterung und Befestigung der Machtstellung des makedonischen Königtums überhaupt, führte nun eine Koalition des zunächst besonders interessierten thrakischen Königs

Plut. Alex. 3 im Hekatombaeon (Juli/August) 356 erobert, doch hat der hier von Plutarch wiedergegebene Synchronismus wohl nur approximative Bedeutung, und die Einnahme von Potidaea ist wahrscheinlich etwas früher anzusetzen. Ein Vergleich der Worte Diodors 8, 5: *τὴν μὲν τῶν Ἀθηναίων προνοῶν ἐξήγαγεν ἐκ τῆς πόλεως* (sc. *Φίλιππος*) *καὶ φιλανθρώπως αὐτῇ προσεγενόμενος ἐξαπέστειλεν εἰς τὰς Ἀθήνας* und der Bemerkung des Demosthenes VI 20: *τοὺς Ἀθηναίων ἀποίκους ἐμβάλλον*, läßt wieder die Einseitigkeit in der Berichterstattung des attischen Redners erkennen.

¹ Vgl. Schwartz, Demosth. I Philippica S. 12.

² Vgl. Theop. frg. 265 M. = 230 Grenf.-Hunt. (Athen. III 77 e) Strabo VII 331.

³ Steph. Byz. s. v. *Φίλιπποι*. Vgl. auch die Inschrift, die das Bündnis der Athener mit Ketriporis enthält, I. G. II 66 b. = II et III ed. min. 127. Syll. ² 114. Scala, Staatsvertr. 187.

⁴ Vgl. Strabo VII 7, 4 p. 323.

⁵ Vgl. Strabo VII 331. frg. 34. 41. 43. Steph. Byz. a. O. App. b. c. IV 105. Über den Namen: Hoffmann, Die Makedonen. S. 250 ff. und gegen diesen Kretschmer, Gött. gel. Anz. 1910 S. 73 ff.

⁶ Ausführlicher wird hierüber später zu handeln sein.

Ketriporis, des Illyriekönigs Grabos und des Paeonenkönigs Lyppeios mit den Athenern herbei.¹ Philipp kam der Vereinigung der benachbarten Könige zuvor, besiegte sie einzeln und zwang sie, die makedonische Oberhoheit anzuerkennen.² Wahrscheinlich ist damals bereits das makedonische Gebiet bis an den Nestosfluß ausgedehnt, dieser die offizielle Grenze des makedonischen Königreichs und Thrakiens geworden.³

Die Athener vermochten die Fortschritte Philipps nicht aufzuhalten. Sie begnügten sich im wesentlichen mit dem Abschlusse von Allianzen. Auch mit der durch die Macht des makedonischen Königs unmittelbar bedrohten Stadt Neapolis scheinen sie bald darauf ein Bündnis eingegangen zu sein.⁴

Die Produktivität des philippischen Königtums zeigte sich nun besonders glänzend in der Art, wie das neu gewonnene Küstenland an der Mündung des Strymon und die mineralreiche Gegend des Pangaeengebirges der Macht und Größe des makedonischen Reiches dienstbar gemacht wurden. Den Betrieb der Goldbergwerke in diesem Gebiete, die bis dahin wenig ausgebeutet worden waren⁵, wußte der makedonische König so ertragreich zu gestalten, daß sie ihm jährlich, wie uns berichtet wird⁶, mehr als 1000 Talente abwarfen. Er begründete vornehmlich hierauf eine ganz neue Ordnung des makedonischen Münzwesens.⁷ Diese wird zunächst dadurch charakterisiert, daß in bedeutendem Umfange Goldmünzen in Zirkulation gesetzt wurden, was bisher gerade die hellenischen Staaten nur in be-

¹ Die Urkunde dieses Bündnisses, das im Juli 356 abgeschlossen wurde, ist in der Hauptsache noch erhalten (I. G. II 66 b = II et III ed. min. 127. Syll. ² 114). Münzen des Lyppeios (Lykkeios) bei Head H. N. ² 236, des Ketriporis ebenda S. 283 f. v. Sallet, Katalog des Berl. Museums I 337 nr. 8—10; vgl. auch Six, Num. Chron. 1875 p. 21.

² Diod. XVI 22, 3. Die Illyrier sind wohl damals von Parmenion entscheidend geschlagen worden (Plut. Alex. 3. Just. XII 16, 6; vgl. Beloch, Gr. Gesch. II 308).

³ Strabo VII 331, frg. 33. 35.

⁴ Wohl im Frühsommer 355; vgl. das Inschriftfragment I. G. II 66 = II et III ed. min. 128. Syll. ² 115. Scala, Staatsvertr. 191. Vgl. auch Polyæn. IV 2. 22.

⁵ Senec. Nat. Quaest. V 15, 1 (Schwartz, Demosthenes' I. philipp. Rede S. 11, 6).

⁶ Diod. XVI 8, 6.

⁷ Über das Münzwesen Philipps im allgemeinen vgl. insbesondere Müller, Numismatique d'Alexandre le Grand, p. 335 ff. Brandis, Münz-, Maß- und Gewichtswesen in Vorderasien S. 250 ff. 544 ff. Head H. N. ² 222 ff. Th. Reinach, L'histoire par les monnaies 1902. S. 52 f. 61 ff.

schränktem Maßstabe getan hatten. Das Goldgeld, das im östlichen Mittelmeergebiet sich im Umlauf befand, war vor allem persisches Reichsgold, es waren die bekannten Dareiken. Der persische Großkönig beherrschte in dieser Beziehung durchaus den Geldmarkt. Der makedonische König ließ nun Goldstatere prägen, die als „Philippeioi“ bald ähnliche Berühmtheit erlangten, wie die persischen Dareiken. Sie zeigen auf der Vorderseite das lorbeerbekränzte Haupt des Apollon, auf der Rückseite die Darstellung eines dahineilenden Zweigespannes, — eine Darstellung, die wahrscheinlich der Verherrlichung eines Wagensieges, den Philipp zu Olympia 356 davontrug, diene, und vor allem darauf berechnet war, den Nimbus des makedonischen Königtums bei den Hellenen zu erhöhen. Über der Goldprägung vernachlässigte nun aber Philipp auch die Silberprägung nicht. Gegenüber der in Hellas geltenden Silberwährung führte er allem Anschein nach eine Doppelwährung ein, in der ein bestimmtes gegenseitiges Wertverhältnis von Gold und Silber als Normalverhältnis aufrecht erhalten werden sollte.¹ Er gab für das Silbergeld die seit Archelaos in Makedonien herrschende (persisch-babylonische) Währung auf und wandte sich wieder dem früher in seinem Heimatlande gebräuchlichen phönikisch-kleinasiatischen Münzfuße zu. Es war im wesentlichen derselbe, der in den hellenischen Städten der makedonisch-thrakischen Küste, vor allem in Chalkidike, in Geltung war, wie Philipp auch in dem Apollontypus, den er auf seinen Goldmünzen anbrachte, sich an das chalkidische Vorbild anschloß.

Die neue einheitliche Organisation des Münzwesens gereichte in ähnlicher Weise wie die Organisation des Heerwesens, ebenso der Vollendung der politischen Einheit zum Ausdruck, wie sie andererseits wiederum ein Mittel zur weiteren Befestigung jener Einheit wurde. Die Münzhoheit des makedonischen Königtums, die jetzt überall, soweit die makedonische Herrschaft reichte, immer ausschließlicher zur Geltung gelangte, zeigte in besonders wirksamer Weise den steigenden Einfluß dieses Königtums. Das einheitliche Münzgebiet war weiter ein mächtiger Faktor für die Hebung des

¹ Th. Reinach a. O. hat es wahrscheinlich gemacht, daß dieses Verhältnis nicht, wie man früher meistens annahm, $12\frac{1}{2} : 1$ sondern vielmehr $10 : 1$ — entsprechend dem, gerade auch durch die reichliche makedonische Goldzirkulation mitbedingten, allgemeinen Sinken des Goldwertes in Griechenland im Laufe des 4. Jahrhunderts — gewesen ist.

Handels, der wirtschaftlichen Stellung Makedoniens überhaupt. Wie die gute Ordnung der athenischen Münzverhältnisse¹ gewiß wesentlich zur Verbreitung der athenischen Herrschaft beigetragen hatte, so diente auch der bedeutende Aufschwung des makedonischen Münzwesens dazu, die politische Einflußsphäre der nordischen Monarchie weit über die Grenzen des eigentlich makedonischen Reiches auszudehnen. Makedonien stellte sich auch wirtschaftlich immer mehr auf eigene Füße und emanzipierte sich dadurch in steigendem Maße vor allem von dem wirtschaftlichen Übergewicht Athens. Die bedeutende Goldprägung Philipps machte aber zugleich das makedonische Königtum im Gebiete des östlichen Mittelmeeres zu einem gewichtigen Rivalen des persischen Großkönigs. So wurde die makedonische Münzreform zu einem wesentlichen Gliede in der bedeutsamen Reihe von Maßregeln und Unternehmungen, die den entscheidenden Kampf gegen die Vorherrschaft des Großkönigs im Bereiche der griechischen Staatenwelt vorbereiteten.²

Zunächst gewährte der Ertrag der Goldbergwerke dem makedonischen Herrscher die Möglichkeit, neben seinen eigenen Truppen Söldnerheere aufzustellen³, was namentlich, solange die neue makedonische Heeresorganisation noch nicht in vollem Umfange durchgeführt war, von Bedeutung war. Vornehmlich aber gewann Philipp dadurch die Mittel, in den einzelnen griechischen Staaten sich Freunde und Parteigänger zu verschaffen. Das Gold hatte bei den Hellenen einen besonders guten Klang. Philipp ließ in dieser Beziehung keine Sparsamkeit walten, sondern streute Gold mit vollen Händen aus, und die Pforten der hellenischen Welt taten sich ihm dafür weit auf.

Noch in einer anderen Beziehung zeigten sich die bedeutsamen Folgen, welche die Eroberung der Strymonmündung und der an-

¹ Es ist jene Münze, die, wie es bei Aristophanes „Frösche“ v. 722 ff. heißt, „als einzig voll geprägte und bewährte im Metall Geltung hat bei allen Griechen und Barbaren überall“.

² Man wird nicht (mit Mommsen und Droysen) in der Münzordnung König Philipps geradezu „eine entfernte Anbahnung zur Eroberung Asiens“ zu sehen haben. Aber in dem Sinne, der oben im Text dargelegt ist, läßt sich die politische Bedeutung dieser Münzprägung nicht bestreiten. Diese Bedeutung wird auch durch die Ausführung von Th. Reinach a. O. S. 63 nicht in Frage gestellt. Gegen die Gleichung der philippischen Goldstatere und Dareiken vgl. Reinach S. 62.

³ Diod. XVI 8, 7.

grenzenden Gebiete für die makedonische Machtstellung hatte. Makedonien hatte jetzt endlich eine Küste, und Philipp konnte daran gehen, auch eine eigene Flotte zu gründen. Die Erträge aus den Bergwerken lieferten ihm die Mittel hierzu.¹ Amphipolis wurde die wichtigste Flottenstation des makedonisch-thrakischen Küstenlandes. Philipp hat, hierin Peter dem Großen ähnlich, dieser jüngsten Schöpfung makedonischer Macht anscheinend ein besonderes Interesse zugewandt. Das reiche Material, das die makedonischen Wälder zum Schiffsbau lieferten, konnte jetzt für die Zwecke des Reiches selbst verwandt werden. Im Gegensatz zu den seemächtigen Staaten des eigentlichen Hellas kam im Norden des Mittelmeeres eine Seemacht empor, der ein bedeutendes Hinterland zur Verfügung stand und zugleich zum Schutze diente. Allerdings handelte es sich zunächst nur um die ersten Anfänge der Bildung einer Seemacht; es mußte ja ein völlig neuer Grund gelegt werden; aber es waren doch immerhin Anfänge, die noch eine bedeutende weitere Entwicklung verheißen konnten.² Wenn gleich die Flotte Philipps vorläufig der athenischen noch bei weitem nicht gewachsen war, konnte er doch durch kleine Flottenexpeditionen den Handel und das auswärtige Gebiet Athens nicht unbedeutend schädigen.³ Und dabei wurde er noch durch besonders günstige Momente unterstützt. Die Windverhältnisse im ägäischen Meere, die vornehmlich durch ein Vorherrschen der Nordwinde charakterisiert werden⁴, gaben einer von Norden her operierenden Flotte an sich einen großen Vorsprung. Sie wurde durch Rücksicht auf widrige Winde und ungünstige Jahreszeiten viel weniger gehemmt, als dies bei den maritimen Operationen der Athener der Fall war.

Wenn der Besitz des Küstenlandes an beiden Seiten des Strymon das makedonische Reich erst wahrhaft konsolidierte, so legten

¹ Vgl. auch Arr. VII 9, 3.

² Vgl. über den Ausbau der makedonischen Flotte insbesondere die einer etwas späteren Zeit angehörende Ausführung bei [Demosth.] VII 14ff. (aus dem J. 343/2). Über die Wichtigkeit, die Amphipolis als Mittelpunkt des Handels für die Einnahmen Philipps hatte, vgl. z. B. Demosth. XXIII 111. Isokr. V 5.

³ Vgl. z. B. Demosth. IV 34. Aesch. II 72. Auch eine auf die frühere Zeit der Regierung Philipps sich beziehende Stelle Polyaens (IV 2, 22) verdient Erwähnung als Zeugnis für die verhältnismäßig schnelle Entwicklung der maritimen Kräfte Makedoniens.

⁴ Vgl. namentlich Demosth. IV 31, weiter VIII 14. Neumann-Partsch, Phys. Geogr. v. Griechenland S. 104ff.

Philipps Erfolge in anderer Richtung den Grund für die Möglichkeit, auch in Hellas selbst einen Einfluß zu gewinnen. Mochte das makedonische Königtum in seiner ursprünglichen Machtsphäre noch so weit sich ausdehnen, die wahrhaft führende Macht im östlichen Mittelmeergebiet konnte es doch nur dann werden, wenn es im eigentlichen Griechenland eine entscheidende Position errang. Bald boten ihm die Verwicklungen in Hellas, die durch den Ausbruch der dritten heiligen Krieger (356 oder 355)¹ veranlaßt wurden, Aussicht auf erfolgreiches Eingreifen in die hellenischen Verhältnisse.

Der heilige Krieg gibt uns ein besonders anschauliches Bild von der Zerfahrenheit des damaligen staatlichen Lebens in Griechenland, von der haltlosen, unproduktiven Politik der leitenden hellenischen Staaten und der großen Überlegenheit der makedonischen Staatskunst.

Theben hatte durch die Siege des Epameinondas mit der Hegemonie über das mittlere und nördliche Griechenland zugleich auch den entscheidenden Einfluß in der delphischen Amphiktyonie erhalten und suchte, vor allem auch hierauf gestützt, in die Nachfolge Spartas in der Hegemonie über ganz Griechenland einzutreten. Es befolgte aber hier wie überall die gleiche engherzige, eigensüchtige und kurzsichtige Politik, die so schnell dahin wirkte, daß es das, was es militärisch gewonnen hatte, politisch wieder verlor.

Die Thebaner benutzten ihr Übergewicht im Amphiktyonenrate, um einen Beschluß wider die Phokier, die bei dem letzten Zuge des Epameinondas nach dem Peloponnes die Heeresfolge verweigert hatten², herbeizuführen. Die Phokier wurden — auf welchen Grund hin, vermögen wir nicht mehr mit Sicherheit festzustellen — zu einer bedeutenden Geldstrafe verurteilt. Da sie diese Geldsumme nicht zu zahlen vermochten, entschlossen sie sich unter der Führung

¹ Die Zeit des Beginnes des heiligen Krieger läßt sich bei der Verschiedenheit der antiken Angaben (vgl. vor allem Diod. XVI 14, 3ff. 23, 1. 59, 1) nicht mit Sicherheit feststellen. Neuerdings ist die Frage eingehend behandelt von Pokorny, „Studien z. griechischen Geschichte im 6. und 5. Jahrzehnt des 4. Jahrh. v. Chr.“, Greifswalder Dissertation 1913 S. 1ff. Hier finden sich auch treffende Ausführungen gegen die zum Teil sehr anfechtbaren Aufstellungen von Kahrstedt, Forsch. z. Gesch. d. ausgehenden 5. und 4. Jahrh. S. 27ff. über den Bericht Diodors.

² Xen. Hell. VII 5, 4.

des Philomelos zum Widerstande, ergriffen vom delphischen Heiligtum, auf das sie von Alters her Anspruch zu haben behaupteten, Besitz, und machten, nach einem Siege über die für das Heiligtum eintretenden Lokrer, die Beschlüsse, die seitens des Amphiktyonenrates in ihrer Sache ergangen waren¹, zunichte. Der erste Schritt führte bald zu weiteren. Die Tempelschätze zu Delphi wurden in der Folge dazu verwandt, um das Heer, das Philomelos gebildet hatte, dauernd zu unterhalten und durch weitere Anwerbungen zu verstärken. Von allen Seiten kamen Söldner herbei, durch den Reichtum des delphischen Gottes angelockt. Griechenland teilte sich in zwei Parteien. Die Thebaner führten gemeinsam mit den Thessalern und den kleineren mittel- und nordgriechischen Staaten, die dem Amphiktyonenbund angehörten, zugleich aber auch von auswärtigen Bundesgenossen, wie insbesondere den Byzantiern, unterstützt, im Namen des Amphiktyonenrates den Krieg gegen diejenigen, „die gegen das Heiligtum des pythischen Apollon frevelten“.² Sparta dagegen, das selbst unter dem Einflusse der Thebaner von den Amphiktyonen wegen der widerrechtlichen Besetzung der Kadmeia nachträglich zu einer Geldstrafe verurteilt worden war, und Athen stellten sich auf die Seite der Phokier.³ Eine Reihe von anderen, namentlich peloponnesischen Staaten, wie Korinth, Sikyon, Megara, Phlius, ergriffen ebenfalls für die Phokier Partei.⁴

¹ Diod. XVI 23 f. (Der Sieg über die Lokrer wird noch einmal berichtet 28, 3.) Just. VIII 1, 5 ff. Paus. X 2, 1 ff.

² So lautet die offizielle Bezeichnung auf einer thebanischen Inschrift (Syll.² 120. Collitz, Gr. Dialektinschr. 705. Cauer, Del.² 353.) Vgl. auch Diod. XVI 25, 1 = 27, 5. 28, 3 f. 29, 1.

³ Vgl. Diod. XVI 27, 5. Just. VIII 1, 11. Paus. III 10, 4. Aesch. III 118. Demosthenes XIX 61. 62. Vgl. auch Diod. XVI 37, 3 mit 36, 1. Wenn Schwartz, Demosth. I. philipp. Rede S. 16 ff. einen späteren Abschluß eines Bündnisses zwischen Athen und den Phokiern für wahrscheinlich hält und dafür (S. 16, 5) den Grund anführt, daß die Rede des Demosthenes für die Megalopoliten eine Neutralität Athens zur Voraussetzung habe, so kann dieser Grund gegenüber den ausdrücklichen Zeugnissen nicht ins Gewicht fallen. Er ist aber auch an sich nicht stichhaltig, da der Gegensatz gegen Theben in dieser Rede offenbar ist. Das Bündnis der Athener mit den Lokrern (I. G. II 90 = Dittenberger, Syll.² 119) kann wohl um so weniger einen Beweis für Schwartz' Ansicht abgeben, als die Amphissaer, wie Diod. XVI 33, 3 berichtet, bald zum Anschluß an die Phokier gezwungen wurden. (Vgl. jetzt auch Pokorný a. O. S. 91, 1.)

⁴ Es ergibt sich dies vor allem aus den für diese gesamten Verhältnisse außerordentlich instruktiven delphischen Tempelbaurechnungen, die uns in der

Der Streitfall, von dem ursprünglich der Kampf ausging, war gewiß an sich von geringer Wichtigkeit, aber die Folgen, die sich daran anknüpften, gaben diesem heiligen Kriege eine sehr charakteristische Bedeutung für die weitere Entwicklung der hellenischen Staatenwelt. Es handelte sich um den Schutz des angesehensten panhellenischen Heiligtums der Hellenen. Es handelte sich weiter um den Bestand der delphischen Amphiktyonie, der allerdings schon durch die plumpe Art, in der die Thebaner diesen Bund für ihre eigenen politischen Machtzwecke auszunutzen gesucht hatten, gefährdet war. Aber die eigentlich entscheidende Frage, auf deren Austrag es in dem Kampfe ankam, war noch größer und wichtiger. Der heilige Krieg bezeichnet vor allem einen Versuch des auf sich selbst gestellten staats- und vaterlandslosen Söldnertums, die ausschlaggebende Macht in Griechenland zu werden. Geling dieser Versuch, so war eine völlige Desorganisation der an sich schon zerrütteten hellenischen Verhältnisse zu erwarten. Vielleicht hätte sich aus einem Siege der Söldner eine Militärmonarchie, eine Tyrannis entwickelt, aber eine Tyrannis ohne jede Anknüpfung an bestehende historische Mächte, ideenlos und brutal, begründet und zusammengehalten allein durch das Interesse des geld- und beutegierigen Söldnertums.

Die Politik, welche die Athener und Spartaner verfolgten, war auch ohne jeden großen Zug und im wesentlichen nur von ihrem Antagonismus gegen Theben eingegeben. Wenn sie sich aber einmal auf die Seite der tempelräuberischen Söldner stellten, so war es ein schweres Versäumnis, daß sie nicht alles taten, um wenigstens die Führung an sich zu bringen und so selbst ein ausschlaggebendes Gewicht in die Wagschale der Entscheidung werfen zu können. So luden sie das Odium der Verbindung mit den „gottlosen“ Phokiern und Söldnern auf sich, ohne sie doch tatkräftig und erfolgreich gegen ihre Feinde zu unterstützen. Allerdings hatten vor allem die Athener damals mit ihren eigenen Angelegenheiten reichlich zu tun, da der Ausbruch des heiligen Krieges in die Zeit des Bundesgenossenkrieges fiel. Aber um so verhängnisvoller war es für sie, daß sie überhaupt Partei ergriffen.

Zusammensetzung der Kollegien der *ναποιοί*, der Tempelbaubeamten, ein Bild der unbedingten Herrschaft der Phokier und ihrer Bundesgenossen über das delphische Heiligtum gewähren. Daß die Korinthier auf der Seite der Phokier standen, läßt sich auch aus Diod. XVI 60, 2 schließen.

Je weniger die früher tonangebenden hellenischen Staaten, Sparta und Athen, den ernstlichen Willen und die Kraft zeigten, energisch in die Verwicklungen des heiligen Krieges einzugreifen, eine desto günstigere Aussicht bot sich für den makedonischen König, der nach einem bezeichnenden, wahrscheinlich auf Theopompos zurückgehenden Ausspruch gleichsam „von einer Warte“ aus¹ die hellenischen Verhältnisse beobachtete. Die Verflechtung der thessalischen Angelegenheiten mit dem heiligen Kriege gewährte Philipp eine erwünschte Gelegenheit, dem Söldnertum, das damals unter Führung des Onomarchos sich immer mehr in seiner Stellung konsolidierte und in den Gold- und Silbermünzen, die Onomarchos aus den Tempelschätzen prägen ließ, reichlich fließende Quellen für seine Macht und genügende Hilfsmittel für beständigen Zuwachs besaß, entgegenzutreten und die Sache des delphischen Gottes in seine mächtige und tatkräftige Hand zu nehmen.

Der makedonische Herrscher wurde zunächst von den Thessalern, die sich hierbei wahrscheinlich vor allem unter Führung der Aleuaden von Larissa befanden, um Hilfe gegen die Tyrannen von Pherae, die ihre Herrschaft über Thessalien auszubreiten versuchten, angerufen.² Es bot sich ihm somit ein äußerst willkommener Anlaß, in dieser Landschaft festen Fuß zu fassen und so die auf Hegemonie über Thessalien gerichteten Pläne und Unternehmungen früherer makedonischer Könige, wie namentlich seines Bruders Alexander und des Archelaos³, vielleicht auch eigene, schon in dieser Richtung

¹ Just. VIII 1, 3.

² Diod. XVI 35, 1. Aus Diod. XVI 14, 2 und Justin VII 6, 8 (nach der Textgestaltung der Rühlischen Ausgabe) möchte ich nicht mehr — wie in der 1. Auflage dieses Werkes — einen früheren Kriegszug Philipps nach Thessalien (im J. 356) erschließen (vgl. Swoboda, Jahresh. d. österr. arch. Instituts VI 1903 S. 202 ff.). Das, was Diodor 14, 2 von der Befreiung der thessalischen Städte — worin doch also vor allem wohl Pherae eingeschlossen sein müßte — sagt, paßt erst auf den späteren Zug Philipps im Jahr 353. Weiter läßt sich die Erzählung Diodors von der Aktion der mit den Böotern und anderen benachbarten Völkern verbundenen Thessaler gegen die Phokier — nach der Besetzung des delphischen Heiligtums durch Philomelos — wohl kaum mit der Annahme, daß Philipp schon damals eine herrschende Stellung in Thessalien gehabt habe, in Einklang bringen. Mit gewisser Wahrscheinlichkeit kann man allerdings aus Polyän IV 2, 19 schließen, daß der makedonische König bereits vor dem Jahr 353 versucht habe, auf die thessalischen Angelegenheiten Einfluß zu gewinnen, vgl. Swoboda S. 205.

³ Vgl. die dem Herodes Atticus zugeschriebene Rede an die Larissaer

unternommene Versuche mit Nachdruck weiterzuführen. Die Herrschaft über Thessalien bildete zugleich die Voraussetzung für eine erfolgreiche Einmischung in die Verhältnisse der hellenischen Staaten überhaupt. Nachdem Philipp Methone erobert hatte¹, kam er den Thessalern gegen Lykophron zu Hilfe. Lykophron verband sich mit den phokischen Führern. Onomarchos schickte ihm zunächst seinen Bruder Phayllos zu Hilfe, erschien aber dann selbst, als dieser sich Philipp gegenüber als zu schwach erwies, in Thessalien, und besiegte die Makedonen in zwei Treffen. Philipp ließ sich aber nicht entmutigen. Das Wort, das ihm damals in den Mund gelegt wird²: „Ich bin nicht geflohen, sondern zurückgewichen wie ein Widder, damit ich wieder einen um so heftigeren Angriff machen kann“, bezeichnet sehr zutreffend seine zähe und konsequent an dem einmal gesetzten Ziele festhaltende Kriegführung. Mit einem neugebildeten Heere erschien er im Frühjahr 352 wieder in Thessalien, brachte ein großes Aufgebot der Thessaler zustande und besiegte in einer entscheidenden Schlacht am pagasäischen Golf Onomarchos, der jetzt selbst sein Ende fand.³ Ein Versuch, den Philipp damals bereits machte⁴, über die Thermopylen in das eigentliche Hellas einzudringen, scheiterte an dem Widerstande der Athener.⁵ Die weitere Verfolgung seiner hellenischen Pläne mußte also Philipp zunächst aufgeben. Um so energischer benutzte er die unmittelbaren Folgen seines Sieges zur Befestigung seiner Stellung in Thessalien.

Die Tyrannen von Pherae konnten sich nach der Niederlage des Onomarchos in ihrer Herrschaft nicht mehr behaupten. Gegen Enträumung freien Abzuges überließen sie die in ihrem Besitze befindliche Stadt dem makedonischen König, der dieser die Freiheit zurückgab.⁶ Philipp gewann dadurch den beherrschenden Einfluß in ganz Thessalien. Indem er in dem durch die inneren Kämpfe verwüsteten und zerrütteten Lande Frieden und Ordnung herstellte,

περὶ πολυτείας und dazu jetzt die eingehenden Ausführungen von E. Meyer, Theopomps Hellenika S. 209 ff.

¹ Vgl. Diod. XVI 31, 6 = 34, 4 ff. Didym. XII 43 ff. Demosth. IV 35. Just VII 6, 14.

² Polyän II 38, 2.

³ Diod. XVI 35, 4 f. Paus. X 2, 5. Just. VIII 2, 3 ff.

⁴ Nach Dionys de Dinarcho p. 665 (ed. Radermacher 13) noch unter dem Archontat des Thudemos (353/2), also wohl im Frühsommer 352.

⁵ Diod. XVI 38, 2. Just. VIII 2, 8. Demosth. IV 17. hypoth. zu Demosth. V.

⁶ Diod. XVI 37, 3. 38, 1. Demosth. VI 22.

verpflichtete er sich die Thessaler. Durch den Besitz von Pagasae und Magnesia hatte er eine dominierende militärische Position, und die Einkünfte aus den Zöllen, die ihm von den Thessalern zugestanden waren, gewährten ihm eine bedeutende finanzielle Stärkung seiner Macht.¹

Nachdem Philipp die thessalischen Angelegenheiten geordnet hatte, wandte er sich nach Thrakien², wo sich gegen das Vordringen des thrakischen Königs Kersobleptes eine Koalition der Byzantier und Perinthier mit Amadokos, der mit Kersobleptes um die Erbschaft des Odrysenreiches stritt, gebildet hatte.³ Philipp verband sich mit den Gegnern des Kersobleptes, insbesondere mit dem seemächtigen Byzanz⁴, drang (wahrscheinlich in der zweiten Hälfte 352) tief in das Gebiet des thrakischen Königs ein⁵ und zwang diesen, die zwischen ihm und seinen Gegnern streitigen Gebiete abzutreten. Zur Sicherung des Friedens mußte Kersobleptes seinen Sohn dem makedonischen König als Geisel überlassen.⁶ So gewann Philipp eine beherrschende Stellung an der ganzen thrakischen Küste. Die Athener vermochten weder seine Erfolge aufzuhalten⁷, noch den Versuchen der mit ihm verbündeten Byzantier, ihre Herrschaft über Chalkedon und Selymbria zu erstrecken⁸, entgegenzutreten. Die Verbindung des makedonischen Herrschers mit den Byzantiern hatte, wie es scheint, schon damals eine Ausdehnung seines politischen Einflusses auf die wichtigsten Inselstaaten des ägäischen Meeres zur Folge. Chios und Rhodos, die Bundesgenossen von Byzanz, traten zu Philipp in Beziehung.⁹ Die Athener waren allerdings seit einigen Jahren wieder im Besitze des thrakischen Chersonnes¹⁰, aber ihre Position im thrakischen Küstengebiet war eine sehr isolierte. Schritt für Schritt hatte Philipp ihre Einflußsphäre beschränkt.

¹ Vgl. Demosth. I 22. VI 22. Just. XI 3, 2.

² Demosth. I 13.

³ Schol. zu Aesch. II 81.

⁴ Vgl. auch Demosth. IX 34. XVIII 87. 93.

⁵ Vgl. Demosth. III 4. IV 17. I 13.

⁶ Schol. zu Aesch. II 81.

⁷ Vgl. auch Demosth. III 5.

⁸ Demosth. XV 26; vgl. auch Theopomp. frg. 65. Wie die Byzantier auch den athenischen Handel schädigten, geht aus Demosth. V 25 hervor.

⁹ Didym. 15, 7 ff. = Theopomp. frg. 158 Grenf.-Hunt.

¹⁰ Demosth. XXIII 173. I. G. II 65 b = II et III ed. min. 126. Scala nr. 182. Hoeck, Hermes XXVI 104f.

Unermüdlich war der makedonische König auch weiter tätig, in den an Makedonien angrenzenden Gebieten seine Macht zur Geltung zu bringen. Feldzüge gegen Illyrier und Paeonen, gegen Arybbas von Epeiros¹, erneutes erfolgreiches Eingreifen in die thessalischen Verhältnisse² nahmen nach der Niederwerfung des thrakischen Herrschers seine Tätigkeit in Anspruch. Dann begann er ein neues Unternehmen von größter Tragweite, wodurch die Athener aus ihrer bisherigen Passivität aufgerüttelt und zu größeren Anstrengungen veranlaßt wurden.

Die Olynthier hatten schon seit einiger Zeit mit wachsender Besorgnis die Ausbreitung der makedonischen Macht verfolgt und beschlossen deshalb (zuerst wohl im Jahre 352)³, sich Athen wieder zu nähern. Sie schlossen zunächst Frieden mit den Athenern⁴, verstießen aber damit gegen das Bündnis, das sie mit Philipp eingegangen waren und gaben diesem somit einen formellen Grund, Feindseligkeiten wider Olynth zu eröffnen. Die der thrakisch-makedonischen Küste vorgelagerte chalkidische Halbinsel, die in so eigentümlicher Weise den Verhältnissen des zusammenhängenden, geschlossenen Festlandes gegenüber die Formen und Umrisse des eigentlichen Hellas, insbesondere seines südlichen Teiles, nachbildet, die eben deshalb wohl in hervorragendem Maße die Hellenen zu Ansiedelungen eingeladen hatte, unterbrach vor allem auch den zusammenhängenden makedonischen Machtbesitz, die Küstenherrschaft des makedonischen Königtums. Philipp ergriff deshalb bereitwillig die Gelegenheit zu einem entscheidenden Schlage gegen die Selbst-

¹ Demosth. I 13. Auf Philipps damalige Tätigkeit in Illyrien bezieht sich wohl Demosth. IV 48.

² Diod. XVI 52, 9. Aus dieser Stelle ist zu erschließen, daß Peitholaos sich wieder der Herrschaft in Pherae bemächtigt hatte — falls nicht eine Wiederholung des 37, 3 Berichteten vorliegt.

³ Die Zeit ergibt sich aus Demosth. XXIII 107 ff. Die ersten Annäherungsversuche der Olynthier fallen demnach noch vor die letzten großen Erfolge Philipps in Thrakien.

⁴ Die Beziehung des Inschriftenfragmentes (I. G. II 105. Dittenberger, Syll.² 121. v. Scala, Staatsvertr. 199 nr. 200), das gewöhnlich nach Koehlers Vorgang in das Archontat des Theellos 351/0 gesetzt wird, ist noch nicht mit Sicherheit festgestellt worden; vgl. Dittenberger, not. 1 u. S. 642. Radüge, Zur Zeitbestimmung des euböischen u. olynthischen Kriegs 1908 S. 17f. Vielleicht ist schon vor dem entscheidenden Bündnis (unter dem Archontate des Kallimachos) ein Bund zwischen Olynth und Athen geschlossen worden (vgl. Demosth. XXIII 109: *φασὶ δὲ καὶ συμμάχους ποιήσεσθαι*).

ständigkeit der hellenischen Städte auf Chalkidike. Vielleicht hat er bereits im Jahre 351 Olynth angegriffen, dann aber jedenfalls noch ohne entscheidenden Erfolg.¹ Im Jahre 349/8 brach der eigentliche Krieg aus. Die Olynthier schickten um Hilfe nach Athen und brachten den Abschluß eines Bündnisses mit diesem Staate zustande.² Die Athener rafften sich jetzt zu energischeren Maßregeln auf. Sie sandten dreimal Schiffe und Truppen, um die bedrängten Olynthier zu unterstützen. Die dritte Sendung bestand auf die dringenden Bitten ihrer neuen Bundesgenossen aus einem Bürgeraufgebot. Demosthenes war auf das eifrigste bemüht, mit der Aufbietung aller seiner rednerischen Kräfte den Athenern die Wichtigkeit der Sache, um die es sich handele, vor Augen zu stellen, die Sache Olynths zugleich als die Athens, ja der hellenischen Freiheit überhaupt erscheinen zu lassen.

Der Kampf gegen Philipp hat die politische Beredsamkeit des Demosthenes auf ihre Höhe geführt. Erst jetzt erhebt sich der Redner in vollem Maße über das advokatische Niveau zu wirklich staatsmännischer Bedeutung. Der Gegensatz gegen das makedonische Königtum beherrscht von nun an fast ausschließlich sein politisches Denken und Wirken.³ Er wird zum entscheidenden Schicksal seines Lebens.

Mächtiger als alle Vollendung der Form wirkt die verzehrende Glut patriotischer Begeisterung, die aus den Reden gegen Philipp zu uns spricht. Sollen wir die Echtheit dieses leidenschaftlichen Patriotismus bezweifeln? Oder ihn deshalb, weil er unterlegen ist, verurteilen? Gewiß nicht; aber dürfen wir deshalb ohne weiteres für ihn Partei ergreifen? Dem Historiker kommt es zu, von einer umfassenderen Warte aus die großen geschichtlichen Gegensätze in ihrem Wesen und ihrer Tragweite zu überblicken. Demosthenes bietet für die Sache, die er vertritt, das volle Pathos des demokratischen athenischen Staatsgedankens auf und zeigt dessen Wirksamkeit in dem verklärenden Glanze einer ruhmreichen politischen Vergangenheit.

¹ Demosth. IV 17. Handelt es sich an dieser Stelle schon um den bekannten Krieg gegen Olynth, so müssen wir mit Schwartz, „Demosth.“ I philippische Rede“ zu einer späteren Datierung der ersten philippischen Rede (als der hergebrachten 352/1) gelangen.

² Philoch. frag. 132 (unter dem Archontat des Kallimachos).

³ Schon E. Schwartz, Demosth. I philippische Rede S. 2 hat energisch betont, daß hierdurch die philippischen Reden des Demosthenes sich wesentlich von den früheren unterscheiden.

heit, deren Anrufung nie eines mächtigen Eindrucks auf die Gemüter der Athener verfehlte. Er sieht in dem Kampf der Athener gegen Philipp den Kampf der Politeia gegen die Monarchie, d. h. nach seiner Auffassung, des freien, durch Gesetze regierten Staates gegen die Willkürherrschaft des einzelnen. Die Monarchie ist ihm gleichbedeutend mit der Tyrannei. „Jeder König und Tyrann ist der Freiheit feind und ein Gegner der Gesetze.“ Für alle freiheitlich regierten, durch eine bestimmte Verfassung geordneten Staaten ist demzufolge der Alleinherrscher ein Gegenstand des Mißtrauens. In der athenischen Demokratie erblickt Demosthenes das letzte entscheidende Bollwerk der Freiheit und Gesetzlichkeit gegen das nordische Königtum. Philipp ist für ihn der typische Vertreter ungesetzlicher Allein- oder Gewaltherrschaft, der unversöhnliche Feind aller freien Verfassung.¹

Man wird nicht verkennen dürfen, daß der athenische Redner das entscheidende Interesse, das sich für Athen an den Kampf mit Philipp knüpfte, mit instinktiver Sicherheit erkannt hat, so wenig er auch imstande ist, seinen großen Gegner unbefangen zu würdigen, und so sehr seine unbedingte Gleichstellung von Monarchie und Tyrannei den einseitigen Parteistandpunkt des athenischen Demokraten verrät. Demosthenes ist ein Vorkämpfer der hellenischen Politik in der besonderen Ausprägung, die diese in dem demokratischen Athen gefunden hat.² Insofern wird man dem Interesse, das Demo-

¹ Vgl. Demosth. VI 21. 25. I 5. VIII 41. 43. Ich darf wohl hier auch schon Stellen aus späteren Reden anführen, weil sie alle Ausdruck der gleichen Gesinnung, aus denselben grundlegenden Gedankenzusammenhängen hervorgegangen sind.

² Die Auffassung des Demosthenes, die Kahrstedt in seiner Schrift „Forschungen zur Geschichte des ausgehenden 5. und 4. Jahrhunderts“ 1910 vertritt, muß, wie mir scheint, von einer unbefangenen geschichtlichen Betrachtung entschieden abgelehnt werden. Kahrstedt sieht in dem athenischen Redner den unbedingten Schildhalter der persischen Politik. Er meint, daß Demosthenes dieser auf Gedeih und Verderb ergeben gewesen sei, weil er nur so einen Schutz der athenischen Interessen für möglich gehalten habe (vgl. vor allem die Darlegung S. 127). Die Vertretung eigener Tendenzen der athenischen Politik ist für den hier vorausgesetzten politischen Standpunkt von vornherein nicht möglich, sondern es sind für diesen nur die Direktiven oder Interessen der persischen Großmacht entscheidend. Ein an sich sehr wichtiges Moment, der Einfluß des persischen Großkönigs auf die hellenischen Verhältnisse, wird so zu einem einseitigen Schema gemacht, dem gegenüber alle anderen politischen Rücksichten und Motive, die für Demosthenes eine Rolle

sthenes verfißt, eine tiefere geschichtliche Begründung und eine allgemeinere Bedeutung nicht absprechen können. Nur sollte man seine Auffassung nicht eine nationale nennen und in ihm den Repräsentanten eines hellenischen oder panhellenischen Patriotismus sehen.¹ Die panhellenischen Gefühle bilden nur den schmückenden Hintergrund, von dem sich der spezifisch athenische Patriotismus des großen Redners abhebt.

Demosthenes macht die Überlegenheit des voll ausgeprägten Hellenentums gegen Philipp als einen Barbaren geltend. Wir werden nicht leugnen dürfen, daß der politische Gegensatz des athenischen Demokraten gegen das nordische Königtum sich zugleich mit einem gewissen Kulturgegensatz verflücht. Aber der entscheidende Grund, aus dem der athenische Redner Philipp bekämpft, liegt nicht in dem Glauben an die unhellenische Abstammung des makedonischen Herrschers — schon die hellenische Bildung des 5. Jahrhunderts hatte den heraklidischen Stammbaum der Argeaden anerkannt —, nicht in dem Verhältnis zur nationalen hellenischen Idee als solcher, sondern vielmehr in der Selbständigkeit und Ausschließlichkeit der demokratischen Polis. Der demokratische Staatsmann sieht in der königlichen Herrschaftsgewalt den geschworenen Feind der wahren hellenischen Politeia, d. h. eben der athenischen Demokratie. Das ist aber ein aus der gesellschaftlichen Ausgestaltung des athenischen Staates, nicht aus seinem nationalhellenischen Charakter stammender Gesichtspunkt. Auch anderen hellenischen Staaten gegenüber, die nicht demokratisch regiert wer-

gespielt haben, ignoriert werden. Der historischen Bedeutung des großen Redners vermag Kahrstedt nicht gerecht zu werden. Seine Ausführungen stützen sich auf Voraussetzungen, die zum Teil scharfsinnig aber vielfach unbeweisbar oder irrig sind, namentlich auch auf unsichere chronologische Annahmen. Vgl. hierzu im einzelnen die schon mehrfach erwähnte Dissertation von Pokorny und die eingehende Kritik von Wendland, Götting. gel. Anz. 1912 S. 617 ff. Den alten, demosthenesgläubigen Standpunkt vertritt noch durchaus Thalheims Artikel in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie, auf den die moderne historische Forschung über das philippische Zeitalter keinen Einfluß gewonnen hat. — Die athenische Politik genauer zu verfolgen, ist im übrigen nicht Aufgabe vorliegender Darstellung, für die es nur darauf ankommt, die wichtigsten Entwicklungsstadien der Politik Philipps, vornehmlich in ihrem Verhältnis zur griechischen Polis, klarzulegen.

¹ So nennt z. B. Grote, *Hist. of Greece*, Lond. 1869 XII 151, die Absichten und die Politik des Demosthenes: „not simply Athenian, but in an eminent degree Panhellenic also.“

den, hebt Demosthenes die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit eines bleibenden Einvernehmens und dauernden Zusammenwirkens hervor.¹ Vor allem aber sieht er in Philipp den Gegner der athenischen Selbständigkeit. Wenn Athen schon mit den verwandten staatlichen Bildungen sich nicht auf wahrhaft föderativer Grundlage zu umfassenderer Organisation zusammenschließen konnte, so war es noch weniger imstande, sich mit einer auf ganz anderem politischen Prinzip beruhenden Gewalt zu verbinden, sich dieser sogar als führender Macht unterzuordnen.

Allerdings nahm auch das persische Großkönigtum, dessen „barbarischer“ Charakter ja von keinem Hellenen bestritten wurde, wenigstens zeitweise, eine führende, schiedsrichterliche Stellung in Griechenland ein. Indessen diese Stellung war von besonderer Art. Sie hatte gewissermaßen mehr negative Wirkungen. Sie verhinderte vor allem eine einheitliche Aktion der hellenischen Staaten. Das persische Großkönigtum war von diesen weit entfernt. Ihm kam es vornehmlich darauf an, durch sein Gold Söldner für seine kriegerischen Unternehmungen zu gewinnen und unmittelbare Feindseligkeiten gegen seine eigene Gewalt in Asien unmöglich zu machen. Auf die Griechen des europäischen Festlandes seine Herrschaft auszudehnen, daran dachte damals der Großkönig nicht, und eine solche Gefahr wurde im damaligen Griechenland kaum gefürchtet. Vom makedonischen Königtum dagegen drohte, je stärkeren Einfluß es auf die griechischen Verhältnisse gewann, um so mehr die Gefahr, daß es zu einer wirklich hegemonischen Macht in Griechenland erwuchs. Mit der instinktiven Kraft leidenschaftlichen Hasses ahnte Demosthenes, daß die volle Selbständigkeit der athenischen Polis mit einer makedonischen Hegemonie nicht vereinbar sei.

Ein wirklich nationaler Gedanke, der bestimmend wäre für das Verhalten der einzelnen Polis, ein nationales Gesamtinteresse, das die Interessen der einzelnen Staaten umfaßte, findet bei Demosthenes keinen Ausdruck. Der athenische Staat hat keinen anderen Lebenszweck, als den ihm sein eigenes Interesse vorschreibt. Dieses Interesse bedingt es, daß andere hellenische Staaten, wie der spartanische oder der thebanische, dauernd geschwächt bleiben.² Die Verbindung sogar mit dem persischen König wird ganz unbefangen gebilligt, sobald und soweit sie dem einzelnen Staate Vorteil bringt.

¹ Demosth. XV 17 f.

² Demosth. XVI 4. XXIII 102.

Man würde noch einen Ausgleich zwischen dem besonderen athenischen und dem universalen hellenischen Interesse finden können, wenn der damalige athenische Staat es in Wahrheit verstanden hätte, die allgemeinen hellenischen Kräfte immer mehr in den Bereich seiner Wirksamkeit zu ziehen. Aber das Gegenteil war der Fall, wie wir schon früher hervorgehoben haben und die Betrachtung der athenischen Politik im philippischen Zeitalter zur Genüge lehrt. Gerade in dieser Beziehung müssen wir sagen, daß dem Pathos, mit dem die Sache Athens von Demosthenes verfochten wird, die innere Kraft und Leistungsfähigkeit dieses Staates nicht entspricht. Und es waren doch nicht nur besondere Mißstände, die in Athen bestanden, sondern es war zugleich das ganze System einer rein auf den Stadtstaat aufgebauten Politik, das in der Zeit Philipps seinem Zusammenbruch entgegenging. Wie konnte aber der athenische Staat mit dem makedonischen Königtum in einen Streit um die Hegemonie oder wenigstens um einen bestimmenden Einfluß in Griechenland eintreten, wenn er innerlich den Aufgaben einer wirklich hellenischen Politik so wenig gewachsen war? Und vielleicht handelte es sich sogar nicht einmal mehr bloß um den äußeren Bestand der hellenischen Staatenwelt, sondern um den Bestand und die weitere Verbreitung hellenischer Kultur überhaupt. Auch diese wurde in dem Maße gefährdet, als das staatliche Leben der Hellenen in immer größerer Ohnmacht verkümmerte oder sich in gegenseitigen Kämpfen mehr und mehr aufrieb.

Demosthenes war nicht blind gegen die schweren Schäden, an denen das athenische Staatswesen krankte; jedoch die Maßregeln, die er zur Heilung vorschlug, waren wohl gut gemeint und nützlich, aber nicht tiefgreifend genug. Er wollte eine gerechtere und wirksamere Verteilung der Kriegslasten herbeiführen und die laufenden Einnahmen des Staates zunächst vor allem für die Kriegszwecke verwenden, eine nicht unwichtige Reform, die aber doch nicht die Wurzel des Übels, die unzureichende politische und militärische Leistungsfähigkeit des athenischen Bürgertums, traf. Er strebte allerdings weiter danach, die Bürgerschaft selbst wieder zu größerer Opferwilligkeit und bereitwilligerer Übernahme namentlich der militärischen Leistungen heranzuziehen. Gewiß war eine gründliche Änderung des Systems athenischer Kriegführung und Politik bloß durch eine völlige Umwandlung des öffentlichen Geistes, der grundlegenden Tendenzen des politischen Lebens zu erzielen, aber eine

solche Wandlung konnte, wenn überhaupt, nur durch anhaltende innere Arbeit, nicht durch einzelne Reformbeschlüsse herbeigeführt werden. Was aber das Wichtigste ist: eine Politik, die der zielbewußten, konsequenten, alle verfügbaren Kräfte vereinigenden Staats- und Kriegskunst des makedonischen Königs mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten wollte, mußte versuchen, die Kräfte der Hellenen in möglichst weitem Umfange und nicht bloß für den Moment zusammen zu fassen. Aber wie wenig bot die Entwicklung des politischen Lebens in Hellas hierfür Aussicht! Eine wirklich große Politik wäre hier nötig gewesen, welche die einzelnen Stadtstaaten über sich hinaushob, sie dazu brachte, etwas von der Ausschließlichkeit und dem unbedingten Rechte ihrer besonderen staatlichen Existenz aufzugeben. Wir finden nicht, daß Demosthenes, so sehr er im Kampfe gegen Philipp die Zerrissenheit der hellenischen Staatenwelt betonte¹, für dieses entscheidende Erfordernis einer wahrhaft hellenischen Politik irgendwelches Verständnis gezeigt, einen dahin gehenden, staatsmännisch produktiven Gedanken ausgesprochen hätte.

Die für die damaligen Verhältnisse der athenischen Kriegführung nicht unbeträchtlichen Anstrengungen, die Athen zugunsten der Olynthier machte², und die eigenen bedeutenden Hilfsmittel, über die diese verfügten³, vermochten doch den Untergang der mächtigen Stadt nicht abzuwenden. Wir sind über den Verlauf des olynthischen Krieges nicht genauer unterrichtet. Aus den spärlichen uns erhaltenen Notizen können wir nur schließen, daß Philipp durch Einnahme verschiedener griechischer Städte vor allem auf der mittleren und westlichen Landzunge von Chalkidike festen Fuß faßte⁴, dann die Olynthier auf offenem Felde besiegte und zuletzt eine förmliche Belagerung der Stadt eröffnete, bei der ihre Bewohner hartnäckigen Widerstand leisteten.⁵ Ein Versuch, den die Olynthier gemacht hatten, durch Unterhandlungen zu einer Verständigung mit Philipp zu gelangen, war von diesem, wie uns Demosthenes berich-

¹ Vgl. Demosth. IX 28.

² Philochor. frg. 132. Die Angaben des Demosthenes XIX 266 scheinen, wie es bei den Rednern nicht selten vorkommt, doch etwas übertrieben zu sein. Der Versuch des Ausgleichs zwischen ihnen und denen des Philochoros, den A. Schaefer II² S. 151, 1 macht, ist nicht überzeugend.

³ Demosth. a. O.

⁴ Diod. XVI 52, 9. 53, 2; wohl wieder rhetorisch übertreibend Demosth. XIX 266. Philochor. a. O.

⁵ Diod. a. O.

tet¹, mit dem Ausspruche zurückgewiesen worden, daß entweder sie nicht mehr in Olynth oder er nicht mehr in Makedonien wohnen dürfe. Die Stadt fiel zuletzt durch Verrat der Reiterbefehlshaber Lasthenes und Euthykrates² in Philipps Hände, noch ehe die letzte Hilfssendung, welche die Athener abgeordnet hatten, in Olynth anlangte³, wahrscheinlich im Spätsommer 348.⁴

Das Schicksal Olynths war ein hartes; die eroberte Stadt wurde zerstört, die Einwohner wurden zu Sklaven gemacht. Was Philipp zu diesem harten Verfahren veranlaßte, war wohl vor allem das Bestreben, einen möglichst nachhaltigen und erschütternden Eindruck seiner Macht, die in Olynth gerade die stolzeste und einflußreichste Repräsentantin der hellenischen Selbständigkeit in diesen Gegenden zu Boden geworfen, hervorzubringen. Es war also wahrscheinlich dasselbe Motiv, das wir später bei ähnlichen Gewaltmaßregeln, die Philipps Sohn Alexander zur Ausführung brachte, als das bestimmende vermuten können. Wir begreifen, daß der Untergang der vorher so blühenden Stadt ergreifend auf die Hellenen wirkte. Aber die Deklamationen antiker Autoren, insbesondere des Demosthenes, über die Grausamkeit Philipps dürfen uns doch nicht vergessen lassen, daß gerade die antiken Stadtstaaten gegen besiegte Gegner häufig mit vernichtender schonungsloser Härte vorgingen. Nicht lange vor der Zerstörung Olynths hatte z. B. noch der athenische Feldherr Chares nach der Eroberung von Sestos die männliche Bevölkerung getötet, die übrige in Sklaverei verkauft.⁵ Wenn weiter Demosthenes in einer seiner Reden gegen Philipp⁶ erklärt, der makedonische König habe auf Chalkidike 32 Städte zerstört, so hat man das mit Recht als eine Übertreibung bezeichnet.⁷ Gewiß ist nur, daß die hellenischen Städte auf Chalkidike, soweit sie bestehen blieben, ihre politische Selbständigkeit verloren, und daß auf einem

¹ IX 11. ² Vgl. die Stellen bei A. Schaefer II² S. 152, 5.

³ Vgl. A. Schaefer II² S. 152, 2 u. 3.

⁴ Unter dem Archontat des Theophilos 348/7 (Dionys. ad Amm. p. 736, c. 10). Aesch. II 12 ff. scheint den Schluß nahezulegen, daß Olynth erst einige Zeit nach der Olympienfeier des Jahres 348 gefallen sei. (vgl. Beloch, Gr. Gesch. II 504, 2). Dagegen sprechen Diod. XVI 55, 1 Demosth. XIX 192. Vgl. Pokorny a. O. S. 135. ⁵ Diod. XVI 34, 3. ⁶ IX 26.

⁷ Vgl. vor allem den eingehenden Nachweis U. Koehlers, Berliner Sitzungsber. 1891 S. 473 ff. Schon der Ausdruck Diodors XVI 53, 3: *καὶ τὰς ἑλλὰς πόλεις τὰς ἐναντιούμενας κατεπλήξατο* spricht gegen die Richtigkeit von Demosthenes' Angabe.

großen Teile der Halbinsel Makedonen angesiedelt wurden, vor allem der makedonische Adel ausgedehnte Besitzungen erhielt.¹ Auch ist es eine wahrscheinliche Vermutung, daß die hellenischen Bewohner von Chalkidike zum Teil in andere Gegenden von Thrakien als Kolonisten verpflanzt wurden.

So hatte an der thrakischen Küste der Kampf des makedonischen Königtums gegen die hellenische Politeia mit dem Siege des ersteren geendet. Bald fand Philipp auch Gelegenheit, in den noch entscheidenderen Kampf im eigentlichen Hellas einzutreten.

Der heilige Krieg war nach dem Tode des Onomarchos von den Söldnerführern, die ihm im Befehle folgten, vor allem von seinem Bruder Phayllos und dann seinem Sohne Phalaekos, fortgesetzt worden. Es war hauptsächlich ein Kampf zwischen den Söldnern und den Thebanern, der mit wechselndem Erfolge geführt wurde²; wir haben hier den Einzelheiten dieses Krieges nicht nachzugehen. Die Phokier waren aber doch infolge reichlicherer Mittel zur Kriegführung im Vorteil, und der Besitz der böotischen Städte Orchomenos und Koroneia³ gewährte ihnen auch in Böotien eine wichtige Position. Die Thebaner wandten sich unter diesen Verhältnissen an Philipp um Hilfe. Dieser sandte ihnen auch ein Hilfskorps, das aber nicht bedeutend genug war, um den Ausschlag zu ihren Gunsten zu geben.⁴ Philipp wollte nicht die Thebaner mächtig machen, sondern selbst als Sieger über die tempelräuberischen Söldner und als Schiedsrichter von Hellas auftreten. Er rüstete sich zum entscheidenden Schlage, den er im Verein mit den Thessalern gegen die Phokier auszuführen gedachte.⁵ Die Gegner erleichterten ihm durch ihr Ver-

¹ Vgl. vornehmlich die Inschrift Syll.² 178. Auf solche Ansiedelungen geht wohl auch die Bemerkung Diodors c. 53, 3: *τοὺς δὲ ἀνδραγαθήσαντας τῶν στρατιωτῶν κατὰ τὴν μάχην ἀξίαις δωρεαῖς τιμήσας*.

² Die schon erwähnte, die delphischen Tempelbaurechnungen enthaltende Urkunde (Syll.² 140 = Gr. Dialektinschr. 2502, namentlich Z. 31 ff.) läßt uns auch einige Einblicke in die durch den Krieg herbeigeführte Verwirrung tun.

³ Diod. XVI 58, 1. Hypoth. zu Dem. V. Dem. VI 13. VIII 65 und Schol. z. d. St. XIX 112. 318.

⁴ Diod. XVI 58, 2f.; vgl. auch 59, 2. Die Annahme v. Scalas, Staatsverträge im Altert. I, S. 197f. nr. 198, daß schon 351 ein Bündnis zwischen Philipp und Theben geschlossen worden sei, ist, wie mir scheint, nicht genügend begründet. Die Stellen Diodors sprechen eher gegen diese Ansicht, und durch die von Scala angeführte Stelle Demosth. IV 48 kann sie doch nicht gestützt werden.

⁵ Vgl. Aesch. II 132.

halten die Erreichung seiner Absichten. Die Phokier, denen jetzt die Geldmittel auszugehen anfangen, hatten durch Gesandte den Athenern die Überlassung von drei festen Plätzen, die von Süden den Zugang zu den Thermopylen beherrschten, versprochen, weigerten sich aber dann, dieses Versprechen zu erfüllen, und ebenso zeigten sie sich dem spartanischen König Archidamos gegenüber, der ihnen ein Hilfskorps zuführen wollte, ablehnend.¹ Die Entwicklung der Verhältnisse in Phokis selbst, die sich immer mehr zu einer reinen Militärtyrannis ausgestalteten, machte es den hellenischen Staaten, welche die Partei der Phokier ergriffen hatten, schwer, mit ihnen zusammenzuwirken, und bahnte somit dem makedonischen Könige den Weg in das innere Griechenland.

So war Philipp im Anfang des Jahres 346 schon Meister der politischen Lage in Griechenland und stand im Begriff, auch militärisch die beherrschende Stellung zu gewinnen. Die griechischen Staaten waren der verheerenden, resultatlosen Kriegführung müde. Die Athener hatten noch kurz vorher den Versuch gemacht, namentlich im Peloponnes, zu einem allgemeinen Krieg gegen Philipp aufzurufen.² Jetzt machte sich bei ihnen immer mehr das Verlangen geltend, den Kampf, der schon reichlich zehn Jahre währte und politisch wie militärisch ihnen fast nur Einbuße gebracht hatte, zu beenden. Demosthenes selbst hat uns in seinen Reden in sehr wirklicher Weise den Gegensatz zwischen dem athenischen Volk und dem nordischen Herrscher geschildert, den Gegensatz, der es vor allem erklärt, warum Philipp und nicht den Athenern die Entscheidung in den hellenischen Verhältnissen zufiel. Auf der einen Seite steht der makedonische König, als der alleinige Herr, niemand verantwortlich, zugleich sein eigener Feldherr und Finanzminister, überall mit seinem Heere erscheinend, jede günstige Gelegenheit, jede Jahreszeit benutzend, auf der anderen Seite der athenische Demos, der „unstät sich hin und her bewegt wie ein Wind auf dem Meere“, zögert, Beschlüsse faßt, sich erkundigt, immer erst dann, wenn der Gegner schon an einem wichtigen Punkte ist, ihm dort

¹ Aesch. II 132f.; vgl. auch Diod. XVI 59, 1. Das Verhalten der Phokier hing wahrscheinlich damit zusammen, daß Phalaekos, der seines Kommandos entsetzt worden, wieder zum beherrschenden Einfluß gelangt war; vgl. Grote, Hist. of Greece XI 180f. Beloch, Gr. Gesch. II 508. Über die Zeit dieser Vorgänge vgl. A. Schaefer, Demosth. II² S. 189, 1.

² Demosth. XIX 10f. 303f. Aesch. II 60. 79. Aeschines, damals noch eifriger Gegner Philipps, spielte bei diesen Verhandlungen eine führende Rolle.

entgegenzutreten beschließt, nie ihm zuvorkommend, sondern immer von seinen Bewegungen überrascht.¹

Die Unterhandlungen, die im Beginn des Jahres 346 zwischen Philipp und den Athenern angeknüpft wurden, führten zum Abschlusse eines Friedens- und Freundschaftsbündnisses (19. Elaphebolion², also März/April 346). Es ist der unter dem Namen des Philokrates bekannte Friede.³

Für die Beurteilung des politischen Gewinnes, der in dem Friedensschlusse für Philipp lag, sind namentlich zwei Momente von charakteristischer Bedeutung. Einerseits kam die beherrschende Stellung, die der makedonische König an der thrakischen Küste errungen hatte, darin zum Ausdruck. Durch die allgemeine Bestimmung, daß jeder Teil das, was er gegenwärtig inne habe, behalten solle, wurde die makedonische Herrschaft über Amphipolis anerkannt.⁴ Den Athenern wurde ihr Besitz auf dem thrakischen Chersones bestätigt, aber mit ausdrücklicher Ausnahme der Stadt Kardia.⁵ Der Hauptgegner Philipps in Thrakien, der Odrysenkönig Kersobleptes, der nicht im eigentlichen Bundesgenossenverhältnis zu Athen stand,

¹ Demosth. I 4. II 23. IV 41. XVIII 235. XIX 136.

² Demosth. XIX 57.

³ Die Stellen über diesen Frieden sind gesammelt bei v. Scala, Staatsverträge im Altert. I, S. 206ff., nr. 204. Auf die Einzelheiten des später von den beiden feindlichen Rednern, Demosthenes und Aeschines, in ihren gegenseitigen Anklagereden mit ermüdender Breite behandelten Friedensabschlusses einzugehen, ist hier nicht der Ort. Beide Redner haben auch durch die in ihrem Interesse gefärbten Darlegungen nicht gerade dazu beigetragen, das Bild der Verhandlungen in den entscheidenden Momenten, den wesentlichen Motiven, die zum Abschlusse führten, klar und deutlich zu gestalten. Die Darstellung, die Demosthenes in den Reden von der Gesandtschaft und vom Kranze von den Ereignissen und namentlich seinem eigenen Verhalten dabei gibt, steht wesentlich unter dem Einflusse des später erneuerten Gegensatzes gegen Philipp. In der Rede vom Frieden (Herbst 346) waltet eine wesentlich andere Auffassung und Tonart als in der zweiten Philippika (344/3), eine Stimmung, die jedenfalls dem wirklichen Verhalten des Demosthenes bei den Friedensverhandlungen mit Philipp verwandter ist. Auch das Verhältnis zu den Phokiern, ihre Preisgebung durch die Athener, wird in der Rede vom Frieden anders beurteilt als in der Rede von der Gesandtschaft. — Die Auffassung, die Kahrstedt a. O. S. 129ff. von Demosthenes' politischer Stellung zur Zeit des philokrateischen Friedens vertritt, halte ich in den wesentlichen Punkten für unzutreffend.

⁴ Vgl. vornehmlich Demosth. V 25. VII 24 mit dem Scholion und VII 26.

⁵ Demosth. V 25; vgl. auch hypoth. zu Demosth. VIII. Demosth. XIX 174.

wurde aber nicht in den Vertrag einbegriffen.¹ Philipp erhielt freie Hand, den Krieg, den er damals, Anfang 346, wider Kersobleptes führte, zum Ende zu bringen. Bald nach dem ersten Friedensschluß, noch ehe die Ratifikationsverhandlungen zu Pella gepflogen wurden, im April 346, mußte Kersobleptes eine Kapitulation eingehen, die sein Königtum in unbedingte Abhängigkeit von Philipp brachte.²

Das andere Moment betraf das Verhältnis zu den Phokiern. Wenn auch Philipp mit seiner Absicht, sie ausdrücklich von den Friedensbestimmungen auszunehmen, zunächst in Athen Widerstand fand, so setzte er zuletzt doch tatsächlich ihren Ausschluß durch.³ Sie wurden von den Athenern preisgegeben, und der makedonische Herrscher hatte ebenso gegen sie wie gegen Kersobleptes freie Hand. Athen nahm sogar eine Bestimmung in das Vertragsinstrument auf, daß, wenn die Phokier nicht täten, was sich gebühre, und das Heiligtum den Amphiktyonen nicht zurückgäben, dann die Athener gegen diejenigen, die dies verhinderten, Hilfe leisten würden⁴; es war dies also eine Drohung gegen die bisher mit ihnen verbündeten Söldnerführer. Philipp hatte es meisterhaft verstanden, unter der Ägide des delphischen Gottes⁵ eine Sammlungspolitik zu treiben, die seine Gegner isolierte und seiner eigenen Hegemonie, zunächst in Mittelgriechenland, zugute kam. Die Frage war nun, ob er seinen Plan, die allgemeine Ordnung und den Frieden in Hellas wieder herzustellen, mit Unterstützung der Athener oder ohne ihre Mitwirkung durchführen würde. Es scheint, daß er einem engeren Bündnis mit Athen, wie es der Gegner des Demosthenes, Aeschines, wünschte, einem Bündnis, dessen Spitze vornehmlich gegen Theben gerichtet gewesen sein würde, nicht abgeneigt war.⁶ Theben grenzte viel unmittelbarer als Athen an die makedonische Macht- und Einflußsphäre, wie sich diese namentlich in Thessalien ausgebreitet hatte. Die Thebaner waren die nächsten Rivalen einer dominierenden Stellung Makedoniens in Mittelgriechenland. Athen dagegen war immer noch die stärkste Seemacht Griechenlands und als solche ein ebenso gefährlicher Gegner wie wertvoller Bundesgenosse, und vor

¹ [Demosth.] XII (ep. Philipp.) 8.

² Über diesen Krieg Philipps in Thrakien vgl. Demosth. XIX 155 f. 334. [Demosth.] VII 37. Aesch. II 90. III 82.

³ Vgl. vornehmlich Demosth. XIX 159. 174. 278. Hypoth. zu Demosth. XIX p. 337. ⁴ Demosth. XIX 49. ⁵ Vgl. z. B. Diod. XVI 58, 3.

⁶ Aesch. II 136 ff. Vgl. auch Diod. XVI 58, 3.

allem war es die bedeutendste geistige Macht in Hellas, deren Einfluß Philipp durchaus nicht gering schätzte. Wahrscheinlich hatte Philipp für den Fall einer engeren Verbindung den Athenern Aussicht auf Beschränkung der thebanischen Hegemonie in Böotien, namentlich auf Herstellung der von Theben zerstörten böotischen Städte gemacht.¹ Aber die Einflüsse, die in Athen einem solchen Bündnisse widerstrebten² und in der Person des Demosthenes ihre wirksamste Vertretung fanden, waren zu mächtig. Philipp konnte doch einen so völligen Umschwung der athenischen Politik nicht erwarten und sah sich deshalb genötigt, eine Allianz mit den Thebanern einzugehen, die diesen den Wiedergewinn der an die Phokier verloren gegangenen Städte, die völlige Hegemonie über Böotien in Aussicht stellte.³

Die Geschieke der Phokier erfüllten sich nun schnell. Philipp zog im Verein mit dem Aufgebot der Thessaler zur letzten Entscheidung heran; von Süden her erschienen die Böoter mit einem ansehnlichen Heere.⁴ Die Athener hatten auf die Bitte der Phokier, ihnen zu Hilfe zu kommen, ablehnend geantwortet. Phalaekos hielt unter diesen Umständen seine Position nicht mehr für stark genug, um sich länger darin behaupten zu können. Er schloß mit Philipp eine Kapitulation ab, derzufolge er mit seinen Söldnern ungehinderten Abzug nach dem Peloponnes erhielt (Anfang Juli 346).⁵ Die Phokier wurden ihren Gegnern überliefert. Die Athener hatten von Philipp die Aufforderung erhalten, selbst bei der letzten Entscheidung an den Termopylen mitzuwirken⁶; sie konnten sich aber nicht entschließen, unmittelbar die Phokier mit verderben zu helfen. Vielleicht würden sie doch, wenn sie zur rechten Zeit ihrerseits ein bedeutendes militärisches Aufgebot mit in die Wagschale der Ent-

¹ Demosth. XIX 21. 42. 112; vgl. auch Aesch. II 104. Inwieweit allerdings die Aussagen des Aeschines auf bestimmte Zusicherungen Philipps sich gründen, können wir mit Sicherheit nicht mehr beurteilen.

² Ein alter Führer der athenischen Demokratie, wie Aristophon, hatte sogar den Frieden mit Philipp widerraten, sich auf den Bestand der athenischen Flotte von 300 Trieren und der athenischen Einkünfte von 400 Talenten berufend (Theopomp. bei Didym. 8, 61 ff. = frg. 159 Grenf.-Hunt).

³ Vgl. hypoth. zu Demosth. V. Demosth. VI 13. VIII 65 u. Schol. z. d. St. XVIII 19 (v. Scala, S. 211 nr. 206) und namentlich XIX 318. 325.

⁴ Diod. XVI 59, 2. Demosth. VI 14. Aesch. II 138. Vgl. A. Schaefer II² S. 281, 2. ⁵ Am 23. Skirophorion. Vgl. Demosth. XIX 58 ff. Diod. XVI 59, 3.

⁶ Demosth. XIX 51. Aesch. II 137 f.

scheidung geworfen hätten, an der Regelung der hellenischen Angelegenheiten sich einen Anteil haben sichern können.¹ So aber fiel die Begründung und Durchführung der Ordnung ausschließlich dem makedonischen König und seinen Verbündeten, den Thessalern und Böotern, anheim. Es wurde eine Amphiktyonenversammlung einberufen, durch die sehr wichtige und für die weitere Entwicklung der hellenischen Verhältnisse folgenreiche Beschlüsse gefaßt wurden.

Zunächst erging über die Phokier ein hartes Strafgericht. Ihre Städte wurden zerstört, die Bewohner mußten ihre Waffen ausliefern und sich in einzelnen Dörfern ansiedeln. Sie wurden außerdem zu einem jährlichen Tribut von 60 Talenten an den delphischen Tempel verpflichtet, den sie so lange entrichten sollten, bis ihre Tempelschuld abgetragen sei.² Weiter wurde nach Ausschluß der Phokier eine Reorganisation des Amphiktyonenrates durchgeführt. Philipp erhielt für sich und seine Nachkommen Sitz und Stimme in der Amphiktyonenversammlung³ und das Recht, mit den Böotern und Thessalern die pythischen Festversammlungen zu leiten, die zu Ehren des Apollon abzuhaltenden Wettkämpfe in Szene zu setzen.⁴

¹ So viel darf man doch wohl der Darstellung des Aeschines zugestehen.

² Diod. XVI 60, 1 ff. Paus. X 3. Vgl. die Dokumente phokischer Ratenzahlungen Griech. Dialektinschr. 2504. I. G. IX 110. 111. 112 = Syll.² 141. 142. 143.

³ Diod. XVI 60, 1 und Pausanias X 3, 3 sagen, daß dem makedonischen König die beiden Stimmen der Phokier gegeben worden seien. Außer Philipp traten die Delpher in den Amphiktyonenrat ein, die ebenfalls zwei Stimmen erhielten. Es ergibt sich dies aus der von Bourguet, B. C. H. XXI 1897 S. 321 ff. = Dialektinschr. 2504 mitgeteilten inschriftlichen Liste, worin zwei delphische Hieromnemonen nach zwei von Philipp gesandten erwähnt werden. Vgl. auch Bourguet, Administration financière du sanctuaire pythique, S. 175 ff. Die erforderlichen zwei neuen Stimmen wurden anscheinend dadurch gewonnen, daß den Völkerschaften der Doloper und Perrhäber jetzt zusammen bloß zwei Stimmen gewährt wurden (Syll.² 140 = Gr. Dialektinschr. 2502 Z. 152. Dialektinschr. 2504 I Z. 11. 29f. II Z. 9f. Vgl. auch Syll.² 293 = Dialektinschr. 2536 Z. 11. 19. — Die Entwicklung der Verhältnisse der Amphiktyonie in dieser Zeit behandelt eingehender Pomtow, N. Jahrb. f. Phil. Bd. 155, 1897 S. 739 ff. (In der ersten Auflage dieses Werkes habe ich leider diesen Aufsatz übersehen.)

⁴ Wie schon oben (S. 157) hervorgehoben worden ist, wurde wahrscheinlich der makedonische König für seine Person als Heraklide, nicht das makedonische Volk, in den Amphiktyonenverband aufgenommen. Es läßt sich dies vor allem auch daraus schließen, daß in den Hieromnemonenlisten der delphischen Urkunden die von dem makedonischen Könige bestellten Hieromne-

So hielt das makedonische Königtum seinen Einzug in die panhellenische Vereinigung der Amphiktyonen. Die neue geschichtliche Macht verband sich mit den geheiligten Traditionen einer altehrwürdigen Vergangenheit. Der nordische Heraklide ließ sich umstrahlen von dem Nimbus sakraler Weihe, die Apollon demjenigen verlieh, der für das Recht und den Bestand seines Heiligtums eingetreten war. Die panhellenischen religiösen Gefühle vermochten nun allerdings von sich aus noch keinen panhellenischen Staat zu begründen. Aber im Dienste einer kräftigen und umfassenden politischen Organisation konnten sie doch vielleicht eine Macht der Einigung für die zerrissene hellenische Staatenwelt werden.

Die delphische Amphiktyonie hatte zu einem wirklich politischen Einfluß, soweit wir wissen, bisher nicht gelangen können. Die Zusammensetzung der Amphiktyonenversammlung entsprach keineswegs den tatsächlichen Machtverhältnissen. Völkerschaften, die politisch wenig oder nichts bedeuteten, zum Teil nicht einmal völlige Unabhängigkeit besaßen, waren verhältnismäßig stark, die eigentlich ausschlaggebenden hellenischen Staaten schwach, in gar

monen als Vertreter seiner Person bezeichnet werden (vgl. in der von Bourguet B. C. H. XXI S. 321 ff. = Gr. Dialektinschr. 2504 mitgeteilten Liste Z. 24f.: τῶν παρὰ Φίλιππον; vgl. auch Col. II Z. 6. 28f.; ferner Syll.² 140 = Dialektinschr. 2502 Z. 150f.: παρὰ βασιλέως Ἀλεξάνδρου. Syll.² 293 = Dialektinschr. 2536: παρὰ βασιλέως Περσέως). In dieser Titulatur wird doch nicht bloß ausgedrückt, daß die makedonischen Hieromnemonen staatsrechtlich nur als Gesandte des Königs, als seine Vertreter fungieren konnten, sondern die Makedonen als solche werden überhaupt nicht genannt, weil sie dem Amphiktyonenverbände nicht angehören (nur als ναοποιοί werden Makedonen erwähnt, Syll.² 140 Z. 74. 138). Der Ausdruck des Pausanias X 8, 2: Μακεδόνες μὲν γὰρ τελεῖν ἐς Ἀμφικτυόνες εὐραντο ist ungenau und inkorrekt. B. Keil, Hermes XXXII S. 418f. meint, daß „der Amphiktyonenbund sich dem Philipp nicht zuwenigst deshalb leichter geöffnet habe, weil Philipp den Namen βασιλεύς nicht führen wollte oder nicht führte“. Hieran ist so viel richtig, daß ein Königtum, das auch in der Titulatur seine Gewalt in einer dem persischen Großkönigtum analogen Weise zum Ausdruck brachte, wohl einem größeren Widerstande begegnet sein würde. Philipp hat aber eben überhaupt den Königstitel noch nicht im offiziellen Gebrauch eingeführt, wie wir namentlich aus den Münzen ersehen. (Den besonderen Grund der Rücksicht auf die Hellenen macht übrigens hierfür schon L. Müller, Numismatique d'Alexandre le Grand S. 348f. geltend.) Erst unter Alexander gelangt die Königstitulatur in einer der Entwicklung seiner königlichen Gewalt entsprechenden Weise zur Geltung und unter seinen Nachfolgern wird sie zur allgemeinen Regel.

keinem Verhältnis zu ihrer wirklichen Macht vertreten. Die Abstimmung nach Stämmen bezeichnete ja überhaupt ursprünglichere Zustände, die längst überholt waren, einer anderen Ausbildung des staatlichen Lebens in Hellas Platz gemacht hatten. Das Schwergewicht der politischen und kulturellen Entwicklung in der Blütezeit der Polis lag im Süden von Hellas und an den Küsten und auf den Inseln des Ägäischen Meeres. Die Bewohner der zentralen gebirgigen Landschaften führten ein mehr isoliertes, geschichtlich wenig eingreifendes und wenig bedeutendes Dasein. Nur das delphische Heiligtum selbst hatte im Wechsel der Zeiten mit seiner religiös bedeutenden Stellung zugleich auch einen gewissen politischen Einfluß bewahrt, allerdings diesen im wesentlichen doch im Anschluß an die tatsächlich hervorragendsten hellenischen Mächte, namentlich Sparta. Jetzt aber war eine beträchtliche Verschiebung der Verhältnisse eingetreten. Diejenige Macht, die den heiligen Krieg beendet und die Ordnung in Griechenland wieder hergestellt hatte, die makedonische Monarchie, hatte ihre nächste Einflußsphäre in den nord- und mitteligriechischen Gebieten, gerade in denjenigen Landschaften, die im Amphiktyonenrat seit alters her besonders vertreten waren. Das natürliche Schwergewicht dieser ausschlaggebenden Macht mußte sich auch in den Beratungen der Amphiktyonen geltend machen und ihnen zugleich eine größere politische Bedeutung, als sie bisher besaßen, geben. Schon die Thebaner hatten zur Zeit ihrer Hegemonie die dominierende Stellung Thebens in Mittel- und Nordgriechenland dazu benutzt, die Amphiktyonenversammlung zu einem gefügigen Werkzeug ihrer politischen Pläne zu machen. Aber dies war in einer so brutalen und eigennützigen Weise geschehen, daß sie eben dadurch ihre Unfähigkeit, die Hegemonie in Griechenland zu behaupten, bewiesen. Es handelte sich darum, daß eine Macht die Führung auch in der delphischen Amphiktyonie übernahm, die imstande war, mit ihren eigenen Interessen in die Gesamtinteressen von Griechenland hineinzuwachsen.

Philipp machte, soweit wir sehen, den ernstlichen Versuch, der reorganisierten Amphiktyonenversammlung dadurch auch politischen Einfluß zu sichern, daß er auf ihr Beschlüsse durchsetzte, die panhellenische Interessen betrafen, der Sicherung der allgemeinen Ordnung und des allgemeinen Friedens dienen sollten.¹ Wenn früher

¹ Diod. XVI 60, 3: τὰ πρὸς κοινὴν εἰρήνην καὶ ὁμόνοιαν τοῖς Ἑλλησιν ἀνέκοντα.

Perikles den Plan verfolgt hatte, durch einen panhellenischen Kongreß die Machtstellung Athens zu heben, so hatte Philipp vor dem athenischen Staatsmann den Vorteil voraus, daß er bereits vorhandene panhellenische Einrichtungen nur weiter- und umzubilden brauchte, um sie zum Werkzeuge einer ganz Hellas umfassenden Politik zu machen. Sind die Münzen, die der Amphiktyonenbund hat prägen lassen — die ersten, die wir überhaupt von der delphischen Amphiktyonie kennen — bereits in diese Zeit der Neubegründung des Bundes unter makedonischer Leitung zu setzen¹, so dürfen wir darin einen charakteristischen Beweis sehen, wie Philipp der unter seiner Hegemonie stehenden Vereinigung einen ganz anderen Zusammenhalt und eine andere politische Bedeutung, als sie bisher besessen hatte, zu geben beabsichtigte und verstand.

Die neue Ordnung des Amphiktyonenbundes fand, wie es scheint, fast allgemein bei den hellenischen Staaten Anerkennung. Athen fügte sich zwar nicht ohne Widerstreben, aber es war doch nicht gewillt, es jetzt sogleich wieder auf einen Bruch ankommen zu lassen, und Demosthenes selbst riet den Athenern, nachzugeben und nicht „um den Schatten in Delphi zu kämpfen“. Selbst die Spartaner haben wohl damals den Beschlüssen der Amphiktyonen wenigstens keinen Widerspruch entgegengesetzt.² Die Aufnahme des makedonischen Königtums in den Amphiktyonenbund bedeutete aber eine offizielle Anerkennung der heraklidischen Abstammung des nordischen Königshauses. Sie bedeutete, daß der makedonische König nicht als ein fremder Eindringling in die hellenische Staatenwelt betrachtet werden durfte. Er hatte gewissermaßen Bürgerrecht in Hellas erlangt, und auch die Monarchie hatte in einer gesamthellenischen Organisation eine legitime Vertretung gewonnen.

So konnte Philipp mit dem Resultat des heiligen Krieges wohl zufrieden sein. Seine Machtstellung und noch mehr das Prestige

¹ Vgl. Catal. of Brit. Mus. Central Greece S. 27 = p. XXXIII f. Head, H. N.² S. 342. Es sind Münzen, die den Kopf der Demeter auf der Vorderseite tragen, auf dem Revers Apollon mit der Aufschrift *Ἀμφικτυόνων*.

² Wir können dies daraus folgern, daß unter dem Archontat des Damoxenos zu Delphi (346/5 „ἐπεὶ ἃ σιγήνα ἐγένετο“), und auch in den folgenden Jahren, in dem Kollegium der *ναοποιοί* auch Lakedaemonier erwähnt werden. (Dittenberger, Syll.² 140 = Gr. Dialektinschr. 2502 Z. 71 ff.) Dadurch wird die Nachricht des Pausanias X 8, 2, daß die Lakedaemonier im Jahre 346 aus der Amphiktyonie ausgeschlossen worden seien, unwahrscheinlich. Vgl. Rh. Mus. Bd. 52 S. 548, 4. Eine andere Erklärung versucht Dittenberger, Syll.² 140 not. 3.

des makedonischen Königtums waren außerordentlich gesteigert. In Griechenland war, wenigstens in denjenigen Gebieten, die durch den heiligen Krieg besonders betroffen worden waren, Friede und Ordnung aufgerichtet worden. Der Kampf, den Philipp wider das Söldnertum geführt hatte, war allerdings nur das erste Glied einer langen Kette von Kämpfen, in denen makedonisches Königtum und griechisches Söldnertum miteinander rangen. Das Söldnertum war noch nicht vernichtet. Aber es war doch vorläufig wenigstens in Griechenland selbst überwunden. Die makedonische Monarchie hatte verhindert, daß es auf griechischem Boden eine ausschlaggebende Rolle spielte.

Philipp war nun auf das eifrigste bemüht, von der durch den heiligen Krieg gewonnenen Grundlage aus den Einfluß seiner Herrschaft in Griechenland immer weiter auszudehnen. Schon nach der Eroberung von Olynth hatte er bei der Feier der Olympien zu Dion den Glanz seines Königtums hell strahlen lassen¹, und die Pythienfeier, die im September 346 abgehalten wurde, bot ihm Gelegenheit, als Beschützer des delphischen Heiligtums und Wohltäter der Hellenen das allgemeine Interesse auf sich zu lenken. Er verstand es, sowohl durch den Eindruck seiner Persönlichkeit und seiner Macht wie durch reichliche Geschenke und Gunstbezeugungen sich in den verschiedenen hellenischen Staaten Sympathien zu erwecken, Anhänger zu verschaffen. Hervorragende Hellenen nahm er unter seine „Freunde“, unter die *Hetairoi* auf². Solchen, die bereit waren, ganz in die Dienste des makedonischen Königtums zu treten, gab er durch Verleihung von Grundbesitz die Möglichkeit, sich in Makedonien selbst anzusiedeln.³ Seinen Hof zu Pella, das unter seiner Fürsorge mächtig aufblühte, suchte er zu einer Pflegestätte hellenischer Kultur, hellenischen Kunst- und Geisteslebens zu machen; mit tonangebenden Führern hellenischer Bildung, wie dem

¹ Diod. XVI 55, 1f. Demosth. XIX 192.

² Schwartz, Demosth. I philipp. Rede S. 8, 5 meint, daß Philipp dem trotzigsten makedonischen Adel der „Gefährten“ einen neuen, den der „Freunde“, die als Nichtmakedonen alles der Gunst des Königs verdankten, zur Seite gestellt habe. Mir scheint diese scharfe Scheidung der *ἑταῖροι* und *φίλοι* quellenmäßig nicht zu begründen und auch an sich nicht wahrscheinlich.

³ Dieses war z. B. wohl mit Nearchos von Kreta, dem bekannten Admiral Alexanders des Großen, der Fall, der in Amphipolis seinen Wohnsitz hatte (Arr. Ind. 18, 10). Vgl. oben S. 182, 3. Ähnliches gilt von den Mytilenäern Erigyios und Laomedon, den Söhnen des Larichos.

Redner Isokrates, der damals in einer dem Philipp gewidmeten Rede sein politisches Programm einer panhellenischen Einigung unter makedonischer Führung entwickelte, stand er in reger Verbindung, und wenige Jahre nach der Beendigung des heiligen Krieges¹ berief er den größten unter den damaligen hellenischen Denkern und Forschern, Aristoteles, zur Erziehung des makedonischen Thronerben an den Königshof zu Pella.

Der makedonische Hof wurde der Mittelpunkt eines weitverzweigten politischen Systems. Hier liefen die Fäden einer Staatskunst zusammen, die immer mehr die hellenischen Staaten unter den beherrschenden Einfluß ihrer Pläne und Ziele stellte. Demosthenes hat in einer berühmten Stelle seiner Kranzrede² die hervorragendsten Parteigänger Philipps aufgeführt und sie als erkaufte Verräter des gemeinsamen hellenischen Vaterlandes bezeichnet. Bereits Polybios³ hat diese Äußerungen einer scharfen, aber nicht unberechtigten Kritik unterzogen und dem großen Redner vorgeworfen, daß er alles nach dem Vorteil seines eigenen Vaterlandes bemesse. Die Losung, die Demosthenes ausgegeben hat, daß im Lager Athens das wahre hellenische Interesse, die hellenische Freiheit wohne, ist in den geschichtlichen Tatsachen nicht begründet, und die persönliche Gehässigkeit, mit welcher der attische Redner seine politischen Gegner behandelt, kann für das historische Urteil nicht maßgebend sein. Gewiß dürfen wir vermuten, daß für viele der Parteigänger Philipps persönliche Motive bestimmend gewesen sind, insbesondere das Gold auf sie eingewirkt hat. Aber andererseits haben wir doch keinen Grund, anzunehmen, daß die Anhänger des makedonischen Königs in allen Fällen nur durch ihr persönliches Interesse, nicht auch durch das Interesse ihres Heimatstaates geleitet worden seien.

Über seiner hellenischen Politik versäumte Philipp nicht die Fürsorge für die Befestigung der Machtstellung des makedonischen Staates selbst. Im heimischen Boden lagen die tiefen Wurzeln der Kraft seines Königtums. Er war unausgesetzt für die dauernde Sicherung der makedonischen Grenzen, für die innere Kräftigung seines Staates tätig. Insbesondere fällt in diese Jahre, wie es scheint, der weitere Ausbau der makedonischen Seemacht⁴ und eine rege kolonisatorische Wirksamkeit.

¹ Unter dem Archontat des Pythodotos, 343/2 (Diog. Laert. V 11).

² Demosth. XVIII 295.

³ XVIII 14.

⁴ Vgl. [Demosth.] VII 14 ff.

Philipp sah ein, daß der Besitz einer Seemacht auch die Pflicht eines kräftigen Schutzes des Handels gegen Seeraub auferlege. Diese Pflicht, deren sich die athenische Politik zur Zeit des Perikles bewußt gewesen war, war im 4. Jahrhundert von den Athenern in unverantwortlicher Weise vernachlässigt worden. Auch hier hatte sich die athenische Demokratie unfähig gezeigt, den Anforderungen einer Großmachtpolitik zu genügen. Auch auf diesem Gebiete bewiesen die hellenischen Stadtstaaten überhaupt, daß sie den Aufgaben, die das hellenische Gesamtleben ihnen stellte, auf die Dauer nicht gerecht zu werden vermochten.

Philipp hatte schon in dem philokrateischen Frieden die Aufnahme einer gegen den Seeraub gerichteten Bestimmung durchgesetzt¹ und versuchte, wie wir namentlich aus dem einige Jahre nach jenem Frieden ausgebrochenen Streit mit Athen über Halonnesos ersehen, nicht ohne Erfolg, dem Seeräuberwesen entgegenzutreten. Er scheint sogar auch die Mitwirkung der Athener hierfür in Anspruch genommen zu haben.² Wie er bereits durch die Herstellung des Friedens und der Ordnung auf dem Festlande den Großmachtsberuf Makedoniens, seine Befähigung, eine Schutzmacht für Hellas zu sein, zur Geltung gebracht hatte, so erkannte er, daß auch zur See das makedonische Königtum nur durch energische Unterdrückung des Seeraubes und Sicherung des Handels eine wahrhaft dominierende Stellung gewinnen könne.

Die kolonisatorische Tätigkeit Philipps diene zunächst vor allem einem militärischen Zweck, der Aufgabe einer dauernden Grenzbefestigung Makedoniens. Die makedonischen Festungen bildeten aber zugleich einen wichtigen Schutzwall, der die hellenische Kultur gegen die Angriffe der nördlichen Barbarenvölker schirmte. In diesen Koloniegründungen zeigt sich uns wieder ein charakteristischer Gegensatz der Politik des makedonischen Königtums gegenüber der Politik der hellenischen Stadtstaaten. Es geschah jetzt zum erstenmal, daß in großem Umfange und nach einem umfassenden Plane Kolonien tief in das Binnenland hineingeführt wurden, um dieses selbst der hellenischen Kultursphäre anzugliedern. Während die hellenischen Kolonien die Küste, soweit sie hellenisch geworden war, von dem Hinterland abschlossen, wurde dieses jetzt vielmehr durch die makedonische Eroberung der griechischen Kul-

¹ Epist. Philipp. 2.

² Vgl. [Demosth.] VII 2ff. Aesch. III 83 mit Schol. z. d. St. Epist. Philipp. 13 f.

tur aufgeschlossen. Die Ausdehnung und Befestigung des makedonischen Machtbereiches bezeichnete zugleich eine Ausbreitung und Sicherung der hellenischen Kultur. Diese Verschiedenheit der makedonischen und hellenischen Kolonisation beruht auf der fundamentalen Verschiedenheit der beiderseitigen staatlichen Bildungen. Die makedonische Monarchie, eine wesentlich territoriale Macht, strebte nach räumlicher Konsolidierung. Ursprünglich selbst ein rein binnenländischer Staat, hatte Makedonien allmählich die Küste gewonnen. Es war begreiflich, daß es nun auch wieder von der Küste aus das weitere Binnenland möglichst in den Zusammenhang seiner Herrschaft hineinzuziehen suchte. Die hellenischen Stadtstaaten hatten durch ihre Kolonisation das Prinzip der Abschließung und Absonderung, auf dem sie selbst beruhten, überallhin in die Ferne getragen. Eben deshalb war der hellenische Stadtstaat als solcher nur in beschränktem Maße geeignet, außerhalb seiner eigenen engeren Sphäre die hellenische Kultur wirklich zu verbreiten, als Organ des zivilisatorischen Berufes des Hellenentums zu dienen. Zugleich waren die hellenischen Kolonien wegen ihrer Isolierung auf die Dauer wenig gegen binnenländische Angriffe geschützt und vermochten sich namentlich größeren Machtkonzentrationen im Inneren gegenüber nicht zu behaupten. Ihr Gebiet war den verheerenden Streifzügen der feindlichen Nachbarvölker ausgesetzt. Byzanz mußte, um ein charakteristisches Beispiel zu erwähnen, später durch Erhebung des „Sundzolles“ von den hellenischen Handelsschiffen die Mittel für die Tributzahlungen an die Kelten von Tylis¹ gewinnen.

Philipp begann mit der dauernden Pazifizierung Thrakiens und der Begründung von Kolonien in den verschiedensten Gegenden des thrakischen Binnenlandes, ein Unternehmen, das infolge der durch die Eroberung Asiens herbeigeführten Verrückung des Schwergewichtes der makedonischen Macht von seinen Nachfolgern nicht oder nur mit unzureichendem Erfolge fortgesetzt worden ist. Lysimachos machte einen Versuch dazu, der nicht von Dauer war; sein Reich ging bald unter. Erst die römische Kaiserzeit, namentlich die trajanisch-hadrianische Epoche, hat wieder an das, was Philipp begründet hat, angeknüpft, und das byzantinische Kaisertum hat sein Werk zur Vollendung gebracht. Die Gründung von Philippo-

¹ Polyb. IV 46.

polis ist durch Jahrhunderte von der von Konstantinopolis getrennt, aber sie bezeichnet in mehrfachen Beziehungen die ersten, bald wieder unterbrochenen Anfänge einer Entwicklung, die in der Gründung des kaiserlichen Neu-Rom ihren Abschluß und ihre Krönung gefunden hat.

Wir haben über die Koloniegründungen Philipps bloß wenige, vereinzelte und zerstreute Notizen, die uns den Zusammenhang seiner kolonisatorischen Pläne nur ganz im allgemeinen ahnen lassen. Justin berichtet nach der Erwähnung des Abschlusses des phokischen Krieges von der gegenseitigen Verpflanzung verschiedener Völkerschaften innerhalb der Grenzen des makedonischen Reiches¹, und bei Strabon² finden wir in dem Gebiete des Strymon, an der Abdachung des Orbelosgebirges, eine Reihe von Städten mit griechischen Namen aufgeführt, deren Gründung, wie mit Recht bemerkt worden ist³, jedenfalls in die Zeit der Eroberung dieser Landschaften durch Philipp fällt. Eine dieser Städte, Philippopolis, trägt ja auch den Namen ihres Gründers und bezeichnet damit zugleich die Zeit, in der die anderen angelegt worden sind⁴. Wenn wir dann noch die von Philipp nach der endgültigen Unterwerfung des Odrysenreiches, vor allem im Tale des Hebros, begründeten Pflanzstädte⁵, unter denen Philippopolis, das heutige Philippopol, die bekannteste ist, hinzunehmen, so bekommen wir einen Einblick in eine großartige kolonisatorische Politik, die sich nicht mit augenblicklichen Erfolgen über die angrenzenden barbarischen Völkerschaften begnügte, sondern diese systematisch und dauernd dem makedonischen Machtbereich zu unterwerfen bemüht war. Es ist eine wahrscheinliche Vermutung, die bereits Niebuhr ausgesprochen hat⁶, daß die Bewohner der von Philipp unterworfenen chalkidischen Städte zum Teil in diese im Binnenlande

¹ Just. VIII 5, 7. 6, 1f.

² Strabo VII p. 331 frg. 36. Wenn Steph. Byz. s. v. *Ἡράκλεια Μακεδονίας* diese Stadt als eine Gründung *Ἀμύντων τοῦ Φιλίππου* nennt, so ist doch hierfür ohne Zweifel *Φιλίππου τοῦ Ἀμύντων* zu lesen. Auch die einige Jahre später im Gebiete der thrakischen Maeder angelegte Stadt Alexandropolis (Plut. Alex. 9) gehört wohl in diesen Zusammenhang.

³ U. Koehler, Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1891 S. 486.

⁴ Vgl. auch was Polyæn IV 2, 16 über einen Kriegszug Philipps in die Gegend des Orbelos berichtet.

⁵ Diod. XVI 71, 2.

⁶ Niebuhr, Vortr. über alte Gesch. II S. 342.

angelegten Kolonien verpflanzt worden seien. Vielleicht haben auch in bezug auf die barbarischen Völkerschaften selbst, die Illyrier, Paeonen, Thraker, einzelne Verpflanzungen stattgefunden.¹ Inwieweit auch Makedonen in diesen binnenländischen Pflanzstädten angesiedelt worden sind, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit feststellen, doch ist es bei dem starken Hervortreten des militärischen Zweckes, dem die Kolonien dienten, wahrscheinlich, daß auch das makedonische Element in ihnen nicht völlig gefehlt hat. Wir dürfen wohl vermuten, daß die Mischung der verschiedenen Bevölkerungselemente, wie wir sie später in Alexanders Kolonien, namentlich im Osten seines Reiches, finden, bis zu einem gewissen Grade bereits in den philippischen Kolonien vorgebildet war.²

Eine Expedition, die Philipp (wohl im Jahre 344) in das Gebiet der Illyrier und sogar in das Land der weit nach Norden wohnenden Dardaner unternahm³, diente dazu, diese unruhigen Völkerschaften, die durch ihre Raubzüge die neuen Einrichtungen des Königs gefährdeten und die Ruhe und den Frieden der Grenzlandschaften bedrohten, energisch und mit nachhaltigem Erfolge in Schach zu halten.

Nach der Befriedung des Nordens wandte sich Philipp wieder nach Süden und führte eine Ordnung der thessalischen Angelegenheiten durch, die für das makedonische Königtum politisch und noch mehr militärisch die größte Bedeutung gewann. Indem er nach dem Vorbild der thessalischen Bundesfeldherrnwürde sich von den Thessalern zum Oberbefehlshaber (Archon)⁴ erwählen ließ, be-

¹ Dies muß wohl aus Justins allerdings übertreibenden Bemerkungen geschlossen werden. Von der Stadt Alexandropolis heißt es bei Plut. Alex. 9 ausdrücklich: *συμμίκτους δὲ κατοικίτας*. Auch was Polyän IV 2, 12 von den Bewohnern der illyrischen Stadt Sarnus (Steph. Byz. s. v.) erzählt, ist wohl diesem Zusammenhang einzufügen; vgl. A. Schaefer, Demosth. II² S. 344, 3.

² Vgl. Plut. Alex. 9 über Alexandropolis.

³ Diodor XVI 69, 7 (unter dem Jahre 344/3) und Just. VIII 6, 3 Vgl. Didym. 12, 6 ff. E. Meyer, Berl. S.-B. 1909 S. 759 ff.

⁴ Vgl. Just. XI 3, 2. Diod. XVII 4, 1. Der Titel *ἄρχων* findet sich in der Urkunde des athenischen Bündnisses mit den Thessalern von 361/0 (Syll.² 108. I G. II et III ed. min. 116, vgl. auch 175. Scala, Staatsverträge nr. 176) und in der Daochosinschrift („ἄρχας“) B. C. H. 21 S. 593 = Michel 1281 (vgl. auch Anacr. frg. 96. Plut. de mal. Her. 33. E. Meyer, Theop.'s Hellenika S. 242 f.). Man hat mit Recht vermutet, daß der eigentlich hergebrachte Name Tagos durch die Tyrannis Alexanders von Pherä in Mißkredit gekommen war. Die Lebenslänglichkeit der Feldherrnwürde des makedonischen Königs bestand

wirkte er eine politische und militärische Einigung Thessaliens und stellte zugleich eine Personalunion der Herrschaft über dieses Land mit dem makedonischen Königtum her, die seine Stellung den Hellenen gegenüber wesentlich verstärkte. Die Thessaler haben unter Philipp und Alexander an dem Bunde mit Makedonien festgehalten. Ihre Reiterei bildet neben der makedonischen in den Schlachten Alexanders einen wichtigen Bestandteil des makedonischen Heeres, sie ist gewissermaßen organisch mit diesem verwachsen. Dieser Umstand beweist noch mehr als ausdrückliche Zeugnisse antiker Autoren, namentlich das Zeugnis des Isokrates über die dauernde Verpflichtung der Thessaler dem makedonischen König gegenüber¹, daß die Äußerungen des Demosthenes über dessen unerträgliche Gewaltherrschaft in Thessalien nicht auf Wahrheit beruhen, zum mindesten sehr übertrieben sind. Auch die Einrichtung der Tetrarchien in diesem Lande, seine Einteilung in vier Herrschaftsbezirke, ist vor allem als eine organisatorische, an die geschichtlich begründete Einteilung des thessalischen Landes anknüpfende Maßregel aufzufassen, die dazu bestimmt war, als Grundlage für eine einheitliche Zusammenfassung seiner militärischen Kräfte unter dem Oberbefehle des makedonischen Herrschers zu dienen.² Mit dieser Neuorganisation Thessaliens stand es

wohl auch nach dem Vorbilde der Feldherrnschaft des thessalischen Bundes (vgl. Syll. ² 108 Z. 18). Daß die Wahl Philipps zum ἀρχων von Thessalien nicht bereits im Jahre 352 erfolgt ist, wie man an sich anzunehmen geneigt sein könnte, läßt sich, wie Beloch, Gr. Gesch. II S. 532, 6 bemerkt hat, mit Wahrscheinlichkeit aus Demosth. I 22 schließen. Die Frage, ob Philipp die Neuordnung Thessaliens auf einmal oder in zwei bald aufeinanderfolgenden Aktionen durchgeführt hat (Diodor schließt die thessalische Expedition unmittelbar an den illyrischen Feldzug an, Theopomp hat von der Einführung der Tetrarchien im 44. Buch, dagegen von der frühestens i. J. 343 erfolgten Entthronung des Arybbas von Epeiros schon im 43. Buch gehandelt), braucht hier nicht ausführlicher erörtert zu werden. Vgl. hierzu Swoboda, österreichisch Jahreshefte VI 1903 S. 208f.

¹ Isokr. V 20. Vgl. auch Isokr. ep. II 20. Diod. XVI 69, 8. Polyän IV 2, 19. Besonders charakteristisch ist eine Äußerung des Demosthenes selbst XVIII 43; vgl. auch Beloch, Gr. Gesch. II S. 532, 6.

² Über die Tetrarchien vgl. Harpokration u. d. W. Theopomp. frg. 234. 235 M. = 201. 202 Grenf.-Hunt. Demosth. IX 26. Die δεκαδαρχία, von der bei Demosth. VI 22, wenigstens in der handschriftlichen Überlieferung, die Rede ist, beruht vielleicht auf einer Verderbnis des Textes (vgl. auch Harpokr. u. δεκαδαρχία: „Φίλιππος μέντοι παρὰ Θετταλοῖς δεκαδαρχίαν οὐ κατέστησεν, ὡς γέγραπται ἐν ζ' Φιλιππικῇ Δημοσθένους, ἀλλὰ τετραρχίαν). Man könnte ver-

wahrscheinlich im Zusammenhange, daß eine engere Verbindung des makedonischen Königtums mit den angrenzenden kleineren mittelgriechischen Stämmen zustande kam.¹ Auch ein Bündnis Philipps mit den Ätolern, denen er Naupaktos versprach, trug dazu bei, seine Position in Mittelgriechenland immer mehr zu befestigen.²

Eine weitere, nicht unbeträchtliche Stärkung und Sicherung ihrer Machtstellung erfuhr die Herrschaft Philipps dadurch, daß es ihm gelang, das molossische Königtum enger an sich zu ketten und so das Nachbarreich Epeiros in Abhängigkeit von dem makedonischen Königtum zu bringen. Er benutzte seine nahe Verwandtschaft mit dem jugendlichen Alexander, dem Bruder seiner Gemahlin Olympias, zur Einmischung in die epeirischen Verhältnisse. Er unterstützte, wie es scheint, dessen Ansprüche auf die epeirische Herrschaft gegen seinen Oheim Arybbas, vertrieb (im Jahre 343/2) diesen aus Epeiros und setzte Alexander zum alleinigen Herrscher ein, indem er zugleich durch die im Norden des ambrakischen Meerbusens gelegene kassopische Küstenlandschaft dessen Reich vergrößerte.³ Epeiros wurde so im wesentlichen ein

sucht sein, in den Worten Demosth. IX 26: *ἵνα μὴ μόνον κατὰ πόλεις, ἀλλὰ καὶ κατ' ἔθνη δουλεύουσιν*, die Aufeinanderfolge von Dekadarchien und Tetrarchien angedeutet zu finden. Indessen ist dies unsicher. Jedenfalls ist die Dekadarchie keine allgemeine und dauernde Einrichtung gewesen, wie sich auch die Besetzung von Perä durch Philipp (Demosth. IX 12. X 10. [Demosth.] VII 32) aus der besonderen politischen Stellung dieser Stadt erklärt. Glotz, B. C. H. 33 S. 542, der auch die militärisch-organisatorische Bedeutung der Tetrarchien verkennt, scheint mir die Wirksamkeit der Dekadarchien sehr zu überschätzen. Die Zeit der Einrichtung der Tetrarchien läßt sich schon ungefähr aus der bereits zitierten Stelle Demosth. IX 26 erschließen und wird weiter dadurch bestimmt, daß Theopomp im 44. Buche (s. S. 242, 4) davon handelte. Daß die Tetrarchien gerade in der letzten Periode der Regierung Philipps in Geltung waren, geht auch daraus hervor, daß Daochos, der in dieser Zeit eine wichtige politische Rolle spielt, der neben Thrasydaos an der berühmten makedonischen Gesandtschaft nach Theben teilnahm (Marsyas bei Plut. Demosth. 18) und mit diesem zugleich 339/8 zuerst als Hieromnemon auftritt, in der Daochosinschrift ausdrücklich als *τέτραρχος Θεσσαλῶν* bezeichnet wird (zugleich mit der Hervorhebung seiner Würde als *ἐρομνήμων ἀμφικτύωνων*). Für Thrasydaos ergibt sich die Stellung als Tetrarch aus dem schon erwähnten Fragment Theopomps 235 (202).

¹ Vgl. Diod. XVI 69, 8. Philochor. frg. 135. Demosth. XVIII 211.

² Vgl. Demosth. IX 34. Philochor. frg. 135. Strabo IX 4, 7 p. 427 (v. Scala, Staatsvertr. I S. 212.)

³ Vgl. Trog. prol. 8. Just. VIII 6, 4 ff. [Demosth.] VII 32. Diod. XVI 72, 1,

vom makedonischen Königtum abhängiger Vasallenstaat. Bereits damals strebte Philipp danach, auch die wichtige griechische Kolonie Ambrakia zu gewinnen¹ und so auch an dem jonischen Meere festen Fuß zu fassen, doch war dieser Versuch noch nicht von Erfolg begleitet.

Militärisch hatte der makedonische König so ganz Nordgriechenland und einen Teil von Mittelgriechenland, insbesondere auch den wichtigen Thermopylenpaß, in seiner Gewalt. Seine politische Stellung hatte schon eine wesentliche Erweiterung über diese Grenze hinaus erfahren. Er war, indem er die Politik des Epameinondas wieder aufnahm, in engere Verbindung mit verschiedenen peloponnesischen Staaten getreten. Der Antagonismus gegen Sparta hatte ihm hier die Bahn gebrochen. Er hatte sich energisch der Sache der von Sparta bedrohten Staaten, zunächst vornehmlich Messenien und Argos, die vergeblich bei Athen eine wirksame Unterstützung gegen die Übergriffe der Lakedämonier gesucht hatten, angenommen und damit den athenischen Einfluß im Peloponnes immer mehr zurückgedrängt.² Umsonst hatte Demosthenes i. J. 344 versucht, bei den peloponnesischen Staaten, vor allem gerade Messenien, für Athen zu werben. Die Messenier und Argeier machten vielmehr völlig gemeinsame Sache mit dem makedonischen König.³ Athen suchte unter diesen Verhältnissen eine Brüskierung des nordischen Herrschers zu vermeiden. Andererseits lag diesem viel daran, sich nicht wieder völlig mit den Athenern zu überwerfen. Er hatte vielleicht damals schon den Gedanken einer Abrechnung mit dem persischen Großkönig, die ihm dazu dienen sollte, seine Stellung den Hellenen gegenüber zu verstärken. Seine Bemühungen, die Athener zu gewinnen, waren nicht ganz ohne Erfolg. Dies zeigte sich bei den Verhandlungen, die er, wahrscheinlich im Früh-

wo die Vertreibung des Arybbas mit seinem Tode verwechselt wird. Theopomp frg. 228 (200). Art. Arybbas (Pauly-Wissowa II 1495f.) H. Schmidt, Epirotika, Marburg 1894 S. 40ff. Klotzsch, Epirotische Geschichte S. 66ff.

¹ Vgl. Demosth. VII 32. IX 27. 34.

² Vgl. Hypoth. zu Demosth. VI. Demosth. VI 9. 13. 15. Paus. IV 28, 2. Für die weiteren Erfolge Philipps im Peloponnes vgl. Demosth. IX 17, 27. Paus. V 4, 9. VIII 27, 10, im allgemeinen vor allem noch Polyb. XVIII 14. Die Beziehungen der Messenier und Megalopoliten zur Amphiktyonie (Didym. 4, 2ff.) werden wohl auch durch Philipp vermittelt worden sein.

³ Hypoth. zu Demosth. VI.

jahr 343, in Athen zur Befestigung des Friedens führen ließ.¹ Die Athener erteilten damals, nach dem uns von Didymos erhaltenen Zeugnis des Philochoros, einer gleichzeitigen persischen Gesandtschaft, die sich um ein Freundschaftsbündnis mit ihnen bemühte, eine wesentlich ablehnende Antwort des Inhaltes, daß die Athener die Freundschaft mit dem Großkönig wahren würden, wenn dieser nicht feindlich gegen die griechischen Städte vorginge.² Wir werden diesen Bericht des Philochoros noch ergänzen dürfen durch eine Stelle des in der Sammlung der demosthenischen Reden erhaltenen Schreibens Philipps an die Athener, worin es heißt, daß diese vor der Unterwerfung Ägyptens (und Phönikiens) durch den persischen Herrscher beschlossen hätten, wenn der Großkönig (den Hellenen feindliche) Neuerungen durchführe, Philipp und die Hellenen insgesamt gegen ihn aufzurufen.³

¹ Didym. 8, 8 ff.: „τοῦ Φιλίππου ἐπὶ ἄρχοντος Λυκίσκου Ἀθήναζε περὶ εἰρήνης πέμψαντος.“ Es ist wohl dieselbe Gesandtschaft wie die des Python ([Demosth.] VII 20. 23. Demosth. XVIII 136). Über die Zeit vgl. E. Meyer, B. S.-B. 1909, S. 775, 1. Diese Gesandtschaft ist wahrscheinlich (mit E. Meyer a. O. S. 777) von der hypoth. zu Demosth. VI erwähnten zu unterscheiden, vor allem auch deshalb, weil die damals mit Philipp geführten Verhandlungen das Verhältnis der Athener zu diesem weiter fortgeschritten zeigen, als die hypoth. VI angedeuteten. Die Worte des Didymos: „περὶ εἰρήνης“ (richtiger wäre wohl *περὶ τῆς εἰρήνης*, vgl. E. Meyer a. O.) sind wohl durch [Demosth.] VII 22 zu erläutern. (Wenig wahrscheinlich scheint mir die Erklärung von Stavenhagen, Quaest. Demosthen. Götting. 1907 S. 40.)

² Philoch. bei Didym. 8, 18 ff. (Hierauf bezieht sich wohl auch Demosth. X 34.)

³ [Demosth.] XII 6. Dies kommt doch im wesentlichen auf dasselbe hinaus, wie die Antwort, die die Athener nach Philochoros (s. Anm. 2) dem Perserkönig erteilen. Es scheint mir unmöglich, mit Wendland, Gött. Nachr. 1910 S. 301 — nach Belochs Vorgang — diesen Appell an Philipp und die Hellenen in eine wesentlich frühere Zeit, die der Symmorienrede, zu verlegen. In dieser Zeit würden die Athener jedenfalls nicht Philipp gegen den Perserkönig aufgerufen haben. (Ob auch Diod. XVI 44, 1, wie man zunächst vermuten könnte, und Kahrstedt S. 16 ff. annimmt, das Nämliche gemeint ist, erscheint doch als fraglich.) Man wird also wohl die im Briefe Philipps mitgeteilte Antwort der Athener an den Großkönig auf die Verhandlungen, die Philochoros aus dem Archontat des Lykiskos berichtet, beziehen müssen. An sich würde es ja nahe liegen, den Hinweis der Athener auf Angriffe der Perser gegen hellenische Städte in Zusammenhang zu bringen mit dem Vorgehen Mentors gegen den Herrschaftsbereich des Hermias, das erst nach der ägyptischen Expedition des Ochos stattgefunden hat (Diod. XVI 52). Aber dieses Vorgehen mag schon vorher vorbereitet worden sein. Und eine so stark ab-

Die Athener haben in ihrem damaligen Verhalten gegen den Perserkönig die altgewohnte panhellenische Drapierung ihrer Politik hervorgeholt.¹ Sie mochten im Augenblick einmal wieder meinen, die Führenden in den hellenischen Angelegenheiten sein zu können, während tatsächlich der makedonische König die Führung hatte. Vielleicht wirkte auch der Gegensatz gegen das mit Persien wieder eng verbundene Theben², ein Gegensatz, der damals wohl noch stark die politische Stimmung in Athen beherrschte³, bei der Haltung des athenischen Volks mit. Jedenfalls bedeutete diese zunächst eine Niederlage der Politik des Demosthenes, der sich so von seinem Ziele, einer Verbindung mit Theben und dem Großkönig, um Athens Stellung gegen Philipp zu verstärken, vorläufig abgedrängt sah.

Indessen die gegenseitige Annäherung Philipps und Athens war nicht von Dauer. Die militärisch und noch mehr politisch weit vorgeschobene Stellung des makedonischen Herrschers in Griechenland hielt die Besorgnisse der Athener wach. Eine besonders starke Bedrohung Attikas schien darin zu liegen, daß Philipp auch auf der Insel Euböa Fuß faßte.⁴ Er brachte die Stadt Oreos im Norden und Eretria unter makedonischen Einfluß. Die Aussicht, die bedeutendste unter den euböischen Städten, Chalkis, für sich zu gewinnen, verwirklichte sich allerdings für ihn noch nicht, und ebenso mißlang ein Versuch auf Megara.⁵ Aber immerhin schob er seinen Machtbereich immer näher an Athen heran. Demosthenes und seine Gesinnungsgenossen bemühten sich mit Erfolg, die Stim-

lehrende Antwort, wie die von Philochoros berichtete, wird das athenische Volk gerade nach dem Erfolge des Großkönigs in Ägypten doch wohl nicht gegeben haben (ähnlich urteilt Kahrstedt S. 19). — Didymos 8, 26 ff. meint, daß das Motiv für die Verhandlungen des Perserkönigs mit Athen darin zu suchen sei, daß dieser von Hermias die feindlichen Absichten Philipps erfahren habe. Das kann in dieser Form kaum richtig sein. Das Ende des Hermias wird mit Boeckh, Kl. Schr. VI S. 185 ff. wohl erst 341 zu setzen sein, vgl. Demosth. X 32 und dazu jetzt Didym. 5, 18 f. (Theopomp). Der Umstand, daß Theopomp im 46. Buche über Hermias gehandelt hat, spricht auch für eine spätere Ansetzung des Endes des Tyrannen. (Das gleiche Argument macht, wie ich nachträglich bemerkte, auch Stähelin, Klio V S. 144 f. geltend.)

¹ Vgl. Demosth. X 33. ² Diod. XVI 44, 2. 46, 4. Isokr. XII 159.

³ Vgl. z. B. Demosth. XVIII 161 f.

⁴ Demosth. IX 57 ff. VIII 36. 66. X 8. Schol. zu Aesch. III 85 f. Plut. Phok. 12. Demosth. 17.

⁵ Plut. Demosth. IX 17. 27. X 9.

mung des Volkes gegen Philipp aufzureizen. Die Vorwürfe, die sie gegen ihn erhoben, die Forderungen, die sie an ihn stellten¹, trugen dazu bei, sein Verhältnis zu Athen ungünstiger zu gestalten. Der von Demosthenes vertretenen Politik gelang es, gerade auf demjenigen Gebiet dem Vordringen Philipps Einhalt zu tun, wo es in der letzten Zeit besonders erfolgreich gewesen war, im Peloponnes. Im Sommer 342 schloß Athen ein Bündnis mit einer Reihe von peloponnesischen Staaten, den Messeniern, Megalopoliten, Argiern, Mantineern, Achaeern, vor allem gerade solchen, die vorher engere Beziehungen zu Philipp angeknüpft hatten.² Diese Verbindung kam wahrscheinlich dadurch zustande, daß die Athener jetzt

¹ Vgl. vor allem die Rede über Halonnesos.

² Schol. zu Aesch. III 83f. unter dem Archontat des Pythodotos 343/2. Genauer ergibt sich die Zeit (Juni 342) aus dem inschriftlich erhaltenen Bruchstück des Bündnisses mit Messenien, I. G. IV 114 c = II et III ed. min. 225. Scala, Staatsvertr. I nr. 209 S. 213. Vgl. auch Demosth. IX 72. Plut. v. X orat. 844f. 846cd. R. v. Scala, Staatsvertr. I S. 213f. nr. 209 nimmt, im wesentlichen nach dem Vorgange von Beloch, Att. Polit. S. 367 ff. — vgl. Gr. Gesch. II S. 544, 3 — an, daß dieses Bündnis der Athener mit den peloponnesischen Staaten, von dem im Scholion zu Aeschines die Rede ist, dasselbe ist, wie der große Bund, auf den sich Demosthenes XVIII 237 — vgl. auch v. X orat. 851b. Plut. Demosth. 17. Aesch. III 95ff. — bezieht. Ich halte diese Ansicht für unrichtig. Die Liste der von Demosthenes angeführten Staaten: Euboeer, Achaeer, Korinthier, Thebaner, Megarer, Leukadier, Kerkyraeer — in der Hauptsache gleichlautend die Listen in den vit. X orat. (Dekret des Demochares) und in der plutarchischen Biographie des Demosthenes — stimmt durchaus nicht mit der im Scholion zu Aeschines a. O. gegebenen überein. In dem Dekret des Demochares sind die Messenier wohl irrtümlich hinzugefügt, vielleicht durch Verwechselung mit dem Bunde von 342, oder Demochares selbst hat verschiedene Akte der Tätigkeit des Demosthenes zusammengefaßt. Dieser Bund vom Jahre 342, der doch hauptsächlich seine Spitze gegen Sparta richtete und höchstens ein neutrales Verhalten der betreffenden peloponnesischen Staaten im Kampfe gegen Philipp zur Folge gehabt hat, konnte später selbst in einer die Erfolge des Demosthenes noch so sehr verherrlichenden und übertreibenden Darstellung nicht als eine grundlegende Verbindung der Hellenen für den Kampf mit Philipp bezeichnet werden. Die Äußerungen des Demosthenes IX 28 und IX 71f. sind auch mit der Annahme, daß zur Zeit dieser (der III. philippischen) Rede bereits eine Verbindung bestanden hätte, auf die Demosthenes nach seinen späteren Äußerungen so große Hoffnungen gesetzt hatte, nicht in Einklang zu bringen, auch wenn wir dem Umstande, daß die Thebaner damals dem Bunde noch fern gestanden, große Bedeutung beilegen. — Einen Reflex der durch die Verbindung Athens mit Messenien, Argos usw. gegebenen politischen Konstellation dürfen wir vielleicht in Isokrates' Panathenaios (vgl. z. B. § 70ff. 91) erkennen.

entschiedener für die Sicherung der Megalopoliten, Messenier und Argeier gegen Sparta eintraten. Für die peloponnesischen Gegner Spartas war der Bund wohl tatsächlich zunächst mehr gegen Sparta gerichtet, wenn auch für die Athener der Gegensatz gegen Philipp das ausschlaggebende Motiv sein mochte. Dauernden Erfolg hat dieser Bund, soweit wir sehen, nicht gehabt. Das Verhältnis der meisten daran beteiligten Staaten zu Philipp ist wohl vorübergehend gelöst oder wenigstens wesentlich verändert worden, aber die Beziehungen zwischen ihnen und Makedonien müssen bald wieder hergestellt worden sein. Zur Zeit des Entscheidungskampfes bei Chaeronea stand die Mehrzahl peloponnesischer Staaten jedenfalls nicht auf der Seite der Athener und Thebaner.¹ Die unmittelbare Wirkung des Bündnisses war aber doch, daß die weiteren Pläne des makedonischen Königs in bezug auf die Ausdehnung seines Einflusses im Peloponnes vorläufig gehindert wurden², wie die Athener durch Sendung einer Expedition nach Akarnanien vornehmlich wohl zur Vereitlung von Philipps Absichten auf Ambrakia beitrugen.³ Auch auf Euboea konnte dieser seine Stellung nicht behaupten. Durch eine Verbindung der Chalkidier mit den Athenern, namentlich durch einen erfolgreichen Kriegszug des Phokion wurde die Insel wieder von der Herrschaft der makedonischen Parteigänger befreit und unter athenischen Einfluß zurückgebracht (341).⁴

¹ Paus. IV 28, 2 (von den Messeniern), VIII 6, 2 und 27, 10 von den Arkadern, vgl. auch V 4, 9 über die Eleer. Demosth. XVIII 64. Daß die früheren Bundesgenossen Philipps im Peloponnes in der dem Entscheidungskampfe unmittelbar vorausgehenden Zeit mit Makedonien noch in Verbindung standen, ergibt sich aus Demosth. XVIII 156. 218.

² Demosth. IX 72.

³ Demosth. XLVIII 24—26 (vgl. Schaefer, Demosth. II² S. 428). IX 72. Auf diese Vorgänge bezieht sich wohl das Fragment eines attischen, von Polyuktos (vgl. Demosth. IX 72) beantragten Ehrendekrets für Bürger von Apollonia und Epidamnos aus dem Archontat des Sosigenes 342/1 (I. G. II 115 b). In den nämlichen Zusammenhang politischer Bestrebungen der Athener gehört auch die Verbindung mit dem von Philipp vertriebenen König Arybbas von Epeiros (I. G. II 115 = II et III ed. min. 226. Syll.² 138), wie wahrscheinlich auch die Ehrung einiger kephallenischer Bürger (I. G. II 114 b = II et III ed. min. 224). Auch in Thessalien hatte Athen damals dem makedonischen König entgegenzuwirken versucht.

⁴ Philoch. bei Didym. 1, 13 ff. Schol. zu Aesch. III 85 f. 103. Charax frg. 31 (F. H. G. III 643). Plut. Demosth. 17. Phok. 12 f. Diod. XVI 74, 1. Vgl. auch

Unterdessen hatte Philipp bereits einen neuen Kriegszug gegen den thrakischen König Kersobleptes begonnen, um dem Bau seiner thrakischen Herrschaft den Schlußstein hinzuzufügen. Unter großen Schwierigkeiten führte er mit unermüdlicher Energie und Konsequenz das begonnene Unternehmen durch. Im Anfang des Jahres 341 wurde Kersobleptes entthront¹; Thrakien wurde als ein abhängiges Land mit Makedonien vereinigt. Die Bewohner mußten Zehnten entrichten und wurden verpflichtet, zum Kriegsdienst im makedonischen Heere bestimmte Kontingente zu stellen.² Zur dauernden Sicherung der makedonischen Herrschaft wurde wieder eine Reihe von Militärkolonien, namentlich im Tale des Hebros (der heutigen Maritza) angelegt, unter denen Philippopolis bis auf den heutigen Tag den Namen des Gründers bewahrt hat.³ Der Eindruck von Philipps thrakischen Erfolgen war ein so bedeutender, daß auch der König der zwischen Balkan und Donau wohnenden Geten Beziehungen zum makedonischen Herrscher anknüpfte.⁴ Die Anlehnung an das mächtige makedonische Reich gewährte den griechischen Städten an der Küste des Pontos, die infolge ihrer Entfernung vom Mutterlande sich in isolierter

das Fragment eines Bündnisvertrags Athens mit Eretria, I. G. IV 116 b = II et III ed. min. 230. v. Scala, Staatsvertr. I nr. 215. Die Befreiung von Orcos erfolgte nach der auf Philochoros zurückgehenden Überlieferung im Sommer 341 (Skirophorion des Archontats des Sosigenes). Die Vertreibung des Tyrannen von Eretria fand etwas später statt, unter dem Archontat des Nikomachos 341/0.

¹ Diod. XVI 71, 1 f. Demosth. VIII 2. 22 ff. Vgl. auch VIII 64 mit VII 37. IX 15. X 8. XII 10. Die Zeit ergibt sich vor allem aus den Anführungen des Demosthenes in der achten Rede (über den Chersones), die wahrscheinlich im Frühsommer 341 abgefaßt ist (vgl. VIII 14. Beloch, Gr. Gesch. II 548, 1).

² Vgl. Diod. a. O. Arr. anab. VII 9, 3. In die Statthalterschaft, mit der Antipatros und sein Nachfolger Krateros von Alexander in Europa betraut werden, wird Thrakien als unmittelbar zum makedonischen Machtbereich gehörend eingeschlossen, Arr. VII 12, 4. Das Hebrostal wird später zum Teil geradezu als Grenze Makedoniens bezeichnet. (Strabo VII 331, frg. 48. Dexipp. frg. 20.) Thrakische Kontingente werden im Heere Alexanders öfter erwähnt; vgl. z. B. Arr. I 14, 3. 28, 4. II 5, 1. 9, 3. III 12, 4 usw. In der Liste, die Diodor XVII 17, 4 von den verschiedenen Bestandteilen des makedonischen Heeres gibt, werden die Odrysen ausdrücklich von den Söldnern unterschieden.

³ Vgl. Diod. a. O. Steph. Byz. s. *Φιλιππόπολις*. Dexipp. frg. 20. Vgl. weiteres bei A. Schaefer II S. 448, 2.

⁴ Satyr. frg. 5 = Athen. XIII 557 d. Steph. Byz. s. v. *Γεττα*. Jord. de reb. Get. 10, 65..

Lage befanden, eine wirksame Stütze gegen die Übermacht der aus dem Binnenlande vordringenden Barbaren, und wahrscheinlich haben aus diesem Grunde damals die Städte Apollonia und Odessos¹ (das heutige Varna) ein Bündnis mit Philipp geschlossen.²

Das thrakische Herrschaftssystem Philipps hatte noch eine wesentliche Lücke. Die Straßen, die vom ägäischen Meere nach dem für den griechischen Handel so wichtigen Pontos führten, waren nicht in makedonischer Gewalt. Der thrakische Chersones, die europäische Seite der Dardanellenstraße, befand sich noch im Besitze der Athener, und der Bosporos wurde von Byzanz beherrscht, das ebenso wie das an der Küste der Propontis gelegene Perinth jetzt völlige Autonomie besaß. Wir begreifen es, daß die Byzantier auf alle Weise ihre Selbständigkeit zu wahren suchten. Andererseits war es aber auch für das makedonische Königtum sehr wichtig, die Herrschaft über die Straße des Bosporos zu gewinnen.³ Es war eine natürliche Tendenz einer in dem thrakischen Küstengebiet vorherrschenden Großmacht, die wichtige Meeresstraße nicht ganz in fremden Händen zu lassen. Die Athener hatten ja auch zur Zeit ihrer Herrschaft von ihrem Übergewichte einen sehr entchiedenen Gebrauch gemacht, ohne auf Autonomie hellenischer Städte Rücksicht zu nehmen, und die Errichtung eines Sundzolles war eine für die athenischen Finanzen sehr ergiebige Maßregel gewesen. Ein dauernder Schutz der hellenischen Städte an der thrakischen Küste war, wie die Verhältnisse damals lagen, bloß durch Anlehnung an die makedonische Macht zu erreichen, und eine wirklich befriedigende und wirksame allgemeine Regelung und Sicherung des hellenischen Handels und der hellenischen Schifffahrt nach dem Pontos⁴ konnte nur auf der Grundlage grö-

¹ Die Herrschaft der Odrysenkönige reichte nach einigen bis zum Gebiete von Odessos. Strabo VII 331 frg. 48.

² Vgl. im allgemeinen Diod. XVI 71, 2. Betreffs Apollonia läßt sich dies aus Just. IX 2, 1 schließen. Über Odessos vgl. Jordan. a. O. (nach Dio Chrysostomos, der aber wohl wieder dem Theopomp gefolgt ist, wie aus einem Vergleich der Stelle des Jordanes mit Theop. frg. 244 = 209 Grenf.-Hunt hervorgeht).

³ Philipp strebte danach gewiß nicht bloß aus dem Grunde, um die Getreidezufuhr nach Athen hindern zu können, wie Demosthenes XVIII 87 es darstellt (vgl. auch Didym. 10, 40 ff.), wenn auch natürlich die Herrschaft über die Meeresstraße in makedonischen Händen zu einer sehr wirksamen Waffe gegen Athen werden konnte.

⁴ Für die Bedeutung und den Umfang dieses hellenischen Handels nach dem Pontos sind jetzt die Mitteilungen des Didymos (10, 45 ff.) sehr lehrreich.

berer zusammenhängender Machtverhältnisse durchgeführt werden. Die Kräfte eines einzelnen hellenischen Stadtstaates waren, wie unbefangene Betrachtung lehrt, solchen umfassenden Aufgaben nicht gewachsen. Das makedonische Königtum führte in den Plänen, die es in dieser Richtung verfolgte, in gewissem Sinne das fort, was bereits die athenische Politik zur Zeit des Perikles begonnen, aber nicht hatte vollenden können.¹ Eine besondere Bedeutung noch hatte die Beherrschung der Meerengen für den Kampf mit dem persischen Großkönig, den Philipps Politik planmäßig vorbereitete.

Die Perinthier und Byzantier hatten bisher im Bündnis mit Philipp gestanden. Als aber dessen Macht immer mehr die herrschende im gesamten thrakischen Bereiche wurde, als er im Begriffe war, die letzten Reste eines selbständigen odrysischen Reiches zu beseitigen, erfolgte eine Schwenkung ihrer Politik, wie vormals bei den Olynthiern. Sie näherten sich Athen. Perinth kehrte sich wenigstens entschieden von der makedonischen Seite ab², Byzanz ging sogar ein Bündnis mit Athen ein, dem sich auch Abydos anschloß (341)³. Die Verbindung mit Abydos war für die Athener wegen seiner beherrschenden Lage am Hellespont und wegen der Nähe der athenischen Besitzungen auf dem Chersones von besonderer Wichtigkeit. Die Stellung Athens an der thrakischen Küste drohte ja eine immer mehr isolierte zu werden; es machte jetzt alle Anstrengungen, um seine Besitzungen auf dem Chersones nicht völlig zu einem verlorenen Posten herabsinken zu lassen. Feindseligkeiten gegen die Stadt Kardias, die im Frieden von 346 von dem athenischen Machtbereich ausgenommen war, hatten Athen zugleich auch in unmittelbaren Gegensatz gegen Philipp, dessen Hilfe die Kardianer anriefen, gebracht. Der Gegensatz war dadurch gesteigert worden, daß der athenische Feldherr Diopeithes vom Chersones aus einen Einfall in das makedonische Gebiet gemacht hatte.⁴ Es war eine offene Verletzung des damals immer noch mit Philipp bestehenden Friedens und ein Eingriff gerade in den eigentlichsten Machtbereich des makedonischen Königs, in seine thrakische Herrschaft.

Wenn so Philipp und Athen in der thrakischen Interessensphäre unmittelbar feindlich aufeinander stießen und sich hier die

¹ Vgl. Plut. Per. 19. 20.

² Diod. XVI 74, 2; vgl. Arr. II 14, 5.

³ Demosth. XVIII 302.

⁴ Vgl. Demosth. VIII mit Hypoth. Schreiben Philipps 3.

Entwicklung der Verhältnisse immer entschiedener zu einem neuen offenen Konflikte zuspitzte, so war Demosthenes auch auf dem Gebiete der allgemeinen hellenischen Politik unablässig tätig gewesen, dem makedonischen Einfluß Abbruch zu tun und der makedonischen Phalanx eine hellenische Liga entgegenzustellen. Seinen unausgesetzten Bemühungen gelang es, wie es scheint, im Jahre 340 einen Bund hellenischer Staaten mit Athen zustande zu bringen, dem vornehmlich Euboea, Achaia, Korinth, Megara, Leukas, Kerkyra angehörten.¹ Chios und Rhodos schlossen sich nicht an, wenn auch Demosthenes Anstrengungen machte, sie für den Bund zu gewinnen.² Besonders wichtig war es, daß das Verhältnis zwischen dem Großkönig und Philipp damals dem offenen Bruch entgegenging³ und die Athener bei ihren Unternehmungen gegen den makedonischen Herrscher auf persische Unterstützung rechnen

¹ Demosth. XVIII 237. Plut. v. Demosth. 17. v. X orat. 851 b. Vgl. auch Aesch. III 95 ff.

² Demosth. IX 71.

³ Die Beziehungen zwischen Philipp und dem Tyrannen Hermias von Atarneus, die der Vorbereitung des Krieges gegen Persien dienten, waren hierfür namentlich von Bedeutung (vgl. Demosth. X 32. Didym. 6, 55 ff. 8, 30 ff.) Die offene Bekämpfung Philipps durch den persischen König ergibt sich nicht bloß aus dem Eingreifen der persischen Feldherrn in die Belagerung Perinths, sondern auch aus dem von Didymos aufbewahrten Fragment Theopomps (215 Grenf.-Hunt), in dem Aristomedes von Pherae bezeichnet wird als „*συμπολεμῶν τοῖς βασιλέωσιν στρατηγοῖς Φιλίππῳ*“ (vgl. auch Philochoros b. Didym. 10, 55). — Arr. II 14, 2 (Schreiben des Darcios an Alexander) ist davon die Rede, daß zwischen Philipp und Artaxerxes Ochos ein Freundschaftsbündnis bestanden habe. Wann ein solches Bündnis abgeschlossen worden ist, wissen wir nicht. Jedenfalls kann es nicht in die Zeit nach dem Ende des Hermias verlegt werden. Wahrscheinlich wird es überhaupt vor der persischen Gesandtschaft, die unter dem Archontat des Lykiskos nach Athen gekommen ist, anzusetzen sein. Man könnte zunächst vermuten, daß Artaxerxes gerade damals, als er von den Athenern eine wesentlich ablehnende Antwort erhalten hatte, sich mit Philipp verbunden habe. (Diese Vermutung äußert auch Wendland, Götting. Nachr. 1910 S. 298). Indessen paßt der Abschluß eines persischen Bündnisses mit Makedonien doch kaum in diese Zeit, in der vielmehr sich eine zunehmende Spannung zwischen Makedonien und Persien bemerkbar gemacht zu haben scheint und in der zugleich Athen und Philipp in gewissem Grade gegen den Großkönig zusammengingen. (Dies gilt auch gegen die Gründe, die Judeich, Kleinasiat. Studien S. 299 f. für den Abschluß eines Bündnisses des Artaxerxes mit dem makedonischen König in dieser Zeit annimmt.) Wir werden deshalb wohl vermuten dürfen, daß der makedonisch-persische Freundschaftsvertrag einer noch etwas früheren Periode, etwa der Zeit zwischen dem

konnten. Wahrscheinlich kam jetzt auch, dem dringenden Wunsch des Demosthenes entsprechend¹, ein Bündnisvertrag Athens mit dem persischen König zustande.²

Im Sommer 340³ begann Philipp, nachdem er vielleicht schon vorher Feindseligkeiten wider Byzanz eröffnet hatte⁴, die Belagerung von Perinth, die in der antiken Kriegsgeschichte Epoche gemacht hat. Es ist diejenige Belagerung, bei der, nach Niebuhrs Äußerung⁵, „die Mechanik sich aus den Windeln hob“, ebenso ausgezeichnet durch die umfassenden Maßregeln Philipps, die großartige Anwendung von Belagerungswerkzeugen, die von makedonischer Seite erfolgte, wie durch den tapferen Widerstand der Perinthier. Die Kunst der Belagerung war von den griechischen Stadtstaaten nur wenig ausgebildet worden. Die Karthager hatten hierin sich den Hellenen wesentlich überlegen gezeigt. In den Kämpfen mit ihnen hatten die Westhellenen, insbesondere der Tyrann Dionys von Syrakus, bedeutende Fortschritte in der Belagerungskunst gemacht.⁶ Im Osten war es zuerst Philipp, der eine ausgebildeterere Technik auch auf diesem Gebiete zur Durchführung brachte. Es kam hierbei nicht bloß seine Überlegenheit in den Mitteln der Kriegführung zur Geltung, sondern vor allem auch die unbedingte

Philokratesfrieden und dem Archontat des Lykiskos angehört. Damit würde Plut. Alex. 5 Anf. wohl in Einklang stehen. Wenn dem Hinweis Demosth. IV 48 („οἱ δ' ὡς πρόσθεις πέποιμεν ὡς βασιλέα“) etwas Reales zugrunde liegen sollte, würden wir den Vertrag wohl noch etwas höher hinaufrücken müssen.

¹ Vgl. Demosth. IX 71. X mit hypoth.

² Vgl. Schreiben Philipps [Demosth. XII] 7. Auch aus dem Philochorosfragment bei Didymos 10, 54f.: „καὶ Χέρης μὲν ἀπῆγεν εἰς τὸν σύλλογον τῶν βασιλικῶν στρατηγῶν“ ist mit Wahrscheinlichkeit zu erschließen, daß eine vertragsmäßige Vereinbarung Athens mit dem Perserkönig für gemeinsame Bekämpfung Philipps in dieser Zeit bestanden habe. Vgl. auch [Demosth.] XI 6.

³ Nach Philochoros frg. 135 bereits unter dem Archontat des Theophrastos 340/39. Diodor XVI 74, 2 erzählt es noch unter Nikomachos 341/0.

⁴ Demosth. VIII 66. IX 34. Vgl. auch XVIII 87 und zu dieser Stelle A. Schaefer, Demosth. II² S. 497, 2. Wenn Demosthenes aber an der letzterwähnten Stelle und § 93 es so darstellt, als ob Philipp die wirkliche Belagerung von Byzanz begonnen habe, während er noch im Bunde mit dieser Stadt gewesen sei, so ist dies eins der einigermaßen sophistischen Kunststücke, an denen es der Redner, wenn es das Interesse der von ihm vertretenen Sache verlangt, nicht gerade fehlen läßt.

⁵ Vortr. üb. alte Gesch. II S. 348.

⁶ Vgl. Beloch, Gr. Gesch. II S. 466f. Die große Entwicklung der Belagerungskunst in seiner Zeit hebt Aristoteles hervor Pol. VII 1331a 1f.

Freiheit und Sicherheit, mit der er über diese Mittel verfügte. Die Perinthier wurden in wirksamer Weise von Byzanz unterstützt, würden aber doch wohl auf die Dauer der makedonischen Übermacht nicht haben widerstehen können, wenn sie nicht von den persischen Satrapen Kleinasiens bedeutende Hilfssendungen erhalten hätten.¹ Philipp wandte sich, da seine gewaltigen Anstrengungen zur Eroberung Perinths bisher keinen entscheidenden Erfolg hatten, mit einem Teile seines Heeres plötzlich gegen Byzanz und versuchte, diese Stadt durch Überrumpelung zu nehmen. Sein Versuch mißlang aber. Die Byzantier wehrten den ersten Angriff des makedonischen Königs ab und empfangen im weiteren Verlaufe der Belagerung von den verschiedensten Seiten erfolgreiche Unterstützung, insbesondere von ihren alten Bundesgenossen Chios, Kos, Rhodos, und von dem neuen Bundesgenossen Athen. Die Athener erklärten jetzt offen dem makedonischen Herrscher den Krieg und sandten zwei militärische Expeditionen, zuerst unter Chares, dann unter Phokion den bedrängten Byzantinern zu Hilfe.² Philipp sah sich veranlaßt, die Belagerung von Byzanz aufzuheben, — endlich einmal ein Erfolg athenischer Politik und Kriegführung. Für Philipp war der Mißerfolg wohl um so empfindlicher, als er sonst in dieser Zeit gerade die Herrschaft über die thrakischen Gebiete in weitestem Umfange zur Vollendung brachte³, und als das Prestige seiner bisher von Erfolg zu Erfolg schreitenden Politik bei den Hellenen eine nicht unbeträchtliche Einbuße erleiden mußte.

Demosthenes tat jetzt alles, um das Eisen zu schmieden, so lange es heiß war. Er bewog die Athener zu umfassenden Rüstungen für den entscheidenden Kampf mit Philipp. Er setzte insbesondere in bezug auf die Aufbringung der Mittel zur Kriegführung Maßregeln durch, die eine Änderung des bisherigen Systems, gegen das er schon lange angekämpft hatte, bedeuteten. Auf seinen Antrag beschlossen die Athener (339), daß die Theorika in Kriegsgelder (*στρατιωτικά*) umgewandelt, d. h. alle verfügbaren Einnah-

¹ Diod. XVI 75, 1f. Arr. II 14, 5. [Demosth.] XI 5. Paus. I 29, 10.

² Diod. XVI 77, 2. Philoch. frg. 135 = Didym. 1, 68ff. Demosth. XVIII 88ff. Plut. Phok. 14. Demosth. 17. v. X orat. 851a. Unter den mit Athen verbündeten Staaten machten sich damals die Bewohner von Tenedos besonders verdient. Vgl. Demosth. XVIII 302. I. G. II 117 = II et III ed. min. 232. 233. Syll.² 146.

³ Vgl. jetzt vor allem das neue Fragment Theopomps 211a Grenf.-Hunt.

men des Staates der Kriegskasse zugewiesen werden sollten¹, nachdem schon durch ein Gesetz des Demosthenes über die Trierarchie die Reicheren in stärkerem Maße als bisher zu den finanziellen Leistungen für Bau und Ausrüstung der Flotte herangezogen worden waren.²

Philipp hatte unterdessen einen Zug nach Norden gegen den Skythenkönig Ateas unternommen, dessen Reich, wahrscheinlich infolge des Vordringens der Sauromaten in das ehemals skythische Gebiet, weiter nach Süden, in die heutige Dobrudscha, vorgeschoben war und so auch die thrakische Herrschaft Philipps bedrohen mochte. Das Unternehmen des makedonischen Königs war erfolgreich; die Skythen wurden in der Nähe der Donau besiegt; Ateas selbst fiel im Kampfe.³

Nach der Rückkehr vom Skythenkriege bot sich nun für Philipp durch den vierten heiligen oder amphissaeischen Krieg⁴ die erwünschte Gelegenheit, den Kampf um die Vorherrschaft in Griechenland zu entscheidendem Austrage zu bringen.

Die Lokrer von Amphissa hatten in einer Versammlung der Amphiktyonen einen Antrag auf Bestrafung Athens eingebracht, weil die Athener während des phokischen Krieges in dem noch nicht geweihten⁵ delphischen Heiligtum ein Weihgeschenk aufgestellt hätten. Offenbar war dieses Vorgehen darauf berechnet, möglichst eine Annäherung zwischen Theben und Athen zu hindern; denn die Aufschrift des Weihgeschenkens erinnerte an die Zeit, wo die Thebaner mit den Persern vereint „gegen die Hellenen gekämpft hatten“. Insofern diente der Antrag auch dem allgemeinen Zwecke der makedonischen Politik. Der gegen Athen gerichtete Streich wurde aber von dem unter den Amphiktyonen anwesenden athenischen Redner Aeschines pariert. Dieser wies darauf hin, daß die Amphissaeer entgegen den feierlichen, vor alters gefaßten Beschlüssen das heilige Feld von Kirrha bebaut, den Hafen

¹ Philochor. frg. 135 unter dem Archontat des Lysimachides (339/8). Schol. zu Aesch. III 24.

² Demosth. XVIII 102 ff.

³ Vgl. Trog. prol. 9. Just. IX 2. Luc. Macrob. 10. Art. Ateas bei Pauly-Wissowa II 1901 f. v. Gutschmid, Kl. Schr. III 441 ff. Schaefer, Demosth. II² 517 ff.

⁴ Über den Verlauf des amphissaeischen Streitfalles vgl. vor allem Aesch. III 106 ff. Demosth. XVIII 143 ff.

⁵ Vgl. Pomtow, Rh. Mus. 51 S. 347 ff. U. Koehler, Hermes 26 S. 45, 1.

befestigt und von den delphischen Festpilgern Abgaben gefordert hätten. Die Amphissaeer wurden von den Amphiktyonen für schuldig erklärt, und sogleich wurde ein allerdings etwas summarisches Verfahren wider sie eingeleitet. Von den weiteren Maßregeln gegen die Amphissaeer hielten sich nun aber ebenso wie die Thebaner, die zu diesen in besonders nahen Beziehungen standen, auch die Athener fern. Die ganze Angelegenheit war dem damals leitenden Staatsmann Athens, dem Demosthenes, sehr unbequem, da sie die Erreichung des letzten Zieles seiner Politik, die Verbindung Athens mit Theben zum Kampfe gegen Makedonien, erschwerte. Es ist doch wohl auch kaum anzunehmen, daß ein energisches Vorgehen in der von Aeschines eingeschlagenen Richtung, wie Aeschines selbst und die moderne aeschinesfreundliche Geschichtschreibung es darstellen, Athen in den Stand gesetzt haben würde, die Entscheidung der lokrischen Sache selbst in die Hand zu bekommen und dadurch auch einen maßgebenden Einfluß auf die amphiktyonischen Angelegenheiten zu gewinnen. Dazu befand sich die delphische Amphiktyonie viel zu sehr unter makedonischer Leitung, und es war unter den damaligen Verhältnissen so gut wie ausgeschlossen, daß Athen etwa mit der Führung des Krieges gegen die Lokrer betraut wurde.

Die weitere Entwicklung der amphissaeischen Sache zeigte denn auch die immer deutlichere Geltendmachung des makedonischen Einflusses. Nachdem zunächst der Vorsitzende des Amphiktyonenrates, der Pharsalier Kottiphos, zum Feldherrn gegen die Lokrer gewählt worden war, aber der erste „Feldzug“ gegen sie zu keinem entscheidenden Erfolge geführt hatte, wurde auf der Herbstversammlung der Amphiktyonen im Jahre 339¹ dem makedonischen

¹ Kromayer, Ant. Schlachtfelder I S. 182 ff. sucht nachzuweisen, daß Philipp schon auf der Frühjahrsversammlung 339 zum amphiktyonischen Bundesfeldherrn ernannt worden sei. Mir scheint Aesch. III 128 f. gegen diese Ansicht zu sprechen. Daß der Beschluß der Amphiktyonen so geraume Zeit vor der Rückkehr des makedonischen Königs von der skythischen Expedition, die nach Aeschines πολλῷ χρόνῳ ὕστερον als der erste Amphiktyonenfeldzug erfolgte, gefaßt worden sei, kann ich nicht für wahrscheinlich halten. So lange Philipp noch so weit entfernt war, wird man ihn wohl nicht zum Bundesfeldherrn erwählt und dadurch das Mißtrauen der Gegner erweckt haben. Wie würden diese die Zeit benutzt haben, um die öffentliche Meinung in Griechenland gegen den König mobil zu machen! Gerade die lange und weite Abwesenheit Philipps im fernen Norden führt Aeschines an zur Begründung

König, der soeben von seiner skythischen Expedition zurückgekehrt war, der Oberbefehl in dem heiligen Kriege übertragen. Es ist uns nicht mehr möglich, aus den im schärfsten Widerspruch zueinander stehenden Aussagen des Aeschines und Demosthenes die innere Verflechtung der politischen Motive in der Entwicklung des amphissaaischen Streites, die eigentlichen Absichten der hauptsächlichsten Akteure in dieser Sache nachzuweisen. Die Herstellung eines inneren Pragmatismus der Ereignisse würde den täuschenden Schein einer geschichtlichen Rekonstruktion erhalten, für die wir tatsächlich keine genügende Grundlage haben. Nur soviel dürfen wir wohl mit Sicherheit behaupten, daß das makedonische Interesse in dem gesamten Verlauf dieser Angelegenheit eine ausschlaggebende Rolle spielte. Philipp kam es darauf an, einen Auftrag von den Amphiktyonen zu erhalten, der ihn wieder, wie im Jahre 346, zum Meister der militärischen und politischen Lage in Griechenland machen konnte. Erhielt er jetzt Gelegenheit, abermals an der Spitze eines Heeres in Mittelgriechenland zu erscheinen, so bekam er den Schlüssel zu einer seinen Wünschen und Interessen entsprechenden Gestaltung der hellenischen Verhältnisse in seine Hand. Er konnte wieder den politischen Druck ausüben, den ihm seine Stellung im Amphiktyonenbunde gewährte, und zugleich mit dem entscheidenden Gewicht seiner militärischen Macht sich gegen diejenigen hellenischen Staaten wenden, die einer unter dem Zeichen der makedonischen Hegemonie erfolgenden allgemeinen Neuordnung widerstrebten.

Der Anlaß, in die Geschicke von Hellas bestimmend einzugreifen, war also von neuem vorhanden, und Philipp war der Mann dazu, ihn zu benutzen. Er besetzte, nachdem ihm die Führung im Kriege gegen Amphissa übertragen worden war, noch ehe er sich gegen diese Stadt selbst wandte¹, im Herbst 339 Elatea, das den Zugang von Mittelgriechenland nach Norden besonders beherrschte,

dung seiner Behauptung, daß ein ganz anderer Verlauf der amphissaaischen Sache möglich gewesen sei, als er tatsächlich infolge des späteren Eingreifens des makedonischen Königtums stattgefunden habe. Dieser Nachweis würde von vornherein illusorisch gewesen sein, wenn Philipp verhältnismäßig so früh, gerade schon während seines skythischen Feldzuges, zum Bundesfeldherrn gewählt worden wäre. Auch Demosthenes (XVIII 152) setzt ausdrücklich den amphiktyonischen Feldzug Philipps unmittelbar nach der Wahl des Königs zum Bundesfeldherrn.

¹ Vgl. Demosth. XVIII 152.

befestigte diesen wichtigen Ort¹ und brachte auch Kytinion in der Landschaft Doris in seinen Besitz, wodurch er sich den Weg nach Amphissa bahnte.² Der Eindruck, den die Besetzung Elateas auf die Griechen, vor allem aber auf die Athener machte, war ein gewaltiger; Demosthenes hat uns beinahe ein Jahrzehnt später in der Kranzrede³ mit lebhaften Farben die spannungsvolle Erregung, welche die Nachricht hervorrief, geschildert.

Zwischen der Besetzung von Elatea und der Entscheidungsschlacht von Chaeronea liegt eine verhältnismäßig lange Zeit, ein Zwischenraum von nahezu einem Jahr. Wie hat Philipp diese Zeit politisch und militärisch benutzt? Warum ist die Entscheidung so lange hinausgeschoben worden?

Man hat in scharfsinniger Weise versucht, den Verlauf des Feldzuges, der mit der Schlacht bei Chaeronea geendigt hat, zu rekonstruieren.⁴ Indessen diese Rekonstruktion ruht bei dem fragmentarischen Charakter unserer Überlieferung vielfach auf unsicherer Grundlage. Dagegen ist es neuerdings in lichtvollen, wesentlich überzeugenden Ausführungen⁵ sehr wahrscheinlich gemacht worden, daß Philipp damals vor allem politisch seine Stellung in Mittelgriechenland befestigt und ausgebaut und so zugleich auch für seinen weit vorgeschobenen Posten militärisch eine wichtige Deckung gewonnen hat. Aus einer uns von Didymos aufbewahrten Nachricht des Philochoros dürfen wir schließen, daß in dem Verhältnis zwischen Philipp und Theben schon eine starke Entfremdung eingetreten war, die jedenfalls einerseits durch die Besorgnisse der Thebaner vor der Übermacht des makedonischen Herrschers in Mittelgriechenland, andererseits durch den engen Anschluß Thebens an die persische Politik bedingt war. Die Thebaner hatten während des skythischen Feldzugs Philipps Nikaea, das durch seine Lage nahe an den Thermopylen große Wichtigkeit besaß, und das kurz vorher noch in den Händen des makedonischen Königs selbst sich befunden hatte⁶, nach Vertreibung der makedonischen Besatzung in ihre Gewalt bekommen.⁷ Philipp hat nun in der für seine staatsmännische Größe charakteristischen Art, in der er militärische Erfolge durch politische ebenso vorzubereiten

¹ Aesch. III 140.

² Philoch. frg. 135.

³ Demosth. XVIII 169 ff.

⁴ Vornehmlich Kromayer, Ant. Schlachtfelder I S. 130 ff.

⁵ Glotz, B. C. H. 33, 1909 S. 526 ff.

⁶ [Demosth.] XI 4.

⁷ Didym. 11, 47 f.

wie zu krönen und vollenden wußte, der von Theben drohenden Gefahr gegenüber seine mittelgriechische Stellung verstärkt. Die bisherigen Bundesgenossen kettete er durch neue Gunstbezeugungen fester an sich, aus bisherigen Gegnern schuf er sich neue Bundesgenossen. Er stellte den epiknemidischen Lokrern, die trotz ihrer geringen Macht wegen ihrer geographischen Lage für ihn wertvolle Bundesgenossen waren, den Besitz von Nikaea in Aussicht und hob seine ehemals hartnäckigsten Gegner, die durch die Amphiktyonenbeschlüsse von 346 in ihrer politischen Existenz fast vernichteten Phokier, zu neuer politischer Lebensfähigkeit empor. Aus inschriftlich erhaltenen Zeugnissen über die phokischen Ratenzahlungen an das delphische Heiligtum ergibt sich, daß der phokische Bund, der 346 aufgelöst war, in der unmittelbar der Schlacht bei Chaeronea vorausgehenden Zeit neu entstanden ist. Er tritt uns zum ersten Male wieder im Frühjahr 338 entgegen.¹ Es kann nicht bezweifelt werden, daß diese Wiederherstellung des phokischen Bundes unter dem Einfluß Philipps erfolgt ist.²

Wenn so zwischen dem makedonischen König und Theben auch schon eine starke Spannung bestand, die durch die Annäherung Philipps an die Phokier gewiß noch verstärkt wurde, so wollte dieser doch nicht auf den diplomatischen Versuch, Theben noch auf seiner Seite festzuhalten oder wenigstens zu einer wohlwollenden Neutralität zu bewegen, verzichten. Er schickte Gesandte nach dieser Stadt³, um das Zustandekommen ihrer Verbindung mit Athen zu verhindern. Die Gesandten suchten die Thebaner zu bereden, entweder sich unmittelbar dem makedonischen König im Kampfe gegen Athen anzuschließen oder wenigstens dem makedonischen Heere bei einem Zuge gegen Athen ungehinderten Durchmarsch

¹ I. G. IX 1, 111. (Frühjahrsfylaea des Archontats des Palaios 339/8.)

² Treffend sagt Glotz a. O. S. 539: „Tous les documents épigraphiques prouvent, que les Phocidiens refaisaient leur nationalité sous l'égide macédonienne.“ Auch die Reduktion der phokischen Schuldzahlung auf jährliche Renten von 10 Talenten, die gerade in der Zeit der Leitung des Amphiktyonenrates durch die dem makedonischen König völlig ergebenen Thessaler Daochos und Thrasydaeos erfolgte, zeigt, daß die Rehabilitierung der Phokier den Absichten Philipps entsprach. Darnach ist auch mit Glotz die Überlieferung bei Pausanias X 3, 3 zu verwerfen, daß die Athener und Thebaner den Phokiern ihre Städte wieder aufgebaut hätten. Glotz sieht darin wohl mit Recht einen falschen Schluß des Pausanias.

³ Philoch. frg. 135. (Didym. 11, 40 ff.) Plut. v. Demosth. 18. Demosth. XVIII 211 ff.

durch ihr Land zu gewähren. Philipps Gesandtschaft wurde aber in Theben von der überlegenen Beredsamkeit des Demosthenes geschlagen. Die beiden hellenischen Stadtstaaten verbanden sich gegen das nordische Königtum. Das allgemeine politische Prinzip, das sie beide vertraten, die volle Selbständigkeit stadtstaatlicher Existenz, bewies jetzt doch größere Macht als die Verschiedenheit der besonderen Interessen, als die Erinnerung an den Gegensatz, der in der Vergangenheit so oft sich geltend gemacht hatte. Es war der Höhepunkt in der politischen Laufbahn des Demosthenes, die Krönung der Wünsche und Bestrebungen, von denen seine Politik in den letzten Jahren getragen worden war.

Auch fehlten nun die militärischen Erfolge der neuen Verbindung zwischen den Thebanern und Athenern nicht völlig. Beide waren zunächst in einigen Gefechten in Phokis den Makedonen gegenüber siegreich.¹ Diese Erfolge waren aber nicht von Dauer. Es gelang Philipp, durch den vorher von den feindlichen Feldherren Chares und Proxenos besetzten Paß nach Lokris einzudringen und Amphissa zu nehmen², das dann auf Beschluß der Amphiktyonen zerstört wurde.³ Wahrscheinlich zog er bei dieser Gelegenheit auch gegen das im Besitze der Achaeer befindliche Naupaktos, eroberte dieses und überließ es den Aetolern⁴. Die früher fast allgemein herrschende Annahme jedoch, daß damals bereits die Aetoler in den Amphiktyonenbund eingetreten seien und die westlichen Lokrer ihre Stimmen in diesem verloren hätten, wird durch die inschriftlichen Funde von Delphi widerlegt.⁵

Nach der Beendigung des heiligen Krieges knüpfte Philipp noch einmal Unterhandlungen mit Theben an⁶, vielleicht auch mit Athen⁷, doch ohne Erfolg. Demosthenes war es vornehmlich, der auch die Verhandlungen mit den Thebanern wieder zum Scheitern brachte.⁸ So mußte denn die Entscheidung auf dem Schlachtfelde fallen. Der Schicksalstag von Hellas nahte heran. Wahrscheinlich hat Philipp dadurch, daß er Streifkorps in den Rücken der festen

¹ Demosth. XVIII 216.

² Polyæn. IV 2, 8; vgl. auch Dinarch. I 74.

³ Strabo IX 4, 8 p. 427

⁴ Theopomp frg. 46 = 42 Grenf.-Hunt nach der Herstellung von A. Schaefer, Demosth. II² S. 559, 2. Strabo IX 4, 7 p. 427. Anders Hohmann, Aitolien und die Aitoler bis zum lamischen Kriege, Halle 1908 S. 32ff.

⁵ Vgl. Syll.² 140 = Gr. Dialektinschr. 2502 Z. 154. Das Richtige hatte bereits Foucart B. C. H. VII 437 vermutet.

⁶ Aesch. III 148.

⁷ Plut. Phok. 16.

⁸ Aesch. III 149ff.

Stellung seiner Gegner sandte und die böotische Ebene verwüsten ließ, das feindliche Heer veranlaßt, seine feste Stellung, die den Zugang zur böotischen Ebene beherrschte, aufzugeben.¹ Auf der Ebene von Chaeronea kam es dann im Sommer des Jahres 338² zum Kampfe zwischen dem Heere Philipps und den hellenischen Bürgeraufgeboten. Über den Verlauf der Schlacht sind wir nur sehr wenig unterrichtet. Wir können bloß soviel mit Bestimmtheit sagen, daß der eine makedonische Flügel unter Philipps persönlicher Führung den Athenern gegenüber stand, während der andere Flügel unter Alexander die Thebaner zu Gegnern hatte. Die Verbündeten der Athener und Thebaner, die Korinthier, Achaeer, Akarnanen³, wahrscheinlich auch Megarer und Euboeer, alle diejenigen, die als Glieder des von Demosthenes begründeten Bundes am Kampfe gegen Philipp teilnahmen, standen wohl im Zentrum der hellenischen Schlachtaufstellung. Wie es scheint, war der unter Alexanders Befehl stehende Flügel des makedonischen Heeres zur Ausführung des hauptsächlichen Offensivstoßes bestimmt. Den anderen Flügel dagegen hielt Philipp wohl zunächst gegen die Athener etwas zurück und ging erst später zum entscheidenden Angriffe auf die bereits ermatteten Feinde vor. Das hellenische Bürgerheer erlag der überlegenen Führung und der überlegenen Ausbildung und Taktik der Makedonen, aber es hatte im tapferen Kampfe sich des Ruhmes der Vorfahren nicht unwürdig gezeigt.⁴

¹ Vgl. Polyæn IV 2, 14. Kromayer, Schlachtfelder I S. 155 ff.

² Am 7. Metageitnion nach Plut. Cam. 19. (A. Schaefer II² S. 561, 2).

³ Strabo IX 2, 37 p. 414. Paus. VII 6, 5. I. G. II 121 = II et III ed. min. 237. Syll.² 147. Michel 102. Die Nachricht des Pausanias X 3, 4 über die Teilnahme der Phokier kann — nach dem, was wir über die damalige politische Stellung der Phokier erschließen können — nicht richtig sein.

⁴ Hauptberichte über die Schlacht Diod. XVI 86. Polyæn IV 2, 2. 7. Frontin. Strat. II 1, 9; dazu weiter: Just. IX 3, 9 ff. Plut. Alex. 9. Paus. IX 10, 1. Köchly, Kl. philol. Schr. II 289 ff. Ausführlich sucht die Schlacht Kromayer, Ant. Schlachtfelder I S. 158 ff. zu rekonstruieren. Gegen ihn Delbrück, Gesch. d. Kriegskunst I² S. 173 f. Roloff, Probleme aus d. griech. Kriegsgeschichte S. 62 ff. Über das Schlachtfeld handelt nach und zum Teil gegen Kromayer ein Aufsatz von Soteriades, Athen. Mitt. 28, 1903 S. 301 ff. Das Manöver Philipps, das Kromayer S. 167 f. (vgl. auch H. Z. 95, 1905 S. 19 ff.) aus der Anekdote bei Polyæn IV 2, 2 (vgl. VIII 40) erschließt (Zurückweichen um etwa 600 Meter), ist kaum mit dem Schlachtbericht Diodors (vgl. namentlich 86, 2) zu vereinigen, wie Kromayers Auffassung wohl auch an sich begründete Bedenken hervorgerufen hat.

Philipp bewies seine Größe als Staatsmann in seiner Benutzung des Sieges. Er wollte die Hellenen, die ihm gegenüber gestanden hatten, nicht vernichten, sondern mit der makedonischen Hegemonie versöhnen. Es kam ihm darauf an, eine Ordnung der hellenischen Verhältnisse herbeizuführen, die möglichst Bestand hatte. Wie in der gesamten Wirksamkeit Philipps, so zeigte es sich vor allem nach diesem entscheidenden Siege, auf der Höhe seiner Erfolge, daß seine Kriegführung immer den höheren Zielen der Politik dienen mußte. Die Thebaner allerdings erfuhren das Los des Besiegten in aller Schwere. Philipp wollte gerade in Mittelgriechenland nicht neben Makedonien eine bedeutende Landmacht dulden, von der er voraussetzen mochte, daß sie nach den Traditionen ihrer Vergangenheit es schwer lernen würde, nicht mehr eine entscheidende Rolle zu spielen. Er wollte den Staat, der zu Lande der militärisch bedeutendste Rivale Makedoniens gewesen war, so schwächen, daß er nicht mehr imstande war, durch seine eigenwillige Politik die allgemeinen Pläne des makedonischen Königs zu kreuzen.

Die Thebaner vermochten nach der schweren Niederlage, die sie erlitten hatten, nicht, dem Sieger erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen. Sie mußten die Bedingungen annehmen, die Philipp ihnen stellte. Theben verlor seine führende Stellung in Böotien.¹ Die Stadt selbst mußte in die Burg eine makedonische Besatzung

¹ Die früher auch von mir geteilte Ansicht, daß der böotische Bund damals aufgelöst worden sei, läßt sich wohl kaum aufrecht erhalten. Arr. an. I 7, 11 (Erwähnung von Boeotarchen in Theben i. J. 334) bietet allerdings keinen entscheidenden Beweis dagegen, da man annehmen könnte, daß die Thebaner bei der Erhebung gegen Alexander die Traditionen ihrer großen Zeit hervorgeholt hätten (vgl. auch Droysen, Gesch. d. Hellenism. I 1² S. 135). Aber auch Hypereides I 16 erwähnt im Jahre 324 den böotischen Bund. Es ist, wie Beloch, Griech. Gesch. III 2 S. 353 betont, gewiß wahrscheinlicher, daß Alexander nach der Zerstörung Thebens den Bund bestehen ließ, als daß er ihn wiederhergestellt haben sollte. Vgl. auch Swoboda, Staatsaltert. S. 270 f. Die Annahme eines Fortbestehens des Bundes scheint auch darin eine Stütze zu finden, daß wahrscheinlich eine Bundesmünzprägung in dieser Zeit anzunehmen ist. Vielleicht hat Orchomenos als Sitz dieser Münzprägung gedient. Vgl. Head, Catal. of Brit. Mus. Central Greece p. XLII f. S. 36 f. H. N.³ S. 352. Charakteristisch für die Schwächung der politischen Stellung Thebens ist auch das Verschwinden der Thebaner aus den Listen der *ναοποιοί* nach der Schlacht bei Chaeroneia; vgl. Bourguet, administration financière du sanctuaire pythique S. 71. B. C. H. 21 S. 482. Swoboda a. O. S. 271, 5.

aufnehmen und sich einem im wesentlichen oligarchischen Regiment, das wohl hauptsächlich aus makedonischen Parteigängern bestand, unterwerfen; die großen Überlieferungen aus der Zeit des Epameinondas wurden vernichtet. Die zerstörten böotischen Städte Orchomenos und Plataeae stellte Philipp wieder her.¹ Die Sühnung des Unrechtes, das die Thebaner gegen diese Städte, insbesondere gegen Plataeae, dessen Boden durch große panhellenische Erinnerungen geweiht war, begangen hatten, mochte besonders dazu dienen, dem makedonischen Herrscher Sympathien bei den Hellenen zu erwecken.

Günstiger als Theben stand Athen dem siegreichen makedonischen König gegenüber. Seine Lage gewährte ihm an sich eine größere Deckung, als sie das mitten im Binnenlande gelegene Theben hatte. Im Besitze der bedeutendsten hellenischen Seemacht vermochte es stets seine Verbindung mit dem offenen Meere im Falle einer Belagerung aufrecht zu erhalten. Philipp konnte, ohne mit Athen ins Klare zu kommen, seine weiteren Pläne nicht verwirklichen. Entweder mußte er die Stadt völlig unterwerfen oder zu einer Verständigung mit ihr gelangen. Eine lange Belagerung widersprach aber gewiß sehr seinem Wunsche, möglichst bald einen befriedigenden Abschluß der Kämpfe in Hellas herbeizuführen. Und war die Gefahr etwa ganz ausgeschlossen, daß der Perserkönig Athen mit einer Flotte unterstützte? Konnte nicht eine länger dauernde Belagerung dieser Stadt neue, weitaussehende Verwicklungen herbeiführen und vielleicht die persische Macht nach Griechenland herüberziehen, statt daß die Herrschaft des Großkönigs auf asiatischem Boden bekämpft wurde? Die thebanische Landmacht erschien Philipp als ein wesentliches Hindernis der herrschenden Stellung Makedoniens in Griechenland, die athenische Flotte aber konnte das makedonische Königtum, das doch eben erst anfang, eine selbständige Seemacht auszubilden, namentlich für einen Kampf gegen Persien sehr wohl gebrauchen.² Und die geistige Bedeutung Athens ließ es, wie wir wohl verstehen können, vornehmlich als rätlich erscheinen, diese Stadt zu schonen, nicht einen Vernichtungskrieg wider sie zu führen. Dies war durchaus keine Gefühlspolitik. Weder Philipp noch Alexander haben solche

¹ Diodor XVI 87, 3. Justin IX 4, 6 ff. Paus. IX 6, 5. 1, 8. 37, 8. IV 27, 10.

² Es war denn auch eine der wichtigsten Bedingungen im Friedensschluß, daß die Athener dem makedonischen König Trieren zur Verfügung stellten.

getrieben, aber sie wollten den Bau ihrer Herrschaft, die ohne die Verbindung mit der hellenischen Kultur nimmer zu ihrer vollen Bedeutung gelangen konnte, nicht auf den Trümmern der vornehmsten Bildungsstätte des geistigen Lebens von Hellas errichten.

Solche Erwägungen mochten wohl für Philipp bestimmend sein, wenn er nach einem großen Siege den Athenern die Hand zum Frieden bot. Er knüpfte durch einen der athenischen Gefangenen, den Redner Demades, Unterhandlungen an und suchte die Athener vornehmlich dadurch zu gewinnen, daß er ihnen versprach, ihre gefangenen Mitbürger ohne Lösegeld zurückzusenden.¹ Die Athener hatten zunächst Anstalten getroffen, sich auf das äußerste zu verteidigen, umfassende Maßregeln zur Instandsetzung der Befestigungen beschlossen und sogar einem Antrag des Hypereides zugestimmt, daß die Metöken das Bürgerrecht und die Sklaven die Freiheit erhalten, zur Atimie Verurteilte wieder in ihre bürgerlichen Rechte eingesetzt werden sollten.² Als aber Philipp ihnen jetzt ein Entgegenkommen zeigte, das sie jedenfalls nicht erwartet hatten, entschlossen sie sich, die ihnen dargebotene Hand nicht zurückzuweisen. Es kam auf Antrag des Demades ein Friede zustande, der die Athener verpflichtete, an einem gemeinsamen hellenischen Bunde teilzunehmen, im übrigen aber ihnen verhältnismäßig sehr günstige Bedingungen gewährte.³ Athen behielt seine Selbständigkeit und seine auswärtigen Besitzungen außer dem der makedonischen Machtsphäre angehörigen Chersones; es waren dies vor allem die Inseln Lemnos, Imbros, Skyros, Samos.⁴ Außerdem wurde ihm das seit langer Zeit zwischen den Athenern und Boeotern streitige Oropos überlassen.⁵ Der Seebund, soweit er noch bestand, mußte natürlich aufgelöst werden.⁶ Neben der Einigung der hellenischen Staatenwelt unter makedonischer Hegemonie hatte keine andere Hegemonie über einen Teil der hellenischen Staaten Raum.

Die übrigen griechischen Staaten unterwarfen sich alle dem makedonischen Sieger, bis auf die Spartaner, die, obgleich sie ihren beherrschenden Einfluß und ihre Macht verloren hatten, doch von

¹ Polyb. V 10, 4. Just. IX 4, 4. Diod. XVI 87, 3.

² Demosth. XVIII 248. [Demosth.] XXVI 11. v. X orat. 846a. 849a. 851a. Lyc. c. Leocr. 16. 37. 41. 42. 44. Hyper. VIII frg. 33 Bl.² Plut. Phok. 16.

³ Vgl. Plut. Phok. 16. Suid. u. *Ἀημάδης*. Demosth. XVIII 285.

⁴ Arist. pol. Athen. 61, 6. 62, 2. Plut. Alex. 28. Diod. XVIII 56, 7.

⁵ Paus. I 34, 1.

⁶ Vgl. auch Paus. I 25, 3.

ihrer Selbständigkeit nichts opfern wollten.¹ Philipp begnügte sich ihnen gegenüber vorläufig mit einer Verwüstung des Landes und einer Verteilung lakonischen Gebietes an die angrenzenden Staaten, die schon früher aus Gegensatz gegen Sparta in Verbindung mit ihm getreten waren, Megalopolis, Tegea, Messenien, Argos.² Eine wirkliche Störung seiner weiteren Pläne hatte Philipp von den Spartanern kaum zu befürchten. Wenn Sparta auch weiterhin im Schmollwinkel von Hellas stand, die allgemeine Entwicklung der hellenischen Verhältnisse ging über seinen Widerstand hinweg. Es konnte wohl protestieren gegen den neuen Gewalthaber, aber seine Macht nicht hindern. Ein wirklich kräftiger Mittelpunkt eines Widerstandes gegen Makedonien zu werden, dazu war der spartanische Staat, trotz allen tapferen Festhaltens an seinen Traditionen,

¹ In den Gedichten des Epidauriers Isyllos (v. Wilamowitz, Phil. Unt. IX) heißt es E. 2f.: *ἐγ κείνοισι χρόνοις ὅκα δὴ στρατὸν ἦγε Φίλιππος εἰς Σπάρτην, ἐθέλων ἀνελεῖν βασιλίδα τιμὴν*. Daraus hat v. Wilamowitz S. 30 ff. (dem mit besonderer Akzentuierung, im Gegensatz gegen meine Ausführungen, Lehmann-Haupt zustimmt, Klio V S. 246, 1) geschlossen, Philipp habe das Königtum in Sparta aufheben wollen und dadurch den äußersten Widerstand der Spartaner heraufbeschworen. Ich halte diese Folgerung aus dem Gedicht, das doch auch nicht gerade als eine historische Quelle ersten Ranges gelten kann, nicht für zwingend und die Annahme an sich für unwahrscheinlich. Die Worte des Isyllos: *ἐθέλων ἀνελεῖν βασιλίδα τιμὴν* lassen wohl auch eine allgemeinere, unbestimmtere Auslegung zu, in dem Sinne, daß damit bloß eine völlige Schwächung und Demütigung des spartanischen Königtums bezeichnet werden soll. In dem heraklidischen Königtum verkörpern sich aber zugleich die Macht und die Traditionen Spartas selbst. Das Wesentliche ist, daß mit der historisch ausgeprägten Stellung des heraklidischen Königtums von Sparta der Anspruch auf Hegemonie in Griechenland verbunden war. Einen solchen Anspruch konnte natürlich Philipp den Spartanern nicht zugestehen. Aber daß er damals, wo ihm alles an einer baldigen Ordnung der hellenischen Angelegenheiten lag, durch das Verlangen der Aufhebung des spartanischen Königtums die Prinzipfrage aufgerollt und so den äußersten Widerstand Spartas herausgefordert haben sollte, kann ich nicht für wahrscheinlich halten. Auch Antigonos Doson, der besonders erfolgreich die hellenische Politik Philipps wieder aufnahm, hat eine solche, auf Aufhebung der spartanischen Verfassung gerichtete Forderung nach dem Siege bei Sellasia anscheinend nicht gestellt. Mir scheint Wilamowitz überhaupt die Politik Philipps, wie sie gerade in dem korinthischen Bunde uns entgegentritt, nicht ganz richtig gezeichnet zu haben. (Vgl. übrigens auch die Bemerkungen von Beloch, Gr. Gesch. II S. 571, 4.)

² Polyb. IX 28, 6 ff. Plut. apophth. Lac. p. 233 e. 28. p. 235 b. Paus. II 20, 1. III 24, 6. 26, 3.

damals nicht fähig. Dazu fehlten ihm die lebendigen inneren Kräfte, die durch alte Formen und Formeln nicht zu erwecken und nicht zu ersetzen waren,¹ dazu fehlte ihm auch die äußere Macht. Mochten die Spartaner im Besitze des „wahren heraklidischen Königtums“ mit Stolz auf den nordischen Emporkömmling herabsehen, mochten sie sich als die Repräsentanten des göttlichen, geheiligten Rechtes gegenüber dem makedonischen Usurpator fühlen, dieser brauchte die aus den Trümmern der spartanischen Macht ihm entgegen-tretenden Geister der Vergangenheit vorläufig nicht zu fürchten; denn zu jener Vergangenheit mit ihren Ansprüchen stand die Gegenwart in einem zu starken Gegensatze.

Wir werden dieser zähen Kraft der Tradition, die der Widerstand Spartas uns vor Augen stellt, unsere Bewunderung nicht versagen können, auch in dem verfallenden Sparta liegt noch eine gewisse Größe, aber ein entscheidender Faktor hellenischen Gesamt-lebens, allgemeiner hellenischer Entwicklung konnte das damalige Spartanertum nicht mehr werden.

¹ Die vernichtende, der romantischen Verherrlichung Spartas gegenüber durchaus realistische Kritik, die Aristoteles in der „Politik“ am spartanischen Staate übt, wirkte gewiß dahin, den Nimbus dieses Staates in den Kreisen der griechischen Bildung wesentlich abzuschwächen und unterstützte so tatsächlich die politischen Zwecke des makedonischen Königtums.

DRITTES KAPITEL

DIE MAKEDONISCHE HEGEMONIE ÜBER HELLAS

Nach dem Siege bei Chaeronea konnte Philipp daran gehen, seinen militärischen Erfolgen die politische Krönung zu geben, durch die alles das, was er bisher erreicht hatte, erst seine dauernde Rechtfertigung und Gewähr erhalten konnte. Indem er Sparta vorläufig sich selbst überließ, sammelte er die übrigen hellenischen Staaten um das Banner der makedonischen Hegemonie.

Wir kommen hiermit zu dem eigentlichen Angelpunkte der geschichtlichen Bedeutung der philippischen Politik; zugleich tritt uns aber gerade hier die durch die Unvollkommenheit und Lückenhaftigkeit der antiken Überlieferung bedingte Beschränkung unserer historischen Erkenntnis recht fühlbar entgegen. Bei der historischen Beurteilung Philipps liegt noch die besondere Gefahr nahe, daß wir unsere Auffassung durch die Entwicklung, wie sie unter Alexander eingetreten ist, die Umbildung der makedonischen Herrschaft zur Weltherrschaft, beeinflussen lassen und dadurch in das Bild Philipps Züge hineinbringen, die diesem ursprünglich fremd gewesen sind. Wir werden danach streben müssen, die Politik des Begründers der makedonischen Macht von ihren eigenen Voraussetzungen aus zu begreifen. Wir können auf diesen Versuch nicht verzichten, wenn wir überhaupt ein Verständnis des für die Gesamtgeschichte des Altertums so außerordentlich wichtigen philippischen Zeitalters gewinnen wollen.¹ Die Erringung der Hegemonie Make-

¹ Ich bemerke dies mit Bezug auf die Einwendungen, die Niese (z. B. H. Z. 74, 1897 S. 4, 2) und Strack, Gött. gel. Anz. 1903 S. 871f. gegen meine Auffassung der Politik Philipps erhoben haben. Strack meint, daß wir von Philipps Plänen nichts wüßten und also auch diese bei der Beurteilung von Alexanders Herrschaftsideen nicht in Rechnung bringen dürften. Niese hat gar keinen Versuch gemacht, ein Bild von Philipps Politik und seiner geschichtlichen Stellung zu entwerfen. Das scheint mir aber kein wahrhaft kritisches Verhalten zu sein, sondern ein Verzicht auf die höchste wissenschaft-

doniens über Hellas bildet das eigentliche geschichtliche Lebenswerk Philipps; dieses gilt es im Hinblick auf die bisherige Entwicklung der Makedonen und Hellenen und aus dem inneren Zusammenhange von Philipps Wirken selbst zu verstehen und zu beurteilen.

Das Verhältnis zu den Hellenen stand für Philipp — das geht aus allen seinen Handlungen mit unverkennbarer Deutlichkeit hervor — in engster Beziehung zu der Großmachtstellung des makedonischen Staates. Seine gesamte an Erfolgen so reiche Laufbahn zeigt ihn als unermüdlich für dieses Ziel tätigen Vorkämpfer seines Heimatstaates. Nicht etwa als Anhänger der Idee der hellenischen Einheit hat er die Hegemonie über die hellenischen Staaten erstritten, sondern um sein makedonisches Königtum und sein makedonisches Volk dadurch groß zu machen. Er hat makedonische und nicht hellenische Politik getrieben. Das wird eine unbefangene geschichtliche Forschung nicht bestreiten dürfen. Die panhellenische Idee war für ihn nicht Selbstzweck, sondern Mittel. Sie war dies aber erst recht für die hellenischen Staaten, Sparta, Athen, Theben, soweit diese einer hegemonischen Stellung in Hellas nachgestrebt hatten, gewesen. Die Frage war nun, ob der makedonische Staat ein hellenisches Gesamtinteresse zu vertreten imstande war, ob er dieses so in sein eigenes Leben aufnehmen konnte, daß eine bleibende organische Verbindung zwischen dem nordischen Königtum und der Welt der hellenischen Staaten möglich wurde. War Philipps Politik auf dieses Ziel gerichtet? Sollte die Hegemonie über Griechenland ein wesentliches und dauerndes Fundament für die Großmachtstellung Makedoniens bilden? In welchem Verhältnis stehen die gegen Persien gerich-

liche Aufgabe des Historikers. Gewiß können wir einen großen Staatsmann nicht auf ein bestimmtes politisches System festlegen. Er wird immer sein Handeln der politischen Lage, der Forderung des Moments anpassen. Aber darüber kann doch kein Zweifel sein, daß in seinem politischen Schaffen ein innerer Zusammenhang sein wird, der sein geschichtliches Werk in bestimmten Konturen hervortreten läßt. Diesen inneren Zusammenhang müssen und können wir erfassen. Aus dem, was Philipp geschaffen hat, dürfen wir auf die Ziele seines politischen Handelns schließen. Verzichten wir auf solche Schlüsse, so verschwimmen die Grundlinien der historischen Entwicklung, so begeben wir uns der Möglichkeit, zu einer wirklichen geschichtlichen Erkenntnis zu gelangen. Wir können dann die Berichte der Alten kritisch nacherzählen. Aber Geschichtschreibung ist das nicht.

teten Pläne des makedonischen Königs zu seiner hellenischen Politik?

Schon in der antiken Überlieferung tritt uns die Auffassung entgegen, daß von der Versammlung des durch Philipp zu Korinth begründeten Bundes hellenischer Staaten ein allgemeiner Rachekrieg der Hellenen gegen Persien, zur Sühne für die persische Invasion in Griechenland und für die dabei begangenen Frevel gegen die hellenischen Heiligtümer, beschlossen worden sei. Man hat die Richtigkeit dieser Anschauung bestritten und auf Grund des Berichtes, den Justin in seiner Epitome über die korinthische Bundesversammlung gibt¹, die Meinung ausgesprochen, daß bei der Stiftung des korinthischen Landfriedensbundes kein Beschluß über einen panhellenischen Krieg gegen Persien gefaßt worden sei, sondern daß Philipp es vorgezogen habe, sich während der Verhandlungen in Korinth nicht zu binden, und sich deshalb darauf beschränkt habe, im zweitnächsten Frühjahr ein makedonisches Truppenkorps zur Befreiung der hellenischen Städte in Kleinasien über das Meer zu senden.²

Gegen diese Ansicht sprechen indessen sehr gewichtige Gründe. Eine Prüfung unserer Überlieferung³ läßt jedenfalls die Annahme als eine wohlbegründete erscheinen, daß Philipp ein wirklich panhellenisches Unternehmen gegen Persien geplant habe, und diese Annahme stimmt zugleich mit dem allgemeinen Bilde überein, das sich uns bisher von der Politik Philipps ergeben hat, das weiter durch eine Würdigung des korinthischen Landfriedensbundes, seiner hauptsächlichlichen Institutionen und seiner allgemeinen Bedeutung, noch an Deutlichkeit gewinnen wird. In diesem Bilde ist die Verbindung des makedonischen Königtums als hegemonischer Macht mit den hellenischen Staaten einer der bezeichnendsten Züge, tritt das auf die Einigung der Hellenen unter der makedonischen Führung gerichtete Streben besonders klar hervor.

Aber man hat nun eingewandt, gerade die Aufgabe, die Stellung des makedonischen Königtums gegenüber den griechischen Staaten

¹ Just. IX 5, 2ff.

² U. Koehler, Sitzungsber. der Berl. Akad. 1892 S. 510 ff.; auch 1898 S. 120. Kein Geringerer als Ranke hatte schon stillschweigend die von Koehler bestrittene Auffassung durch eine andere Darstellung, die sich ebenfalls an Justin anschloß, ersetzt. Die Auffassung E. Meyers wird noch zu besprechen sein.

³ Siehe Beilage 3.

zu befestigen, die Einigung von Hellas wirklich durchzuführen, sei dem Plane eines großen panhellenischen Angriffskrieges gegen Persien hinderlich gewesen. Allein dieser Einwand ist nicht überzeugend. Im Gegenteil; gerade dann, wenn wir eine dauernde Vereinigung der Hellenen unter der Hegemonie des makedonischen Königums als ein wichtiges Ziel der philippischen Politik betrachten, müssen wir zu einem anderen Ergebnis gelangen. Das Verhältnis der griechischen Staaten zu dem Großkönig war, man möchte fast sagen, ein organischer Bestandteil der hellenischen Politik geworden. Der Königsfriede bildete geradezu das staatsrechtliche Fundament für die Regelung der Beziehungen der verschiedenen Staaten zueinander.¹ Der persische König rief die Hellenen zu seiner Unterstützung im Kampfe gegen aufständische Bewegungen auf.² Als die Thebaner Alexander Widerstand leisteten, forderten sie diejenigen, welche „mit dem Großkönig und den Thebanern die Hellenen befreien wollten“, auf, sich ihnen anzuschließen³; sie beriefen sich somit gewissermaßen auf den Antalkidas- und Pelopidasfrieden als die Grundlage der hellenischen „Freiheit“. Der Großkönig konnte, wenn auch nicht formell und rechtlich, so doch tatsächlich als der Hegemon der hellenischen Staaten angesehen werden. War unter solchen Verhältnissen ohne eine Abrechnung mit Persien eine neue Konstituierung der hellenischen staatlichen Verhältnisse, ihre organische Regelung auf dem Fundamente der makedonischen Hegemonie durchführbar?

Die Bestimmungen des korinthischen Landfriedensbundes selbst reden in dieser Beziehung auch eine deutliche Sprache. Jede Verbindung mit dem Großkönig konnte auf Grund dieser Festsetzungen als eine verräterische bestraft werden, mochten es nun diplomatische Verhandlungen oder Kriegsdienst in seinem Solde oder offener Anschluß eines hellenischen Staates an das persische Reich sein.⁴ Hatten diese Bestimmungen Aussicht, zu wirklicher und erfolgreicher Durchführung zu gelangen, war es insbesondere möglich, dem Einströmen hellenischer Söldner nach Persien Einhalt

¹ Vgl. oben S. 131. 135ff. ² Diod. XVI 44, 1ff. ³ Diod. XVII 9, 5.

⁴ Vgl. Arr. II 15, 2, namentlich III 24, 4. Curt. III 13, 15. Arr. I 16, 6. III 23, 8. Inschrift von Chios Syll.² 150 Z. 11ff. Wenn auch, wie die letzten Stellen vermuten lassen, der persische Herrscher als solcher nicht genannt war, sondern an seiner Stelle „die Barbaren“ (vgl. Arr. I 16, 7: *ἐπὶ τῶν βαρβάρων τῶν τὴν Ἀσίαν κατοικοῦντων*), wer anders war mit den Barbaren gemeint, als eben der Großkönig und seine Untertanen?

zu gebieten, wenn nicht der Nimbus der persischen Macht und Größe gründlich, entschiedener, als es bisher schon geschehen war, zerstört wurde? Gab es für das makedonische Königtum überhaupt ein besseres Mittel, sich als wirklich führende Macht in Hellas zu behaupten, als wenn es seine Überlegenheit dem persischen Großkönig gegenüber entscheidend dartat? Diese Fragen bezeichnen keine allgemeinen und unbestimmten Möglichkeiten, über die sich hin und her reden läßt, sondern es handelt sich hier, wie mir scheint, um Folgerungen, die sich aus dem bisherigen Verlaufe der hellenischen Geschichte ergeben. Und Philipp sollte diese Folgerungen nicht gezogen, er sollte die Gelegenheit nicht herbeigewünscht und herbeigeführt haben, durch einen erfolgreichen Kampf gegen Persien der makedonischen Herrschaft das erforderliche Prestige, seiner soeben errungenen Hegemonie über Griechenland die moralische Rechtfertigung zu gewinnen und zugleich die gegen Makedonien gerichteten Bestrebungen des Rückhaltes, den sie an der persischen Großmacht hatten, zu berauben? Die Idee eines Rachekrieges für die durch die Perser zerstörten hellenischen Heiligtümer lag auch gewiß dem Manne besonders nahe, der in zwei Amphiktyonenkriegen als Rächer für den gegen den pythischen Apollon begangenen Frevel aufgetreten war und die sakralen Interessen von Hellas zu einem so wirksamen Hebel seiner Politik gemacht hatte.

Welche Ausdehnung der makedonische Herrscher seinem Unternehmen gegen Persien zu geben beabsichtigt habe, darüber können wir eine bestimmte Vermutung nicht äußern. Aber wir haben gewiß keinen Grund, für unsere geschichtliche Beurteilung Philipps mit einer Entwicklung seiner Politik zu rechnen, die aus dem uns deutlich entgegentretenden Zusammenhange seines staatsmännischen Wirkens sich nicht ableiten läßt. Der Plan einer Eroberung des persischen Reiches würde aus diesem Zusammenhange heraustreten. Allerdings lag der Gedanke eines Umsturzes der persischen Herrschaft damals nicht ganz außerhalb des hellenischen Horizontes, und dem makedonischen König selbst wurde, wie es scheint, die Diskussion über dieses Thema nahe gebracht. Isokrates ermahnt diesen im „Philippos“, wenn möglich, die Herrschaft des persischen Großkönigs gänzlich zu zerstören und die Hellenen zu Herren von Asien zu machen¹, und hält ihm, obgleich in sehr unbestimmten

¹ § 120. 125; vgl. auch schon Panegy. § 186.

Zügen, das Bild einer nach hellenischer Art gestalteten Herrschaft über die Untertanen des persischen Reiches, die an Stelle des barbarischen Despotismus treten sollte, vor.¹ Umgekehrt hat Aristoteles, wenn wir einer merkwürdigen, auf den Epikureer Philodem zurückgehenden, uns allerdings nur sehr fragmentarisch erhaltenen Nachricht folgen², — vielleicht im Gegensatz zu den Äußerungen des Isokrates — den makedonischen Herrscher von dem „Großkönigtum und der persischen Nachfolge“ abgemahnt. Diese Warnung scheint sich fast noch mehr auf die von einer Eroberung des Perserreiches zu befürchtende innerliche Umwandlung des makedonischen Königtums in ein orientalisches Großkönigtum, als auf die durch jene Eroberung bedingte Ausdehnung des Herrschaftsbereiches zu beziehen. So interessant an sich die Tatsache ist, daß in hellenischen Kreisen überhaupt die Frage der „persischen Nachfolge“ mit besonderer Beziehung auf Philipps Stellung diskutiert wurde, werden wir doch vermuten dürfen, daß für das eigene politische Verhalten des makedonischen Königs weder die Ratschläge des griechischen Philosophen noch die des griechischen Redners maßgebend gewesen sein würden. Wir überschreiten wohl kaum die unserer Forschung gesetzten Schranken, wenn wir annehmen, daß eine Politik, für die nicht mehr die Verbindung des makedonischen Königtums mit dem makedonischen Heimatstaate, die Macht des makedonischen Volkes als solchen und das hegemonische Verhältnis zu den hellenischen Staaten die grundlegenden Faktoren bildeten, außerhalb des Bereiches von Philipps Plänen gelegen habe.³

Die hervorragende, ja entscheidende Wichtigkeit, die für Philipp das Verhältnis zu Griechenland hatte, ergibt sich vor allem

¹ § 154: ἤν διὰ τὴν βαρβαρικῆς δεσποτείας ἀπαλλαγέντες Ἑλληνικῆς ἐπιμελείας τύχουσιν.

² Rh. Mus. XLVIII S. 537.

³ E. Meyers Auffassung von Philipps Politik kommt in wesentlichen Beziehungen mit der von mir vertretenen Anschauung (vgl. namentlich auch schon meine Ausführungen H. Z. 74. N. F. 38 S. 13 ff.) überein, insbesondere in der starken Betonung, daß Philipps Ziele „die spezifisch makedonischen“ gewesen seien. (Berl. S.-B. 1909 S. 765; vgl. Kl. Schr. S. 245 f. 291.) Er unterscheidet sich von meiner Beurteilung des makedonischen Herrschers in der Hauptsache nur darin, daß er die hellenische Politik Philipps nicht so eng mit seiner makedonischen Großmachtpolitik verbindet, wie ich dies für notwendig halte. Im Sinne seiner Darlegung kommt die nach der Schlacht bei Chaeronea erfolgte Aufnahme des auf Einigung der Hellenen und Krieg gegen

aus der letzten großen politischen Schöpfung, die er vollbracht hat, dem hellenischen Landfriedensbunde, der nach der Schlacht bei Chaeronea von ihm zu Korinth begründet wurde. Sind es allerdings nur sehr spärliche, meistens mehr beiläufige Erwähnungen, die über die grundlegenden Bestimmungen und über die Organisation des Bundes aus dem Trümmerfelde antiker Überlieferung zu uns gelangt sind, so vermögen wir doch auch aus ihnen, wenn wir sie unter die Beleuchtung der allgemeinen hellenischen Entwicklung stellen, eine Vorstellung von der großen politischen Bedeutung dieses Landfriedensbundes zu gewinnen.¹

Persien gehenden Programms des Isokrates (Berl. S.-B. 1909 S. 779) gewissermaßen als etwas neues zu der bisher verfolgten, spezifisch makedonischen Politik, die vor allem auf die „volle Einverleibung Thrakiens in das makedonische Reich und Volk“ gerichtet war, hinzu. Nach meiner Ansicht kann die Durchführung der makedonischen Großmachtpolitik nicht ohne die Erringung einer hegemonischen Stellung in Griechenland gedacht werden, wenn auch diese nicht gerade unbedingt in den durch den Sieg bei Chaeronea ermöglichten Formen verwirklicht zu werden brauchte. (Vgl. übrigens auch die mit meiner Auffassung sich sehr nahe berührenden Bemerkungen von E. Meyer selbst Kl. Schr. S. 292.) Das Programm des Isokrates ist gewiß nicht ohne Bedeutung gewesen für die besonderen Formen, in denen sich die makedonische Hegemonie über Griechenland ausgestaltete. Aber die Grundlinien seiner Politik hat sich Philipp von dem athenischen Redner nicht vorzeichnen lassen. Auch schon vor dem Erscheinen des „Philippos“ ist das Streben des makedonischen Königs auf eine hegemonische Stellung in Griechenland gerichtet gewesen, wie sein Eingreifen in den heiligen Krieg beweist. Der Krieg gegen Persien ist nicht, wie es nach E. Meyers Darstellung den Anschein gewinnt (Kl. Schr. S. 293; vgl. auch Berl. S.-B. 1909 S. 765) Philipp erst durch das nationale hellenische Programm oktroyiert worden, sondern hat bei seinen auf die Hegemonie über Griechenland bezüglichen Plänen, wie oben dargelegt worden ist, eine wichtige Rolle gespielt. Und diese Richtung der philippischen Politik gegen Persien, die sowohl durch das Interesse der makedonischen Großmachtstellung in den thrakischen Gebieten wie vor allem durch das Verhältnis zu Griechenland bedingt war, ist nicht erst in der letzten Zeit von Philipps Regierung zu erkennen, wenn auch die Bemerkung Diodors XVI 60, 5 („ἐπεθύμει γὰρ τῆς Ἑλλάδος ἀποδεχθῆναι στρατηγὸς αὐτοκράτορ καὶ τὸν πρὸς Πέρσας ἐξενεγκεῖν πόλεμον“) in ihrer bestimmten Formulierung etwas verfrüht sein mag.

¹ Für die nähere Begründung und Ausführung meiner Auffassung verweise ich auf meinen Aufsatz über den korinthischen Bund im Rhein. Mus. Bd. 52, 1897, S. 519ff. Besonders wichtig für unsere Kenntnis der Bestimmungen des Landfriedensbundes ist die pseudodemosthenische Rede über die Verträge mit Alexander. Weiter ist von Bedeutung das Fragment des Bündnisvertrages der Athener mit Philipp (I. G. II 160). Es ist nun dem glücklichen Scharfsinn

Der korinthische Bund zeigt mannigfache Anknüpfungen an die früheren föderativen Bildungen des hellenischen staatlichen Lebens, namentlich die unter Spartas Hegemonie stehende peloponnesische Symmachie und den zweiten athenischen Seebund. Er unterscheidet sich aber von allen älteren Bünden vor allem dadurch, daß er als eine Organisation der gesamten hellenischen Staatenwelt in das Leben gerufen ist.¹ Jeder hellenische Staat ist berechtigt, ja als solcher eigentlich verpflichtet, an dem Bunde teilzunehmen, zu dessen nationalen Zwecken mitzuwirken. In dieser universalen, panhellenischen Grundlage der Organisation liegt zugleich eine Macht panhellenischer Propaganda. Die hierdurch bedingte Aufgabe, die von dem gemeinsamen hellenischen Vaterlande losgelöst und abgesprengten Elemente wiederzugewinnen, bezeugt anscheinend auch wieder die gegen Persien gerichtete Tendenz der philippischen Politik, eine Tendenz, die, wie wir sahen, auch in einzelnen Bestimmungen deutlich sich ausspricht. Der Gegensatz, in dem die hellenische Nation als solche zu den Barbaren, vornehmlich zu der eigentlichen barbarischen Großmacht, dem Perserreiche, steht, gelangt in der Aufschrift, mit der Alexander die am Granikos gemachte Beute der Athena weihte: „Alexander und die Hellenen außer den Lakedaemoniern von den Barbaren, die Asien bewohnen“ zu bezeichnendem Ausdruck. Es waren umfassende nationale Zwecke, die durch den Bund gefördert werden sollten. Er knüpfte hierin durchaus an die Tradition der Perserkriege, an die damals

von A. Wilhelm gelungen, ein anderes Inschriftfragment, das bisher nach U. Koehlers Vorgang auf die Teilnehmer an dem lamischen Kriege bezogen wurde (I. G. II 184 = Syll.² 159), als ebenfalls auf den korinthischen Bund bezüglich nachzuweisen. Es gehört nach Wilhelm der nämlichen Stele an wie I. G. II 160 und enthält Bruchstücke einer Liste der am korinthischen Bund teilnehmenden Staaten. (Vgl. Wilhelm, Sitzungsber. d. Wiener Akad. d. Wissensch. phil. hist. Kl. 1911 Abh. 6. In der neuen Ausgabe der attischen Inschriften II et III ed. min. 236 sind die beiden Inschriftfragmente vereinigt.) [Durch Wilhelms Nachweise sind einige meiner früheren Ausführungen berichtigt worden. Die von mir vertretene Gesamtauffassung des korinthischen Bundes hat aber ihre wesentliche Bestätigung gefunden — doch vielleicht noch mehr, als man aus den gegen einzelne meiner Aufstellungen gerichteten Bemerkungen Wilhelms schließen möchte.

¹ Ich habe dies schon in der erwähnten Abhandlung (vgl. z. B. S. 522. 542) entschieden betont. Durch Wilhelms Entdeckung sind auch die Annahmen, die ich früher noch festhalten zu müssen glaubte, insbesondere bezüglich der Stellung der Thessaler, hinfällig geworden.

unter den Hellenen begründete panhellenische Vereinigung an. Aber wenn in der Zeit der Perserkriege die Verbindung der hellenischen Eidgenossen untereinander doch keinen über die gemeinsame Abwehr des Feindes hinausgehenden Bestand hatte, so war dem korinthischen Bunde die Aufgabe einer dauernden Regelung der hellenischen Verhältnisse vorgezeichnet. Er sollte als Landfriedensbund eine allgemeine Sicherung des Friedens in Hellas, zu Lande und zur See, herbeiführen, den verheerenden Kämpfen der Staaten untereinander ebenso wie den Parteikämpfen, die innerhalb der einzelnen hellenischen Staaten sich abspielten, ein Ende machen. Alle gewaltsamen Veränderungen des gegenwärtigen Besitzstandes sollten verhindert oder, wenn sie doch vorkamen, als Verletzung der gemeinsamen Bundesverträge von Bundes wegen bestraft werden. Insbesondere waren alle Unternehmungen, die darauf ausgingen, die bestehende Verfassung eines Staates umzustürzen, alle Versuche, den Verbannten die Rückkehr in ihren Heimatstaat zu erzwingen, öffentliche Einziehung des Privatvermögens, Aufteilung des Grundbesitzes, Befreiung von Sklaven zum Zwecke von Neuerungen durch die grundlegenden Bestimmungen des Bundes ausgeschlossen und unter Strafe gestellt. Es war also eine Politik, die vor allem den Interessen der Besitzenden diente; Ruhe und Sicherheit gegen umstürzende Neuerungen, gegen gewaltsame Veränderungen der Besitzverhältnisse hatten diese vornehmlich begehrt. Jenes Ruhebedürfnis der Besitzenden war ja auch einer der Faktoren gewesen, die dem nordischen Königtum den Weg in das Innere der hellenischen Staatenwelt selbst gebahnt hatten. Eine sozial-reformatorische Bedeutung hatte die neue Einigung der Hellenen nicht. Der Schöpfer des korinthischen Bundes war kein Vollstrecker der sozialpolitischen Forderungen hellenischer Idealphilosophie.¹ Immerhin wurden die Gefahren, die das gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben Griechenlands bedrohten, die uns in so charakteristischen Zügen eben aus den Bestimmungen des korinthischen Landfriedensbundes entgegentreten, vorläufig eingedämmt. Wenn gleich die gewaltsamen Zuckungen, die das Leben der hellenischen Staaten bewegten, auch weiter noch sich geltend machten, so war doch jetzt eine Macht vorhanden, die den Frieden erzwingen konnte, und dies war schon von großer Bedeutung. Auch wurde wohl eine

¹ Die Ansicht Onckens, daß Arist. Pol. IV 11 p. 1296a 38ff. sich auf Philipp beziehe, bedarf wohl jetzt kaum mehr der Widerlegung.

weitere Ausbildung oder Umbildung des Bestehenden, sofern sie auf friedlichem, gesetzmäßigem Wege erfolgte, nicht unbedingt ausgeschlossen. Durch Bundesbeschluß oder schiedsrichterliches Urteil des Bundes konnten gewiß bestehende Einrichtungen, die sich als rechtswidrig erwiesen oder den öffentlichen Frieden bedrohten, aufgehoben werden.

Die Vereinigung der Kräfte der Hellenen, sowohl zur Bekämpfung auswärtiger Feinde, als auch zur Aufrechterhaltung des inneren Friedens, zur Herstellung eines gesicherten Handels und Verkehrs in den gesamten östlichen Mittelmeergebieten, war die höchste Bestimmung des Bundes. Seinen einzelnen Gliedern wurde, soweit es dieser allgemeine Bundeszweck zuließ, möglichste Bewegungsfreiheit, Selbständigkeit im Inneren gewährt. Wenn es auch natürlich die Ziele des Bundes ausschlossen, daß die ihm angehörenden Staaten untereinander Krieg führen konnten, wie dies z. B. in der peloponnesischen Symmachie geschehen war, so war andererseits nicht eine völlige Einheit des Verfassungslebens, wie beim olynthischen¹ und namentlich dem späteren achäischen Bunde, beabsichtigt. Es war in dieser Beziehung sehr bedeutsam, daß die führende Macht des Bundes, das makedonische Königtum, gewissermaßen über den Parteien stand, daß sie nicht selbst in die großen Parteigegensätze verwickelt war.² Die makedonische Monarchie hat allerdings später auch mannigfach in das innere Verfassungsleben der einzelnen hellenischen Staaten eingegriffen, so wie es früher die hegemonischen Mächte von Hellas selbst getan hatten, aber diese Eingriffe hingen zum Teil mit der weiteren Entwicklung des Verhältnisses zwischen der Vormacht des Bundes und seinen Gliedern, der veränderten allgemeinen Stellung des makedonischen Königtums zu den Hellenen zusammen und können nicht ohne weiteres als Maßstab für die Beurteilung der Politik Philipps verwandt werden. Obgleich wir also vermuten dürfen, daß Philipp das Regiment seiner Anhänger, der makedonischen Parteigänger,

¹ Xen. Hell. V 2, 12.

² Demosthenes hat allerdings durch das Stichwort „Tyrannis“, das er dem makedonischen Königtum anheftete, dieses in die Parteischablone eingefügt; aber die Auffassung des athenischen Redners und seiner Gesinnungsgenossen war jedenfalls nicht maßgebend für die Stellung, welche die nordische Monarchie selbst zu den Hellenen einnahm und einnehmen konnte. Anders als ich beurteilt die Stellung des makedonischen Königtums Poehlmann, Griech. Gesch. 4 S. 247 (5. Aufl. S. 284).

in den einzelnen Staaten gefördert habe, und daß er einer allzu radikalen Ausgestaltung der Demokratie wegen der hiermit verbundenen Neigung zu Neuerungen nicht günstig gewesen sei, so haben wir doch keinen Grund anzunehmen, daß er eine bestimmte politische Parteirichtung zur herrschenden habe machen wollen, daß er beabsichtigt habe, diejenigen Mittel der Herrschaft, durch die Sparta ebenso wie Athen und Theben ihre Hegemonie gründlich in Mißkredit gebracht hatten, den Gliedern des korinthischen Bundes gegenüber allgemein zur Durchführung zu bringen.

Die Freiheit und Selbständigkeit der hellenischen Staaten, die in den grundlegenden Bestimmungen des Bundes ausbedungen war¹, erhielten jedenfalls erst ihren tatsächlichen Wert durch die Freiheit von Besatzungen und von Tributpflichtigkeit. Allerdings wurden in einzelne Städte, deren Lage von besonderer Wichtigkeit war, Besatzungen gelegt, aber das war eine Maßregel, die nicht gegen diese Städte an sich gerichtet war, so empfindlich sie auch dadurch getroffen werden mochten, sondern durch die allgemeinen militärischen Zwecke des Bundes bedingt wurde. Der Bundesfestungen konnte die Bundesleitung für die Durchführung ihrer Aufgaben, insbesondere die Aufrechterhaltung des Landfriedens, nicht entraten. Aber daß Philipp im allgemeinen die hellenischen Städte mit Besatzungen verschonte, soweit nicht in einzelnen Fällen besondere Vorsichtsmaßregeln angebracht schienen, können wir schon daraus mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß die Maßregeln, die später Antipatros zur Sicherung der makedonischen Herrschaft namentlich im Peloponnes durchführte², eben als Neuerungen, die den Festsetzungen des korinthischen Bundesvertrages zuwiderliefen, erschienen.³ Es ist anzunehmen, daß Philippos Arridaios in dem Freiheitsdekrete, das er zu Gunsten der hellenischen Städte erließ⁴, gegenüber den Änderungen, die seit dem Übergange Alexanders nach Asien zur Befestigung der makedonischen Herrschaft

¹ [Demosth.] XVII 7.

² Vgl. [Demosth.] XVII 10. 16. Inschrift zu Ehren des Sikyoniers Euphron J. G. IV 2, 231 b = II et III ed. min. 448. Syll.² 163 Z. 15 ff. Diod. XVIII 55, 2. 69, 3 und dazu meine Ausführung in dem erwähnten Aufsätze S. 547.

³ Auch aus einer Stelle des Polybios XVIII 14, 9 können wir die wahrscheinliche Folgerung ziehen, daß Philipp nicht in größerem Umfange Besatzungen in die hellenischen Städte gelegt hat; vgl. meine Erörterung a. O. S. 539, 2.

⁴ Diod. XVIII 56, vgl. namentlich § 4.

in den hellenischen Staaten eingeführt worden waren, die durch Philipp bei Begründung des korinthischen Bundes gewährleisteten Rechte und Freiheiten wiederherstellen wollte. Auch die Neubegründung des hellenischen Bundes unter Antigonos Doson, die ausdrücklich für die hellenischen Städte die Freiheit von Besatzungen vorsah¹, erfolgte wahrscheinlich in Anknüpfung an die von Philipp geschaffene Grundlage. Wie die Befreiung von Besatzungen, so war auch die Abgabefreiheit ein wesentliches Merkmal der Autonomie der Bundesglieder. Durch Beschluß des Bundes wurde festgesetzt, wie viel die einzelnen Staaten als Kontingente an Mannschaften und Schiffen, beziehentlich auch als Geldbeiträge beizusteuern hatten.² Diese Leistungen wurden nicht einseitig von der hegemonischen Macht den Gliedern des Bundes auferlegt.

Die Organisation des Bundes können wir nur in ihren allgemeinsten Umrissen erkennen. Vor allem ergibt sich eine Scheidung zwischen dem eigentlichen Bunde und der makedonischen Präsidialmacht.³ Die hellenischen Bundesglieder bilden das Syne-drion. Sie haben die entscheidenden Beschlüsse zu fassen, sind die eigentlich legislative Instanz des Bundes und fungieren bei entstehenden Streitigkeiten, bei Verletzungen der Bundesverfassung und des Bundesfriedens als Bundesgerichtshof.⁴

Den hellenischen Bundesgliedern gegenüber steht die makedonische Präsidialmacht, der die Glieder des Bundes durch ewiges Bündnis verpflichtet sind.⁵ Der makedonische König ist der ständige Hegemon⁶ des Bundes, dem die hellenischen Staaten in allen Bundesangelegenheiten Heeresfolge leisten müssen⁷, sowohl in einem auswärtigen, von der Heeresversammlung beschlossenen Kriege, als auch zur Aufrechterhaltung und zum Schutze des bedrohten Land-

¹ Polyb. IV 25, 7.

² Vgl. Justin IX 5, 4.

³ Vgl. Beilage 3.

⁴ Gegen die früher im allgemeinen herrschende Auffassung, daß die Amphiktyonenversammlung den Bundesgerichtshof gebildet habe, vgl. meine ausführliche Darlegung im erwähnten Aufsätze S. 521 ff.

⁵ Sie waren vor allem verpflichtet, nichts Feindseliges wider den makedonischen König zu unternehmen; vgl. Diod. XVIII 56, 7. Liv. XXXII 22.

⁶ Vgl. I. G. II 160 Z. 20. Diod. XVI 89, 1. Arr. II 14, 4. Plut. Demetr. 25.

⁷ So waren die mit Theben verbündeten außerböotischen Staaten verpflichtet, den Thebanern zu folgen: *ἄποι ἐν Θηβαίοις ἡγῶνται* (Xen. Hell. VII 1, 42), hier aber wahrscheinlich ohne das Recht, selbst Bundesbeschlüsse zu fassen. Für den korinthischen Bund vgl. das Fragment des athenischen Bundesvertrages I. G. II 160 Z. 17 ff. (mit den Ergänzungen von Wilhelm).

friedens, mit dessen Wahrung das makedonische Königtum besonders betraut ist.¹ Der makedonische König ist also die entscheidende Exekutivmacht. In seiner Hand liegt das Aufgebot der Bundeskontingente, wie das ausschließliche Kommando in einem Bundeskriege. Er ist der „unumschränkte Feldherr der Hellenen“ oder „von Hellas“.² Neben der militärischen Exekutive liegen ihm die der Bundespräsidialmacht zukommenden Befugnisse der Berufung und Leitung der Bundesversammlung ob.³ Die Versammlungen mußten anscheinend zu bestimmten Zeiten regelmäßig zusammen treten, indessen konnten bei besonderen Gelegenheiten auch außerordentliche Bundesversammlungen von der führenden Macht einberufen werden. Als ständiger Ort der Bundesversammlung diente Korinth, das somit jetzt die eigentliche Hauptstadt des durch föderative Institutionen geeinten Hellas wurde, doch gaben wahrscheinlich die panhellenischen Feste, bei denen wohl der Bund offiziell vertreten war, auch an anderen Orten Gelegenheit, die neue, in dem korinthischen Bunde begründete Einheit der hellenischen Staatenwelt zum Ausdruck zu bringen.⁴

Wie ist nun die allgemeine politische und nationale Bedeutung des korinthischen Bundes zu beurteilen? Bezeichnet er wirklich das Ende der hellenischen Freiheit oder haben wir in ihm die verheißungsvollen Anfänge hellenischer Einheit zu erblicken?

Es war unstreitig ein Verhängnis für die hellenische Entwicklung, daß aus dem Freiheitskampf gegen persische Herrschaft keine dauernde Einheit der hellenischen Nation hervorgegangen war und daß die Einigung, die nach der Schlacht bei Chaeronea unter makedonischer Hegemonie erfolgte, doch einer Niederlage der „hellenischen Freiheit“ verdankt wurde. Jedenfalls war diese

¹ In diesem Sinne werden der makedonische König und seine Organe als die *ἐπὶ τῇ κοινῇ φυλακῇ τεταγμένοι* bezeichnet, [Demosth.] XVII 15; vgl. Rh. Mus. LII S. 531ff. Wenn Krateros (nach Arr. an. VII 12, 4) im J. 324 von Alexander den Auftrag erhält, *Μακεδονίας τε καὶ Θράκης καὶ Θετταλῶν ἐξεῖσθαι καὶ τῶν Ἑλλήνων τῆς ἐλευθερίας*, so ist mit diesem Auftrage, als Feldherr über die „Freiheit der Hellenen“ zu wachen, wohl im wesentlichen dasselbe gemeint, wie mit der *κοινῇ φυλακῇ*, auf die der Verfasser der Rede über die Bundesverträge mit Alexander hinweist. Über die abweichende Ansicht von Wilhelm vgl. Beilage 3.

² Diod. XVI 89, 3. XVII 4, 9.

³ Vgl. namentlich Diod. XVII 73, 5. Curt. VI 1, 19.

⁴ Vgl. hierzu meine Ausführung in dem mehrfach zitierten Aufsätze S. 527ff.

„Freiheit der Hellenen“ das Banner, unter dem gegen die makedonische Herrschaft gekämpft worden war, ein Banner, das auch in der Folgezeit immer wieder entfaltet worden ist. Es war eine Losung, die ihre zündende Kraft bewahrte, auch später ihre Wirkung auf die Hellenen nicht verfehlte. Wir haben allerdings gesehen, wie diese Freiheit vielfach zu einem Zerrbilde gesunden politischen Lebens geworden war, entweder ohnmächtige Verkümmern und Verkrüppelung selbständiger staatlicher Existenz bezeichnete oder als Deckmantel brutaler Herrschaft diente. Trotzdem bleibt die Tatsache bestehen, daß die Einheit der Nation nicht durch gemeinsame politische Arbeit der Hellenen geschaffen wurde, auch nicht aus ihren gemeinsamen Kämpfen gegen einen auswärtigen Feind hervorging, sondern ihnen von einem siegreichen Machthaber auferlegt wurde. Es war die große Frage der Zukunft, ob es gelingen würde, die in dem bisherigen stadtstaatlichen Leben von Hellas verkörperte Freiheit und Autonomie mit den Bedürfnissen und Aufgaben nationaler Einheit zu versöhnen und auszugleichen. War es möglich, daß die hellenische Kultur sich aus ihrem engen, allzu einseitigen Zusammenhang mit dem einzelnen Stadtstaate löste und eine innere Verbindung mit umfassenderen Formen staatlicher Organisation, welche die gesamte Nation umspannten, einging? Konnte das Bewußtsein einer gemeinsamen hellenischen Kultur zu einer politisch einigenden, dem staatlichen Leben neue Kräfte zuführenden Macht werden? War es denkbar, daß die gemeinsamen geistigen Bestrebungen, die gemeinsamen Bedürfnisse wirtschaftlichen, sozialen, politischen Lebens sich stärker zeigten als die Tendenzen der Absonderung und Autonomie? Auf dem Boden der bisherigen Entwicklung, so lange die einzelne Polis im Mittelpunkt staatlichen Lebens stand, war dies unmöglich. Eine Fort- und Umbildung des hellenischen Staates war erforderlich, wenn es überhaupt zu einer politischen Gesamtgestaltung der Griechenwelt kommen sollte. Die Freiheit, wie sie ein Athener des 5. Jahrhunderts oder ein Zeit- und Gesinnungsgenosse des Demosthenes verstand, konnte jedenfalls keine Grundlage für eine Einheit Griechenlands abgeben.¹

¹ Strack, Gött. Gel. Anz. 1903 S. 863f. hat meine Darstellung der griechischen Entwicklung als eine solche mit vorgefaßtem Ziel bezeichnet. Ich halte diesen Vorwurf für unbegründet. Strack sagt: „Griechische Geschichte nur unter dem bequemen Gesichtspunkte der Einheitsidee, der Nationalität

Der Staat, den Philipp geschaffen hatte, war, wenn irgend ein Staat des Altertums, eine starke Machtbildung auf nationalem Grunde. Seine Verbindung mit der Griechenwelt, die Verbindung von Macht und geistiger Kultur, war seine große geschichtliche Aufgabe.¹ Und in dieser Aufgabe war zugleich seine geschichtliche Kraft beschlossen. Es war eine Lebensfrage für beide Elemente jener Verbindung, das makedonische und hellenische, ob es gelingen würde, sie innerlich und dauernd miteinander zu vereinigen, ob sich eine Gemeinschaft politischer, militärischer, geistiger Aufgaben herausbilden konnte, die geeignet war, die Kluft zwischen dem nordischen Königtum und dem freien Bürgertum der griechischen Polis auszufüllen. Von Bedeutung mußte es hierfür sein, wenn den Hellenen — innerhalb der Grenzen, die durch die entscheidenden Interessen der führenden Macht selbst gezogen waren — eine verhältnismäßig ausgedehnte Sphäre freier politischer Bewegung gewährt werden konnte. Daß dies in Philipps Absicht gelegen hat, dafür spricht eben seine einene Schöpfung, der korinthische Bund. Es ist nicht anzunehmen, daß der geniale und weitschauende Herrscher das Werkzeug, das er geschmiedet, von vornherein zu einem stumpfen habe machen wollen.

Philipp hatte allerdings als Sieger den Hellenen im wesentlichen die Bedingungen ihrer Einheit, die Grundzüge der sie verbindenden Verfassung diktiert. Aber es war doch wichtig, daß diese neue hellenische Gesamtverfassung in mannigfachen Beziehungen an Bestrebungen der hellenischen Vergangenheit, wie an Wünsche und Interessen, welche die hellenische Gegenwart bewegten, anknüpfte, daß sie sich zum Teil an die Formen der früheren föderativen Vereinigungen der Griechen anlehnte. Es waren Traditionen helleni-

oder des Panhellenismus zu sehen, ist schief.“ Ich habe dies nicht getan. Der Vorwurf würde gegen Belochs oder von v. Wilamowitz' Auffassung berechtigter sein. Ich habe gerade selbst verschiedentlich betont, daß der nationalstaatliche Gesichtspunkt vielfach erst von einseitigen modernen Voraussetzungen aus in die Geschichte des Altertums hineingetragen worden ist (N. Jahrb. f. d. klass. Altert. 1902 S. 46 ff. H. Z. 106 S. 530 ff. 111 S. 290 ff.). Aber das kann doch nicht bestritten werden, daß eine umfassende Beurteilung der hellenischen Entwicklung auch den Interessen des hellenischen Gesamtlebens, die auf der Grundlage der Polis nicht befriedigend geregelt wurden, gerecht zu werden versuchen muß.

¹ Vgl. hierzu auch die tiefen Bemerkungen von Ranke, Weltgesch. I 2 S. 153.

scher Politik, die in dem Bunde auflebten, es waren eigentümlich hellenische Formen staatlichen Lebens, die, allerdings in besonderer Ausprägung und Weiterbildung, in ihm Gestalt gewannen.

Es war ferner eine inhaltreiche Tatsache, daß die hellenische Nation als solche politisch als ein Ganzes auftrat. Die Zugehörigkeit zu ihr bedingte allein die Zugehörigkeit zu diesem politischen Ganzen. Darin lag eine selbständige Bedeutung der hellenischen Nation ausgesprochen, die eben auch das makedonische Königtum anerkannte. Dieses stellte unstreitig den hellenischen Bund unter den Einfluß und auch den überwiegenden Druck seiner Macht, aber empfang in gewissem Sinne zugleich wieder von ihm eine höhere Weihe, die der große Realpolitiker auf dem makedonischen Throne durchaus nicht verschmähte. Auf der Verbindung mit der hellenischen Nation beruhten vornehmlich die innere Beglaubigung und das Recht der Politik, die zum Kriege gegen den persischen Großkönig führte.

Bedeutsam für die allgemeine Stellung des korinthischen Bundes in der Entwicklung der hellenischen Bundesverfassungen ist es auch, daß ein wesentlicher Mangel, der sonst großen hellenischen Bündnissen angehaftet hat, hier nicht zur Geltung gekommen zu sein scheint. Wie mit Wahrscheinlichkeit aus dem uns erhaltenen Fragment einer Liste der Teilnehmer geschlossen werden kann, bestand in dem Bunde nicht das Prinzip der Stimmengleichheit kleiner und großer Staaten, sondern das Stimmrecht war proportional nach der Größe der Staaten abgestuft.¹

Die Entwicklungsfähigkeit föderativer Institutionen wird vor allem durch den Geist, in dem die Bundesverfassung gehandhabt wird, bedingt. So hing auch die Entwicklungsfähigkeit des korinthischen Bundes, wie wir bereits sahen, davon ab, inwieweit die entscheidende Macht, die makedonische Monarchie, die Bundesinstitutionen achten und ihnen Raum zu selbständiger Entfaltung lassen würde. Aber immerhin war es an sich schon bedeutsam, daß in der Verfassung des Bundes wertvolle Ansätze zu einer kräftigeren föderativen Gestaltung des hellenischen Gesamtlebens vorhanden waren. Die Gesandten, aus denen als den Synedroi die eigentliche Bundesversammlung sich zusammensetzte, waren allerdings nicht unmittelbare Repräsentanten der hellenischen Nation, sondern Beauf-

¹ Vgl. Wilhelm a. O. S. 21ff.

tragte der einzelnen Staaten. Aber wenn die Einrichtungen des Bundes sich auch nur zu einigem Leben entwickelten, so konnte und mußte die Bundesversammlung, insofern sie wirklich die für den Bund bestimmenden Beschlüsse faßte und nicht, wie in früheren hellenischen Bünden, durch die konkurrierende, in den meisten Fällen bestimmende Gewalt des Vorortes zurückgedrängt wurde, gegenüber den besonderen staatlichen Gewalten immer größere Bedeutung und Selbständigkeit gewinnen. Sie konnte zu einer zentralen Instanz erwachsen, in der die gesamthellenischen Interessen eine Vertretung zu finden vermochten. Der föderative Zug machte sich in der hellenischen Geschichte immer entschiedener geltend, die föderativen Bestrebungen hatten noch eine Zukunft, wie die großen Bünde des folgenden Jahrhunderts, insbesondere der die föderativen Gedanken am reinsten verkörpernde achäische Bund, beweisen. Wir dürfen die etwaige Leistungsfähigkeit solcher bündnerischer Institutionen nicht ausschließlich vom athenischen oder spartanischen Gesichtspunkte aus betrachten. Athen und Sparta haben sich auch von den großen föderativen Bildungen des 3. Jahrhunderts fern gehalten oder sogar feindselig zu ihnen gestellt. Die Traditionen der herrschenden Polis waren in beiden Staaten zu mächtig oder zu anspruchsvoll, um sich einem größeren bundesstaatlichen Organismus einzufügen. Es waren mehr die neu emporstrebenden politischen Kräfte von Hellas, die sich den neuen Formen politischer Organisation zuwandten.

Wir werden also nicht sagen können, daß der korinthische Bund schon im vollen Sinne die Einheit Griechenlands bedeutet habe; dazu stand er noch zu sehr unter dem Zeichen einseitiger Herrschaft, zu wenig unter dem selbständiger und freier Entwicklung, dazu stand die führende Macht der bisherigen hellenischen Geschichte noch zu fremd gegenüber. Aber andererseits werden wir auch nicht behaupten dürfen, daß die Aussicht auf eine weitere Ausgestaltung des hellenischen Lebens in nationaler Richtung völlig ausgeschlossen gewesen sei. Im Gegenteil, es fehlte in der korinthischen Bundesverfassung nicht ganz an verheißungsvollen Anzeichen hierfür.

Und wenn den Hellenen, die von sich aus bisher zu keiner nationalen Gesamtgestaltung ihres politischen Daseins gelangt waren, die volle Selbständigkeit und Freiheit nationalpolitischer Entwicklung überhaupt versagt bleiben sollte, so war es schon von

Bedeutung, wenn die hellenische Kultur unter dem Notdache der makedonischen Hegemonie einigermaßen geborgen wurde und hier wenigstens eine freiere und kräftigere Entfaltung gewinnen konnte, als wenn sie schutzlos völlig fremden, durch keine inneren Beziehungen mit Hellas verbundenen Mächten preisgegeben war. Für die folgende Entwicklung kam es jedenfalls darauf an, daß die Makedonen in ihren führenden Schichten von der hellenischen Kultur noch stärker durchdrungen wurden, vor allem aber, daß den Makedonen und Hellenen Gelegenheit gegeben wurde, gemeinsame Geschichte miteinander zu durchleben.¹ Gerade hierfür war die panhellenische Idee eines Feldzuges gegen Persien, die zugleich dem makedonischen Ehrgeiz eine so reiche Erfüllung seiner Hoffnungen und Wünsche versprach, sehr wichtig.

¹ Diesem Gesichtspunkt kommt, wie mir scheint, größere Bedeutung zu, als dem einer ursprünglich gleichen Abstammung, die damals im Bewußtsein weder der Makedonen noch der Hellenen recht lebendig war.

III. BUCH

ALEXANDER DER GROSSE

ERSTES KAPITEL

DER ORIENT BIS AUF ALEXANDER

Gegenüber der Mannigfaltigkeit des geschichtlichen Lebens von Hellas, gegenüber der Eigenwilligkeit und Eigenmächtigkeit aller seiner besonderen Bildungen treffen wir in den zusammenhängenden Ländermassen des asiatischen Kontinents, die unter der Herrschaft des Perserkönigs zu einem Ganzen verbunden waren, ein ganz anderes Bild. Ein einheitliches Herrschaftssystem breitet sich aus von den Grenzen Indiens bis zum Schwarzen Meere, vom Jaxartes bis zum Nil. An Stelle des „Herrschers Gesetz“, an Stelle einer dem einzelnen Bürger freie Betätigung seiner eigenen Kräfte gewährenden Verfassung steht der Herrscherwille eines Einzigen, dem jeder Untertan unterwürfigen, knechtischen Gehorsam schuldet.

Auch die großen Machtbildungen des alten Orients sind, wie uns gerade die Entdeckungen und Forschungen der letzten Jahrzehnte immer deutlicher gelehrt haben, aus einer Fülle verschiedener, ursprünglich selbständiger Elemente von besonderer Individualität entstanden. Ein kurzer Überblick über die geschichtliche Entwicklung der altorientalischen Welt mag uns zeigen, wie die umfassende, zum Teil gewaltsame Uniformierung des staatlichen und Kulturlebens vor sich gegangen ist.

Schon um die Mitte des zweiten Jahrtausends finden wir den vorderen Orient, d. h. das ganze Gebiet von den Euphrat- und Tigrisländern im Osten bis zur Inselwelt des Ägäischen Meeres im Westen in einem ausgedehnten wirtschaftlichen und Kulturverkehr. Sogar eine gemeinsame Sprache, die babylonische, war, wie sich aus den

Tontafeln von El Amarna ergeben hat, für den diplomatischen Verkehr in einem großen Teil dieser Landschaften vorherrschend.

Wir können verschiedene Kulturzentren in diesen Gebieten unterscheiden. Neben den beiden ältesten Kulturländern, Ägypten und Babylonien, steht die kleinasiatische, wie es scheint, vor allem im Chetiterreich politisch zusammengefaßte Kultur und die der ägäischen Inselwelt, die in Kreta ihren Mittelpunkt hat. Es ist bis jetzt wohl kaum möglich, für jeden einzelnen dieser Kulturkreise das Maß schöpferischen Anteils, den er an der vorderasiatischen Gesamtkultur genommen hat, sicher zu bestimmen. Das wird sich aber jedenfalls nicht bestreiten lassen, daß Ägypten und Babylonien die eigenartigsten Ausprägungen dieses ältesten vorderasiatischen Kulturlebens darstellen und daß von ihnen die stärksten Einflüsse auf die anderen Länder des vorderen Orients ausgegangen sind.

Die ägyptische und babylonische Kultur zeigen in ihrer ganzen Art wesentliche Unterschiede. Die ägyptische Kultur ruht auf einem bestimmten Volkstum, das in jahrtausendelanger Entwicklung seinen Grundcharakter mit großer Zähigkeit festgehalten hat. Die auf das höchste gesteigerte Gewalt des Königtums hat die politischen Kräfte dieses Volks zusammengefaßt und zu großen Kulturleistungen organisiert. Die erfolgreiche wissenschaftliche Arbeit der modernen ägyptologischen Forschung hat uns reiche Einblicke in das mannigfaltige wirtschaftliche und geistige Kulturleben des ägyptischen Volkes gewährt. Lebendig-realistische Auffassung der den Menschen unmittelbar umgebenden Welt, nüchtern-praktisches Bestreben, diese Welt den eigenen Bedürfnissen nutzbar zu machen, sinnfroher Genuß der in ihr dem Menschen gebotenen Güter, enges Verwachsensein des ganzen Lebens mit dem eigenartigen Charakter des Landes, das sind hervorstechende Züge ägyptischen Wesens, wie sie uns aus den Denkmälern entgegentreten. Künstlerische Gestaltung, Spekulation über Welt und Leben, charakteristische Ausbildung religiöser Gebräuche und Anschauungen, insbesondere auch im Totenglauben und Totendienst, alles zeigt den Einfluß eines stark ausgeprägten und vielseitig entwickelten Volkslebens. In allen Wandlungen des Staates und der Gesellschaft, von dem Beamtenstaat des alten Reiches in der vierten und fünften Dynastie durch den Lehnstaat des mittleren Reiches hindurch bis zum Beamten- und Militärstaat des neuen Reiches (18. Dynastie), immer

sehen wir ein auf sich selbst ruhendes Volkstum als den Quell der geistigen Kultur wie der äußeren Machtstellung des Staates. Und das Königtum ist — trotz alles despotischen Druckes, mit dem es auf dem Volke lastet — doch in seiner besten und größten Zeit, vor allem in der 12. und 18. Dynastie, in seiner unumschränkten Machtfülle zugleich ein gewisser Ausdruck der Größe und Macht des ägyptischen Volkes.¹

Die babylonische Kultur hat sich anders als die ägyptische entwickelt. Sie ist nicht wie diese dauernd mit dem Leben eines bestimmten Volkstums verknüpft. Sie ist zu einer vorwiegend priesterlichen Kultur geworden, die in den wechselnden Völkerfluten, die über den babylonischen Boden dahingebraust sind, in dem Wandel der staatlichen Herrschaft ihre einflußreiche Stellung behauptet hat. Erwachsen aus ethnographisch völlig verschiedenen Elementen, dem sumerischen und semitischen, hat sie durch die Gestaltung der politischen Verhältnisse und den Gang der religiösen Spekulation einen einheitlichen babylonischen Charakter erhalten, der sich vornehmlich in dem Pantheon babylonischer Gottheiten ausdrückt. Diese waren ursprünglich vor allem die Gottheiten einzelner Städte. Sie wurden zum Teil durch den Gang der politischen Ereignisse in Verbindung untereinander gebracht. Es bildeten sich für kürzere oder längere Zeit Vorherrschaften bestimmter Staaten aus, so des Reiches von Akkad unter Sargon und seinen Nachfolgern, des Reiches von Sumer und Akkad, das seinen Mittelpunkt in Ur hatte, u. a. Im Zusammenhang damit gewannen einzelne Götter auch über die Grenzen ihres besonderen ursprünglichen Verehrungsbezirkes hinaus eine vorwiegende Bedeutung. Zum Teil allerdings war die weitere Ausdehnung der Autorität bestimmter göttlicher Gestalten auch in ihrem ursprünglich schon umfassenderen religiösen Charakter begründet. Dies gilt insbesondere von dem großen sumerischen Gott Ellil von Nippur.² Ähnliches werden wir wohl auch von Ea (En-ki), dem Gott der Meerestiefe, ursprünglich einer Gottheit der Stadt Eridu in Südbabylonien, anzunehmen haben. Auch der Mondgott Sin, der in Ur verehrt wurde, der Sonnengott Shamash, der in Larsa den Mittelpunkt seines Kultes hatte, mögen schon früh universalere Geltung erlangt haben. In-

¹ Vgl. auch die Bemerkung E. Meyers *Gesch. d. Altert.* I² S. 255 (3. Aufl. S. 278f.).

² Vgl. jetzt Clay, *Americ. Journ. of Semit. Languages* Bd. 23 S. 269 ff.

folge der Vereinigung des gesamt-babylonischen Gebietes unter der Herrschaft von Babylon, die durch Hammurapi vollbracht wurde, gewann der Lokalgott von Babylon, Marduk, eine vorwaltende Stellung im ganzen Babylonien. Seine Herrschaft erhielt namentlich durch seine enge Verbindung mit Ellil eine tiefere Begründung. Marduk wurde so in ähnlicher Weise zum babylonischen Reichsgott, wie der thebanische Lokalgott Amon durch seine Verschmelzung mit Rê zur herrschenden Gottheit des ganzen Ägyptens wurde. Die äußere, politische Einigung der Kultorte und Kulte Babylo niens fand ihre innere Parallele und Ergänzung in der priesterlich-theologischen Spekulation, die das Pantheon des babylonischen Gesamtstaates in gewissem Sinne zu einem einheitlichen System gestaltete. Getragen durch eine im Laufe der Jahrhunderte immer mehr festgewurzelte priesterliche Autorität, namentlich des herrschenden Priestertums zu Babylon, emanzipierte sich dieses theologisch-priesterliche System völlig von dem Zusammenhang mit einem besonderen Volke. Gerade hierdurch war es vorzüglich geeignet, zum Mittelpunkt einer universalen, einen großen Teil des vorderen Asiens umfassenden Kultur zu werden. Die frühe Ausbildung einer städtischen Kultur mit verkehrs- und geldwirtschaftlichen Formen wirkte vielleicht auch noch in besonderem Sinne anregend auf die geistige Entwicklung ein.¹

Die universalen Herrschaftsbestrebungen, die in der Bildung der aufeinanderfolgenden Weltreiche gipfeln, treten bereits sehr früh in der orientalischen Welt auf. Zuerst begegnet uns ein deutlicher, gewissermaßen schon prinzipieller Anspruch auf eine allgemeine Herrschaft in der ersten Hälfte des dritten Jahrtausends in dem semitischen Reiche von Akkad, das vom nördlichen Babylonien ausging und durch Sargon seine gewaltige Machtentfaltung erhielt. Einer der bedeutendsten Herrscher dieses Reiches, Naramsin, nennt sich zuerst König der vier Weltgegenden (šar kibrat arbaim).² Dies

¹ Die Konstruktionen, die H. Schneider in seinem Werk: „Kultur und Denken der Babylonier und Juden“ (Entwicklungsgesch. d. Menschheit II. Bd.) über die innere Entwicklung des babylonischen Staates und der babylonischen Kultur gibt, scheinen mir in ihrem stark modernisierenden Charakter außerordentlich gewagt zu sein, zum Teil gehen sie geradezu von unrichtigen Voraussetzungen aus.

² Vgl. Thureau-Dangin, sumerische und akkadische Königsinschriften (Vorderasiat. Biblioth. I) nr. 9 S. 164 ff. Zur Charakteristik dieses Königtums

ist die Bezeichnung, die später in der Titulatur der assyrischen Könige ständig geworden ist. Gewiß war gerade in der ursprünglichen Verwendung dieses Titels ein wirklicher Anspruch auf eine Herrschaft, die möglichst die ganze, im damaligen Horizont liegende Welt umfassen sollte, gegeben. Es ist kein Zufall, daß er zuerst im Zusammenhang mit einer tatsächlich weit ausgedehnten Eroberertätigkeit, wie sie in der Blütezeit des Reiches von Akkad stattgefunden hat, auftritt. Von den Königen von Akkad haben dann die Könige von Ur in Südbabylonien, die Herrscher von Sumer und Akkad, seit der stärksten Erhebung ihrer Macht unter Dungi den Titel „König der vier Weltgegenden“ übernommen.¹

Wodurch der universale Herrschaftsanspruch des altbabylonischen Königtums begründet wurde, vermögen wir nicht sicher anzugeben. Nur das läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß nicht irgendwelche kosmisch-astronomische Theorien, wie sie der moderne Panbabylonismus den alten Babyloniern zuschreibt, auch nicht die Verbindung der Herrschaft mit irgendeinem bestimmten Orte maßgebend gewesen sind.² Unzweifelhaft hat die tatsächliche Machtentfaltung des Königtums in starken Herrschergestalten eine entscheidende Rolle gespielt. Wir werden weiter sehen, daß der Welt Herrschaftsanspruch in sehr charakteristischem Zusammenhang mit einem göttlichen Charakter des Königtums auftritt. Aus der Ver-

vgl. auch E. Meyer, *Gesch. d. Altert.* I 2³ S. 528f., über die Fragen, die die Aufeinanderfolge der Könige der Dynastie von Akkad betreffen, ebenda S. 515ff. Poebel, *Or. Litztg.* 15, 1912, S. 481ff.

¹ Vgl. Thureau-Dangin, *Königsinschr.* nr. 20 S. 191ff. Bei dem ersten König von Ur, Urengur, tritt der Titel noch nicht auf, bei Dungi erst zum Teil, bei seinen Nachfolgern wird er regelmäßig. Eine große Ausdehnung des Einflusses des Reiches von Sumer und Akkad, bis nach Kleinasien hinein, lassen neuere Funde erschließen; vgl. E. Meyer, *Kultur und Reich der Chetiter* S. 51f.; vgl. auch *Gesch. d. Altert.* I 2³ S. 611f. Thureau-Dangin, *Rev. d'Assyriol.* VIII S. 144f.

² Der entscheidende Einfluß kosmischer Theorien wird noch ganz neuerdings von A. Jeremias, *Handb. d. altorient. Geisteskultur* S. 50. 178 vertreten. Die von vornherein wenig wahrscheinliche Ansicht Wincklers, daß die Titel *šar kibrat arba'im* und *šar kiššati* sich auf ganz bestimmte, lokal begrenzte Herrschaftsgebiete begründet hätten, läßt sich den Schlüssen gegenüber, die eine unbefangene Forschung aus den altbabylonischen Königsinschriften ziehen muß, nicht aufrechterhalten. Ich stimme völlig mit dem Urteil E. Meyers, *Gesch. d. Altert.* I 2² S. 478, 3. Aufl. S. 529 überein.

bindung beider Momente können wir eine auf das höchste gesteigerte Idee der Herrschaft erschließen.¹

Nicht unwahrscheinlich ist es, daß bereits bei der ersten Geltendmachung eines universalen Herrschaftsgedankens durch Naramsin, den König von Akkad, und dann durch die Herrscher von Ur, die Könige von Sumer und Akkad, die Beziehung zu bestimmten Gottheiten, denen eine ausgesprochen universale Wirksamkeit zugeschrieben wurde, einen Einfluß ausgeübt hat. Schon Sarganisarri, der Herrscher von Akkad, scheint in besonderem Verhältnis zu Ellil gestanden zu haben. Er wird als König von Akkad und des Reiches Ellils bezeichnet.² Noch deutlicher treten die Beziehungen zu Ellil hervor, die das Reich von Sumer und Akkad charakterisieren. Die Nachfolger Dungs, Pursin und Gimilsin, verdanken ihr Königtum vor allem Ellil, dem König der Länder.³ Von Gimilsin heißt es geradezu, daß ihn Ellil in seinem Herzen gewählt habe, um der Hirte seines Landes und der vier Weltgegenden zu sein.⁴ Der Weltherrschaftsanspruch wird also in den engsten Zusammenhang mit dem Willen Ellils gebracht. Jedenfalls ist es im allgemeinen der Gott Ellil gewesen, dessen göttliche Weltherrschaft auch dem irdischen Weltherrschaftsanspruch eine Begründung gegeben hat. Ellil ist, wie schon hervorgehoben wurde, der König der Länder, der als solcher auch die Herrschaft über ein bestimmtes Land verleiht.⁵ Der Titel „König der Länder“, der einen regelmäßigen Bestandteil der Titulatur der achämenidischen Könige bildet⁶, wurzelt letzten Endes gewiß in der Weltherrschaft des Gottes Ellil. Die Stellung Ellils geht auf den baby-

¹ Unrichtig ist es aber, wenn Jeremias a. O. S. 178 sagt: „Aus dem Anspruch des Gottkönigtums ergibt sich der des Weltimperiums.“ Diese Auffassung hängt wieder mit der astronomisch-kosmischen Theorie zusammen.

² Thureau-Dangin S. 165 d.

³ Thureau-Dangin S. 196 ff.

⁴ Thureau-Dangin S. 203 d.

⁵ Vgl. z. B. Thureau-Dangin S. 157, 3. 4a, die schon erwähnten Stellen 196 ff. K. B. III 1 S. 154 f. — Inwieweit in der semitischen Bezeichnung: bel matâti (Herr der Länder) gegenüber der ursprünglichen sumerischen Auffassung von Ellil eine gewisse Wandlung der Anschauung eingetreten ist (Zimmern, K. A. T. S. 355, 2; vgl. auch E. Meyer, Gesch. d. Alt. I 2² S. 421 3. Aufl. S. 453), können wir im Zusammenhang unserer Darstellung auf sich beruhen lassen.

⁶ Der Titel: „König der Länder“ wird in einzelnen El-Amarnabriefen auch auf den ägyptischen König übertragen, vgl. z. B. nr. 75. 76. 83. 89. 107 Knudtzon.

lonischen Gott Marduk über.¹ Dieser erscheint in den babylonischen Inschriften als der Verleiher umfassender Herrschaft, so schon in der Einleitung zu den Gesetzen Hammurapis.² Er ist der König des Alls, der als solcher auch den irdischen Herrscher, den König des babylonischen Reichs, zum Herrscher der Welt macht, der ihm die „Herrschaft über die Gesamtheit der Menschen“, die „Königsherrschaft über die Gesamtheit der Völker“ anvertraut.³

So tritt uns auf babylonischem Boden, zum Teil in ausgesprochener Verbindung mit umfassendem göttlichem Wesen und Wirken, ein universal gerichtetes Königtum entgegen, das in der Herrschaft über die „Welt“ seine Bestimmung findet.⁴ Die Universalität des Herrschaftsbegriffes hat große Wichtigkeit für die weitere Entwicklung. Die Schwäche dieses Königtums liegt anscheinend darin, daß es keine in einem starken Volkstum konsolidierte Grundlage hat.

Auch das ägyptische Königtum hat, vor allem in der Zeit seiner größten Eroberungen unter der 18. Dynastie, einen universalen Herrschaftsanspruch vertreten. Auch hier ist es eine Gottheit von umfassender, weltbeherrschender Machtwirkung, die sich in der Herrschaftsgewalt des Königs bezeugt, Amon-Rê. Dieser Gott unterwirft „alle Länder und Gegenden den Sandalen des Königs“.⁵ In einem Lobeshymnus auf den größten und mächtigsten der ägypt-

¹ Vgl. z. B. auch die Anrede Marduks als „Herr der Länder“ K. B. III 2 S. 39. Auch im Weltschöpfungsgedicht wird Marduk „Herr der Länder“ genannt (K. B. VI S. 36f.); vgl. Jeremias, Handb. d. altorient. Geisteskultur S. 38.

² Besonders charakteristisch ist aus der älteren babylonischen Zeit die Inschrift des Samsuiluna, des Nachfolgers Hammurapis, K. B. III 1 S. 131 (vgl. Clay, Amer. Journ. of Sem. Language, 23 S. 276), nach der Ellil dem Marduk die Herrschaft über die vier Weltgegenden verleiht, die dann wieder der babylonische König von Marduk erhält.

³ Vgl. z. B. die Belehnungsurkunde aus der Zeit Merodachbaladans II, K. B. III 1 S. 184 = Ungnad in Gressmanns altorient. Texten und Bildern S. 135. Langdon, Neubabylon. Königsinschr. S. 113. 121. 123. 141. 145. 147. 209 usw. K. B. III 2 S. 29. 33. 37 usw.

⁴ Ich stimme im Wesentlichen in der Beurteilung dieses Königtums mit E. Meyer, Gesch. d. Altert. I 2² S. 478 (3. Aufl. S. 529) überein.

⁵ Amon zu Seti I (Anc. Records III S. 74). Vgl. auch Maspéro, Annuaire de l'école des hautes études 1897 S. 17: „Der Gott Amon gewährt dem König Sieg, unterwirft alle Länder und fremden Gegenden seinen Füßen, gewährt ihm, alle Völker in seiner Hand vereinigt zu schlagen.“

tischen Könige, Thutmosis III¹ finden sich die charakteristischen Äußerungen Amons an den König: „Ich bin gekommen und habe dir verliehen, die äußersten Enden der Welt niederzuwerfen² — der Umkreis des Ozeans ist in deine Faust eingeschlossen.“ In der umfassenden Idee der Weltherrschaft kommt dieses ägyptische Königtum dem altbabylonischen gleich, in der tatsächlichen Ausdehnung seiner Herrschaftsmacht übertrifft es dieses wohl. Aber es verliert dabei nicht sein spezifisch ägyptisches Wesen, wie auch Amon-Rê immer seinen Charakter als ägyptische Landesgottheit bewahrt. Der Versuch des Königs Echnaton (Amenophis' IV.), eine nicht bloß allgemeinere, sondern auch abstraktere Gottesidee zur Herrschaft zu bringen, ist eine schnell vorübergegangene Episode in der ägyptischen Geschichte geblieben.

Über das chetitische Königtum läßt sich beim gegenwärtigen Stande unserer Kenntnis vom Chetiterreich ein sicheres Urteil wohl noch nicht gewinnen. Aber es scheint, daß es zur Zeit seiner stärksten Machtentfaltung, in der es dem ägyptischen Reich der 19. Dynastie als ebenbürtiger Rivale gegenüberstand, als großkönigliche Gewalt ebenfalls eine universale Herrschaft auszuüben beanspruchte. Es hat diesen Anspruch wohl auch auf das Walten göttlicher Mächte, vor allem des Himmelsgottes, „des Beherrschers des Himmels“ und des Sonnengottes gestützt.³

Der weiten Ausdehnung des Herrschaftsanspruches entspricht die hohe Steigerung der Herrschaftsgewalt, wie wir sie in mehreren

¹ Anc. Records II nr. 655 ff. S. 262 ff. Ich folge der Übersetzung in Breasted, *Gesch. Ägyptens* S. 268.

² Hierzu ist zu vergleichen, was in dem Siegeshymnus auf Thutmosis I (Anc. Records II S. 30 nr. 73) gesagt ist: „er brachte die Enden der Erde unter seine Herrschaft“.

³ Vgl. die Darstellungen in der Urkunde des Vertrags Chattusils, des Königs des Chetareichs, mit Ramses II (Anc. Records III S. 173 nr. 391. *Mittlg. d. Vorderasiat. Gesellschaft* 1912, Heft 5 [W. Max Müller.] Ob wir unter Sutech, dem „Beherrscher des Himmels“, den bekannten chetitischen Gewittergott Tešub oder eine andere Gottheit zu verstehen haben, wird sich schwer ausmachen lassen. Der Sonnengott von Arenna (Arenena) wird in diesem Vertrag (nach Breasteds Übersetzung) als „Herr jedes Landes“ bezeichnet; E. Meyer, *Reich und Kultur der Chetiter* S. 31 übersetzt: „Herr der Erde [oder des Landes?].“ (In der Übersetzung von W. Max Müller a. O. S. 22 heißt es „des Herrn aller Länder“.) Vorher wird der Sonnengott von Arenna Herr des Landes (nach Breasteds Übersetzung) oder Herr der Erde (nach W. Max Müller) genannt.

Ausprägungen altorientalischen Königtums sehen. Sie hat in dem Gottkönigtum ihren stärksten und bezeichnendsten Ausdruck erhalten. Allerdings steht dieses nicht immer in einem unbedingten Zusammenhang mit der Universalität des Herrschaftsbegriffes. In Ägypten, wo das Gottkönigtum seine klassische Ausbildung gefunden hat, läßt sich eine solche Verbindung nicht erkennen, wenn auch natürlich die höchste Steigerung der königlichen Gewalt uns in der Zeit der ägyptischen Weltherrschaft besonders deutlich und eindrucksvoll entgegentritt. Aber im altbabylonischen Königtum können wir, wie schon angedeutet wurde, unmittelbar die gegenseitige Wechselwirkung zwischen der Universalität der Herrschaftsidee und dem göttlichen Charakter des Königtums wahrnehmen. Naramsin, der Herrscher des semitischen Reiches von Akkad, der zuerst sein Königtum als das der vier Weltgegenden bezeichnet, fügt dem Königsnamen das Gotteszeichen bei¹ und läßt sich auf seiner Siegesstele mit Hörnern, einem babylonischen Symbol der Göttlichkeit, darstellen. Er heißt inschriftlich zum Teil geradezu „Gott von Akkad“.² Die nämlichen südbabylonischen Könige von Sumer und Akkad, die (zuerst Dungi) den Titel: „König der vier Weltgegenden“ annehmen, fügen das Gotteszeichen (dingir) ihren Namen bei.³ Von Dungi heißt es, daß ein Oberpriester seines Kultes eingesetzt worden sei.⁴ Er wird, ebenso wie Naramsin, Gott seines Landes genannt, die Göttin Ningal seine Mutter.⁵ Seinem zweiten Nachfolger, Gimilsin, erbaut einer seiner Diener einen Tempel. Der König wird von diesem Diener als sein Gott bezeichnet.⁶

Auch das chetitische Königtum hat anscheinend die höchste Steigerung und Vollendung der königlichen Würde und Macht in dem

¹ Bei Sarganisarri, dem Vorgänger Naramsins, findet sich das Gotteszeichen nur vereinzelt (Thureau-Dangin, Königsinschr. S. 164 d u. h.).

² Thureau-Dangin, Königsinschr. S. 168 k. l. m. n.

³ Thureau-Dangin, Königsinschr. S. 190 ff.

⁴ Thureau-Dangin, Königsinschr. S. 235 (6h).

⁵ Thureau-Dangin, Königsinschr. S. 194 (195)y. Ähnlich sagt Gudea, der Patesi von Lagash, daß ihn die Göttin Gatum-dug (die aber zugleich in weiterem Sinne „Mutter von Lagash“ heißt), geboren habe (a. O. S. 83f.; vgl. auch S. 61—63, a. e. f.). Ein unbedingter Beweis der Göttlichkeit wird allerdings durch die Erzeugung eines Königs durch einen Gott nicht gegeben. Auch von Hammurapi heißt es, daß ihn Marduk erzeugt habe (K. B. III 1 S. 127).

⁶ Thureau-Dangin, Königsinschr. S. 202 (203). Vgl. auch S. 148 (149) nr. 22a.

göttlichen Charakter der Herrschaft zum Ausdruck gebracht und begründet. Der König erscheint als die Inkarnation des Sonnengottes.¹ Er wird geradezu „Sonne“ genannt.² Die geflügelte Sonnenscheibe schwebt über dem Königsnamen. Der Sonnengott umarmt auf bildlichen Darstellungen den König.³

Das Gottkönigtum hat sich, außer auf ägyptischem Boden, in der späteren Entwicklung des alten Orients nicht behauptet. Insbesondere ist in den größten Weltreichsbildungen, die in Vorderasien vor Alexander aufgetreten sind, dem assyrischen und dem achämenidischen Reich, ein göttlicher Charakter des Königtums nicht ersichtlich. Die königliche Gewalt erscheint nur als Werkzeug der göttlichen, der König als Diener des Landes- oder des Reichsgottes bzw. der Reichsgottheiten. Es ist ja überhaupt eine im alten Orient weitverbreitete und tiefgewurzelte Vorstellung, daß der Landesgott der eigentliche Herr des Landes ist. Aus einem Priestertum des Gottes Assur ist wahrscheinlich das assyrische Königtum erwachsen⁴, und die assyrischen Könige behalten auch in der Zeit ihrer größten Machtentfaltung diesen Titel bei. Die assyrischen Herrscher führen häufig auch die Bezeichnung als Statthalter des Gottes Bel (Ellil)⁵, wie die altbabylonischen Priesterfürsten von Lagash sich als Vertreter (patesis) ihres Gottes (Ningirsu) ansahen. Ellil, Marduk, Assur, der chetitische Gewittergott Tešub⁶ sind die Herren oder Könige der irdischen Herrscher. Selbst die der Dynastie von Ur angehörenden Könige von Sumer und Akkad, die den göttlichen Charakter ihrer Herrschaft sehr entschieden betonen, nennen doch auch einen bestimmten Gott oder eine bestimmte Göttin, wie En-ki und Ellil, Nergal und Ninâ als ihren Herrn oder König bzw. ihre Herrin.

¹ Vgl. hierzu im allgemeinen E. Meyer, *Gesch. d. Altert.* I 2² S. 632. (3. Aufl. S. 710). Reich und Kultur der Chetiter S. 31 ff. 139 ff.

² Vgl. den Vertrag, den Subbiluliuma, der Begründer der Großmachtstellung des Chetareichs, mit Artatama, dem König von Charri, schließt, *Mittlg. d. D. Or. Gesellsch.* nr. 35 (Dez. 1907) S. 32.

³ Vgl. auch den Vertrag Ramses' II mit Chattusil, dem Chetiterkönig *Anc. Records* III S. 173 nr. 391 (Umarmung des Bildes des Königs durch den als Sutech bezeichneten Himmels-gott).

⁴ Vgl. auch E. Meyer, *Gesch. d. Altert.* I 2² S. 539. (3. Aufl. S. 609 f.)

⁵ K. B. III 1 S. 154 f. wird ein babylonischer König (Kurigalzu) ähnlich, als šakkanak Ellils, bezeichnet).

⁶ Bezüglich Tešubs vgl. z. B. den Briefwechsel des Königs Tušratta von Mitanni mit Amenophis III (El-Amarnabriefe nr. 18 ff. Knudtzon).

Die tiefe Kluft, die nach orientalischer, vor allem auch semitischer Anschauung den Menschen von der Gottheit trennt, zeigt sich also in gewissem Sinne auch in der Stellung des Königtums. Nur in Ägypten ist dieses dauernd und in vollem Maße zur Verkörperung göttlichen Wesens geworden. Im übrigen Orient hat es diese Höhe nicht erreicht oder wenigstens nicht behauptet. Aber seine Bedeutung wird dadurch, daß sein Träger nur ein Diener oder Werkzeug der Götter ist, doch nicht gering. Auch als das Werkzeug der Gottheit, als auserwählter Liebling Ellils, Marduks, Assurs oder der großen Götter im allgemeinen hat der König eine unwiderstehliche Autorität. Er wirft alle Feinde der Gottheit, die in seinem Königtum wirksam ist, nieder, die Untertanen beugen sich vor seiner Herrschaft als der Bezeugung höchster göttlicher Macht. Die Vereinigung priesterlicher Würde mit äußerer Herrschaftsgewalt, wie sie uns wenigstens zum Teil entgegentritt, gibt jener Herrschaft eine stärkere und tiefere Begründung. Auch im persischen Reich gilt der König als ein „Abbild der alles erhaltenden Gottheit“.¹

In der kniefälligen Verehrung (der Proskynesis), die von den Untertanen dem König erwiesen wird, hat die Idee der Erhabenheit und Würde des Königtums einen bezeichnenden, spezifisch orientalischen Ausdruck gefunden.

So ist es vor allem eine höhere Gewalt, die in der ungeheueren Machtfülle des altorientalischen Königtums wirkend gedacht wird. Sie verleiht nicht bloß dem einzelnen Herrscher, sondern der Institution des Königtums an sich als ständiger Offenbarung göttlichen Waltens den Nimbus ihrer unbedingten Autorität.

Die Entwicklung der großen Herrschaftsbildungen, die in der Geschichte des alten Orients aufeinander gefolgt sind, läßt uns ein Fortschreiten in der Einheitlichkeit der Herrschaftsorganisation deutlich erkennen. Über die altbabylonischen Reiche sind unsere Nachrichten zu unbestimmt und spärlich, als daß wir die Organisation ihrer Herrschaftsbildungen genauer erfassen könnten. Von Sargon heißt es allerdings in einer Chronik, daß er das Land des Westens unter einheitliche Verwaltung gebracht habe.² Wir

¹ Plut. Them. 27. Vgl. Cumont, Mithra I S. 284, 7.

² Nach der Übersetzung von Ungnad bei Gressmann, Texte u. Bilder I S. 105. King, Chronicles concerning early babylonian kings II S. 4 übersetzt: „He united them under one control.“

würden also, wenn wir aus diesem Ausdruck einen Schluß ziehen dürfen, hier gewisse Anfänge einer Reichsorganisation erblicken können.

Das ägyptische Königtum hat in der Periode des neuen Reiches, vor allem unter der 18. Dynastie, den Anspruch einer Weltherrschaft nicht bloß prinzipiell erhoben, sondern auch tatsächlich in weitem Umfange durchgeführt. Bis an den Euphrat wurden die ägyptischen Eroberungen ausgedehnt. Die El-Amarnabriefe geben uns in einzelnen Zügen ein anschauliches Bild der politischen Beziehungen, in denen die kleinen Herren Syriens und Phönikiens zum ägyptischen Herrscher standen, allerdings aus einer Zeit, in der die ägyptische Macht in diesen Gebieten sich schon ihrem Niedergang zuneigte. Wir sehen aus diesen Urkunden, daß die Pharaonenherrschaft über Vorderasien nur in mittelbaren Formen ausgeübt wurde. Die bisherigen Herrschaften in den unterworfenen Gebieten blieben im allgemeinen bestehen. Besatzungen und zur Überwachung unsicherer Verhältnisse gesandte Beamte dienten in Bedürfnisfällen zur Stütze des ägyptischen Regiments. Aber tiefgreifende Veränderungen von dauernder Wirkung sind anscheinend durch die Pharaonenherrschaft in Vorderasien nicht hervorgebracht worden.

Anders als das ägyptische steht das assyrische Reich in der Reihe der großen universalen Herrschaftsgestaltungen des alten Orients. Hier ist die Eroberung zu den Anfängen einer Reichsbildung fortgeschritten.

Es ist zunächst die große geschichtliche Bedeutung des assyrischen Reiches, daß es in stärkerem Maße und weiterem Umfange als irgendeine der ihm voraufgegangenen großen Mächte den Widerstand der ursprünglich für sich bestehenden Volks- und Staatsindividualitäten gebrochen und die verschiedenen lokalen Elemente durcheinander geworfen hat. Die Landschaften Syriens und der Euphrat- und Tigrisgebiete bilden ein weites Trümmerfeld selbständigen Lebens, auf dem die assyrischen Könige mit schonungsloser Gewalt den Bau ihrer eigenen Herrschaft aufgerichtet haben. In unvergleichlich treffender Charakteristik schildert der Prophet Jesaja¹ den Eindruck dieser assyrischen Herrschaft, wenn er den assyrischen König selbst sagen läßt: „Ich ließ die Grenzen der

¹ Kap. 10 V. 13f. (nach der Übersetzung von Kautzsch).

Völker verschwinden und plünderte ihre Vorräte, und wie ein Allmächtiger stieß ich die Thronenden herunter. Und meine Hand griff nach dem Reichtum der Völker wie nach einem Nest, und wie man verlassene Eier nimmt, so nahm ich die ganze Erde, ohne daß einer die Flügel regte oder den Schnabel aufsperrte und zirpte.“ In unaufhörlichen Kriegszügen sind die assyrischen Könige tätig, die ihrer Waffengewalt zugängliche Welt zu unterwerfen. Einer Sturmflut vergleichbar „fegen sie alle Feinde hinweg“, „zerbrechen die Länder wie Töpfe“ und „legen den vier Weltgegenden Zügel an“. Die allgemeine Ausdehnung ihres Herrschaftsanspruches wird vor allem durch den bereits sehr früh auftretenden Titel: „König der Gesamtheit“ (šar kiššati) ausgesprochen, zu dem in der weiteren Entwicklung der assyrischen Machtentfaltung (vornehmlich seit Tiglet-Pileser I um 1100 v. Chr.) der von dem altbabylonischen Königtum übernommene Titel: „König der vier Weltgegenden“ (šar kibrat arbaim) hinzutritt.

Es ist bezeichnend für die assyrische Herrschaft und besonders wichtig für die folgende Entwicklung, daß die assyrischen Könige schon in weitem Umfange die unterworfenen Landschaften zu Provinzen ihres Reiches gemacht, eine Verwaltung durch unmittelbare Organe ihrer Königsgewalt, durch Statthalter eingerichtet haben. Die Vermischung und Nivellierung der verschiedenen Bevölkerungselemente, die durch die Verpflanzungen der Völkerschaften eingeleitet wurde, fanden auch in dem Söldnertum, das namentlich in der späteren Zeit des assyrischen Reichs eine große Rolle spielte, eine Förderung. Die Besiegten, die sich dem assyrischen Könige ergeben hatten, wurden vielfach in dessen Heer eingefügt.

Die assyrische Eroberung steht in unleugbarer Beziehung zu der Verbreitung der babylonischen Kultur. Sie dient in gewissem Sinne deren universalen Tendenzen. Die assyrische Kultur ist ja selbst auf dem Boden der babylonischen erwachsen, wenn sie auch diese in eigenartiger Weise ausgeprägt hat. Das Verhältnis Assurs zu Babylonien findet seinen charakteristischen religiösen Ausdruck in der Verbindung des Landes- und Volksgottes Assur, der recht eigentlich der göttliche Repräsentant des schonungs- und erbarmungslosen assyrischen Siegeslaufes ist, mit dem babylonischen Pantheon. Das assyrische Königtum steht somit nicht bloß im Dienste des Landesgottes, sondern zugleich jener fast schon zu einem religiösen

System zusammengefaßten babylonischen Gottheiten, die bereits eine universalere, jedenfalls über die Grenze eines bestimmten Volkes und Landes hinausreichende Wirksamkeit und Geltung erhalten haben. Die Verbindung mit Babylon hat vor allem in der letzten Periode des assyrischen Königtums in dessen Politik eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Aber das assyrische Volkstum selbst hat zu den universalen, vornehmlich durch die babylonische Kultur vertretenen Bestrebungen keine innerliche Beziehung gewonnen. Und das rücksichtslos vernichtende Wesen assyrischer Gewaltherrschaft eignete sich doch wenig, das Prinzip einer einheitlichen Reichsorganisation für die unter jener Herrschaft vereinigte orientalische Welt zu bilden. Der exklusive Charakter der assyrischen Herrschaftstendenzen fand, wie schon betont wurde, in dem Wesen des Landesgottes Assur einen besonders bezeichnenden Ausdruck. Die fremden Götter unterlagen ebenso wie die fremden Völker, von denen sie verehrt wurden, der Macht Assurs, und es hing von seiner Gnade ab, ob er sie unter seiner Oberherrschaft weiter walten, ihren Kult noch weiter bestehen lassen wollte. In diesem Falle ließ der assyrische König auf die fremden Götterbilder, die in seine Gewalt kamen, „die Macht Assurs, seines Herrn, zeichnen“ und gab sie erst dann zurück.¹

So sehr wir auch die kriegerische Kraft des assyrischen Volkes anzuerkennen haben werden, auf die Dauer ist die Grundlage dieses Volkstums nicht stark genug gewesen, um den umfassenden Herrschaftsbau der assyrischen Weltmacht zu tragen. Die geschichtliche Bedeutung der assyrischen Herrschaft ist gewiß eine große gewesen, aber das assyrische Volk hat anscheinend keine tiefergehenden Wirkungen in der Entwicklung des alten Orients hinterlassen. Mit dem Fall von Ninive verschwindet es aus der Geschichte.

An die Stelle der assyrischen treten zunächst verschiedene, nebeneinanderstehende und miteinander rivalisierende, sich gewissermaßen das Gleichgewicht haltende Mächte. Dasjenige aber unter diesen Reichen, das am meisten die Erbschaft Assurs angetreten hat, das neubabylonische, übernimmt zugleich die Titulatur, die den universalen Herrschaftsanspruch zum Ausdruck bringt, den alt-

¹ Die Vernichtung feindlicher Kulte wird uns z. B. sehr deutlich in der Annaleninschrift Assurbanipals (K. B. II S. 204 ff.) beschrieben.

babylonischen Titel: „König der vier Weltgegenden“ und den spezifisch assyrischen „König der Gesamtheit (der Welt)“.¹

Das persische Reich bezeichnet sowohl in seiner Ausdehnung als in seiner Organisation die höchste Entwicklung der rein orientalischen Weltreichbildungen. Es hat von den älteren orientalischen Reichen, namentlich dem assyrischen und babylonischen, den universalen Herrschaftsanspruch überkommen.² Die in den Achämenideninschriften immer wiederkehrende Titulatur: „Großer König“, „König der Könige“, „König der Länder“ (zum Teil „König der Länder vieler [bzw. aller] Stämme“), „König dieser weiten (großen) Erde“ enthält zwar nicht mehr die Bezeichnungen „König der Welt“ und „König der vier Weltgegenden“; aber der ständige Titel: „König der Länder“ geht auf die babylonische Gottheit Ellil zurück.³ Auch die Benennung als „großer König“, zum Teil auch als „König der Könige“, begegnet uns schon auf den assyrischen Königsinschriften sowie auch auf babylonischen.⁴

¹ In den uns erhaltenen Inschriften Nebukadnezars, die meistens Tempelbauinschriften sind, findet sich diese Titulatur als solche allerdings nicht, aber vielfach ist in ihnen davon die Rede, daß der König den Tribut von den Königen der Weltheile, von der gesamten Menschheit in Empfang nehmen will, auf die Herrschaft über die Gesamtheit der Völker wird hingewiesen usw. Und bei Nabunaid treten uns jene beiden Titel selbst entgegen (K. B. III 2 S. 96. 97. Langdon, neubabylon. Königsinschr. S. 218. 219). Daß das neubabylonische Königtum jene Titulatur führte, läßt sich auch mit großer Wahrscheinlichkeit daraus schließen, daß sie dem Kyros als babylonischem König beigelegt wird (Weissbach, Achämenideninschr. S. 4.5). Auch die Benennung des Antiochos Soter als šar kiššati (Weissbach a. O. S. 132. 133) knüpft doch wohl an die Titulatur des neubabylonischen Königtums an.

² Schon die bildliche Darstellung Ahuramazdas in der geflügelten Sonnenscheibe — eine Darstellung, die das assyrische Vorbild erkennen läßt (vgl. E. Meyer, Reich u. Kultur der Chetiter S. 35f.) — zeigt in charakteristischer Beziehung den Einfluß Assyriens auf das persische Reich.

³ Im wesentlichen findet sich diese Bezeichnung auch schon bei assyrischen Königen. Wenn z. B. Assurbanipal (Annaleninschr. Col. X 67, K. B. II S. 232. 233) von sich sagt: „seit ich . . . die Herrschaft über die Länder ausübte“ (vgl. auch K. B. II S. 208. 209), so kommt dies doch auf das Nämliche, wie der Titel „König der Länder“ hinaus.

⁴ Vgl. z. B. die Bezeichnung Nabunaida als großer König K. B. III 2 S. 96. 97. Langdon, neubabylon. Königsinschr. S. 218. 219. Der Titel „König der Könige“ findet sich z. B. bei Tiglat-Pileser I, K. B. I S. 16. 17. Budge and King, *Annals of the Kings of Assyria* I S. 32. Danach ist es nicht zutreffend, wenn E. Meyer, *Gesch. d. Altert.* III S. 25 sagt, daß Assyrier und

Die Titulatur der achämenidischen Könige führt uns also in charakteristischer Weise in den Zusammenhang der altorientalischen Weltherrschaftstendenzen ein. Sie zeigt uns den Herrschaftsanspruch eines Großkönigtums, das keine andere selbständige und berechnete Macht neben sich anerkennt. Es entspricht durchaus der in dieser Titulatur zum Ausdruck gelangenden Herrschaftsidee, wenn — nach einer Bemerkung des Redners Aeschines — der persische König sich „Herr aller Menschen von der aufgehenden Sonne bis zur untergehenden“ nannte.¹

Das persische Reich hat in seiner tatsächlichen Ausdehnung den Anspruch auf Weltherrschaft in weitestem Umfange verwirklicht. Fast die gesamte damals in geschichtlichen Beziehungen untereinander stehende Welt des vorderen Orients und des östlichen Mittelmeeres — mit Ausnahme eines verhältnismäßig kleinen Gebietes griechischer Staaten — war dem Regiment der Achämeniden unterworfen. Die ständige Zusammengehörigkeit dieser Welt sollte in der Organisation, die Dareios dem Reiche gegeben hatte, zum Ausdruck gelangen. Wenn schon das assyrische Königtum, wie wir sahen, eine unmittelbare Verwaltung der untertänigen Landschaften durch eigene Herrschaftsorgane begründet hatte, so ist das persische auf diesem Wege weiter fortgeschritten. Dareios teilte jetzt das ganze Reich — abgesehen von dem herrschenden persischen Volk — in bestimmte Provinzen, während die Einrichtung der assyrischen Statthalterschaften nur von Fall zu Fall, nach dem gegebenen Bedürfnis, erfolgt war. Es wurde somit eine dauernde einheitliche Organisation in das Leben gerufen, die dazu diente,

Babylonier diese Benennung noch nicht gekannt hätten. (M. vermutet, daß sie vielleicht medischen Ursprungs sei.)

¹ Aesch. III 132. Die Bemerkung des athenischen Redners wird bestätigt durch die Worte der Inschrift des Antiochos Soter (Weissbach, Achämenideninschr. S. 134. 135): „Die Länder vom Aufgang der Sonne bis zum Untergang der Sonne mögen gewinnen meine Hände.“ Übrigens findet auch dieser Ausdruck, wie es scheint, schon sein Vorbild in Äußerungen assyrischer Könige, vgl. den aus Harper, Letters nr. 870 von Jeremias, Handb. d. altorient. Geisteskultur S. 178 mitgeteilten Ausspruch des Assurbanipal. Dieser lautet, nach der mir von meinem Kollegen Hehn gütigst mitgeteilten Übersetzung: „Mein Herr König, vom Aufgang (eig. Aufleuchten) der Sonne bis zum Untergang (eig. Verschwinden) der Sonne hat dir Assur (die Herrschaft) verliehen.“ — Eine für die Weltherrschaftsidee des achämenidischen Königtums bezeichnende Erzählung des Historikers Deinon findet sich bei Plutarch, Alex. 36 z. E.

die Leistungen, zu denen die Untertanen der Zentralgewalt verpflichtet waren, zu regeln und in bestimmten, von der wechselnden Willkür des Augenblickes befreienden Formen auszuprägen.¹ Den Bedürfnissen des Reichsregiments kam die Anlegung der großen königlichen Straßen, die Einrichtung eines offiziellen Post- oder Kurierverkehrs entgegen. Mit der Begründung einer einheitlichen Reichsmünze, des Dareikos, wurde, wenigstens im Prinzip, ein einheitliches Verkehrsgebiet geschaffen. Gerade diese Reichsmünze trug vorzüglich dazu bei, die Konzentration aller besonderen Gewalten in einer höchsten, dem Großkönigtum, zu veranschaulichen. Die Provinzen wurden in der Verwaltung höchster Beamter, der Satrapen, zusammengefaßt. Diese vereinigten mit den administrativen Befugnissen² den militärischen Oberbefehl über die Provinz. Für größere militärische Aufgaben wurden sie umfassenderen Kommandos unterstellt, zum Teil aber auch selbst mit solchen höheren militärischen Aufträgen betraut.³ Eine Reihe von besonderen Garnisonkommandos diente den militärischen Bedürfnissen des Reichs, vor allem der Sicherheit der persischen Herrschaft. Die Befehlshaber dieser Garnisonen scheinen, wenigstens zum Teil, auch den Satrapen gegenüber eine gewisse Selbständigkeit gehabt zu haben.⁴ Die Garnisontruppen wurden an einzelnen, vornehmlich wichtigen Stellen durch Zuteilung von Landlosen noch besonders an ihre Garnisonen gebunden.⁵

¹ Von Bemühungen des Dareios um Wiederherstellung und Kodifikation des alten Rechts von Ägypten (vgl. Diod. I 95, 4 ff.) erfahren wir jetzt durch Stücke demotischer Papyri (E. Meyer, S.-B. d. Berl. Akad. 1915 S. 307 ff.).

² Die verhältnismäßig vielseitige Tätigkeit, die von den Satrapen ausgeübt wurde oder ausgeübt werden konnte, tritt uns in den Elephantinepapyri besonders deutlich entgegen.

³ Vgl. über diese militärischen Verhältnisse E. Meyer, Gesch. d. Altert. III S. 68 ff.

⁴ Dies müssen wir wenigstens aus Xen. Kyr. VIII 6. Oekon. 4, 5 ff. schließen. Allerdings sind die Darlegungen Xenophons nur mit einer gewissen Vorsicht zu benutzen, da sie unter Einfluß einer bestimmten idealisierenden Tendenz stehen. Sie sollen vor allem die vorbildliche Arbeitsteilung in dem Idealreiche des Kyros veranschaulichen. Zu weit in der Durchführung einer Trennung des militärischen Kommandos und der Satrapengewalt gehen Lenschau, Leipz. Studien XII 1890 S. 137 ff. und Judeich, Kleinasien Studien S. 5, der eine ursprüngliche Trennung der Ämter der Verwaltung und des Truppenbefehls annimmt.

⁵ Dies haben jetzt besonders die Elephantinepapyri gelehrt. Von Aus-

Die Amtsgewalt der Satrapen war, wie wir sahen, von Anfang an eine sehr bedeutende. Aber sie wurde in der früheren Zeit der Achämenidenherrschaft durch das Ansehen der zentralen Gewalt in Schranken gehalten und auch noch durch besondere Organe, die königlichen Sendboten (*ὀφθαλμοί*), überwacht.

Die Achämenidenherrschaft beansprucht, wie wir vor allem aus den Dareiosinschriften schließen dürfen, im Dienste einer großen, sittlichen und religiösen Aufgabe zu stehen. Es ist das Gesetz eines großen Gottes, des Ahuramazda, das durch den persischen Großkönig in der Welt aufgerichtet und verbreitet werden soll. Wir finden in den Achämenideninschriften nicht vornehmlich eine niederwerfende und zerstörende Gewalt, wie sie uns im Assyrienreich, religiös begründet durch den Landesgott Assur, entgegentritt¹, sondern eine kulturpflanzende, aufbauende ethische Macht, die Macht eines Gottes, der „vor Mißwachs und Lüge schützt, der die Segensfülle schuf für den Menschen“. Gewiß wird durch das göttliche Walten eine unbedingte Gewalt des Großkönigs begründet, nicht anders als bei den früheren orientalischen Herrschern, vornehmlich den assyrischen Königen, auch. Aber das Gesetz Ahuramazdas soll sich doch zugleich auch auf eine gewisse innere Zustimmung des einzelnen Untertanen gründen, einen Widerhall in der freiwilligen Unterwerfung unter das Gebot des höchsten Gottes finden.² In diesem Sinne sagt Dareios selbst: „O Mensch, Ahuramazdas Befehl erscheine dir nicht widerwärtig, den geraden Weg verlaß nicht. Sündige nicht.“³ Es ist ja der große Gedanke der Ahuramazdareligion, daß sie den einzelnen Menschen in den Kampf der großen Weltprinzipien hineinstellt⁴ und zur Mitwirkung bei der Entscheidung dieses Kampfes aufruft — ein Gedanke, der in den heiligen Schriften der Perser in charakteristischer Verbindung

stattung medischer und hyrkanischer Truppen mit Landbesitz in Babylonien spricht Xen. Kyr. VIII 4, 18; vgl. E. Meyer, *Gesch. d. Altert.* III S. 69f.

¹ Vgl. auch Ranke, *Weltgesch.* I 1 S. 144.

² Es ist also hier auf orientalischem Boden eine gewisse Analogie zu den griechischen Ideen (vgl. S. 9ff.) gegeben. Aber der wesentliche Unterschied zwischen orientalischem unterwürfigem Gehorsam und griechischer Idee selbsttätigen Bürgertums bleibt bestehen.

³ Weissbach, *Achämenideninschr.* S. 91 § 6.

⁴ Wenn auch in der älteren Form der Zarathustrareligion der Dualismus noch nicht zu seiner Vollendung gelangt ist, so ist doch die dualistische Richtung unverkennbar.

tiefer religiös-sittlicher Ideen und äußerlicher gesetzlicher Vorschriften durchgeführt wird. Hierin ist unstreitig eine bemerkenswerte Grundlage für eine zivilisatorische Wirksamkeit des religiösen Elements gegeben. Der einzelne soll überall durch die Verehrung Ahuramazdas, durch die Förderung von Fruchtbarkeit und Bodenkultur, durch den Kampf gegen die Lüge das Reich des Lichtgottes, die Herrschaft des Guten verbreiten helfen. Der Fromme ist derjenige, „durch dessen Taten die Welt an Reinheit zunimmt“.¹

So läßt sich dem Anschein nach zwischen dem allgemeinen Kulturcharakter der persischen Religion und der weiten, weltumfassenden Ausdehnung des achämenidischen Reiches eine innere Beziehung herstellen. Die universale Kulturmission, die dem Ahuramazdaverherr in der Welt zugewiesen wird, scheint geeignet, die Untertanen des Weltreichs durch gemeinsame zivilisatorische Aufgaben zu verbinden. Man kann im Hinblick auf das universale Wesen Ahuramazdas sogar der Ansicht, daß in der Mazdareligion der Gottheit nicht, wie bei den Semiten, der Stamm oder das Volk, sondern der einzelne Mensch gegenüberstehe², eine gewisse Berechtigung zugestehen.

Indessen, so bedeutsam an sich die in dieser Religion enthaltenen zivilisatorischen Ideen sind, so dürfen wir ihren Einfluß auf die geschichtliche Stellung der Achämenidenherrschaft nicht überschätzen. Auch sind in der persischen Religion selbst andere Instanzen, die den universalen Faktoren das Gegengewicht halten. Es ist doch sehr beachtenswert, daß die Verehrung gerade Ahuramazdas — trotz eines ausgesprochen universalen Zuges seines Wesens — in der Achämenidenzeit über die Grenzen iranischen Landes und iranischer Stämme hinaus im wesentlichen keine Verbreitung gefunden hat. Er wird von Dareios ausdrücklich als der Gott der Arier bezeichnet.³ Die Ahuramazdareligion hat wohl vor allem dazu beigetragen, aus den iranischen Stämmen in der Hauptsache ein Volk zu bilden. Aber um so entschiedener stellt sich nun die Gesamtheit dieser iranischen Stämme, an ihrer Spitze der herr-

¹ Yaçna 42 v. 6 nach Spiegels Übersetzung. Haarlez übersetzt: „à ceux, dont les actes donnent la prospérité aux mondes par leur pureté.“

² E. Meyer, *Gesch. d. Altert.* I¹ S. 540.

³ In dem elamitischen Texte der großen Behistuninschrift § 62 (Weissbach, *Achämenideninschr.* S. 64. 65).

schende persische, den stammfremden Untertanen des Reiches gegenüber. Die Perser erscheinen in der Organisation des Achämenidenreiches immer und in allen Beziehungen als das herrschende Volk. Sie selbst hielten sich, wie Herodot erzählt¹, für die besten unter den Menschen, die am weitesten von ihnen wohnenden für die schlechtesten, mit anderen Worten, ihr Land und ihr Volk für den Mittelpunkt der Welt. Das persische Volk ist auch der eigentliche Träger der durch die Ahuramazdareligion vertretenen Kultur. An seinen gesicherten Bestand ist der Segen, den Ahuramazda der Erde verleiht, vor allem geknüpft. „Wenn das persische Volk geschützt ist, so wird für lange Zeit die Segensfülle ungestört sein“, so heißt es in einer der Dareiosinschriften von Persepolis.² Des „persischen Mannes Lanze“³ repräsentiert das siegreiche Vorschreiten der Achämenidenherrschaft. Die nationale Grundlage der Herrschaft ist im persischen Reich viel mehr ausgebildet als in den voraufgegangenen großen vorderasiatischen Reichen. In der Stärke des persischen, allgemeiner gesagt, des iranischen Elements liegt die Kraft des Reiches. Aber andererseits sehen wir in dem Verhältnis dieses iranischen Elements zum Gesamtreich auch wieder die Einseitigkeit der Achämenidenherrschaft begründet. Wir finden nicht, daß das persische Volk unter dem Einfluß der Idee eines einheitlichen Reiches und einer einheitlichen Kultur dazu gekommen ist, eine innere Verbindung mit den stammfremden Bewohnern des Reiches einzugehen.

Die Religionspolitik der Achämeniden, namentlich der beiden größten unter ihnen, des Kyros und Dareios, ist durch einen weitherzigen Zug ausgezeichnet. Das Verhältnis des Kyros zu Babylon und den Juden, das des Dareios zu den griechischen⁴ und ägyptischen Heiligtümern, die Neubegründung des jüdischen Gesetzes und des Tempels unter dem Schutz des persischen Königtums⁵ zei-

¹ I 134.

² Weissbach, Achämenideninschr. S. 83 e § 3.

³ Dareiosinschr. v. Naksh-i-Rustem § 4 (Weissbach, Achämenideninschr. S. 91).

⁴ Vgl. die Gadatasinschr. Syll.² 2.

⁵ Die Darstellung der Bücher Esra und Nehemia hat durch die Elephantinepapyri eine Bestätigung gewonnen. Vgl. E. Meyer, Papyrusfund von Elephantine S. 3 ff. 70 ff. Nur glaube ich, daß E. Meyer auch jetzt (S. 96) den positiven Einfluß des achämenidischen Königtums auf die Entstehung des Judentums zu stark hervortreten läßt.

gen, wie die Achämeniden es verstanden, die religiösen Bestrebungen der Untertanen zu fördern, die Interessen einflußreicher Priesterschaften mit ihrer eigenen Herrschaft zu verknüpfen und dieser dienstbar zu machen. Auch hat bereits in der Achämenidenzeit eine gewisse Verschmelzung der Ahuramazdareligion mit fremden, namentlich babylonischen Elementen begonnen. Es sind die Anfänge jener Verschmelzung, die uns in späterer Zeit in den Denkmälern der Mithrasreligion so charakteristisch entgegentritt. Wenn in den späteren Achämenideninschriften (seit Artaxerxes II) neben Ahuramazda auch Mithra und Anâhita angerufen werden¹, so haben wir hier wenigstens insofern babylonischen Einfluß anzuerkennen, als Anâhita, soweit sie nicht ursprünglich selbst eine babylonische Gottheit ist, mit der babylonischen Göttin Istar gleichgesetzt wurde. Der spezifisch iranische Charakter der persischen Religion im ganzen ist aber weder durch solche Assimilationen noch durch die duldsame Religionspolitik der Könige geändert worden.

In der militärischen Organisation des persischen Reiches waren auch manche Mittel einer stärkeren Verschmelzung seiner Bewohner gegeben. Ganz besonders wird der Dienst in den Garnisonen, der in den verschiedenen Gegenden des Reiches die Bewohner der verschiedensten Landschaften vereinigte, zum Teil sogar sie nebeneinander mit Landbesitz ausstattete², hierzu beigetragen haben. Aber für die allgemeine Beurteilung des geschichtlichen Charakters der Achämenidenherrschaft fällt dies nicht entscheidend ins Gewicht.

Ein charakteristischer Grundzug des Achämenidenreiches ist der Gegensatz zwischen Iran und Nichtiran, wie er später in der Titulatur der sassanidischen Herrscher: „König der Könige von Iran und Nichtiran“ einen bezeichnenden Ausdruck gefunden hat. Es ist ein Gegensatz, den auch Alexander der Große und die Seleukiden nicht auf die Dauer zu überbrücken vermocht haben. Die den iranischen Stämmen eigenen, tiefgewurzelten Formen eines nichtstädti-

¹ Vgl. auch Beros. frg. 16.

² Sehr wertvolle Nachrichten verdanken wir hierüber wieder den Elephantinepapyri. Wir erfahren z. B. aus ihnen, daß in der Festung Ieb neben Juden Iranier stehen. Ein Chorasmier von einer Abteilung Artabano (der Führer dieser Abteilung hatte also einen persischen Namen) gibt dort dem Juden Mahseja, von der Abteilung Wareazath, eine Verzichtserklärung (Staerk, alte und neue aramäische Papyri S. 36).

sehen, unter der Herrschaft alter Stammesorganisation stehenden Lebens haben dahin gewirkt, allen Einflüssen fremder, städtischer Kultur gegenüber die iranische Sonderart zäh festzuhalten.

Trotz der großartigen Organisation, die Dareios durchgeführt hat, ist das persische Volk als solches mit dem Reich nicht innerlich verschmolzen. Es bleibt in seinem ursprünglichen Wesen neben dem Reich bestehen.¹ Dies tritt sehr deutlich auch in dem binneländischen Charakter der achämenidischen Herrschaft hervor. Die persische Macht zeigte sich unfähig, von sich aus die Aufgaben, die ihr die Herrschaft über die Seeküsten stellte, zu lösen. Der Unterschied vom makedonischen Königtum ist gerade in dieser Beziehung sehr bezeichnend. Nichts vermag uns diesen Unterschied deutlicher zu veranschaulichen, als die Verödung, der die persische Herrschaft die Gebiete der Euphrat- und Tigrismündung und die Küste des Persischen Meerbusens überließ, im Gegensatz zu den großartigen Versuchen Alexanders und der Seleukiden, diese Landschaften in das System eines umfassenden, neues Leben schaffenden Verkehrs hineinzuziehen. Allerdings hat Dareios durch einzelne Unternehmungen, vor allem die Herstellung des Kanals vom Nil zum Roten Meer² und eine Entdeckungsfahrt, die er Skylax von Karyanda von Indien aus antreten ließ³, den weiten Blick und die Tatkraft, die ihn auch sonst auszeichnen, bewiesen. Aber dauernde Wirkung haben diese vereinzelt Unternehmungen nicht gehabt.⁴

¹ Wenn die bisher wohl vorherrschende Anschauung von dem eklektischen Charakter der achämenidischen Kunst, die E. Meyer, *Gesch. d. Altert.* III S. 121 in besonders glücklicher Formulierung ausgesprochen hat, zutreffend ist, so darf ich gerade auch hierin eine Stütze meiner oben dargelegten, allgemeinen Auffassung vom geschichtlichen Wesen des Achämenidenreiches sehen. Nach E. Meyer hat nicht das Volk, sondern das Reich diese Kunst geschaffen. Wir würden also auch hier sehen, wie wenig sich Reich und Volk gegenseitig durchdringen. Indessen ist hier eine gewisse Zurückhaltung des Urteils geboten, da die Forschung auf diesem Gebiete noch im Flusse ist (vgl. Sarre und Herzfeld, *Iran. Felsreliefs* S. 1. 186).

² Vgl. Weissbach, *Achämenideninschr.* S. 105 § 3. Alle Stellen des Textes sind hier wohl noch nicht ganz sicher gestellt.

³ Ob allerdings Skylax diese Entdeckungsfahrt in dem von Herodot (IV 44) angegebenen Umfang durchgeführt hat, bleibt fraglich. Vgl. im allgemeinen noch H. Berger, *Gesch. d. wissensch. Erdk. d. Griechen*² S. 74 ff., der sich in bezug auf den geschichtlichen Charakter dieser Entdeckungsfahrt überhaupt skeptisch verhält.

⁴ Ich kann ihnen deshalb nicht so große Bedeutung beimessen, wie dies E. Meyer, *Gesch. d. Altert.* III S. 99 ff. tut.

So hat das persische Volk durch die Aufgaben eines Reiches sein eigenes Wesen nicht weiter gebildet.¹ Es ist weder selbst mit seinem besonderen Leben in dem umfassenden Leben des Reichs aufgegangen, noch hat es mit seiner eigenen Kulturkraft die Untertanen des Reichs zu durchdringen vermocht oder auch nur den ersten Versuch dazu gemacht.² Die großen Bildner des Reiches, Kyros und Dareios, haben wohl die kriegerische Kraft ihres Volkes als wichtigste Grundlage für den Bau ihrer Herrschaft verwandt, aber die persische Kultur hat sich nicht fähig gezeigt, außerhalb ihrer nationalen Grenzen einen entscheidenden Einfluß zu gewinnen, eine wirkliche Weltherrschaft auszuüben. Der Verlauf der Eroberung des persischen Reiches zeigt, wie wenig feste Wurzeln die Achämenidenherrschaft in den nichtiranischen Gebieten geschlagen hat.

Die Organisation, die Dareios dem Perserreiche gegeben hatte, vermochte diesem auf die Dauer doch nicht festen, inneren Zusammenhalt zu gewähren. Unter den späteren Achämenidenherrschern verfiel die Zentralgewalt mehr und mehr. Die Satrapen bildeten ihre Macht immer selbständiger aus. Die Bewohner mancher Gebiete, namentlich einzelner gebirgiger Landschaften, gehörten nur dem Namen nach dem persischen Reiche an. Um das Ende des fünften Jahrhunderts trug der Ehrgeiz eines nach dem Throne strebenden Achämeniden selbst, des jüngeren Kyros, dazu bei, die innere Schwäche des gewaltigen Reiches auch der Griechenwelt deutlich zu offenbaren. Die Pläne des Kyros scheiterten zwar bei Kunaxa, aber die militärische Überlegenheit des Griechentums trat glänzend

¹ Ich vermag demnach dem Urteil von Kornemann in Gercke und Norden, Einl. in die Altertumsw. III S. 289 über „das großartige Anpassungsvermögen der Iranier“ nicht beizustimmen. Was Kyros und Dareios geleistet, dürfen wir nicht ohne weiteres dem iranischen Volk als solchem zuschreiben. Der Äußerung Herodots I 135: „*ἑταιρικά δὲ νόμια Πέρσαι προσίενται ἀνδρῶν μάλιστα*“, die E. Meyer, Gesch. d. Altert. III S. 38 anführt, möchte ich kein allzugroßes Gewicht beilegen. Sie scheint mir durch das, was wir sonst von den Persern wissen, nicht bestätigt zu werden.

² Dies hat mit seinem tiefen geschichtlichen Blick im wesentlichen auch schon Ranke richtig erkannt, wenn er sagt (Weltgesch. I 2 S. 169): „Unleugbar ist, daß das iranische Königtum mit der großartigen Fülle religiöser und politischer Anschauungen dort, wo es entstanden war, seine Berechtigung besaß; aber die Welt zu regieren, war doch der persische Mann nicht geschaffen.“

zutage. Die lange Regierung des Artaxerxes Mnemon war, besonders in ihren späteren Jahren, durch eine Reihe von inneren Kriegen, die vor allem durch die Aufstände ehrgeiziger Satrapen veranlaßt wurden, bezeichnet. An der Grenze der griechischen Welt erhoben sich in dieser Zeit, mehr oder weniger vom Glück begünstigt, dynastisch-territoriale Sonderbildungen, zum Teil als Vasallenherrschaften des Großkönigs, zum Teil im Gegensatz gegen diesen. Sie waren den individualistisch-dynastischen Bestrebungen, die auf eigentlich griechischem Boden verfolgt wurden, verwandt und stützten sich auf eine enge Verbindung mit dem griechischen Söldnertum und der griechischen Kultur. Euagoras von Kypros und Maussollos von Karien waren die bedeutendsten Vertreter dieser Tendenzen. Der karische Herrscher hielt allerdings das Verhältnis zum persischen Königtum als Grundlage seiner eigenen Herrschaft fest, während Euagoras, wenn auch nicht mit dauerndem Erfolg, dem Großkönigtum gegenüber eine selbständige Stellung zu gewinnen strebte.¹ Beide Dynasten waren, wie man mit Recht hervorgehoben hat, Vorläufer hellenistischer Politik.² Sie suchten ihre Macht zu einer möglichst territorial geschlossenen auszubilden und zugleich eine bedeutende Stellung zur See zu gewinnen. Die Vereinigung verschiedener, vorher selbständiger, Orte in einer festen Hauptstadt des Reiches, wie sie Maussollos in Halikarnaß vollzog³, weist schon auf die dynastischen hauptstädtischen Gründungen der hellenistischen Herrscher hin. Euagoras setzte sein Regiment mit Geschick und Erfolg zu den ruhmreichen mythischen Traditionen des griechischen Heroengeschlechtes der Aeakiden in Beziehung.⁴ Maussollos schmückte seine Herrschaft mit dem Glanze griechischer Kunst.⁵

¹ Diese Verschiedenheit in der Stellung beider Dynasten kommt in den Münzen zum Ausdruck, indem Euagoras auch Goldmünzen, Maussollos nur Silbermünzen prägt.

² Judeich, *Kleinasiat. Studien* S. 14. 16. Es ist ein Verdienst dieses Werkes, die Bedeutung der Übergangsbildungen in Kleinasien als Vorbereitung des Hellenismus energisch hervorgehoben zu haben.

³ Strabo XIII 611. Diod. XV 90, 3.

⁴ Vgl. über Euagoras vor allem Isokates' Rede über den kyprischen Herrscher.

⁵ Die Münzen des Maussollos (Head, H. N² S. 629. Babelon, *Perses Achéménides* S. 59 ff. p. LXXXVII) zeigen in den Bildern des lorbeerbekränzten Apollon und des Zeus Labraundeus die charakteristische Vereinigung des griechischen Elements mit dem einheimisch-karischen. Über die Münzen des Euagoras vgl. Head, H. N² S. 743. Babelon a. O. 86 f. p. CXXf.

Daß die Leichenfeier des Maussollos durch die Lobreden berühmter griechischer Redner verherrlicht wurde und die von Euagoras auf Kypern gegründete Herrschaft dem Isokrates Anknüpfung für einen, an den Sohn des Euagoras, Nikokles, gerichteten Fürstenspiegel und für allgemeine theoretische Erörterungen zum Preise der Monarchie bot, zeigt die starke Fühlung, die zwischen dem auf dem Gebiet des Übergangs von Griechenland nach Asien erwachsenen Fürstentum und dem griechischen Wesen entstand. Noch stärker allerdings tritt uns diese Fühlung in der Herrschaft des Tyrannen Hermias von Atarneus entgegen. Dieser merkwürdige Mann, von Geburt ein kleinasiatischer Barbare, aber ein Schüler Platons und Freund des Aristoteles, hat, wenn wir recht sehen, in seine Herrschaftsziele selbst den Geist der griechischen Philosophie aufgenommen.¹ Die „Genossen“, die an dem Regiment des Tyrannen teilnahmen², sollten wohl zugleich innerlich durch das gleiche, in den Bestrebungen und der Lehre der platonischen Akademie gegebene Herrschaftsideal mit ihm verbunden sein.³ Wenn schon äußerlich die Herrschaft des Hermias eine nicht unwichtige Rolle in den Verwicklungen zwischen König Philipp von Makedonien und dem Großkönig spielte und eine Brücke für die Ausdehnung makedonischen Einflusses nach Kleinasien bilden sollte, so ist doch die Regierung des Tyrannen noch bedeutsamer als Glied in der Kette tiefgreifender Einwirkungen, die damals von der griechischen Kultur auf Kleinasien erfolgten.

So sehen wir in dieser Übergangszeit das griechische Wesen erfolgreich tätig, den Einfluß seiner Kultur in Kleinasien auszu dehnen und somit auch dessen politische Eroberung vorzubereiten. Auch das griechische Söldnertum diente, wenn es auch von dem Großkönig als Hauptwaffe zur Bekämpfung seiner Gegner ver-

¹ Vgl. jetzt vor allem Didym. 4, 59 ff., namentlich 5, 24 f. und 6, 15 ff.

² Syll.² 122.

³ Boeckh, Kl. Schr. VI S. 191 betont zu einseitig die äußere Seite in der Stellung dieser *ἑταῖροι* als Befehlshaber in den festen Plätzen und Städten. Der Beleuchtung des Verhältnisses der *ἑταῖροι* zu Hermias dürfte wohl besonders dienen, was Athen. XI 508 e f über Kallippos, den *ἑταῖρος* des Dion und Schüler Platons, berichtet wird. — Kupfermünzen von Atarneus, mit Apollonkopf und Pferdevoiderteil, schreibt vermutungsweise v. Fritze, Ant. Münzen Mysiens I S. 105. 107 nr. 321 ff. der Zeit der Herrschaft des Eubulos und Hermias zu.

wandt wurde, doch in gewissem Sinne zur Zersetzung der persischen Herrschaft durch eigene Machtbildungen. Man hat mit Recht daran erinnert, daß die Griechen damals im Begriff waren, im persischen Reich eine ähnliche Stellung zu gewinnen wie die Germanen im sinkenden Römerreich.¹ Wenn die persische Großmacht trotz ihres inneren Verfalles in den politischen Verhältnissen Griechenlands noch eine bedeutende Rolle spielte, so waren daran neben der Anziehung, die das persische Gold auf das griechische Söldnertum ausübte, die Zerfahrenheit und Zerrissenheit der griechischen Staatenwelt selbst schuld.

Dem Nachfolger des Artaxerxes Mnemon, Artaxerxes (III) Ochos (359/8—338/7) gelang es, noch einmal einen Aufschwung der großköniglichen Macht herbeizuführen. Die aufständischen Satrapen wurden zur Botmäßigkeit zurückgebracht, eine Erhebung der Phönikier wurde mit blutiger Strenge niedergeworfen, Ägypten nach einer längeren Periode der Unabhängigkeit wieder der persischen Herrschaft unterworfen. Das rücksichtslose Verfahren gegen die ägyptischen Kulte und Heiligtümer² entsprach wohl dem gewalt samen Naturell des Ochos, brachte aber zugleich den Gegensatz, in dem die religiösen Anschauungen der Perser zu denen der Ägypter standen, zu scharfem Ausdruck.

Die Erfolge des Ochos vermochten doch den Niedergang des Reiches auf die Dauer um so weniger zu hindern, als sie zum Teil der Mitwirkung des griechischen Söldnertums, vor allem unter der Führung des Rhodiens Mentor, verdankt wurden. Die bedeutende Machtstellung, die das persische Königtum immer noch einnahm, ruhte weniger auf der eigenen politischen und militärischen Kraft, als auf dem Nachwirken der Traditionen früherer Größe und auf der jahrhundertelangen Gewöhnung der Völker Vorderasiens an die Herrschaft eines allgemeinen Unterwerfung verlangenden Großkönigtums, das wie ein unabänderliches Schicksal über der passivem Gehorsam hingegebenen Völkerwelt thronte.

Artaxerxes Ochos fiel (wahrscheinlich im Jahre 338) einer Verschwörung seines Günstlings Bagoas zum Opfer. Dieser erhob den

¹ Poehlmann, Grundr. d. griech. Gesch.⁴ S. 253 (5. Aufl. S. 291).

² Vgl. Judeich, Kleinasiat. Stud. S. 178, 2. Swoboda, P.-W. II S. 1319f. Auch die Juden erfuhren damals die schonungslose Strenge des Großkönigs (Jos. ant. Jud. XI 297ff. Euseb. II 112f. Schoene.)

jüngsten Sohn des Königs, Arsēs, auf den Achämenidenthron, beseitigte aber auch ihn wieder (336) und machte den Sproß einer Seitenlinie des Herrscherhauses, Dareios, zum König, der bald nach seiner Thronbesteigung den allmächtigen Günstling zwang, sich selbst den Tod zu geben. Dareios III. hat als letzter unter den Achämenidenherrschern eine weit über seine persönliche Bedeutung hinausreichende Berühmtheit erlangt. An seine Regierung knüpft sich der große und entscheidende Kampf, der um das Königtum von Asien, ja um die Weltherrschaft geführt wurde.



ZWEITES KAPITEL

DER ENTSCHEIDUNGSKAMPF MIT DEM PERSISCHEN KÖNIGTUM

Es war eine für die allgemeine geschichtliche Entwicklung folgenreiche Fügung des Geschickes, daß Philipp von Makedonien, als er im Begriffe stand, durch den Feldzug gegen Persien sein großes Lebenswerk, die Erhebung Makedoniens zur entscheidenden Großmacht des griechischen Kulturbereiches, zur Vollendung zu bringen, durch Mörderhand ein unerwartet frühes Ende fand. Sein Sohn Alexander, der so im jugendlichsten Alter seinem Vater auf dem Throne folgte, trat allerdings in das Erbe der Pläne und der Macht Philipps ein, aber er tat dies mit der Selbständigkeit einer ungewöhnlich früh entwickelten, eigenartigen Herrscherindividualität, die, auch indem sie an das Werk des Vaters anknüpfte, doch von Anfang an ihre eigenen Wege ging, ihre besonderen Ziele verfolgte.

Alexander wurde im Sommer 356¹ aus der Ehe Philipps mit der epeirotischen Königstochter Olympias geboren. Olympias, eine Frau von starker Empfindung und hoher Begabung, zugleich von außerordentlichem Ehrgeize beseelt und von dämonischer Leidenschaft erfüllt, hat auf ihren Sohn wohl einen nicht unbedeutenden Einfluß ausgeübt. Alexander hat denn auch, wie es scheint, seiner Mutter stets die gleiche kindliche Zuneigung bewahrt und sein Verhältnis zu ihr durch einzelne Verstimmungen nicht dauernd beeinflussen und trüben lassen. Sie mag schon sehr früh in der emp-

¹ Am 6. Loos (Hekatombaeon), wie Plut. Alex. 3 berichtet. Die Berechnung Aristobuls bei Arr. VII 28, 1 führt auf den Herbst 356; doch glaube ich jetzt der bestimmten Nachricht Plutarchs — um so mehr, da hier die Zeitbestimmung durch den makedonischen Monatsnamen gegeben wird — den Vorzug einräumen zu müssen. (Danach ist die Ausführung P.-W. I S. 1412 zu berichtigen.) Die Angabe Aristobuls hängt wohl mit der Berechnung der Regierungszeit Alexanders zusammen und ist wahrscheinlich daraus abzuleiten, daß man für ihn bei seinem Regierungsantritt gerade ein Alter von 20 Jahren annahm; vgl. E. Meyer, Forsch. z. alt. Gesch. II S. 447f.

fänglichen Seele des Knaben durch den Hinweis auf Achill, auf den sie ihren Stammbaum zurückführte, den ehrgeizigen ungestümen Tatendrang, der das Leben des Mannes und Königs beherrschte, geweckt haben.

Für die geistige Entwicklung Alexanders gewann es die größte Bedeutung, daß Philipp im Jahre 343/2¹ zur Erziehung seines Sohnes den Stageiriten Aristoteles berief, der bereits von seinem Vater Nikomachos her Beziehungen zum makedonischen Königshofe hatte, damals noch nicht das berühmte Haupt einer weit bekannten Schule, aber schon ein Gelehrter und Denker von begründetem Rufe. Eine wunderbare Verbindung, wie sie wohl kaum je in der Geschichte wieder vorgekommen ist. Der tiefe und umfassende Denker und Forscher, einer der großen Lehrer der Menschheit, steht dem künftigen Weltbeherrscher unmittelbar zur Seite als geistiger Führer seiner Jugend, als Wegweiser in dem Reiche der Erkenntnis. Es ist uns versagt, die Fäden, die von jenem einzigartigen Zusammensein des jugendlichen Alexander mit dem großen Philosophen in die spätere Charakterentwicklung des Königs und sein geschichtliches Handeln hineinreichen, aufzuzeigen. Man hat aber zum Teil diese Einflüsse in falscher Richtung gesucht. Aristoteles hat mit seiner Philosophie keine unmittelbare Propaganda für die politischen Zwecke des makedonischen Königshofes getrieben, und der spätere Welteroberger ist den Schranken, in denen sich die politischen Anschauungen seines Lehrers bewegten, weit entwachsen. Wenn Aristoteles wirklich seinen Schüler zugleich in die politischen Gedanken der Griechen einzuführen suchte, so wird die Welt der griechischen Staaten der von mächtigem Ehrgeiz erfüllten Seele des makedonischen Königssohnes wohl bald als eine enge erschienen sein. Aber es gab eine andere Welt, die der Philosoph dem geistigen Auge seines Zöglings eröffnen konnte; es war das Reich geistiger Kultur, in dem der griechische Genius eine unbestrittene Herrschaft führte. Vor allem waren es die großen Werke der griechischen Poesie, die jetzt ihren Zauber auf den empfänglichen Sinn des jugendlichen Alexander ausübten. Aristoteles gab seinem Schüler einen von ihm selbst hergestellten Text der Ilias in die Hand.² Die Ilias ist immer das Lieblingsbuch Alexan-

¹ Unter dem Archon Pythodotos (Ol. 109, 2) nach Diog. Laert. V 11.

² Plut. Alex. 8. Arist. vit. Marc. p. 427 ed. Rose.

ders geblieben. Sie galt ihm als eine hohe Schule kriegerischer Tugend. Vornehmlich trat ihm hier das Vorbild unvergänglichen Heldenruhmes, die Gestalt des Achill, des Ahnherrn seines mütterlichen Geschlechtes, in dem Strahlenkranze poetischer Herrlichkeit vor die Seele, sein eigenes Streben anfeuernd, ein Ideal, das den Sproß des nordischen Herrscherhauses innerlich mit der Welt der griechischen Kultur verband. Neben Homer hat er aber auch andere griechische Dichter, insbesondere die großen Tragiker, liebgewonnen. Ihre Lektüre hat für ihn später inmitten seiner kriegerischen Unternehmungen im inneren Asien eine Quelle des Genusses und der geistigen Erholung gebildet.¹ Und noch ein anderes Moment dürfen wir nicht übersehen. Wenn Alexander auf seinem Siegeszuge durch die Welt überall mit offenem Auge den Reichtum neuer Erkenntnis, den eine unendlich erweiterte Welt gewährte, aufsuchte und mit großem Sinne Mittel gewährte, um die neuen Entdeckungen für die Wissenschaft nutzbar zu machen, so war dies gewiß vor allem eine Frucht, die aus der Unterweisung des Aristoteles hervorgegangen war. Die Dankbarkeit des Schülers gegen den Lehrer und die aufrichtige Bewunderung, die der Mann der Tat für den großen Herrscher im Reiche des Wissens und der Erkenntnis hegte, haben Alexander auch später noch mit Aristoteles verbunden. Erst in den letzten Lebensjahren des Königs, namentlich seit der Katastrophe des Kallisthenes, ist, wie wir glaubwürdigen Mitteilungen entnehmen dürfen², das innige Verhältnis beider Männer zueinander getrübt worden.

Schon sehr früh hat sich Alexander für seinen späteren Regentenberuf durch Teilnahme an den Regierungsgeschäften vorbereitet. In seinem 17. Lebensjahre wurde er, während sein Vater gegen Byzanz zu Felde lag, mit der Statthalterschaft über Makedonien betraut. Er unterwarf die abgefallenen Maeder, einen thrakischen Volksstamm, und gründete eine Kolonie, die nach ihm den Namen Alexandropolis erhielt.³ In der Schlacht bei Chaeronea befand er

¹ Plut. Alex. 8.

² Plut. Alex. 8.

³ Plut. Alex. 9. Bezeichnend ist die Namensbildung Alexandropolis, die sich ganz an die der philippischen Kolonien, die den Namen Philippopolis tragen, anschließt. Später, als Alexander König war und aus eigenem Rechte Kolonien seines Namens gründete, ist er auf diese Namensform nicht wieder zurückgekommen (vielleicht von ganz vereinzelt Ausnahmen abgesehen). Doch ist es fraglich, ob die wenigen Städte mit dem Namen Alexandropolis, die in der Überlieferung genannt werden, wirklich, wenigstens in dieser

sich an der Spitze des einen makedonischen Flügels, der den eigentlichen Offensivstoß ausführte und die heilige Schar der Thebaner durchbrach.

Die Beziehungen Alexanders zu seinem Vater waren bisher, soweit wir zu erkennen vermögen, nicht getrübt worden. Die wichtigen politischen und militärischen Aufträge, die der jugendliche Thronfolger erhielt, zeigen zur Genüge, welches Vertrauen Philipp ihm schenkte, wie große Hoffnungen er auf ihn setzte. Da brach in der letzten Regierungszeit Philipps im Königshause ein Zwist aus, hervorgerufen durch die sinnlichen Neigungen Philipps, verschärft durch die Leidenschaftlichkeit der ehrgeizigen und ränkevollen Olympias, wie durch das leidenschaftliche Temperament des jungen Alexander selbst. Die Vermählung Philipps mit der Makedonierin Kleopatra verletzte Olympias und ihren Sohn, und dieses Gefühl der Kränkung wurde durch die taktlose Art, in der die Verwandten der Kleopatra, insbesondere ihr Oheim Attalos, ihre ehrgeizigen Hoffnungen an die Vermählung knüpften, noch gesteigert. Es kam bereits auf dem Hochzeitsfeste selbst zu einem offenen Konflikte. Alexander ging mit seiner Mutter nach Epeiros und begab sich selbst von da zu den alten Feinden Makedoniens, den Illyriern.¹ Wie sehr der König seinem Sohne zürnte, zeigte sich vornehmlich auch darin, daß eine Reihe von Gefährten und Freunden Alexanders, die diesem ihre Ergebenheit bezeugten, damals aus Makedonien verbannt wurde.² Allerdings wurde — wie uns berichtet wird, besonders auf Zureden des Korinthiers Demaratos³ — eine Aussöhnung zwischen Vater und Sohn zustande gebracht, in folgederen Alexander an den makedonischen Königshof zurückkehrte; auch hat Philipp wohl nicht ernstlich den Gedanken gehabt, seinen Sohn von der Nachfolge auszuschließen. Aber das Verhältnis gegensei-

Namensform, auf Alexander selbst zurückgehen). Für die späteren Alexanderstädte mochte das Vorbild der Heraklesstädte (Herakleia) eine geeignetere Namensform bieten. Vielleicht dürfen wir in diesem scheinbar ganz äußerlichen Moment der Namensform eine Andeutung jener Emanzipation von den Traditionen des philippischen Regiments finden, die in mannigfachen Beziehungen in der Herrschaft Alexanders hervortritt.

¹ Vgl. Satyr. frg. 5 = Athen. XIII 557 d. Plut. Alex. 9. Apophth. Phil. 30 p. 179 c. Just. IX 7.

² Arr. III 6, 5. Plut. Alex. 10 (wo aber diese Verbannung — wohl unrichtig — auf einen etwas späteren Zeitpunkt verlegt wird).

³ Plut. Alex. 9. Apophth. Phil. 30.

tiger Zuneigung und gegenseitigen Vertrauens, wie es früher bestanden hatte, scheint doch nicht völlig hergestellt worden zu sein.

Im Herbst des Jahres 336 wurde nun Alexander infolge der Katastrophe, die im makedonischen Königshause durch die Ermordung Philipps eintrat, im Alter von 20 Jahren selbst auf den Thron berufen.¹ Philipp hatte umfassende Vorbereitungen für den Zug gegen Persien getroffen und beging in der alten Königsstadt Aegae unter lebhafter Teilnahme des makedonischen Volkes sowie seiner Freunde und Parteigänger aus Griechenland mit festlichem Gepränge und glänzender Schaustellung seiner Macht die Feier der Vermählung seiner Tochter Kleopatra mit dem König Alexander von Epeiros. Da traf ihn der Mordstahl eines jungen makedonischen Adligen, namens Pausanias, der sich für einen Schimpf, den ihm Attalos angetan hatte, an dem Könige rächen wollte, weil dieser die Bestrafung des Attalos verweigert hatte.² Es spricht alles dafür, daß Pausanias bloß ein Werkzeug in den Händen anderer war, daß er nur das ausführte, was Mächtigere geplant hatten. Wer der eigentliche Urheber und Leiter der Verschwörung gegen das Leben Philipps gewesen ist, läßt sich nicht mehr ermitteln, Sehr wahrscheinlich ist es, daß vor allem die dem lynkestischen Fürstenhause angehörigen Söhne des Aeropos in die Verschwörung verwickelt waren. Sie wurden, nachdem Pausanias selbst unmittelbar nach der Tat von hervorragenden Männern aus der Umgebung Philipps, namentlich Leonnatos und Perdikkas, eingeholt und niedergestoßen worden war, als Mitschuldige an dem Morde des Königs hingerichtet. Nur der eine der drei lynkestischen Brüder, Alexander, der Schwiegersohn des Antipatros, entging dem anfänglich auch auf ihm lastenden Verdachte der Teilnahme an der Verschwörung, indem er Alexander sogleich als König begrüßte. Jedenfalls erwarb er sich hierdurch die Gunst und den Schutz des jungen

¹ Unter dem Archontate des Pythodelos, 336/5, vgl. Arr. I 1, 1. Diod. XVI 91, 1. Fragment d. par. Marmorchronik (Marm. Par. ed. Jacoby S. 20). Auf den Spätherbst 336 führt vor allem die Angabe Aristobuls bei Arr. VII 28, 1, daß Alexander im ganzen 12 Jahre und 8 Monate regiert habe. Die Auffassung E. Meyers, Forsch. z. alt. Gesch. II S. 445 ff., wonach die von Aristobul überlieferte Zahl auf einer nach dem System der Antedatierung erfolgten Berechnung der Regierungsdauer Alexanders vom makedonischen Neujahr (ungefähr Herbstnachtgleiche) 336 ab beruhe, kommt tatsächlich im wesentlichen auf dasselbe Ergebnis heraus.

² Diod. XVI 91 ff. Just. IX 7.

Herrschers.¹ Die Söhne des Aeropos mochten wohl die Hoffnung gehegt haben, daß infolge des Todes Philipps eine allgemeine Verwirrung eintreten und ihnen dadurch die Möglichkeit gewährt werden würde, ihre Ansprüche auf die lynkestische Herrschaft zur Geltung zu bringen. Daß sie an die Erwerbung der makedonischen Königskrone selbst gedacht haben sollten — wie man auch vermutet hat —, ist wohl weniger anzunehmen. Es erscheint auch als durchaus glaublich, daß sie in Verbindung mit dem persischen König gestanden haben, um so mehr, wenn wir die späteren Beziehungen des lynkestischen Alexander zum letzten achämenidischen Herrscher in Betracht ziehen. Jedenfalls war es, wie aus einem späteren Schreiben Alexanders des Großen an Dareios hervorgeht², die am makedonischen Königshofe herrschende Version, daß der Großkönig bei der Verschwörung gegen Philipp seine Hände im Spiele gehabt habe. Ob auch die Mutter Alexanders an dem Mordanschlage beteiligt gewesen ist, wie auch neuere Forschung wahrscheinlich zu machen versucht hat³, darüber wird man schwer zu einiger Sicherheit des Urteils gelangen können. Es könnte wohl vermutet werden, daß Olympias bereit gewesen sei, selbst die Ansprüche des lynkestischen Fürstenhauses auf sein ehemaliges Herrschaftsgebiet zu unterstützen, um an Philipp Rache zu nehmen und ihrem Sohne Alexander möglichst bald die Herrschaft zu verschaffen; aber ein genügender Beweis dafür ist doch nicht erbracht worden und läßt sich auch wohl kaum erbringen.⁴ Die Annahme, daß Alexander selbst an der Verschwörung gegen seinen Vater teilgenommen habe, oder daß er wenigstens als moralisch mitschuldig angesehen werden müsse, hat an den glaubwürdig überlieferten Tatsachen keine Stütze und kann an sich nicht als wahrscheinlich angesehen werden.

Große Gefahren von innen und außen bedrohten die Anfänge der Regierung Alexanders. Die Verwirrung, die zunächst durch den plötzlichen Tod Philipps verursacht wurde, bot einen günstigen Boden für die Geltendmachung sowohl älterer Herrschaftsansprüche

¹ Vgl. Diod. XVII 2, 1. Just. XI 2, 1f. Arr. I 25, 1f.

² Arr. II 14, 5.

³ U. Koehler, Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1892 S. 497ff. Gegen ihn: Willrich, Hermes XXXIV S. 174ff.

⁴ Die Gerüchte und Vermutungen, die bei Just. IX 7, 1ff. mitgeteilt werden, sind natürlich kein Beweis.

als neu emporkommender ehrgeiziger Bestrebungen. Das lynkestische Fürstenhaus zählte, wie es scheint, damals immer noch Anhänger, wahrscheinlich hauptsächlich in seinem eigenen Stammgebiete. Auch ein älteres Recht des Amyntas, des Sohnes des Königs Perdikkas III., auf den makedonischen Königsthron fand Unterstützung im Lande. Namentlich aber war Attalos, der Oheim der Kleopatra, ein gefährlicher Rivale für Alexanders Herrschaft.¹ In Grischenland begann sogleich die Stimmung Makedonien gegenüber wieder unsicher zu werden; die Athener ließen sich in Unterhandlungen mit Attalos ein. Im Norden bedrohten die barbarischen Grenzvölker die makedonische Herrschaft. In der Umgebung Alexanders selbst wurde die Lage wohl zum Teil als eine sehr kritische angesehen.² Die Katastrophe Philipps schien zu einer Katastrophe des makedonischen Königtums selbst werden zu wollen. Die Einheit und die Großmachtstellung des makedonischen Staates schienen gefährdet. Aber gerade unter diesen schwierigen Verhältnissen zeigte sich, welche Fortschritte die Konsolidierung der Monarchie unter Philipp gemacht hatte. Die bedeutendsten und einflußreichsten Männer hielten fest zu Alexander; in Makedonien trat Antipatros unbedingt für ihn ein, und ebenso blieb in Kleinasien Parmenion, der den ehrgeizigen Plänen seines Schwiegersohnes Attalos seine Unterstützung versagte, in der Treue gegen den jungen König. Das Beispiel dieser angesehensten Feldherren und Vertrauten Philipps war jedenfalls von großem Einfluß auf den Adel und das Heer. Vornehmlich aber war es doch das Verhalten Alexanders selbst, das am meisten zur Sicherung und Befestigung seiner Herrschaft beitrug. Er zeigte inmitten der Gefahren und Schwierigkeiten, die ihn von allen Seiten umgaben, jene Verbindung von tatkräftiger Entschlossenheit und Besonnenheit, die seine späteren Handlungen

¹ Nach Diod. XVII 2, 3 würde die Vermutung nahe liegen, daß Attalos danach gestrebt habe, als Vormund für einen von Philipp aus seiner Ehe mit Kleopatra hinterlassenen Sohn die Reichsverweserschaft und damit die entscheidende Gewalt in Makedonien zu gewinnen. Doch steht dieser Kombination das ausdrückliche Zeugnis des Satyros frg. 5 entgegen, daß aus der Verbindung Philipps mit Kleopatra eine Tochter hervorgegangen sei; vgl. auch Just. IX 7, 12. Danach ist wohl die an sich der übertreibenden Ausmalung verdächtige Erzählung bei Paus. VIII 7, 7 zu verwerfen. Wer der von Just. XI, 2, 3 genannte Stiefbruder Alexanders, namens Karanos, gewesen ist, läßt sich nicht mehr ermitteln.

² Diod. XVII 2f. 5, 1. Plut. Alex. 11. de fort. Alex. I 3. Just. XI 1.

in so hervorragendem Maße charakterisiert. Durch die Sicherheit seines Auftretens und zugleich das gewinnende Entgegenkommen, das er dem makedonischen Volke gegenüber an den Tag legte, verschaffte er sich allgemeine Anerkennung in Makedonien. Dann zog er, noch im Jahre 336, nach Süden, um auch in Griechenland die von seinem Vater errungene Stellung zu behaupten. Er umging den von den Thessalern besetzten Tempepaß, bahnte sich an den Abhängen des Ossa einen Weg nach Thessalien und gewann durch sein schnelles militärisches Vorgehen und durch gütliche Vorstellungen die Thessaler für sich, so daß sie ihn, wie seinen Vater Philipp, zu ihrem Oberhaupte erwählten. Darauf berief er die Amphiktyonen zu einer Versammlung, auf der er allgemeine Anerkennung für sein Recht auf die Hegemonie in Griechenland fand. Durch die Entfaltung seiner ansehnlichen Heeresmacht setzte er die Thebaner, die sich bereits mit dem Plane zur Vertreibung der makedonischen Besatzung auf der Kadmeia trugen, in Schrecken. Auch die Athener wurden so eingeschüchtert, daß sie sich beeilten, an Alexander eine Gesandtschaft zu schicken, die dieser entgegennahm und freundlich behandelte. In Korinth wurde dann der Bund der griechischen Staaten unter makedonischer Hegemonie von neuem begründet und Alexander zum Oberbefehlshaber für den panhellenischen Rachekrieg gegen Persien erwählt.¹

So war der junge König durch die Kühnheit seiner Entschlüsse, durch die Sicherheit und Schnelligkeit seiner Bewegungen in kurzer Zeit der Schwierigkeiten, die ihm entgegengestanden hatten, Herr geworden. In Makedonien hatte er allgemeine Anerkennung gefunden; allerdings hatte er dabei vor der gewaltsamen Beseitigung derjenigen Glieder des königlichen Hauses, die ihm irgendwie Besorgnis für den Bestand seiner eigenen Herrschaft einflößten, nicht zurückgeschaut. Attalos hatte versucht, nach seinen ersten Intrigen wieder einzulenken und sich Alexander zu nähern, war aber durch einen von diesem ausgesandten Vertrauten getötet worden.² Die griechischen Staaten hatten sich wiederum der Hegemonie des makedonischen Königtums unterworfen. Der Kampf gegen den per-

¹ Diod. XVII 4. Arr. I 1, 1 ff. Just. XI 2, 4 f. Auf diese Erneuerung des Bundes Alexanders mit den griechischen Staaten, insbesondere Athen, bezieht sich wahrscheinlich das Inschriftfragment I. G. II et III ed. min. 329. Wilhelm, Abh. d. Wien. Akad. d. Wissensch. 1911 Abh. VI S. 44 ff.

² Diod. XVII 5, 1 f. Just. XI 2, 1 ff. Polyän. VIII 60. Curt. VI 9, 17. 10, 24.

sischen Großkönig stand jetzt vor Alexanders Seele als das Ziel, das all sein Streben beherrschte.

Ein so weit ausschauendes Unternehmen wie das des persischen Feldzuges durfte aber nicht ohne nachhaltige Sicherung des Heimatgebietes gegen feindliche Angriffe gewagt werden. Das entfernte, umfassende Ziel trübte dem jugendlichen Herrscher nicht den Blick für die nächstliegende, dringendste Aufgabe. Im Frühjahr 335 trat er deshalb einen Zug nach Norden an, um die Autorität des makedonischen Königtums gegenüber den unruhigen, neuerdings wohl auf die Kunde von Philipps Tod wieder in Bewegung geratenen Grenzvölkern, vor allem den Illyriern, den alten Erbfeinden Makedoniens, und den Triballern, kräftig geltend zu machen. Er brach von Amphipolis auf, überschritt den Fluß Nestos (Kara-su) und gelangte bereits nach zehntägigem Marsche an den Balkan, dessen Hauptpaß er durch ein geschicktes Manöver nahm. Vermutlich ging er nicht über das Plateau von Sofia, sondern weiter östlich über den Tschipkapaß, den bedeutendsten unter den zentralen Balkanpässen.¹ Er wandte sich dann gegen die Triballer, die vielleicht — unter dem Einflusse der keltischen Invasion — ihre ursprünglich westlicher gelegenen Wohnsitze weiter nach Osten verschoben hatten.² Nachdem er die Triballer besiegt hatte, erreichte er die Donau³ und beschloß, einen Rekognoszierungszug in das Gebiet der jenseits dieses Flusses wohnenden Geten zu unternehmen.

Das Erscheinen eines makedonischen Heeres im Norden der Donau sollte einen imponierenden Eindruck der makedonischen Macht hervorbringen und die Geten so einschüchtern, daß sie keinen Versuch, nach Süden vorzudringen, zu machen wagten. Alexander verfolgte hier schon einen ähnlichen Zweck, wie später am Jaxartes den nördlich von diesem Flusse wohnenden skythischen Völkerschaften

¹ Vgl. Arr. I 1, 4ff. P.-W. I S. 1414.

² Vgl. Niebuhr, Kl. Schr. I S. 375. Zippel, Röm. Herrschaft in Illyrien S. 31f.

³ Yorek v. Wartenburg, Feldzüge Alex. d. Gr., S. 6ff. vermutet an sich nicht unwahrscheinlich, daß Alexander etwa bei Nikopol an die Donau gelangte. Ein gewisses Bedenken gegen diese Annahme scheint allerdings in der Nachricht Arrians I 3, 3 zu liegen, daß der König an der Donau Schiffe traf, die von Byzanz durch das schwarze Meer flußaufwärts gesandt waren. Danach möchte man an sich eher eine Stelle weiter östlich vermuten. — Neuerdings ist die topographische Frage wieder besprochen worden von N. Vulić, Klio IX S. 490f.

gegenüber. Das Manöver gelang. Die kühne Überschreitung der Donau wirkte auf die Geten völlig überraschend und erschreckend. Sie ergriffen die Flucht; ihre nächste Ortschaft wurde von den Makedonen eingenommen und zerstört. Nach diesem erfolgreichen Vorstoße in das getische Gebiet nahm Alexander die Unterwerfung der Triballer und anderer an die Donau angrenzender Völkerschaften entgegen und empfing auch eine Gesandtschaft von den Kelten, die ihm ihre Freundschaft anboten.¹ Der Zug an die Donau war durchaus im Sinne der früheren Unternehmungen Philipps, der ja in seinem Kriege gegen Ateas auch schon in die Gegend der unteren Donau vorgedrungen war. Wir können wohl vermuten, daß der Strom als die äußerste Grenze des makedonischen Machtbereiches gelten sollte. An das der makedonischen Herrschaft unmittelbar untertänige thrakische Reichsgebiet, das im wesentlichen bis zum Balkan reichte, sollte sich eine weitere Sphäre makedonischen Einflusses, die sich bis an die Donau erstreckte, anschließen.

Als der siegreiche König nun im Begriffe stand, durch das Gebiet der Agrianen und Paeonen zurückzukehren, erhielt er die Kunde, daß der Illyrier Kleitos, der Sohn des Bardylis, abgefallen sei und sich mit einem anderen illyrischen Fürsten, dem König der Taulantier, verbündet habe. Kleitos hatte die wichtige Stadt Pelion, welche die Verbindung zwischen den Tälern des Devolfusses (Eordaikos) und des Haliakmon und Erigon beherrschte, besetzt und bedrohte somit unmittelbar die westlichen Grenzlandschaften Makedoniens. Die Gefahr wurde für Alexander eine um so größere, da auch von den weiter nördlich wohnenden Autariaten ein Angriff zu befürchten war. Die Autariaten wurden allerdings durch den dem makedonischen Herrscher ergebenen König der Agrianen in Schach gehalten. Alexander aber, der am Erigonflusse entlang gegen Pelion marschierte, kam zunächst bei der Belagerung dieser Stadt in große Gefahr. Jedoch gelang es seiner energischen und besonnenen Führung und der erprobten Disziplin des makedonischen Heeres, den Feinden eine entscheidende Niederlage beizubringen, infolge deren Kleitos in das Gebiet der Taulantier floh.² An einer weiteren Verfolgung seines Sieges wurde Alexander durch ungünstige Nachrichten aus Griechenland gehindert, indessen scheinen wenigstens die zunächst an Makedonien angrenzenden Illyrier

¹ Arr. I 2—4.

² Arr. I 5—6.

in das durch Philipp bestimmte Abhängigkeitsverhältnis zu Makedonien zurückgekehrt zu sein.¹

In Griechenland hatte die Abwesenheit des jugendlichen Herrschers im Norden neue Unruhen hervorgerufen. Die durch allerhand Freiheitshoffnungen erregte Phantasie der Griechen hatte übertriebene oder falsche Nachrichten von der gefährvollen Lage, in der sich jener befinden sollte, nur allzu bereitwillig aufgenommen. Auch dem Gerüchte, daß er gefallen sei, wurde zum Teil Glauben geschenkt. Eine allgemeine Gärung ergriff die griechischen Staaten. Die Thebaner erhoben sich und belagerten die auf der Kadmeia eingeschlossene makedonische Besatzung. Verschiedene peloponnesische Staaten traten mit ihnen in Verbindung. Von Athen aus wurden die Thebaner mit Waffen unterstützt, und Demosthenes leitete Unterhandlungen mit den Persern ein.²

Gegenüber dieser Gefahr einer allgemeinen hellenischen Erhebung zeigte sich wieder die Kühnheit und Entschlossenheit Alexanders in glänzendem Lichte. Durch die Schnelligkeit seiner Operationen kam er einer Vereinigung der gegnerischen Kräfte, einer weiteren Verbreitung der Bewegung zuvor. In Eilmärschen zog er, wahrscheinlich über den Paß von Metzowo, nach Thessalien und erschien nach einem 13tägigen Marsche vor Theben. Dieses fand sich isoliert. Trotzdem verschmähten die Thebaner, auf die ihnen von Alexander angebotenen Unterhandlungen einzugehen und waren zum äußersten Widerstand entschlossen.³ Nach tapferer Gegenwehr wurde Theben (im Herbst 335⁴) erstürmt. Ein furchtbares Strafgericht wurde verhängt. Die Stadt wurde zerstört, bis auf die Burg, in der eine makedonische Besatzung blieb. Die in Gefangenschaft geratene Bevölkerung wurde in die Sklaverei verkauft, der Grund und Boden, außer dem Tempelgut, den benachbarten böiotischen

¹ Vgl. auch Schütt, *Untersuch. z. Gesch. d. alten Illyrier* S. 52.

² Diod. XVII 8, 5. — vgl. auch 3, 5. — Arr. I 7, 4. 10, 1f. Plut. Demosth. 23. Dinarch. I 18ff. Aesch. III 239f. — Das Inschriftfragment J. G. II 161, das von einem „gemeinsame Kriege“ der Argeier und Athener gegen Alexander redet, gehört wohl in das 3. Jahrhundert (Wilhelm, *Ath. Mittlg.* XVI 1891 S. 150f. P.-W. I S. 1435. Sokolow, *Klio* III S. 121. I. G. II et III ed. min. 774. Vgl. auch schon U. Koehler zu J. G. II 371c).

³ Der Hauptbericht über die Belagerung und Einnahme Thebens findet sich bei Arr. I 7, 7ff. 8. Eine Ergänzung dazu liefert die Darstellung Diodors XVII 9ff.; vgl. P.-W. I S. 1416. Ranke, *Weltgesch.* III 2 S. 47ff.

⁴ Zur Zeit der Mysterienfeier in Athen; vgl. Arr. I 10, 2. Plut. Alex. 13.

Städten überwiesen. Der Wiederaufbau von Orehomenos und Plataeae, deren Herstellung schon von Philipp beschlossen oder begonnen worden war, sollte weiter gefördert werden.¹ Der Beschluß zu diesem Strafgericht war von den anwesenden Gliedern des hellenischen Synedrion, denen Alexander die Entscheidung übertragen hatte, gefaßt worden. Es waren meistens Feinde der Thebaner, die jedenfalls in wesentlicher Übereinstimmung mit dem, was Alexander selbst wollte, ihr Urteil sprachen. Die Hinneigung zum persischen Königtum, die Theben früher gezeigt und auch jetzt wieder an den Tag gelegt hatte², lieferte den Rechtfertigungsgrund des Spruches. Die Thebaner hatten gegen die Bestimmungen des korinthischen Landfriedensbundes verstoßen. So wurde die Zerstörung der Stadt zu dem großen panhellenischen Unternehmen gegen Persien, das auf dem Bundestage zu Korinth beschlossen worden war, in Beziehung gesetzt. Der besondere politische Zweck, den Alexander noch mit dem Verfahren gegen Theben verfolgte, ist nicht schwer zu erkennen. Die furchtbare Katastrophe, die im thebanischen Staate einen früheren Rivalen der makedonischen Macht vernichtete, sollte erschütternd und einschüchternd auf die Griechen wirken, und sie hat diesen Zweck auch erreicht. Die übrigen griechischen Staaten beeilten sich, dem Sieger ihre Ergebenheit zu versichern, vornehmlich Athen, das auch jetzt wieder das besondere Entgegenkommen des makedonischen Königtums erfuhr und sogar die anfänglich geforderte Auslieferung der Führer der antimakedonischen Partei abzuwenden vermochte.³ Alexander strebte jetzt vor allem danach, freie Bahn für die Ausführung des persischen Unternehmens zu erhalten.

Der erste Teil dieses persischen Feldzuges, von der Landung in Asien bis zur Einnahme von Persepolis, steht unter dem Zeichen der panhellenischen Idee. Alexander erscheint hier als der Bundesfeldherr der Griechen, der, in Vollstreckung der Beschlüsse des korinthischen Bundestages, den Krieg gegen Persien zur Vergeltung für die den Griechen zugefügte Unbill, namentlich die Plünderung und Zerstörung griechischer Heiligtümer, führt. Die Bekämpfung

¹ Arr. I 9, 9f. Plut. Alex. 11. Diod. XVII 14, 3f. Just. XI 4, 7f.

² Diod. XVII 9, 5. 14, 2.

³ Vgl. Arr. I 10, 2ff. Diod. XVII 15. Plut. Demosth. 23. Phok. 17. Grote, Hist. of Greece XI 372, 2. Ranke, Weltgesch. III 2 S. 54ff. A. Schaefer, Demosth. III S. 137, 2.

des persischen Großkönigs knüpft unmittelbar an die Traditionen des großen Perserkrieges an.¹ In einer Reihe von Äußerungen und Maßregeln Alexanders gelangt diese offizielle Losung des Krieges gegen Persien zum Ausdruck.² Schon für das strenge Strafgericht über die Thebaner hatte ihre Parteinahme für die Barbaren gegen die Hellenen als Begründung gedient. Die in der Schlacht am Granikos gefangengenommenen Hellenen erfuhren eine harte Behandlung, weil sie „gegen die gemeinsamen Beschlüsse der Hellenen für die Barbaren gegen Hellas gekämpft hatten“.³ Nach dem Tode des Dareios verlangte Alexander von den griechischen Söldnern unbedingte Ergebung, unter Berufung auf die Tatsache, daß sie den Barbaren Kriegsdienste gegen Hellas im Widerspruch mit den Beschlüssen der Hellenen geleistet hätten; diejenigen unter ihnen aber, die schon vor dem Abschluß des Bündnisses der Hellenen mit dem makedonischen Königtum in persische Dienste getreten waren, wurden in die Heimat entlassen.⁴ Die am Granikos erbeuteten persischen Rüstungen sandte Alexander nach Athen und weihte sie der Göttin Athene, mit der Aufschrift: „Alexander, der Sohn Philipps, und die Hellenen, außer den Lakedämoniern, als Beute von den Asien bewohnenden Barbaren.“⁵ Er benutzte die irgendwie sich darbietenden Gelegenheiten, um den panhellenischen Gefühlen und den panhellenischen Institutionen, insbesondere insofern sie zugleich den Gegensatz gegen die Barbaren zum Ausdruck brachten, seine Huldigung darzubringen. Den Thebaner Dionysodoros, der nach der Schlacht bei Issos als Gesandter beim persischen König in seine Gewalt geraten war, setzte er in Freiheit, weil er in den olympischen Spielen gesiegt hatte.⁶ Von der bei Gaugamela gemachten

¹ Diod. XVII 4, 9. Cic. de rep. III 15. Besonders deutlich wird dies in dem Schreiben Alexanders an Dareios bei Arrian II 14, 4 ff. (vgl. auch Curt. IV 1, 10 ff.) ausgesprochen. Charakteristisch ist es, daß Alexander hier Makedonien eigentlich auch in den Gesamtbegriff von Hellas mit einschließt: *ἐλθόντες εἰς Μακεδονίαν καὶ τὴν ἑλλην Ἑλλάδα*.

² Vgl. meine „Forsch. z. Gesch. Alexanders d. Gr.“ S. 3 ff. Strack, G. G. A. 1903 S. 874, 2 hat die Bedeutung dieser Maßregeln Alexanders bestritten, wie mir scheint, mit unzureichenden Gründen. Es geht nicht an, in den betreffenden Handlungen bloß einige „Liebenswürdigkeiten gegenüber den Griechen“ zu sehen.

³ Arr. I 16, 6.

⁴ Arr. III 23, 8. 24, 5.

⁵ Arr. I 16, 7. Plut. Alex. 16. Vgl. auch Inschrift v. Eresos (I. G. XII 2 nr. 526 = Cauer, Del.² 430. Griech. Dialektinschr. 281) Z. 6.

⁶ Arr. II 15, 4.

Beute sandte er einen Teil den Krotoniaten, weil der Krotoniate Phayllos allein von den Hellenen des Westens an der Schlacht bei Salamis teilgenommen hatte.¹

Mit der Idee des Rachekrieges gegen Persien parallel ging die Losung der Befreiung der kleinasiatischen Griechen von der persischen Herrschaft, eine Losung, die sich naturgemäß aus dem Zusammenhang der von Alexander offiziell proklamierten panhellenischen Politik ergab. Alexander knüpfte hier unmittelbar an dasjenige, was sein Vater schon vorbereitet hatte, an.² In den Kreisen des kleinasiatischen Griechentums selbst fand diese Losung einen empfänglichen Boden und löste entgegenkommende Bestrebungen aus.³

Der Gegensatz der Hellenen gegen das barbarische Perserreich bildete also den eigentlichen Rechtfertigungsgrund für den persischen Feldzug Alexanders. Das panhellenische Programm gewährte ihm die Möglichkeit, als Bundesfeldherr über die Kräfte der Hellenen zu verfügen. Es sollte aber zugleich, was vielleicht für Alexander noch wichtiger war, dazu dienen, ihm eine moralische Deckung im Rücken zu gewähren. Er suchte die Gefahr einer Verbindung griechischer Staaten mit dem Perserkönig durch die Macht des panhellenischen Gedankens zu bekämpfen.

Die offizielle Losung, die Alexander für den Kampf gegen den Großkönig ausgab, gestattet natürlich noch keinen Schluß auf die eigentlichen Absichten, die ihn bei seinem persischen Unternehmen leiteten. Bildete das Verhältnis zu den Griechen den ausschlaggebenden Gesichtspunkt, war ihre Einigung im Kampfe gegen Persien das Ziel seiner Politik, die eben hierdurch eine feste Grundlage für die Hegemonie des makedonischen Königtums über Griechenland gewinnen konnte? Bewegten sich die Gedanken Alexanders anfänglich ganz in der Sphäre des korinthischen Bundes, in dem Umkreis der Interessen, die durch die Verbindung von Makedonien und Hellas bezeichnet wurden, und wuchsen seine Pläne erst später, unter dem Einfluß seiner gewaltigen Erfolge, über den ursprünglich engeren Rahmen des Unternehmens hinaus? Oder dür-

¹ Plut. Alex. 34.

² Vgl. Arr. I 17, 11 bezüglich der Stadt Ephesos und Inschrift von Eresos (I. G. XII 2 nr. 526) Z. 5.

³ Plut. adv. Colot. 32 p. 1126 d. (Vgl. auch Philostr. v. soph. I 3. Judeich, Kleinasiat. Stud. S. 303, 1).

fen wir von vornherein eine viel weitergehende Absicht, die auf die Eroberung des persischen Reiches gerichtet war, annehmen? Daß ein solcher Gedanke an sich damals nicht völlig außerhalb des Horizontes lag, lehren die früher besprochenen Ausführungen des Isokrates. Vielleicht waren dann alle panhellenischen Losungen und Beschlüsse, ja, der Machtehrgeiz des makedonischen Volkes selbst, der bisher im makedonischen Königtum seine wirksamste Vertretung gefunden hatte, nur Mittel für ein weitergehendes Machtbedürfnis und Machtstreben, das in der Person des jungen Königs selbst gegeben war. Vielleicht hätte ja aber die panhellenische Idee selbst — worauf wiederum Äußerungen des Isokrates hindeuten könnten — auch für Alexander in innere Fühlung mit einem auf den Sturz der Achämenidenherrschaft und die Eroberung Asiens gerichteten Ehrgeiz treten können. Wir möchten dann vermuten, daß der von griechischer Bildung erfüllte Zögling des Aristoteles, der Nachkomme Achills, dessen Phantasie vom homerischen Epos genährt war, sich selbst als den Heros empfand, der bestimmt war, den in Mythos und Heldensage begründeten Kampf Europas gegen Asien zu entscheidendem Abschluß zu bringen.¹

Schwerlich können wir uns vermessen, auf die hier angedeuteten Fragen eine sichere Antwort zu geben. Als fraglich werden wir es vor allem bezeichnen müssen, ob Alexander bereits bei seinem Übergange nach Asien einen völlig fertigen Plan gehabt habe. Aber um so entschiedener dürfen wir betonen, daß gerade in den noch unbestimmten Umrissen zukünftiger Gestaltungen es gewiß ein gewaltiges Bild des Sieges und der Herrschaft war, das vor der Seele des jugendlichen Herrschers stand. Das Unternehmen gegen Persien, das für Philipp wohl die Krönung seines politischen Werkes bilden sollte, bedeutete für Alexander den Ausgangspunkt einer an Zukunftsmöglichkeiten unendlich reichen Laufbahn.

Für die Beurteilung der Frage, inwieweit der panhellenische Charakter des persischen Feldzuges sich mit den politischen Absichten Alexanders deckte, sind nun insbesondere zwei Momente von Bedeutung. Zunächst müssen wir hervorheben, daß wir schon in der ersten Periode dieses Feldzuges verschiedene Handlungen des Königs finden, die aus dem Rahmen des panhellenischen Zweckes des

¹ Vgl. die sehr beachtenswerten Andeutungen Rankes, Weltgesch. I 2 S. 171.

Krieges wie der Stellung des makedonischen Herrschers als hellenischen Bundesfeldherrn heraustreten. Und dann scheinen Umfang und Art der Beteiligung des hellenischen Elementes an dem von dem hellenischen Bunde beschlossenen Kriege uns gewisse Schlüsse auf das Verhältnis Alexanders zur panhellenischen Idee nahezu legen.

Nach glaubwürdiger Überlieferung¹ befanden sich als Kontingente des hellenischen Bundes in Alexanders Heer 7000 Mann Fußtruppen und 600 Reiter, die etwa ein Fünftel der gesamten Invasionsarmee ausmachten. Gegenüber den nicht unbedeutenden hellenischen Streitkräften, die in dem Kriege des spartanischen Königs Agis gegen Antipatros von beiden Seiten aufgeboten wurden², stellten diese Bundeskontingente eine sehr geringe Zahl dar. Im Hinblick auf die panhellenische Losung des persischen Feldzuges ist das jedenfalls eine befremdende Tatsache.³ Und in noch charakteristischerer Beleuchtung erscheint die geringe Heranziehung der Bundesstreitkräfte, wenn wir bedenken, daß unter den Verstärkungen, die bis zum Ende des Jahres 331 eintrafen, wohl griechische Söldner in beträchtlicher Zahl, aber anscheinend fast gar keine Bundeskontingente anzunehmen sind.⁴ Wie wenig entscheidendes Gewicht Alexander in militärischer Beziehung auf die Mitwirkung der Bundesstruppen legte, ergibt sich daraus, daß wenigstens die Bundesinfanterie, soweit wir zu erkennen vermögen, in den großen Schlachten des persischen Feldzuges gar nicht verwendet worden ist, sondern entweder nur als Reserve Aufstellung genommen hat oder als Okkupations- und Besatzungsarmee gebraucht worden ist.⁵ Die Bun-

¹ Diod. XVII 17, 3f.

² Diod. XVII 62, 7. 63, 1.

³ Ich habe dies schon „Forsch. z. Gesch. Alex. d. Gr.“ S. 36, 1 kurz bemerkt. Auch Strack a. O. gibt es — in den kritischen Erörterungen über meine Auffassung — in vollem Maße zu.

⁴ Arr. I 24, 2. 29, 4. Kallisth. b. Polyb. XII 19, 2. Curt. V 1, 40f. = Diod. XVII 65, 1.

⁵ In den Berichten, die wir über die makedonische Heeresaufstellung in den Schlachten am Granikos, bei Issos und Gaugamela haben, werden die *σύνταξις οἱ περὶ* nicht erwähnt. An den wenigen Stellen, an denen sie überhaupt angeführt werden, erscheinen sie in der oben bezeichneten Verwendung als Okkupationstruppen. (Arr. I 17, 8. 24, 3. II 5, 1.) (Vgl. auch U. Koehler, S.-B. d. Berl. Akad. 1898 S. 122ff.) Daß sie in der Schlacht bei Issos als eine Art von Reserve gedient haben, läßt sich mit gewisser Wahrscheinlichkeit aus der Tatsache folgern, daß sie kurz vor der Schlacht unter dem Befehl

desreiterei, die an Zahl sehr wenig erheblich war, scheint eher in den Schlachten selbst Verwendung gefunden zu haben.¹ Indessen wurde auch sie wohl mit Vorliebe zu der Besetzung und Sicherung des gewonnenen Landes bestimmt.² Eine militärisch hervorragende Rolle haben also die Kontingente des hellenischen Bundes gewiß nicht gespielt. Es mögen hierbei wohl zum Teil spezifisch militärische Gründe gewirkt haben. Alexander mag die militärische Leistungsfähigkeit der griechischen Bürgertruppen nicht allzu hoch eingeschätzt haben. Auch ein politisches Motiv, das Mißtrauen gegen die Griechen, das nach den Erfahrungen, die Alexander sogleich bei Beginn seiner Regierung gemacht hatte, nicht ungerechtfertigt war, kann zur Geltung gelangt sein. Dieses Mißtrauen kam verschiedentlich in dem Verhalten des jungen Herrschers zum Ausdruck.³ Soweit wir die Zusammensetzung der bundesgenössischen Kontingente, wenigstens bei der Reiterei, kennen, waren unter ihnen besonders solche Staaten vertreten, die in engeren politischen Beziehungen zum makedonischen Königtum standen. Es waren vornehmlich Staaten des Peloponnes, vermutlich solche, die bereits vor der Schlacht bei Chaeronea sich auf Philipps Seite geneigt hatten, und die kleineren nordgriechischen Staaten herangezogen.⁴ Athen, das unter Philipp sich wenigstens zur Stellung von Reiterei hatte verpflichten müssen, hatte zum Heere Alexanders anscheinend gar kein Kontingent gestellt.⁵

Die angeführten Gründe können wohl geltend gemacht werden, um die schwache Vertretung des hellenischen Bundes in der Armee Alexanders in gewissem Maße begreiflich zu machen. Aber

Parmenions zur Besetzung des syrisch-kilikischen Passes vorausgesandt werden (Arr. II 5, 1; vgl. auch Koehler a. O. S. 129f.) Auch für die Schlachten am Granikos und bei Gaugamala nimmt Judeich, Klio VIII S. 392 eine Reservestellung der Bundestruppen und griechischen Söldner an.

¹ Arr. I 14, 3. II 8, 9. 9, 1. III 11, 10. Diod. XVII 57, 3. Curt. III 9, 8. IV 13, 29.

² Arr. II 13, 7. Auch I 17, 8 ist wohl die bundesgenössische Reiterei mit eingeschlossen.

³ Vgl. z. B. Arr. I 18, 8. 29, 5. Diod. XVII 31, 3f. Curt. III 1, 21f.

⁴ Vgl. namentlich Diod. XVII 57, 3, auch Curt. IV 13, 29. Daß die peloponnesischen Kontingente unter den bundesgenössischen Reitern eine besondere Rolle spielten, ergibt sich auch aus Arr. II 8, 9. 9, 1.

⁵ Wir dürfen dies wohl aus den in der vorigen Anmerkung angeführten Stellen, vornehmlich aus der Aufzählung bei Diod. XVII 57, 3 schließen. Koehler a. O. S. 123, 2 macht wohl mit Recht hierfür auch Arr. II 7, 8 geltend.

sie reichen nicht zur Erklärung dieser auffallenden Erscheinung aus. Die Vermutung wird kaum abzuweisen sein, daß der junge Herrscher sich von Anfang an dem griechischen Elemente gegenüber freier und selbständiger habe stellen wollen. Wenn er den Krieg unter panhellenischer Flagge begann, so wollte er ihn doch von vornherein seinen eigenen politischen Zielen dienstbar machen. Daß er dann für die späteren Verstärkungen seines Heeres den korinthischen Bund überhaupt nicht mehr herangezogen zu haben scheint, paßt sehr wohl zu der weiteren Entwicklung seiner Politik, die immer deutlicher und entschiedener seine persönlichen Herrschaftszwecke als die bestimmenden hervortreten läßt.

Nun gab es allerdings bei dem persischen Feldzuge noch eine andere Verwendung der Kräfte des hellenischen Bundes als in dem Landheer Alexanders. In der Flotte, die das Heer des Königs nach Asien übersetzte und es bei seinen ersten Unternehmungen auf asiatischem Boden unterstützen sollte, kam das griechische Element sehr viel stärker zur Geltung. Sie bestand — sowohl in bezug auf die Schiffe, als die Flottenbemanning — zum überwiegenden Teile aus griechischen Kontingenten¹, wenn sie auch makedonischem Oberkommando, nämlich dem des Nikanor, eines Sohnes Parmenions, unterstellt war. Die Gesamtstärke der Flotte betrug 160 Schiffe², wohl nicht die höchste Anspannung der griechischen Kräfte³, aber

¹ Dies ergibt sich — trotz der gegenteiligen Auffassung Koehlers a. O. S. 123 f. — unzweideutig aus mehreren Stellen Arrians, worin von der griechischen Flotte die Rede ist, vornehmlich I 18, 4 und 6, und aus der Inschrift von Chios vom Jahre 332 (Syll.² 150), wo es Z. 8 ff. heißt: *παρέχειν δὲ Χίους τριήρεις εἴκοσι πεπληρωμένας τοῖς αὐτῶν τέλεσιν, ταύτας δὲ πλεῖν, μέχρι ἂν καὶ τὸ ἄλλο ναυτικὸν τὸ τῶν Ἑλλήνων μεθ' ἡμῶν συμπλήῃ*. Vgl. auch Curt. III 1, 20. Die Basis für die Reorganisation der Flotte kann keine wesentlich andere gewesen sein, als für ihre erste Organisation. Auch inschriftlich findet jetzt die Heranziehung der griechischen Staaten zu der Flotte ihre Bestätigung (Wilhelm, S.-B. d. Wien. Akad. d. Wissensch. 1911 Abh. 6 S. 35 ff.).

² Arr. I 11, 6. 18, 4. Vgl. auch Curt. IV 5, 14. Auch Diod. XVII 17, 2 will Beloch (Gr. Gesch. II S. 625, 4) 160 lesen. Vgl. dagegen Baumbach, Kleinasien unter Alex. d. Gr. S. 47, 1.

³ Die Zahl der athenischen Schiffe (20) — vgl. Diod. XVII 22, 5 — stand wohl in keinem rechten Verhältnis zu der maritimen Leistungsfähigkeit Athens. Man möchte fast vermuten, daß diese athenischen Kontingente zugleich unter dem Gesichtspunkt einer Geiselsstellung von Alexander betrachtet worden seien, eine Vermutung, die durch die Nachricht Diodors (a. O.), daß nach der Auflösung der Flotte gerade die athenischen Schiffe mit zurückbehalten worden seien, noch eine gewisse Bestätigung erhält.

immerhin eine nicht unbeträchtliche Anzahl.¹ So werden wir auf dem Gebiete der See eine stärkere Heranziehung der griechischen Staaten zugeben müssen. Das vermag aber unser allgemeines Urteil über die Stellung Alexanders zu dem hellenischen Bunde um so weniger zu ändern, als der makedonische Herrscher in der ersten Zeit des persischen Feldzuges eine unverkennbare Zurückhaltung in der Verwendung der Flotte an den Tag legt. Diese Zurückhaltung war gewiß zum Teil in der Auffassung, daß die Flotte der persischen nicht gewachsen sei², begründet. Indessen zu dem so bald nach der Landung in Asien gefaßten, militärisch nicht unbedenklichen Entschluß des Königs, die Flotte aufzulösen, mag auch der Umstand, daß sie eben vorwiegend aus den Kontingenten des korinthischen Bundes bestand, beigetragen haben. Es werden wohl auch hier das politische Mißtrauen gegen die Griechen³ und das Streben, sich von ihren militärischen Kräften möglichst unabhängig zu machen, zusammengewirkt haben.

Zu pekuniären Leistungen scheint Alexander die Mitglieder des hellenischen Bundes nur in geringem Umfange angehalten zu haben⁴, wie wir aus der Spärlichkeit seiner finanziellen Mittel schließen können. Auch dieser Zug würde sich dem allgemeinen Bilde, das wir von Alexanders Bundespolitik zu entwerfen versucht haben, wohl einfügen.

Das Heer, mit dem Alexander seinen Feldzug gegen den persischen König antrat, war, auch wenn wir von der schwachen Beteiligung des hellenischen Bundes an der Expedition absehen, an Zahl ein sehr geringes. Es waren nicht viel über 30 000 Mann zu

¹ Dies wird wohl Strack, G. G. Anz. 1903 S. 872 zugegeben werden dürfen.

² Das geringe Vertrauen auf die Flotte, das Alexander zeigte, geht vor allem aus der von Arrian I 18, 6ff. berichteten Unterhaltung zwischen Parmenion und dem König hervor. Parmenion, der die Flotte in stärkerem Maße zur Verwendung bringen wollte und eine Seeschlacht mit den Persern anempfahl, hat vielleicht hier wie auch sonst im wesentlichen zugleich die Anschauung Philipps zum Ausdruck gebracht.

³ Dieses fiel natürlich bei der Flotte um so stärker in das Gewicht, weil diese in der Hauptsache auf den Kontingenten der Griechen beruhte.

⁴ Welche Bestimmungen hierüber für die Mitglieder des korinthischen Bundes bestanden, ist uns nicht genauer bekannt; vgl. Rh. Mus. 52 S. 541. Wir dürfen wohl annehmen, daß zu *συντάξεις* bloß diejenigen Staaten verpflichtet waren, die keine Schiffe oder Mannschaften stellten.

Fuß, 5000 Mann Reiterei, die den König nach Asien begleiteten.¹ Den Kern dieses Heeres bildeten für das Fußvolk die makedonische Phalanx und die Hypaspisten, im ganzen etwa 12 000 Mann, für die Reiterei die Ilen der makedonischen Ritterschaft, der Hetären, und die thessalische Reiterei, zusammen ungefähr 3000 Mann, also das eigentlich nationale makedonische Aufgebot, mit dem die thessalische Reiterei ja schon unter Philipp als ein sehr wertvoller Bestandteil des Heeres vereinigt worden war. In Hinsicht auf die geringe numerische Stärke konnte das Unternehmen Alexanders als ein tollkühnes erscheinen — den großen Massen und der gewaltigen Ausdehnung des Perserreiches gegenüber. Indessen bereits frühere griechische Unternehmungen, insbesondere der Zug der Zehntau-

¹ So viel gab Ptolemaeos, unsere vornehmste Quelle für alle militärischen Berichte, an. (Plut. de Alex. fort. I 3 = Arr. I 11, 3.) Die meisten übrigen Nachrichten stimmen in der Hauptsache damit überein. Nach Aristobuls Erzählung waren es 30 000 Mann zu Fuß, 4000 Mann zu Pferd (Plut. de Alex. fort. a. O. = Plut. Alex. 15). Diodor (XVII 17, 3 ff.) gibt 30 000 Mann Infanterie und 4500 Mann Kavallerie, inbezug auf letztere genau übereinstimmend mit Just. XI 6, 2. Die höheren Zahlen des Kallisthenes (bei Polyb. XII 19, 1) und Anaximenes (Plut. de Alex. fort. I 3) vermögen wir nicht leicht zu erklären. (Eine Deutung in dem Sinne, daß die höheren Zahlen aus der Einrechnung der noch von Philipps Expedition her in Kleinasien stehenden Truppen zu erklären seien, versucht neuerdings wieder Judeich, Klio VIII S. 376, 2). Diodor ist der einzige von den uns erhaltenen Schriftstellern, der detailliertere Angaben über das Heer Alexanders hat. Droysen hat diese Angaben verworfen, aber, wie mir scheint, nicht mit genügenden Gründen (vgl. auch Beloch, Bevolk. d. griech.-röm. Welt S. 216 ff.). Daß Diodor unter den Truppen Alexanders Illyrier anführt, kann nicht, wie Droysen meint, seine Unglaubwürdigkeit im allgemeinen beweisen. Die Triballer, die neben den Illyriern genannt werden, müssen wir allerdings wohl auf ungenaue oder flüchtige Berichterstattung zurückführen. Auffallend ist es ja ohne Zweifel, daß Illyrier in unseren Quellenberichten, namentlich bei Arrian, nie als Bestandteil des makedonischen Heeres erwähnt werden. Vielleicht bildeten sie aber nur ein sehr kleines Kontingent, das nicht besonders hervortrat. Jedenfalls werden sie bei Arrian selbst (II 7, 5) in einer Rede Alexanders zur makedonischen Armee gerechnet. Die Rede ist gewiß nicht authentisch, indessen ist sie eben auf Grund der Annahme, daß Illyrier sich im Heere Alexanders befanden, verfaßt, und diese Annahme war schon in der dem Arrian und Curtius gemeinsamen Quelle (vgl. Curt. III 10, 9 mit Arr. a. O.) vertreten. Wenn ferner die Odrysen bei Arrian nur als Reiter, bei Diodor unter der Infanterie genannt werden (vgl. H. Droysen, Untersuch. üb. Alex.s Heerwesen S. 9), so beweist dies nichts; denn das thrakische Fußvolk, das Arrian so oft erwähnt, hat jedenfalls zum Teil auch aus Odrysen bestanden, wie der Name des Füh-

send, hatten das lockere Gefüge der persischen Macht, die militärische Schwäche des Achämenidenreiches kennen gelehrt. Und was an Zahl dem makedonischen Heere gebrach, ersetzte es durch innere Geschlossenheit, durch Einheitlichkeit der Führung und das unbedingte Vertrauen auf den jugendlichen Feldherrn, das die kampfgewöhnten und siegesgewohnten Truppen beseelte. Es lebte in dem Heere, sowohl im Adel als auch im Fußvolk, ein gewaltiger nationaler und militärischer Ehrgeiz, der in dem jugendlichen Wagemut des Königs, vor dem eine neue Welt großer Taten und verlockender Eroberungen sich auftat, seine mächtige Verkörperung, in dessen überlegenem Genius seine zielbewußte Leitung fand. Die großen Traditionen der philippischen Zeit, vertreten und gehütet durch eine Reihe kriegserprobter Führer, an ihrer Spitze den erfahrenen, umsichtigen Parmenion, verbanden sich mit der Aussicht auf eine noch größere, an Ruhm und Gewinn reiche, glänzende Zukunft.

Auch die finanziellen Mittel Alexanders waren unbedeutend¹, der makedonische Schatz war durch die kriegerischen Rüstungen

rers, Sitalkes, gerade besonders ein odrysischer Name ist. Diodor gibt bei Gelegenheit der Schlacht bei Gaugamela wertvolle genauere Nachrichten über die Zusammensetzung des makedonischen Heeres. Wir werden demzufolge auch hier nicht ohne zwingende Gründe, einem ausschließlich auf Arrian sich stützenden Purismus zuliebe, seine Angaben über Bord werfen dürfen. Zum Teil gewinnt sein Bericht durch die sonstige, namentlich die arrianeische Tradition Bestätigung. Die von ihm erwähnten Führer der hellenischen Bundesreiterei und der Thessaler werden auch sonst uns als solche überliefert; vgl. Arr. I 14, 3. 25, 2. III 6, 6. 11, 10. Diodor selbst XVII 57, 3. Allerdings bezeichnet Arrian I 14, 3 in der Schlacht am Granikos Philippos, den Sohn des Menelaos, als Befehlshaber der bundesgenössischen Reiterei. Ob es sich nun am Granikos bloß um eine vorübergehende Verwendung des Philippos als Befehlshaber der hellenischen Bundesreiterei handelt oder Erigyios erst nach der Schlacht am Granikos mit diesem Kommando betraut worden ist, vermögen wir kaum mit Bestimmtheit zu entscheiden. Jedenfalls würde es sich leicht erklären lassen, daß Diodor bereits bei Beginn des Feldzuges Erigyios in der ihm später übertragenen Stellung anführt. — Beloch hat nachzuweisen versucht, daß die Angaben Diodors und Justins auf Aristobul, dessen Zahlen bei Plutarch, zum Teil auch bei Diodor, abgerundet seien, zurückgingen. Dieser Beweis ist aber meines Erachtens nicht gelungen.

¹ Vgl. Plut. Alex. 15. de Alex. fort. I 3. Aesch. III 163 (*ἀπαρσκέων ἀντὶ τῶν ἰδίων ὄντων*). Arr. I 20, 1. VII 9, 6. Die an letzter Stelle, in einer Rede Alexanders, gemachten Angaben scheinen allerdings — gegenüber den von Plutarch überlieferten Zahlen — übertrieben zu sein. Wenn die Ansicht

und sonstigen Ausgaben Philipps sehr erschöpft. In dieser Beziehung mochte Alexander selbst wohl sein Unternehmen als eine Anleihe auf die Zukunft betrachten. Das persische Reich barg ja Hilfsmittel und Schätze genug, welche die Tapferkeit des makedonischen Heeres dem Könige erschließen sollte. Es sind uns noch mehrere anekdotenhafte Erzählungen erhalten¹, die, mögen sie auch im einzelnen nicht authentisch sein, doch im ganzen, wie es scheint, ein gutes Bild der Stimmung Alexanders und seiner Makedonen — in dem Augenblicke, als sie den heimatlichen Boden zu verlassen im Begriff waren — geben. Danach bedachte Alexander noch unmittelbar vor dem Aufbruch seine Genossen vom makedonischen Adel mit allerhand Schenkungen an Land und Einkünften. Als der König fast über alles, was ihm zu Gebote stand, verfügt hatte, fragte ihn Perdikkas: „Was läßt du aber für dich selbst übrig, o König?“ Alexander antwortete: „Die Hoffnungen.“ Perdikkas erwiderte: „Dann laß auch uns, die wir mit dir zu Felde ziehen, daran teilnehmen.“ Die allgemeine Tatsache, daß Alexander sehr freigebig mit den königlichen Einkünften zugunsten seiner Freunde schaltete, haben wir wohl keinen Grund zu bezweifeln; auch sie legt die Auffassung sehr nahe, daß der König beim Beginn seines persischen Feldzuges an große neue Erwerbungen, vielleicht schon an eine Eroberung des persischen Reiches gedacht habe. Wenn Alexander ferner Antipatros zu seinem Stellvertreter in Makedonien, offenbar mit sehr bedeutenden Vollmachten und in sehr selbständiger Stellung, ernannte, und seinem Kommando beträchtliche Streitkräfte, anscheinend die Hälfte des damaligen makedonischen Aufgebotes², unterstellte, so war diese Maßregel gewiß durch die Rücksicht auf die etwaigen, von Hellas drohenden Gefahren bedingt, sie läßt aber zugleich auch auf die Absicht einer längeren Abwesenheit Alexanders von Makedonien, auf den Plan eines weitaussehenden Unternehmens schließen.

Was war nun unterdessen von persischer Seite geschehen, um einem Angriff Alexanders auf das Reich zu begegnen? Der Rhomhoof-Blumers (Monn. grecques S. 121), daß die von ihm S. 118 nr. 19 Pl. D. 8 verzeichneten Münzen die ältesten Alexandermünzen seien, zweifellos zutreffend wäre, würde vielleicht deren geringe Zahl aus der Geringfügigkeit der finanziellen Mittel des Königs zu erklären sein. Doch sind die Numismatiker über diese Münzen verschiedener Ansicht. Head H. N.² S. 225 meint, daß sie in einer indischen Satrapie kurz nach Alexanders Tod geprägt seien.

¹ Plut. Alex. 15.

² Diod. XVII 17, 5.

dier Memnon hatte noch bei Lebzeiten Philipps gegen die von diesem nach Kleinasien gesandten Truppen erfolgreiche militärische Gegenoperationen begonnen¹ und durch eine oligarchische Gegenrevolution in Ephesos diese Stadt, die sich vorher Philipp angeschlossen hatte, zu einem Hauptquartier der persischen Partei unter den kleinasiatischen Griechen zu machen versucht.² Aber seine Unternehmungen fanden keine wirksame Fortsetzung und tatkräftige Unterstützung von der persischen Reichsleitung. Die persische Kriegführung erwies sich ebenso wie die persische Politik als eine solche der versäumten Gelegenheiten. Wenn man vorher nichts getan hatte zur Förderung der griechischen Erhebung gegen Alexander, so machte man jetzt nicht einmal den Versuch, eine Landung des Gegners auf asiatischem Boden zu hindern. Vielleicht wirkte dabei das blinde Vertrauen des Großkönigs auf seine Massen, auf die Überlegenheit der äußeren Mittel. Im besonderen mochte auch noch die Unterschätzung der Jugend Alexanders hinzukommen.³ Vor allem zeigte sich aber auch der Mangel an Voraussicht und Entschlossenheit, der während des gesamten Eroberungsfeldzuges Alexanders auf persischer Seite an den Tag gelegt wurde. Allerdings sammelte sich jetzt eine große persische Flotte, und in der Nähe des Hellespontes waren ansehnliche Streitkräfte, vor allem ein bedeutendes Reiterheer und ein kriegsgeübtes Korps griechischer Söldner, zusammengezogen. Aber das makedonische Heer konnte ungehindert seine Landung in Asien vollziehen. Die Besetzung der wichtigsten Brückenköpfe auf der asiatischen Seite des Hellespont durch makedonische Truppen, die noch dem von Philipp nach Kleinasien vorausgesandten Heere angehörten⁴, mochte

¹ Diod. XVII 7. Polyän. V 44, 4f. Judeich, *Kleinasiat. Stud.* S. 302f. 305f.

² Arr. I 17, 10ff. Babelon meint, auf diese Zeit Münzen mit persischem Typus beziehen zu dürfen, *Les Perses Achéménides* p. LXXVIIff. S. 56f. nr. 381 — 385.

³ Dieses Moment wird Diod. XVII 7, 1 hervorgehoben. Allerdings wird dann von diesem Autor im folgenden — im Einklang mit der allgemeinen Beurteilung des Dareios in der diodorischen Tradition — dem Perserkönig ein höheres Maß von Energie und umsichtiger Entschlossenheit zugeschrieben, als durch die tatsächliche Entwicklung der Verhältnisse gerechtfertigt sein dürfte.

⁴ Vgl. J. G. Droysen, *Kl. Schr. z. alt. Gesch.* II S. 210f. Judeich, *Kleinasiat. Stud.* S. 306.

sie erleichtert haben. Der Mut und das Selbstvertrauen der Makedonen wurden gewiß durch diese leichte Überwindung der bei der Überfahrt drohenden Schwierigkeiten stark gesteigert. Immerhin mußte um die wirkliche Besitzergreifung von Kleinasien, die Alexander bei seiner Landung schon symbolisch mit seinem Speer vollzogen hatte, erst noch in ernstem Kampfe gerungen werden. Der Rhodier Memnon entwickelte in einer Beratung mit den persischen Satrapen und Heerführern einen großangelegten Plan, der eine wirkliche Defensive mit einer kühnen Offensive verbinden sollte. Die Perser sollten — so war seine Meinung — eine offene Feldschlacht vermeiden und sich vor Alexander zurückziehen, aber zugleich das Land weithin verwüsten, damit es nicht vom Feinde als Grundlage weiterer Operationen benutzt werden könnte. Die persische Flotte dagegen sollte im ägäischen Meere die Offensive aufnehmen, den Krieg nach Griechenland hinüberzuspielen und dort eine Erhebung gegen die makedonische Herrschaft hervorzurufen versuchen.¹ Es kann fraglich erscheinen, ob der Plan Memnons sichere Aussicht auf Erfolg hatte. Vielleicht war es doch schwer, in einem Lande, in dem die persische Herrschaft eben nur die Fremdherrschaft war, in dem vornehmlich die griechischen Städte durch die Losung der Freiheit leicht für Alexander gewonnen werden und ihm einen Rückhalt gewähren konnten, dem Feinde so völlig und systematisch die Verproviantierung abzuschneiden. Auch mag es wohl bezweifelt werden, ob die Griechen schon damals zu einer allgemeinen Aktion gegen Makedonien hätten gebracht werden können. Jedenfalls würde die Ausführung von Memnons Vorschlag eine große Einheitlichkeit, Sicherheit und umsichtige Entschlossenheit in den persischen Operationen erfordert haben, wie sie in dem Lager des Großkönigs damals kaum zu finden, wie sie erst dann, als Memnon selbst den Oberbefehl erhielt, einigermaßen gewährt war. Trotzdem dürfen wir sagen, daß dieser Plan eine wirkliche Gefahr für Alexander bedeutete. Memnon hat später durch seine Offensive im ägäischen Meere nicht unbegründete Besorgnisse bei Alexander hervorgerufen. Die persischen Feldherren stimmten dem Rate des klugen Rhodiers nicht zu. Eine Verwüstung des Landes, über das sie zum Teil selbst

¹ Arr. I 12, 9 gibt bloß den ersten, defensiven Teil des Planes an; sein Bericht erfährt durch den Diodors XVII 18, 2 eine wertvolle, innerlich wahrscheinliche Ergänzung.

als Satrapen gesetzt waren, schien ihnen ihrer selbst und der persischen Macht unwürdig. Sie vertrauten auf die Stärke der persischen Reiterei, die allerdings bei Memnons Plan in ihrer Bedeutung zunächst wenig zur Geltung gelangt sein würde. Es war wohl nicht bloß persönliche Eifersucht gegen den im Vertrauen des Großkönigs stehenden griechischen Söldnerführer, was aus ihrer ablehnenden Haltung seinen Ratschlägen gegenüber sprach, sondern zugleich das persische Selbstgefühl, das in der wirksamsten nationalen Truppe, der persischen Reiterei, seine Verkörperung fand. Man beschloß, dem Gegner eine offene Feldschlacht zu liefern, und erwartete am Ufer des Granikos, eines der Flüsse, die, vom Idagebirge kommend, in die Propontis münden, das Herannahen der makedonischen Armee. Das Gelände schien besonders geeignet, dem Angriff des Feindes ein wirksames Hindernis zu bieten.

Alexander war sogleich nach seiner Landung mit einem Teile seines Heeres nach der sagenberühmten Stätte von Ilion geeilt. Er opferte hier der ilischen Athene, bekränzte den Grabhügel seines mütterlichen Ahnherrn Achill und ließ aus dem geweihten Boden die ruhmbekränzten und von dem Glanze der homerischen Dichtung umflossenen Heldengestalten der griechischen Vorzeit, insbesondere das unvergängliche Bild des jugendlichen Peliden, vor seinem Heere erstehen, indem er so das Lebenswerk, das er begann, seinen eigenen Ruhm und seine Zukunft mit den größten Erinnerungen der Vergangenheit verknüpfte. Die Zeugen unverwelklichen Heldentums, deren Unsterblichkeit das Lied immer neuen Geschlechtern verkündete, rief er auf als Vorbilder für die Siegeslaufbahn, auf der er die Seinen zu gewaltigen Taten und unermeßlichen Erfolgen zu führen gedachte.

Nachdem er dem Andenken sagenumwobener Vergangenheit gehuldigt hatte, wandte er sich der nächsten und dringenden Aufgabe der Gegenwart zu. Es galt, zu offenem Kampfe dem persischen Heere entgegenzutreten. In Arisbe traf er mit dem Gros seiner Armee, das Parmenion heranzuführte, zusammen, dann marschierte er, an verschiedenen Städten, die sich ihm ergaben, vornehmlich Lampsakos, vorbei, nach dem Granikos. Dem Rate Parmenions, den Flußübergang bis zum grauen Morgen des nächsten Tages zu verschieben, entgegen, beschloß Alexander sogleich, im Angesichte des Feindes, den Fluß zu überschreiten. So kam es zur ersten entscheidenden Schlacht im Mai oder Anfang Juni

(Thargelion, makedonisch: Daision) 334.¹ Der Fluß war ziemlich reißend, das jenseitige Ufer, das die Perser besetzt hielten, zum

¹ Die Zeitbestimmung bei Plut. Alex. 16. Camill. 19. Nach Isigon. de reb. mirab. c. 44 (ed. E. Rohde in Act. Soc. phil. Lips. I) würde die Schlacht am 24. Daisios stattgefunden haben. Die Hauptberichte über die Schlacht selbst sind Arr. I 14ff. Diod. XVII 19ff. Plut. Alex. 16. Mit den Notizen Polyäns IV 3, 16. 3, 8 ist wohl nicht viel anzufangen. (A. M. Judeich, Klio VIII S. 394, 1. 395, 1.) Die Schlachtbeschreibung unserer vornehmsten Quelle, Arrians, gewährt, wie ich schon „Forsch. z. Gesch. Alex. d. Gr.“ S. 90, 2 bemerkt habe, keine völlige Klarheit. Ihr Interesse ist durchaus einseitig auf den Kampf um Alexander selbst beschränkt. Von dem linken Flügel unter Parmenion ist so gut wie gar nicht die Rede. Diodors Bericht, der den wichtigen Anteil der thessalischen Reiterei am Siege erwähnt (c. 21, 4), gibt hier eine wertvolle Ergänzung. Er geht wohl in der starken Betonung des Verdienstes der Thessaler (c. 19, 6. 21, 4. Ebenso c. 33, 2. 60, 6) in letzter Instanz auf Kallisthenes zurück, vgl. auch E. Meyer, Kl. Schr. S. 296. Die gleichmäßige Hervorhebung Alexanders als Vorkämpfers der Hellenen und der Thessaler als tapferster und erfolgreichster Vertreter des hellenischen Elementes in dem panhellenischen Kampfe scheint für Kallisthenes charakteristisch gewesen zu sein. — In neuerer Zeit ist die Schlacht am Granikos mehrfach der Gegenstand eingehender Untersuchung gewesen. Ich nenne vor allem die Darstellungen von Janke, „Auf Alex. d. Gr. Pfaden“ S. 139ff. Judeich, Klio VIII S. 372ff. Konrad Lehmann, Klio XI S. 230ff. Eine volle Lösung der Schwierigkeiten, die für das Verständnis der Schlacht bestehen, ist m. E. auch durch diese verdienstvollen Arbeiten nicht gegeben. Sie wird wohl auch bei der Beschaffenheit unseres Quellenmaterials kaum möglich sein. K. Lehmann hat treffende Bemerkungen zur Kritik seiner Vorgänger gemacht. Aber seinen Versuch, eine Herstellung des wirklichen Verlaufes der Schlacht auf den diodorischen Bericht aufzubauen, kann ich nicht als gelungen ansehen. Die Darstellung Diodors hat allerdings wertvolle Elemente ursprünglicher Überlieferung erhalten, aber sie zeigt doch gegenüber Arrian deutliche Spuren einer abgeleiteten und zurechtgemachten Überlieferung. Die merkwürdige Notiz c. 19, 3: *ὁ δὲ Ἀλέξανδρος τεθαρρηκώς αὐτῷ ἡμέρας περαιώσας τὴν δύναμιν* ist anscheinend eine Weiterbildung der Tradition auf Grund der von Arrian c. 13, 3 mitgeteilten Erzählung, daß Parmenion dem Könige geraten habe, einen günstigeren Augenblick zum Überschreiten des Flusses abzuwarten: *καὶ ταύτῃ παρέξειν ἔωθεν εὐπετὸς τῷ στρατῷ διαβαλεῖν τὸν πορὸν* (dies hat Rüegg, Beitr. z. Erforsch. d. Quellenverhältnisse in der Alexandergeschichte des Curtius S. 19 richtig beobachtet, wenn er auch vielleicht seine Beobachtung nicht ganz treffend formuliert hat). Und ebenso ist die in Diodors Schilderung ausgeprägte Vorstellung, die auch in Plutarchs Darstellung Eingang gefunden hat, daß beim persischen Heer sich eine große, die Reiterei weit überwiegende Anzahl von Fußvolk befunden habe — ins Unsinnige gesteigert bei Just. XI 6, 11 —, (eine Vorstellung, die im direkten Widerspruch steht mit den Äußerungen Parmenions bei Arrian c. 13, 3: *τοὺς γὰρ πολεμίους . . . πολλὸν τῷ πεζῷ λειπομένους* und der Angabe des nämlichen

Teil steil und abschüssig.¹ Die Perser machten sich allerdings die Vorteile des Geländes doch nur wenig zunutze, indem sie bloß ihre vor allem für den Angriff und Kampf auf der Ebene geeignete Reiterei zur Abwehr des Feindes unmittelbar am Ufer des Flusses aufstellten, während das Fußvolk der hellenischen Söldner hinter der Reiterei stand und so zunächst gar nicht zur Verwendung kommen konnte. Die erste makedonische Abteilung, die den Kampf mit dem Feinde eröffnete, geriet in große Bedrängnis. Alexander selbst aber warf sich nun an der Spitze der auf seinem rechten Flügel aufgestellten makedonischen Hetärenreiterei mit gewaltiger Wucht auf die Perser.² Der Kampf wogte hier eine Zeitlang heftig und unentschieden hin und her. Der König selbst geriet in dem hitzigen Handgemenge in Lebensgefahr, aus der er durch das rechtzeitige Eingreifen des tapferen Kleitos errettet wurde. Endlich siegte die überlegene Kampfestüchtigkeit und Bewaffnung der Makedonen. Auch der linke Flügel von Alexanders Heer, der unter dem Befehle Parmenions stand, vornehmlich die thessalische Rei-

Autors c. 14, 4,) als eine Umbildung der bei Arrian und Plutarch erhaltenen Tradition von den griechischen Söldnertruppen in der persischen Armee zu betrachten. Bei Diod. 19, 5 und 21, 5 (*οἱ γὰρ βάρβαροι διὰ τὴν τῶν ἱππέων τροπὴν καταπλεγέντες*) ist das, was Arrian von den griechischen Söldnern berichtet, auf das persische Fußvolk bezogen. Arrians Schilderung läßt manches, was zum genauen Verständnis des Schlachtverlaufs notwendig wäre, vermissen. Aber seine positiven Angaben über die unter großen Schwierigkeiten erfolgte Erklimmung des Ufers des Granikos durch die Makedonen — Angaben, die in entschiedenem Gegensatz zu Diodors Darstellung stehen —, dürfen nicht in Zweifel gezogen werden. Auch lassen sich die aus der offiziellen Überlieferung des makedonischen Hauptquartiers geflossenen Stücke der arrianeischen Tradition nicht verkennen (vgl. Endres, D. offiziellen Grundlagen d. Alexanderüberlieferung u. d. Werk d. Ptolemaeus S. 37f.).

¹ Eine ausführliche Schilderung des Geländes, die auch die ältere Darstellung Kiepert's (Memoire zur Karte Kleinasiens 55; vgl. auch Globus XXXII 263f.) zum Teil berichtet, gibt Janke, „Auf Alex. d. Gr. Pfaden“ S. 128ff.

² Man hat verschiedentlich den strategischen Erfolg Alexanders daraus abgeleitet, daß dieser die feindliche Linie an einem durch die Verstärkung ihres äußersten linken Flügels geschwächten Punkte durchbrochen (Janke) oder jedenfalls die Feinde über seinen eigentlichen Angriffspunkt getäuscht habe (Judeich). Diese Vermutung ist an sich zunächst sehr bestechend, aber sie steht, wie Lehmann mit Recht bemerkt hat, im Widerspruch mit Arrians Worten c. 15, 3: *καὶ ἐμβάλλει ἐς τοὺς Πέρσας πρῶτος ἵνα τὸ πᾶν σῖφος τῆς ἵππου καὶ αὐτοὶ οἱ ἡγεμόνες τῶν Περσῶν τεταγμένοι ᾖσαν.*

terei, hatte mit großer Tapferkeit und erfolgreich an dem Kampfe teilgenommen. Die persische Reiterei warf sich in aufgelöste Flucht. Eine Reihe der hervorragendsten Führer, darunter der Satrap von Lydien und der Schwiegersohn des Dareios, waren in der Schlacht gefallen. Alexander wandte sich dann gegen die griechischen Mietstruppen, die sich bis dahin am Kampfe noch gar nicht beteiligt hatten. Sie scheinen die Absicht gehabt zu haben, eine Kapitulation mit den siegreichen Makedonen abzuschließen.¹ Alexander war aber jedenfalls nicht gewillt, hierauf einzugehen. Er führte seine Phalanx zum Frontangriff gegen sie vor und ließ sie durch seine Reiterei von verschiedenen Seiten angreifen. Sie erlagen in tapferem Kampfe und wurden zum größten Teile niedergemacht.² Diejenigen, die als Gefangene in die Gewalt des Siegers gerieten, wurden, weil sie gegen die Beschlüsse der Hellenen für die Barbaren gegen Hellas gekämpft hätten, zur Zwangsarbeit nach Makedonien gesandt. Wir dürfen vermuten, daß Alexander hier, beim Beginn des Feldzuges, wie in ähnlichen anderen Fällen bei wichtigen neuen Etappen seiner Unternehmungen, durch schonungsloses Durchgreifen, durch möglichste Vernichtung des Gegners einen erschreckenden Eindruck seiner Macht hervorbringen wollte, ganz besonders auch bei den übrigen griechischen Mietstruppen, die im Solde des Großkönigs dienten. Die panhellenische Idee diente ihm als Rechtfertigungsgrund für sein Verfahren. Zugleich gab er durch sein Verhalten der offiziellen, panhellenischen Losung des Feldzuges eine energische Betonung.

Die Tapferkeit der Makedonen, die in der ersten Schlacht gegen die Perser gefallen waren, ehrte Alexander in hervorragendem Maße. Von den Hetärenreitern ließ er durch Lysippos Standbilder anfertigen und in Dion aufstellen; die übrigen bestattete er auch mit besonderen Ehren; ihre Angehörigen befreite er von allen Abgaben und persönlichen Dienstleistungen.

¹ Dies berichtet Plut. Alex. 16. Der Bericht Arrians c. 16, 2 scheint etwas zugunsten Alexanders gefärbt zu sein. Jedenfalls klingt die Angabe: ὃν τὸ σίφος ἢ τὸ πρῶτον ἐτάχθη ἐκπλήξει μᾶλλον τι τοῦ παραλόγου ἢ λογισμῷ βεβαίω ἔμεινε, nicht gerade sehr wahrscheinlich. Daß die griechischen Söldner, wie Droysen I S. 194, 1 als möglich andeutet, sich freien Abzug zum Großkönig hätten ausbedingen wollen, ist doch kaum anzunehmen.

² Die Zahl (20000) der gefallen barbarischen Fußtruppen bei Plutarch (c. 16) entspricht der Gesamtzahl der griechischen Mietstruppen, wie sie Arr. 14, 4 angibt (vgl. auch Judeich S. 375, 1).

Die Folgen der Schlacht am Granikos zeigten, wie wenig festen Grund die Herrschaft der Perser in Kleinasien hatte. Es bedurfte nur eines entscheidenden Stoßes, und der ganze Bau persischer Macht in diesen Gegenden fiel dahin. Die große Menge der Bevölkerung Kleasiens stand im allgemeinen dem Übergang der Herrschaft vom Großkönig auf Alexander mit Passivität gegenüber. Die Perser machten bis zur Schlacht bei Issos nicht einmal mehr einen ernstlichen Versuch, dem makedonischen Sieger entgegenzutreten. Was noch an Widerstand zu überwinden war, ging zum Teil von einzelnen Orten, die auch unter der persischen Herrschaft ihre Selbständigkeit im wesentlichen gewahrt hatten, namentlich aber von den griechischen Söldnern aus, die auch jetzt noch unter der Führung des umsichtigen und tatkräftigen Memnon den Kampf gegen Alexander fortsetzten. Es war das Interesse des auf sich selbst gestellten, seine eigenen Wege gehenden Söldner- und Freibeutertums, das sich der geordneten Bundesgewalt unter makedonischer Führung widersetzte. Alexander bekämpfte, wie sein Vater Philipp, in diesen griechischen Mietstruppen das militärisch noch eigenmächtige Element des Griechentums, das den politischen Zwecken des makedonischen Königtums widerstrebte.

Dem Siege am Granikos folgte sogleich eine gründliche Besitzergreifung von den dem Sieger zugefallenen Gebieten. Die beiden Hauptstädte der nächsten persischen Provinzen, des hellespontischen Phrygien und Lydiens, Daskylon und Sardes, ergaben sich ohne weiteres. Von besonderer Wichtigkeit war es, daß Sardes, die alte lydische Königsstadt, das wichtigste Bollwerk persischer Herrschaft in Kleinasien, ohne Schwertstreich in Alexanders Hände fiel. Der Kommandant von Sardes, Mithrines, kam diesem selbst entgegen und übergab ihm die Burg und den Schatz. Die Lyder erhielten, wie uns erzählt wird¹, die Freiheit und durften nach ihren alten Gesetzen — deren sie also in der Zeit der persischen Herrschaft beraubt gewesen sein müssen — leben. Wie wir uns diese Freiheit genauer vorzustellen haben, wissen wir nicht, zumal, da wir die Verhältnisse unter der persischen Herrschaft nicht kennen.² Immerhin dürfen wir in dem Verhalten Alexanders gegen die Lyder schon das erste Zeugnis jener, der einheimischen Bevölkerung in den ver-

¹ Arr. I 17, 4.

² Allgemeine Vermutungen gibt E. Meyer, *Gesch. d. Altert.* III S. 65 (vgl. auch S. 152).

schiedenen untertänigen Landschaften möglichst entgegenkommen- den, ihre Religion und ihre heimischen Traditionen schonenden und pflegenden Politik, die wir später namentlich den Ägyptern und Babyloniern gegenüber finden werden, erkennen. Wenn andererseits Alexander die Burg von Sardes dazu bestimmte, den Bau eines Heiligtums des olympischen Zeus — des Gottes, der vor allem auch Makedonen und Griechen untereinander vereinte — zu tragen, so zeigte er damit, daß die Eroberung dieser Gebiete unter dem Zeichen der griechischen Kultur stand.

Eine unmittelbare und zugleich besonders bedeutsame Folge der Schlacht am Garnikos war der Abfall der kleinasiatischen Griechen vom persischen Königtum. Die in Ephesos garnisonierende Söldnertruppe verließ auf die Kunde vom makedonischen Siege sogleich ihren Posten. Alexander selbst zog nach der wichtigen Stadt, die ja bereits mit seinem Vater in Verbindung getreten war. Er stürzte das oligarchische Regiment und stellte die Demokratie her, indem er aber zu weit gehenden Rachegelüsten des wieder zur Herrschaft gelangten Demos Einhalt gebot. Der ephesischen Artemis brachte er eine feierliche Huldigung.¹

Wie Ephesos, so schlossen sich auch andere griechische Städte dem siegreichen makedonischen König an. Dieser sandte einzelne Korps aus, um einen allgemeinen Übergang der kleinasiatischen Griechen auf seine Seite herbeizuführen.² Die Befreiungsbewegung ergriff die gesamte Küste bis auf den Süden, wo sich die griechischen Mietstruppen noch hielten, und schlug vom Festland auf die Inseln des ägäischen Meeres über. Tenedos, die Städte auf Lesbos, vornehmlich Mytilene, wahrscheinlich auch Chios verbanden

¹ Arr. I 17, 10 ff. 18, 2. Nach Arrian befahl er den Ephesiern, das Geld, das sie bisher den Persern als Tribut entrichtet hatten, jetzt für den Tempel der Artemis zu verwenden. Wahrscheinlich handelte es sich dabei auch um Ausgaben für den Neubau des Tempels. Dies mag vielleicht auch der Kern sein, der einer von Artemidor bei Strabon XIV 1, 22 p. 640 kritisierten Erzählung des Timaeos zugrunde liegt. Artemidor berichtet weiter, daß Alexander den Ephesiern umfassende Erstattung der Tempelkosten versprochen habe, um selbst mit seiner Namensaufschrift das Heiligtum weihen zu können, daß aber die Ephesier dies mit der Begründung abgelehnt hätten („mit einem feinen Kompliment“, sagt Hiller v. Gaertringen, *Inscr. v. Priene* S. XI), es gezieme sich nicht für einen Gott, Göttern Weihgeschenke aufzustellen.

² Arr. I 18, 1 f. Die Mitwirkung des Antigonos bei der Befreiung der griechischen Städte läßt sich wohl aus *Inscr. v. Priene* 2 folgern.

sich mit Alexander¹, während die südlicher gelegenen Inseln, wie Kos, wohl erst später, nach der Eroberung von Halikarnaß, für ihn gewonnen wurden.

Die Maßregeln, die Alexander schon in den Anfängen seines asiatischen Feldzuges durchführte, zeigen die durchgreifende politische Energie des jugendlichen Eroberers, den weiten Blick, mit dem er sich sogleich den Aufgaben der Reichsorganisation in dem Neuland seiner Herrschaft zuwandte. Die eigentliche historische Überlieferung sagt uns allerdings hierüber nicht sehr viel. Es sind vielmehr vereinzelte, zufällige Erwähnungen, aus deren Zusammenstellung und Zusammenfassung wir das Bild dieser organisatorischen Tätigkeit gewinnen müssen.

Alexander knüpfte die Verwaltung des neuen Reiches, von dem er Besitz zu ergreifen im Begriffe stand, an die Einteilung des persischen Reiches an, aber so, daß er zugleich einer wirklich die Verhältnisse beherrschenden Königsgewalt in höherem Maße Rechnung trug.² Im persischen Reiche war die große Selbständigkeit der Satrapen zu einer Gefahr für den Bestand der Achämenidenherrschaft selbst geworden. Die Satrapen hatten in immer weiterem Umfange die Herrschaftsbefugnisse in ihren Satrapien vereinigt. Sie übten sogar in gewissen Grenzen das Recht eigener Münzprägung aus.³ Eine solche Selbständigkeit duldet das Königtum Alexanders nicht. Die Makedonen, denen er die Verwaltung der neugewonnenen Provinzen übertrug, sollten nichts anderes als seine Beamten sein, Werkzeuge der königlichen Gewalt, aber keine mehr oder weniger selbständigen Inhaber von Herrschaftsrechten. In diesem Sinne gewinnt es große Bedeutung und bezeichnet einen we-

¹ Für Mytilene und Tenedos können wir dies aus Arr. II 1, 4. 2, 2 schließen, für Chios ergibt es sich aus Arr. III 2, 5 und aus der Inschrift von Chios Syll.² 150. Für Eresos auf Lesbos legt denselben Schluß die schon erwähnte Inschrift von Eresos (I. G. XII 2 nr. 526. Cauer, Del.² 430. Collitz, Gr. Dialektinschr. 281) nahe.

² Vgl. für das Folgende vor allem Arr. I 17, 7. 27, 4. 29, 3. II 13, 7. III 6, 4ff.

³ Nach Babelon (*Les Perses Achéménides* p. XXIII. XXIX) nur, wenn und soweit sie ein militärisches Kommando inne hatten. Gegen ihn E. Meyer, *Gesch. d. Altert.* III S. 82. Die Münzprägung des Mazaeos unter Alexander (Babelon a. O. p. XLVIII f. S. 40 nr. 282ff. Head, *H. N.*² S. 816. 828f.) kann hiermit nicht in Parallele gestellt werden, da es sich bei Mazaeos offenbar um Ausnahme- oder Übergangsverhältnisse handelte.

sentlichen Unterschied vom achämenidischen Königtum, daß Alexander in möglichst weitem Umfange eine Teilung der Verwaltungsbefugnisse durchführte. Vornehmlich wurden die Steuererhebung und Steuerverwaltung völlig von dem militärischen Kommando getrennt.

Besonders klar treten die Linien der Politik Alexanders in seinem Verhalten gegenüber den griechischen Städten Kleinasiens hervor. Der panhellenische Zweck des Feldzuges sollte vor allem diesen zugute kommen. Der König gab, wie wir sahen, die allgemeine Lösung der Befreiung der griechischen Städte Kleinasiens aus. Sie sollten Autonomie und Freiheit von Tribut erhalten. Die alten demokratischen Verfassungen und die väterlichen Gesetze sollten hergestellt werden.¹ Aber Alexander gliederte die Städte zugleich seinem Reiche, dem durch seine Person vertretenen Herrschaftsorganismus, ein. Er prägte die Beziehungen zu ihnen in neuen Formen aus, die an die griechischen Traditionen und Vorstellungen anknüpften, aber in ihrer eigenartigen Gestaltung bestimmend und vorbildlich für die hellenistische Periode geworden sind.

Zunächst drängt sich vor allem die Frage auf: In welches Verhältnis traten die Griechen Kleinasiens zum korinthischen Bunde? Wir wissen bestimmt von einigen Inseln, daß sie diesem Bunde angehörten, so von Tenedos und Chios², und können es demnach auch für die übrigen Inseln, wenigstens diejenigen, die in der ersten Zeit des panhellenischen Feldzuges sich Alexander anschlossen, vermuten.³ Für die griechischen Städte auf dem asiatischen Festland haben wir bisher kein Zeugnis, das ihre Zugehörigkeit zum hellenischen Bund beweist. Aus allgemeinen Gründen dürfen wir aber wohl diese Zugehörigkeit als wahrscheinlich betrachten.⁴ Wenn Alexander als Feldherr des hellenischen Bundes den Krieg gegen Persien

¹ Arr. I 14, 1 ff. Diod. XVII 24, 1. Vgl. auch O. G. J. 223 Z. 23. Inschr. v. Priene 2. 3. 4. 6. 7. Syll.² 150 Z. 3 f.

² Für Tenedos ergibt es sich aus Arr. II 2, 2, und für Chios müssen wir es aus der Inschr. Syll.² 150, namentlich Z. 10. 14 f. schließen. Es kann natürlich nicht angenommen werden, daß die Bewohner von Chios erst nach dem Wiedergewinn der Stadt durch Alexanders Flotte — aus dieser Zeit stammt die Inschrift — zum Anschluß an den korinthischen Bund bewogen worden seien.

³ Vgl. Rh. Mus. 52 S. 542 f.

⁴ Ich glaube, so die früher von mir vertretene Ansicht etwas berichtigen zu müssen.

unter die Losung panhellenischer Zwecke stellte, so wird er allerdings wohl auch die kleinasiatischen Griechenstädte nach ihrer Befreiung der panhellenischen Vereinigung zugeführt haben. Es war ja doch wesentlich für den korinthischen Bund, daß er eine Vertretung des gesamten Hellenentums — wenigstens des Ostens — bilden sollte. Die Traditionen des großen Perserkrieges, an die eben auch Alexanders Zug anknüpfte, machen es wahrscheinlich, daß die Schranke, die die persische Herrschaft zwischen den kleinasiatischen Griechenstädten und den übrigen Hellenen aufgerichtet hatte, vollständig fallen sollte.

Die Verpflichtung, die den befreiten Inselgriechen oblag, dem korinthischen Bunde beizutreten, wird somit auch für die kleinasiatischen griechischen Gemeinden gegolten haben. Aber das wesentliche Ziel der Politik Alexanders war der Anschluß der hellenischen Städte Kleinasiens an den korinthischen Bund allerdings nicht. Dieses lag vielmehr in dem besonderen Verhältnis des kleinasiatischen Griechentums, das der makedonische König zu seiner Person begründete.

Inschriftliche Zeugnisse belehren uns über besondere Beziehungen, die zwischen griechischen Städten der kleinasiatischen Küste und Alexander bestanden. Es handelt sich dabei sowohl um Vereinigungen von Städten wie um einzelne griechische Gemeinden. Von Wohltaten, durch die sich Alexander kleinasiatische Griechenstädte verpflichtet hat, ist auch in zerstreuten, beiläufigen Notizen der literarischen Überlieferung die Rede. Versuchen wir, in Kürze zusammenzustellen, was sich aus allen diesen Nachrichten ergibt.

Besonders wichtig ist das, was wir über das Verhältnis des jonischen Städtebundes zum makedonischen Herrscher erschließen können.

Eine Inschrift von Klazomenae aus den letzten Jahren des Antiochos Soter¹ zeigt, daß ein Kult, den der jonische Städtebund dem seleukidischen König darbrachte, sich an eine ältere sakrale Verehrung, die Alexander in dem Kreise dieser Städte gewidmet war, anschloß. Strabon berichtet², daß bei Teos sich ein heiliger, Alexander geweihter Hain befand, in dem der jonische Städtebund zu Ehren des Königs festliche, Alexandreia genannte Wettspiele ver-

¹ B. C. H. IX 387 ff. = O. G. J. 222. Michel 487. Lenschau, de reb. Priensens. S. 193 ff.

² XIV 644.

anstaltete. Es geht hieraus hervor, daß Alexander von den jonischen Städten dauernd als ihr Befreier verehrt wurde, sowie später Ptolemäos I. von dem Bund der Inselgriechen gottgleiche Ehren als Retter und Befreier erhielt. Aber wir dürfen wohl noch einen weiteren Schluß ziehen. Wenn der jonische Bund als solcher in der sakralen Verehrung Alexanders vereinigt war, so ist es sehr wahrscheinlich, daß diesem die Neugründung des Bundes verdankt wurde.¹ Die mannigfachen organisatorischen Maßregeln, wodurch er nach der Schlacht am Granikos die kleinasiatischen Verhältnisse ordnete, legen die Vermutung nahe, daß damals auch die Wiederherstellung des Bundes erfolgte.² Wann die sakrale Ehrung Alexanders eingeführt worden ist, vermögen wir nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Aber die Tatsache, daß sein Geburtstag durch festliche Veranstaltungen der Jonier gefeiert wurde³, scheint dafür zu sprechen, daß es sich hier nicht um einen erst nach seinem Tode begründeten heroischen Kult handelt, sondern daß ihm schon bei Lebzeiten sakrale Ehren dargebracht worden sind, wie solche dem lebenden Herrscher Antiochos Soter an seinem Geburtstage zuteil wurden.

Wie zu dem Bunde der jonischen Städte im ganzen, so hat Alexander auch zu den einzelnen Gliedern dieses Bundes besondere Beziehungen gewonnen. Er ist ein Wohltäter, zum Teil der Neubegründer der jonischen Städte geworden. Die verhältnismäßig meisten Nachrichten haben wir über das, was er für Priene tat. Nicht nur, daß er der Stadt volle Abgabefreiheit gewährte⁴, er hat wohl auch die Neuansiedlung der Bewohner in höherer, gesünderer Lage durch seine Unterstützung zum Abschluß gebracht⁵, gewiß den Tempelbau der Stadtgöttin Athena vollendet und geweiht. Eine

¹ Bestanden hat der Bund jedenfalls schon zur Zeit des Antigonos, wie aus Syll.² 177 Z. 1 hervorgeht

² Diese Annahme erfährt eine Bestätigung, wenn die Datierung der Inschrift von Priene nr. 4, die der Herausgeber vorschlägt (Zeit der Regierung Alexanders) zutreffend ist. Denn hier ist Z. 36 (nach einer wohl sicheren Ergänzung) vom Panjonion die Rede.

³ Die Ergänzung der Inschrift Z. 6 kann wohl als sicher gelten.

⁴ Inschr. v. Priene 1 = O. G. J. 1.

⁵ Hiller v. Gaertringen, Inschr. v. Priene S. XI nimmt den Neubau der Stadt um die Mitte des 4. Jahrhunderts an. Ob wir aber damals bei den Bürgern von Priene „den festen Willen“ und „die erheblichen Mittel“, die zur einheitlichen Durchführung des Planes notwendig waren, voraussetzen dürfen, scheint doch sehr fraglich. A. Bauer, vom Griechentum zum Christentum S. 56f. sieht in dem neuen Priene eine Neugründung Alexanders.

Inschrift verkündete dies in den Worten: „König Alexander weihte den Tempel der Athenaie Polias.“¹ Jedenfalls hat die Stadt durch ihn eine Konsolidierung ihrer Existenz und ihres Gebietes erhalten.² Die dauernde Verbindung, die die Bewohner von Priene mit Alexander als ihrem Wohltäter und Befreier verknüpfte, hat in einem Alexanderheiligtum, von dem wir noch in der Zeit der Begründung der Provinz Asia durch die Römer erfahren, ihren Ausdruck gefunden.³

Auch der Stadt Erythrae hat Alexander anscheinend seine besondere Gunst zugewandt. Wir dürfen dies aus einem ihm gewidmeten Priestertum schließen, das in einer Inschrift aus der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts genannt wird.⁴ Noch in der römischen Kaiserzeit wird in einer erythräischen Inschrift ein Priester Alexanders erwähnt.⁵ Inwieweit die Absicht, die Alexander gehegt haben soll, die Landzunge der erythräischen Halbinsel zu durchstechen⁶, der Stadt Erythrae selbst Vorteil gebracht haben würde, läßt sich nicht bestimmt erkennen, da die geographische Fixierung des geplanten Kanals wohl zweifelhaft ist.⁷ Jedenfalls können wir aber auch aus diesem Plan das Interesse des makedonischen Herrschers für die jonischen Städte erschließen. Auch den Bewohnern des auf einer kleinen Insel gelegenen Klazomenae ist dieses zugute gekommen, da Alexander den Befehl gab, die Stadt durch einen Damm mit dem Festlande zu verbinden⁸, und ihr so größere Freiheit der Ausdehnung verschaffte. Der Plan einer Herstellung von Smyrna, der später durch Antigonos und Lysimachos ausgeführt wurde⁹, ist ebenfalls schon von Alexander verfolgt worden.¹⁰

Wie die jonischen, scheinen die griechischen Städte von Troas wichtige Einwirkungen von Alexander erfahren zu haben. Wir kennen eine Verbindung griechischer Gemeinden, die sich um das

¹ Syll.² 158 = Inschr. v. Priene 156.

² Dies ergibt sich aus dem schon erwähnten Erlaß Alexanders über Priene, Inschr. v. Priene 1.

³ Inschr. v. Priene 108 Z. 75.

⁴ Syll.² 600 (= Michel 839) Z. 111.

⁵ Lebas-Waddington 57. Dieser Priester ist zugleich Priester des jonischen Städtebundes.

⁶ Plin. n. h. V 116. Paus. II 1, 5.

⁷ Vgl. Büchner, P.-W. VI S. 586.

⁸ Plin. n. h. V 117. Vgl. Strabo I 58.

⁹ Strabo XIV 646.

¹⁰ Paus. VII 5, 2. Droysen, Hellenism. III 2 S. 196

Heiligtum der ilischen Athena gruppierte.¹ Die Vermutung, daß auch sie schon auf Alexander zurückgeht, ist nicht unwahrscheinlich. Jedenfalls hat diese Vereinigung bereits vor dem Jahre 306, in dem Antigonos den Königstitel annahm, bestanden.² Ilion ist von Alexander schon sogleich nach seiner Landung in Kleinasien durch Gunstbezeugungen ausgezeichnet worden.³ Es erhielt die Autonomie und Befreiung von Tribut. Wahrscheinlich hat es damals zuerst auch die Münzprägung ausgeübt.⁴ Nach dem entscheidenden Siege über den Perserkönig versprach Alexander den Bewohnern von Ilion Vergrößerung ihrer Stadt, den Bau eines neuen Tempels und die Errichtung heiliger Wettspiele. In seinen letzten Plänen war der Gedanke eines großartigen Tempelbaus der ilischen Athena von neuem aufgenommen.⁵ Es würde sehr wohl zu diesen Gunsterweisungen stimmen, wenn Alexander die Stadt Ilion auch schon zum Mittelpunkt eines der troischen Stadtgöttin Athena geweihten Bundes gemacht hätte.⁶

¹ Syll.² 169. Vgl. auch Syll.² 479. 503, ferner die von Brückner, Troja u. Ilion S. 463 f. nr. 2—13 gegebene Liste. Unter den in diesem Werke neu veröffentlichten Inschriften ist für unsere Kenntnis der an dem Bunde teilnehmenden Städte besonders wichtig nr. XV S. 454 f. (wahrscheinlich aus der 1. Hälfte des 1. Jahrh. v. Chr.).

² Vgl. die erwähnte Inschrift Syll.² 169 Z. 9.

³ Strabo XIII 593 (dazu die Anmerkung Dittenbergers zu Syll.² 103 und Judeich, Kleinasiat. Stud. S. 280, 1). Vgl. auch Brückner, Troja u. Ilion S. 576 f.

⁴ v. Fritze, Troja u. Ilion S. 478 nr. 1—3 S. 502.

⁵ Diod. XVIII 4, 5.

⁶ Die Annahme, daß dieser Bund erst von Antigonos gegründet worden sei, die Brückner a. O. S. 577 f. vertritt, ist an sich auch möglich und würde zu dem uns sonst bekannten Bilde der Politik dieses Herrschers gut passen. Trotzdem möchte ich diese Vermutung nicht als wahrscheinlich bezeichnen. Aus der Inschrift Syll.² 169 gewinnen wir nicht den Eindruck, daß Antigonos der Gründer des Bundes ist. Die Bundesstädte würden wohl kaum verfehlt haben, diese Eigenschaft gebührend hervorzuheben. Wenn insbesondere Z. 25 davon die Rede ist, daß der Bund im Interesse der Freiheit und Autonomie der an ihm teilnehmenden Städte Gesandte an den König geschickt habe, so läßt sich das schwerlich mit der Annahme, daß die Vereinigung auf Antigonos selbst zurückgehe, in Einklang bringen. Würde dieser nicht sogleich bei der Begründung des Bundes die dankbare Rolle, als der Schützer der Freiheit und Autonomie der griechischen Gemeinden von Troas zu erscheinen, übernommen haben? Die in unserer Inschrift gebrauchten Ausdrücke sehen mehr danach aus, daß eine Bestätigung eines schon vorher bestehenden Verhältnisses der Freiheit und Autonomie erzielt werden soll (vgl.

Auch eine Neubegründung des Bundes der äolischen Städte dürfen wir vielleicht auf Alexander zurückführen.¹

Es ist ein sehr wichtiges Ergebnis, das wir aus den Nachrichten über das Verhältnis Alexanders zu den griechischen Städten Kleinasiens ableiten können. Eine neue, für die Folgezeit vorbildliche Stellung der griechischen Polis zum Königtum tritt uns hier entgegen, eine tiefgreifende Umbildung ihres Wesens durch die Kräfte und Ziele persönlicher Herrschaft. Alexander schafft sich in dem Neulande seiner Eroberungen neue Abhängigkeitsverhältnisse griechischer Städte, die den Übergang der Polis in eine umfassende Reichsorganisation einleiten und vorbereiten. Das Leben der Polis wird mit einer Fülle von Beziehungen zu der Person des Herrschers durchdrungen, durch dessen überlegene staatliche Kraft den umfassenden Zwecken seiner Herrschaft eingefügt. Vor allem hat Alexander auf kleinasiatischem Boden schon ein Mittel der Ausbreitung und Befestigung persönlicher Herrschaft verwandt, dessen sich seine Nachfolger mit den größten Erfolgen bedient haben. Es ist die Zusammenfassung der einzelnen Städte zu Vereinigungen, die in den gemeinsamen Beziehungen zum Herrscher als ihrem Wohltäter und Befreier, ihrem Retter und Neugründer ihren Mittelpunkt und ihren Zusammenhalt finden. Diese Begründung besonderer Bündnisse der griechischen Städte Kleinasiens ist für Alexanders Politik in ihrer weiteren Entwicklung bedeutsamer als der Anschluß der kleinasiatischen Griechen an den allgemeinen hellenischen Bund.²

Das neue politische Verhältnis gewinnt einen entsprechenden sakralen Ausdruck in den Ehren, die dem König seitens der griechischen Städte zuteil werden. Es wäre eine billige Weisheit, wenn man hierin bloß das Ergebnis würdeloser Schmeichelei erblicken wollte. Diese hat gewiß in den Beziehungen der Griechen zu den Herrschern der hellenistischen Periode ihre bedeutende Rolle ge-

auch die schon besprochene Inschrift der jonischen Städte zu Ehren des Antiochos Soter O. G. J. 222), als daß es sich um ein erst neubegründetes Verhältnis handelt.

¹ Diese Vermutung (neuerdings vertreten von Wilhelm, S.-B. d. Wien. Akad. 1911, Abh. 6 S. 20, aber früher schon von Droysen ausgesprochen, Gesch. d. Hellenism. I² 1 S. 235, 2) gründet sich auf Silber- und Kupfermünzen mit der Aufschrift ΑΙΟΑΕ, zum Teil mit dem Bild der Athene (Cat. of Brit. Mus. Troas etc. p. LXVIII S. 171. Head, H. N.² S. 559).

² Wilhelm a. O. S. 20 hat in der Polemik gegen meine Ausführungen dieses Moment durchaus verkannt.

spielt. Aber eine ausreichende Erklärung wird damit für eine so wichtige allgemeine Entwicklung, wie sie der Herrscherkult darstellt, nicht gegeben. Ein genaueres Eingehen auf diese Frage muß der umfassenden späteren Darstellung des Königtums Alexanders als des Archegeten hellenistischer Herrschaft vorbehalten werden. Hier aber, wo uns zuerst die neue Ausprägung dieser Herrschaftsidee gegenüber den griechischen Städten entgegentritt, möge es wenigstens an einem Hinweis auf die für ihre Beurteilung entscheidenden Faktoren nicht fehlen. Es ist, wie wir sahen, nicht sicher, wann die sakralen Ehren, die Alexander von den griechischen Städten der kleinasiatischen Küste erwiesen wurden, beschlossen und eingerichtet worden sind. Auch ist es uns unbekannt, welches Maß von Mitwirkung dabei dem König selbst zuzuschreiben ist. Das für die geschichtliche Auffassung Wesentliche liegt doch darin, daß Alexander in bewußtem politischem Handeln die Voraussetzungen geschaffen hat, aus denen heraus der Kult, der ihm wie seinen Nachfolgern dargebracht wurde, zu verstehen ist. Die schöpferische Kraft, die für die griechische Stadt der Heros Ktistes — im Glauben ihres Bürgertums — darstellte, ging jetzt auf einen Herrscher über, der mit seinem Herrscherwillen das Leben der von ihm abhängigen Städte bestimmte. Nicht als einer fremden Gewalt, wie dem persischen Großkönig, unterwarfen sich die griechischen Städte dem neuen Herrscher, sondern als einer Macht, der sie, wie ihren Göttern und Heroen, den Schutz ihrer eigenen Existenz verdankten und anvertrauten. Die religiösen Formen, in die sich diese Abhängigkeit von Alexander kleidete, hat dieser nicht den griechischen Städten Kleinasiens als ein ihren Empfindungen und Anschauungen fremdes Gesetz aufgezwungen. Die Ehrungen mögen ihm zunächst durch eigenen Beschluß der Städte entgegengetragen worden sein. Aber er hat sie gewiß nicht bloß „geduldet“¹, sondern darin den Ausdruck des Herrschaftsverhältnisses, das er selbst geschaffen hatte, gesehen, und sie in diesem Sinne wohl auch zum weiteren Ausbau seines eigenen Herrschaftsideals verwandt. Alexander hat gewiß in dem jonischen Kleinasien einen sehr empfänglichen Boden für seinen Herrschaftsbegriff gefunden. Die beiden Entwicklungen, die

¹ Dies ist die von Kornemann, *Klio* I S. 51, 1. S. 59 — im wesentlichen nach dem Vorgang von Niese, *H. Z.* 79 S. 15 — vertretene Auffassung, die den ungeheuren positiven und aktiven Einfluß, den Alexanders Herrschaftsidee und politisches Schaffen ausgeübt haben, völlig verkennt.

„von oben“ und „von unten“¹, bedingen sich gegenseitig und wirken aufeinander ein. Aber die entscheidende Triebkraft kommt doch dem Königtum Alexanders selbst zu.

Gerade der bereits erwähnte wichtige Erlaß Alexanders an die Bewohner von Priene lehrt uns, daß der makedonische Herrscher schon damals auch den Griechen Kleinasiens gegenüber nicht nur als der hellenische Bundesfeldherr aufgetreten ist, sondern daß er bereits seine königliche Gewalt als solche als die höchste Autorität staatlichen Lebens geltend gemacht hat. Er hat seine Verfügungen über die Rechtsverhältnisse von Priene als König Alexander, d. h. mit besonderer Betonung des Königstitels², erlassen. Wir werden noch zu zeigen haben, was der Königstitel an sich für die Herrschaftsidee Alexanders bedeutete. Hier müssen wir zunächst die Tatsache der Verwendung dieser Bezeichnung in ihrer Bedeutung kurz hervorheben. Der König bestimmt über die Verhältnisse von Priene völlig aus eigenem Recht. Aus unbedingter königlicher Machtvollkommenheit erläßt er den Prienensern alle Abgaben.³ Wenn er weiter — nach den uns nur ganz fragmentarisch erhaltenen Angaben der Urkunde — einen Gerichtshof zur Entscheidung der Prozesse in Priene eingesetzt hat, so wird auch dies wohl aus königlicher Machtvollkommenheit geschehen sein.⁴

¹ Kornemann a. O. S. 51, 1 sagt ganz einseitig: „Von unten, nicht von oben hat die Herrschervergötterung ihren Anfang genommen“.

² „Βασιλέως Ἀλεξάνδρου“, Inschr. v. Priene 1. Auch in der Weihinschrift des Tempels der Athene Polias ist der Königstitel gebraucht. Droysen I S. 202, 3 nahm eben wegen dieser Hinzufügung des Königstitels die Vollziehung der Weihung erst in den späteren Regierungsjahren an. Für den Erlaß des Königs an die Priensener ist aber eine spätere Datierung so gut wie ausgeschlossen.

³ Wenn die jonischen Städte alle dem korinthischen Bunde beigetreten sind, so wird sich wohl die in der Inschrift erwähnte *συντάξις* auf die finanziellen Leistungen, zu denen die Bewohner von Priene als Glieder dieses Bundes verpflichtet waren, beziehen. In welcher Weise diese *συντάξις* für die griechischen Gemeinden Kleinasiens festgesetzt wurden, darüber haben wir keine Nachricht. Gewiß muß sich in dieser Beziehung ein Unterschied zwischen den später dem Bunde angeschlossenen Gemeinden und den ursprünglichen Bundesgliedern, für die die Beiträge doch wohl durch Bundesbeschluß bestimmt waren, ergeben haben. Wahrscheinlich setzte der makedonische König im allgemeinen die Höhe der Beiträge für die später dem Bunde hinzutretenden griechischen Städte nach der allgemeinen Norm der ursprünglichen Bundesbeschlüsse fest.

⁴ Der Herausgeber der Inschriften von Priene nimmt, wie mir scheint,

Sehr bemerkenswert ist es, daß Alexander sogleich bei diesen ersten organisatorischen Maßregeln in Kleinasien in weitem Umfange die territoriale Hoheit über das neugewonnene Land für sich in Anspruch nahm. Die Scheidung zwischen städtischem Gebiet und Untertanenland wurde, wie wir aus dem Erlaß an die Prienser sehen, streng durchgeführt. Aber eben diese Abgrenzung nahm Alexander doch gewissermaßen als oberster Territorialherr vor. Er trat in dieser Beziehung schon völlig in die Nachfolge des persischen Großkönigtums ein. Einen Teil des nicht zum städtischen Gebiet gehörigen Landes machte er unmittelbar zu königlichem Domänenlande. Die hier angesiedelten Dorfbewohner wurden als Domänenbauern zu bestimmten Abgaben verpflichtet.¹

Von Ephesos aus wandte sich Alexander gegen Milet, dessen Kommandant, der griechische Söldnerführer Hegesistratos, vorher die Übergabe der Stadt in Aussicht gestellt hatte, jetzt aber in der Hoffnung auf Unterstützung durch die unter Memnons Kommando stehenden persischen Streitkräfte, vor allem die persische Flotte, den ihm anvertrauten Posten zu behaupten versuchte. Für das makedonische Heer war es sehr wichtig, daß es dem makedonischen Flottenführer, Nikanor, gelang, den Hafen der Milet gegenüberliegenden Insel Lade zu besetzen, bevor die persische Flotte herannahte. Parmenion riet dem König, einen offenen Kampf zur See zu wagen. Alexander aber wies diesen Gedanken zurück; wir kennen schon das geringe Vertrauen, das er damals in die Leistungsfähigkeit seiner Flotte gegenüber der an Zahl ja allerdings bedeutend überlegenen persischen setzte. Von Milet aus wurde nun ein höchst merkwürdiger Vorschlag gemacht. Man gedachte, für die Stadt eine Art neutraler Stellung auszubedingen; es waren namentlich die hier garnisonierenden Söldnertruppen, die eine gewisse Selbständigkeit zwischen den großen kriegführenden Mächten einzuneh-

ohne genügenden Grund, an, daß dies auf Bitten der Priener geschehen sein werde. Für sehr wenig wahrscheinlich halte ich seine Vermutung (Inscr. v. Priene S. XII), daß vielleicht der aus Inscr. v. Priene nr. 8 bekannte Gerichtshof der von Alexander eingesetzte sei. Bei der Unzulänglichkeit des uns erhaltenen Textes von Inscr. 1 ist es aber natürlich schwer, zu einem einigermaßen begründeten Urteil zu gelangen.

¹ Vgl. auch Hiller v. Gaertringen, Inscr. v. Priene S. XII, Rostowzew, Stud. z. Gesch. d. röm. Kolonats S. 243. Hiller v. G. weist treffend auf die Analogie der aus dem Gadatasbriefe zu erschließenden Verhältnisse der persischen Herrschaft (Syll.² 2 Z. 9: *ὅτι μὲν γὰρ τὴν ἐμὴν ἐκπονεῖς γῆν*) hin.

men trachteten. Alexander lehnte das Anerbieten in schroffer Form ab und unternahm sogleich den Angriff auf die Stadt. In wirksamster Weise wurde dieser dadurch unterstützt, daß die makedonische Flotte in den Hafen von Milet selbst eindrang und durch seine Sperrung den Belagerten eine Verbindung mit der persischen Flotte, die am Vorgebirge Mykale Aufstellung genommen hatte, unmöglich machte. Damit war das Schicksal Milets besiegelt. Die meisten griechischen Söldner kamen bei der Erstürmung der Stadt um. Eine Anzahl, die sich auf eine kleine Insel geflüchtet hatte, wurde von Alexander in Sold genommen. Die Milesier selbst erhielten die Freiheit.¹

Die wichtigste Maßregel des siegreichen makedonischen Königs, die sich an die Einnahme Milets anschloß, war die Auflösung der Flotte. Der Entschluß wurde, wie uns berichtet wird², durch den Mangel an finanziellen Mitteln veranlaßt. Alexander hoffte wohl, auf Grund seiner bisherigen Erfolge, gestützt auf seine Überlegenheit zu Lande, sich in Besitz der bedeutendsten Küstenplätze setzen und damit die persische Flotte, der er seine eigenen Schiffe im Seekampf nicht gegenüberstellen wollte, ihrer Operationsbasis berauben zu können. Doch ist es, wie schon angedeutet wurde, wahrscheinlich, daß seine finanziellen und militärischen Erwägungen durch politische Gründe unterstützt wurden.

Eine dringende militärische Aufgabe blieb für Alexander an der Küste Kleinasiens selbst zu lösen. In der Hauptstadt Kariens, in Halikarnassos, hatten die persischen Streitkräfte unter der Führung des karischen Satrapen Orontobates und namentlich Memnons, dem Dareios den Oberbefehl in dem ganzen Küstengebiet und zur See übertragen hatte, ein bedeutendes Bollwerk für ihre Verteidigung gefunden. An sich schon infolge ihrer natürlichen Lage stark, war die Stadt als Residenz des karischen Dynasten Maussollos ausgebaut und auch jetzt noch durch die Veranstaltungen Memnons weiter befestigt worden. Alexander mußte sich so, als er mit seinem Heere vor Halikarnassos anlangte, auf eine schwierige und langwierige Belagerung gefaßt machen. Eine ansehnliche, aus persischen Truppen und griechischen Söldnern bestehende Streitmacht hatte die Stadt besetzt, und die persische Flotte sicherte die Ver-

¹ Arr. I 18, 3 ff. 19. Der Bericht Diodors XVII 22, 1 ff. kommt daneben nicht in Betracht.

² Arr. I 20, 1. Diod. XVII 22, 5.

bindung nach auswärts zur See. Umsicht und Entschlossenheit der Führung wetteiferten mit der Hartnäckigkeit und Tapferkeit, womit die Truppen, insbesondere die griechischen Söldner, die Verteidigung der Stadt führten.¹ Nach mannigfachen Versuchen, die Angriffe des makedonischen Heeres, teilweise auch durch eigene Offensive, abzuwehren und die Wirksamkeit der feindlichen Maschinen zunichte zu machen, überzeugten sich die Führer doch, daß sie die schon schwer geschädigte Mauer nicht mehr genügend zu schützen vermochten und einem allgemeinen entscheidenden Angriffe kaum mehr gewachsen sein würden. Sie beschlossen deshalb nur die beiden Burgen von Halikarnossos durch eine Besatzung weiter zu halten, verließen aber selbst mit ihrer Hauptmacht und ihren Schätzen die gefährdete Stadt und begaben sich nach Kos.² Alexander zerstörte die Stadt und ließ nur eine Truppenabteilung zur Belagerung der Burgen zurück. Mit Halikarnassos fiel der wichtigste Mittelpunkt jener dynastischen Satrapenpolitik, die sich vor allem auf die griechischen Söldner gestützt und in Maussollos, dem Halikarnassos seine Größe verdankte, ihren erfolgreichsten Vertreter gefunden hatte. Die Verwaltung von Karien übertrug Alexander der Fürstin Ada, die durch ihren Bruder Pixodaros und dessen Nachfolger, den Satrapen Orontobates, aus der Herrschaft verdrängt worden war und nur in der Stadt Alinda sich behauptet hatte. Ihr Entgegenkommen hatte dem makedonischen König die Besitzergreifung von Karien erleichtert.

Nach der Eroberung von Halikarnassos sandte Alexander einen Teil seines Heeres, nämlich diejenigen Makedonen, die erst unmittelbar vor Beginn des Feldzuges geheiratet hatten, in die Heimat zurück, um hier den Winter zuzubringen. Den mit dem Kommando dieser Truppen beauftragten Feldherren Koinos und Meleagros befahl er, im kommenden Frühjahr ihm mit den aus der Heimat zurückkehrenden Truppen Verstärkungen aus Makedonien zuzuführen. Zugleich gab er ihnen den Auftrag zur Anwerbung von Söldnern im Peloponnes.³

¹ Hauptbericht bei Arrian I 20, 2 bis 23, 6. Daneben ist auch die Erzählung Diodors XVII 24—27 nicht ganz ohne Wert. Diodors Quelle scheint hier, wie auch anderwärts, aus Informationen aus dem Lager der griechischen Söldner geschöpft zu haben. — Vgl. auch noch Strabo XIV 2, 17 p. 657.

² Diod. XVII 27, 5; vgl. Arr. II 5, 7.

³ Arr. I 24, 1f. Vgl. auch Curt. III 1, 1.

Den Parmenion schickte er mit den thessalischen Reitern, den bundesgenössischen Aufgeboten und dem gesamten Troß nach Sardes mit der Weisung, von hier aus Phrygien der makedonischen Herrschaft zu unterwerfen.¹ Er selbst aber beschloß, die an der Südküste Kleinasiens gelegenen Landschaften Lykien und Pamphylien zu durchziehen und durch Besetzung dieser Gebiete zu verhindern, daß die kleinasiatische Südküste der feindlichen Flotte noch als Operationsbasis zu dienen vermöchte.²

In Lykien trat dem makedonischen Heere kein irgendwie nennenswerter Widerstand entgegen. Zunächst unterwarfen sich die Städte des Xanthostales, dann drang Alexander im tiefen Winter in das innere Hochland, die Landschaft Milyas, ein, wo ihm zugleich die meisten übrigen lykischen Städte und das ursprünglich griechische Phaselis ihre Unterwerfung anboten.

Der Hauptpaß, der von der im Zentrum des Hochlandes gelegenen Elmalyebene nach der Ostküste führte, der Gulikpaß, befand sich in den Händen der feindlich gesinnten Bewohner von Termessos. Alexander wandte sich deshalb, wahrscheinlich durch das Tal des Arykandos, nach Süden und gelangte von da nach Phaselis. Hier erhielt er Kunde von verräterischer Verbindung des lynkestischen Alexander mit den Persern. Dieser bekleidete damals ein sehr wichtiges Kommando, das über die thessalische Reiterei, und konnte so dem König besonders gefährlich werden. Alexander ließ ihn festnehmen und hielt ihn vorläufig in Gewahrsam.³

Von Phaselis aus zog er nach Norden, an dem „Klimax“ genannten Gebirge entlang, auf einem schmalen Küstenpfad am Fuße des Gebirges, der nur bei günstigen Wind- und Wasserverhältnissen passierbar war. An Stelle der bisher herrschenden heftigen Südwinde, so berichtet uns unser bester Gewährsmann, traten Nordwinde ein, die ein Zurückgehen des Meeres veranlaßten und einen verhältnismäßig leichten Vorbeimarsch des makedonischen Heeres ermöglichten.⁴ Alexander und seine Umgebung sahen in der glück-

¹ Arr. I 24, 3; vgl. auch Diod. XVII 27, 6.

² Arr. I 24, 3. Vgl. auch Plut. Alex. 17: ἡπείγετο τὴν παραλίαν ἀνακαθίσθαι μέχρι τῆς Φοινίκης καὶ Κιλικίας.

³ Arr. I 25. Diod. XVII 32, 1f., der, jedenfalls unrichtig, die Enthüllung der Umtriebe des Alexander Lynkestes auf einen Brief der Olympias zurückführt.

⁴ Arr. I 26, 1. Die Darstellung Strabons XIV 3, 9 p. 666, der vielleicht Aristobul zugrunde liegt, weicht nicht unwesentlich von Arrian ab.

lichen Überwindung der durch die heftige Meeresbrandung bewirkten Schwierigkeiten ein Eintreten göttlicher Hilfe.¹ Der Darstellung des Kallisthenes² war es dann vorbehalten, in glänzend-schmeichlerischen Farben das Wunderbare des Vorganges auf das höchste zu steigern und das Zurückweichen des Meeres als eine Huldigung, die das gewaltige Element dem jugendlichen Herrscher darbrachte, zu schildern.

Auf seinem Marsche durch Pamphylien und Pisidien hatte Alexander verschiedentlich mit Widerstand zu kämpfen, nicht etwa deshalb, weil die persische Herrschaft hier festeren Fuß gefaßt hatte, sondern weil die kriegerischen Bewohner dieser Landschaften, namentlich der inneren Gebirgslandschaft von Pisidien, bisher überhaupt ihre Unabhängigkeit besser gewahrt hatten. Zu einem gemeinsamen Kampfe gegen die Makedonen ließ es allerdings die Rivalität der einzelnen Städte untereinander nicht kommen; die Eifersucht, mit der sie sich gegenseitig beobachteten, unterstützte vielmehr zum Teil Alexanders Vordringen.³ Der makedonische König begnügte sich vorläufig mit einer Unterwerfung der wichtigsten Städte des Landes. Einzelne Orte, deren völlige Besiegung längere Zeit zu erfordern schien, ließ er zunächst beiseite, so das durch seine Lage besonders wichtige Termessos; die Bewohner des weiter nördlich, nahe an der phrygischen Grenze gelegenen Sagalassos mußten ihren Widerstand mit der gewaltsamen Einnahme ihrer Stadt büßen.⁴ Die völlige Unterwerfung dieser Gebiete überließ Alexander,

¹ Arr. I 26, 2: οὐκ ἄνευ τοῦ θείου, ὡς αὐτός τε καὶ οἱ ἀμφ' αὐτὸν ἐξηγοῦντο.

² Kallisth. frg. 25; vgl. Plut. Alex. 17. In dem von Plutarch a. O. erwähnten Alexanderbriefe soll der König ohne jede Ausschmückung und ohne Hinweis auf wunderbare Ereignisse (οὐδὲν τοιοῦτον τετρατενσάμενος) erzählt haben, er habe einen Weg an der sogenannten Klimax entlang bahnen lassen und sei so hindurchmarschiert. Von der Bahnung eines Weges wissen unsere Quellen sonst nichts; weder Arrian noch Strabon berichten hiervon; wohl aber erzählt Arrian, daß die Thraker auf Geheiß Alexanders für einen andern Teil des Heeres einen Weg über das Gebirge, das eben nach Strabon den Namen „Klimax“ trug, gebahnt hätten. (Arr. I 26, 1: ἥ ὁδοπεποιήκεσαν αὐτῷ οἱ Θράκες χαλεπὴν ἄλλως καὶ μακρὰν οὖσαν τὴν παράοδον.) Der Brief ist vielleicht auf Grund dieser Tradition verfaßt. Wäre er echt, so würde dadurch auf die sonstige Überlieferung kein gerade günstiges Licht fallen.

³ Vgl. was Arrian I 28, 1 über das Verhältnis der Selgier zu den Bewohnern von Termessos berichtet.

⁴ Arr. I 27 f.

so dürfen wir annehmen, dem von ihm eingesetzten Statthalter, den er mit der Verwaltung der Landschaften Lykien, Pamphylien und Pisidien betraute.¹ Er selbst zog weiter nach Norden und gelangte, an dem See Askania, dem heutigen Buldurse, vorbeimarschierend nach Kelaenae, das unter der persischen Herrschaft die Hauptstadt von Phrygien war.² Die hier befindliche Besatzung von Karern und hellenischen Mietstruppen versprach, die Burg zu übergeben, wenn sie nicht vor Ablauf einer bestimmten Frist Verstärkung erhielte.³ Alexander ging darauf ein, ließ eine Abteilung seines Heeres in Kelaenae zurück und setzte seinen Marsch durch Phrygien bis nach Gordion, der sagenberühmten Hauptstadt der alten phrygischen Könige⁴, fort. Hier vereinigte er sich im Frühjahr 333 mit Parmenion; hier trafen auch die Makedonen, die er vor Beginn des Winters in die Heimat gesandt hatte, durch neue Aushebungen nicht unbeträchtlich verstärkt, wieder ein.⁵ In der alten Königsstadt bot sich Alexander erwünschte Gelegenheit, den Nimbus seiner Herrschaft durch Verknüpfung seiner Person mit der heimischen Sage zu steigern. Auf der Königsburg befand sich der geheiligte Wagen, auf dem einst der Gründer des phrygischen Königtums, Gordios, einhergefahren sein sollte. An dem Wagen war ein kunstvoll verschlungener Knoten; wer diesen löse, dem werde — so lautete ein altes Orakel — die Herrschaft über Asien zufallen.⁶

¹ Arr. I 27, 4. III 6, 6.

² Vgl. Xen. Anab. I 2, 7f.

³ Arr. I 29, 1f. Curt. III 1, 6ff., dessen Bericht ausgeschmückt ist.

⁴ Über die Lage von Gordion handelt jetzt ausführlich A. Körte, Gordion Jahrb. d. K. D. arch. Inst. 5. Ergänzungsheft 1904 S. 28ff.

⁵ Arr. I 29, 4, der die Höhe der aus Makedonien bezogenen Verstärkungen auf 3000 Mann Fußtruppen und 300 Reiter angibt. Nach Kallisthenes bei Polyb. XII 19, 2 waren es 5000 Mann zu Fuß, 800 Reiter. Merkwürdig ist es, daß die Zahl, die Polybios für die Schlacht bei Issos von der von Kallisthenes überlieferten Gesamtstärke des makedonischen Heeres in Abzug bringt, gerade der von Arrian a. O. berichteten Zahl der aus Makedonien angelangten Truppen entspricht.

⁶ Die ausführlichste Wiedergabe der Sage finden wir bei Justin XI 7, 5ff. und bei Arrian II 3, 2ff. Justin gibt gewiß die ursprüngliche Gestalt, in der Gordios selbst, nicht sein Sohn Midas die entscheidende Rolle spielt. (Anders v. Gutschmid in seinem im allgemeinen sehr lehrreichen Artikel, Kl. Schr. III S. 457ff.) Die Hereinziehung des Wahrsagertums von Telmissos macht es wahrscheinlich, daß die arrianische, wohl auf Aristobul zurückgehende Version auf einer Zurechtmachung beruht. Diese ist wohl aus dem Bestreben zu erklären, Telmissos, die Vaterstadt des Sehers Aristandros, des

Alexander vollbrachte die Lösung des Knotens, nach der gewöhnlichen Überlieferung, indem er ihn mit seinem Schwerte zerhieb, nach einer anderen, vielleicht rationalistisch erklärenden Erzählung, indem er den Spannagel, der den Knoten zusammenhielt, aus der Deichsel herauszog.¹ Die so durch den König dem Orakel gegebene Erfüllung war zunächst gewiß vornehmlich auf die einheimische Bevölkerung berechnet, die nun in dem fremden Herrscher einen durch göttliches Walten bestimmten Nachfolger ihrer alteinheimischen Könige erblicken konnte.² Aber die Bedeutung dieses Aktes reichte über diesen engeren Kreis hinaus. Gerade auf die Makedonen mochte die Beziehung zu der Herrschaft des Gordios und Midas um so weniger ihres Eindruckes verfehlen, da die Sage auf makedonischem Boden selbst in der Nähe der Königstadt Aegae, in den sogenannten „Gärten des Midas“, die Erinnerung an das phrygische Königshaus, an seinen alten Zusammenhang mit dem makedonischen Lande, bewahrte.³

In Gordion empfing Alexander eine Gesandtschaft der Athener, die ihn bat, die in der Schlacht am Granikos als Gefangene in seine Hände gefallenen Athener freizugeben. Die ablehnende Antwort, die der makedonische König gab, mit der Begründung, daß er es in der gegenwärtigen Lage noch für unsicher halte, den zu dem Perserkönige hinneigenden Griechen entgegenzukommen⁴, zeigt,

einflußreichsten Zeichendeuters im Heere Alexanders, mit der Sage in Verbindung zu bringen und dadurch dessen Kunst selbst in ein um so helleres Licht zu rücken. Außer dem Aufsatz von Rühl, Zeitschr. f. österr. Gymn. XXXIII S. 811 ff. ist über die verschiedenen Berichte noch vor allem zu nennen die Erörterung von Körte a. O. S. 12 ff., dessen Versuch, die Erwähnung der Telmissenser als einen ursprünglichen Zug der Sage zu erweisen, mich allerdings nicht überzeugt hat. Vgl. noch neuerdings Swoboda, P.-W. VII S. 1590 f.

¹ Diese Erzählung gab Aristobulos, wie Arr. II 3, 7 und Plut. Alex. 18 berichten.

² Winckler, Altorient. Forsch. II 1 S. 167 ff. glaubt entdeckt zu haben, daß Alexander sich in Gordion habe rite zum Könige von Phrygien krönen lassen wollen, aber da die Hierarchie Widerstand geleistet habe, so habe er sich begnügen müssen, mit irgend einem Machtstreiche eine nicht vom Gotte anerkannte Krönung zu vollziehen. Einer Widerlegung bedürfen diese Aufstellungen, für die wir eine Begründung vergeblich suchen, nicht.

³ Vgl. Her. VIII 138.

⁴ Arr. I 29, 5 f. Curt. III 1, 9 läßt die Gesandten nach Kelaenae kommen, was schon aus inneren Gründen unwahrscheinlich ist, da Gordion von Alexander als Sammelquartier für die Verstärkungen aus Makedonien und Griechenland bestimmt war.

mit wie lebhafter Besorgnis er noch die Entwicklung der Dinge in Griechenland beobachtete.

Der geschickteste und rührigste unter den Feldherren des Perserkönigs, der Rhodier Memnon, war nach der Schlacht am Granikos von Dareios mit umfassendem Kommando und mit weitgehender Vollmacht ausgerüstet worden. Eine ansehnliche Flotte und ein bedeutendes Söldnerheer verschafften ihm eine beherrschende Stellung im Gebiet des ägäischen Meeres. Hierauf sich stützend, nahm er, wie es scheint, jetzt den Plan, den er bereits vor der Schlacht am Granikos vertreten hatte, wieder auf, den Krieg nach Griechenland hinüberzuspielen. An Zündstoff fehlte es hier nicht; namentlich die Spartaner begannen sich zu regen. Ein großer Erfolg Memnons konnte eine neue hellenische Koalition gegen Makedonien hervorrufen, und das persische Gold diente dazu, die Neigung zum Abfall von Alexander weiter zu verbreiten. Die persische Sache machte zunächst wieder auf den Inseln des ägäischen Meeres Fortschritte. Chios wurde durch Verrat gewonnen. Die Städte auf Lesbos traten auf die Seite der Perser, bis auf Mytilene, das sich zum Widerstand entschlossen zeigte. Gegenüber diesen schon errungenen Erfolgen Memnons, gegenüber den noch größeren von seiner Seite drohenden Gefahren mußten energische Abwehrmaßregeln ergriffen werden. Alexander wird wohl jetzt eingesehen haben, daß die Auflösung seiner Flotte ein Fehler gewesen war. Er verfügte die Ausrüstung einer neuen Flotte, um den Persern entgegenzutreten.¹ Antipatros traf umfassende Vorbereitungen zum Schutze der Küste Griechenlands und Makedoniens.² Da trat ein Ereignis ein, das

¹ Die auf eine Stelle in der Rede [Demosth.] XVII 20 gestützte Darstellung Droysens, *Gesch. d. Hellenism.* I² S. 241, dem Köpp, *Alex. d. Gr.* S. 30 folgt, wonach Alexander befohlen habe, alle vom Pontos kommenden Schiffe zu kapern und zum Kampfe zu verwenden, halte ich für äußerst unwahrscheinlich. Die Bemerkung des Verfassers jener Rede, daß die Makedonen alle Schiffe aus dem Pontos nach Tenedos geführt hätten, paßt durchaus nicht in die damalige Lage, sondern ist wohl auf die spätere Zeit zu beziehen, in der Tenedos von neuem für Makedonien gewonnen war. (Arr. III 2, 3; vgl. Beloch, *Gr. Gesch.* II S. 638, 3.) Auch handelt es sich in jener Stelle gar nicht um eine Verwendung der Pontosschiffe zu Kriegsschiffen.

² Vgl. Arr. II 1f. Diod. XVII 29. 31, 3. Curt. III 1, 19ff. Die Berichte Diodors und des Curtius, namentlich des ersteren, sind zur Ergänzung des arrianischen heranzuziehen, da die von Arrian wiedergegebene Tradition die Ereignisse durchaus vom Gesichtspunkte des makedonischen Hauptquartiers und auf Grund der hier einlaufenden Berichte schildert und die große Be-

einen schweren Schlag für die Sache der Perser bedeutete. Memnon starb während der Belagerung von Mytilene.¹

Zunächst allerdings gewannen die Perser weitere Erfolge. Mytilene unterwarf sich ihnen nach längerem Widerstande. Auch Tenedos sah sich genötigt, aus dem korinthischen Bunde auszuschcheiden und sich dem Großkönig anzuschließen.² Formell behielten alle diese jetzt mit Persien „verbündeten“ Inselgriechen ihre Selbständigkeit, für die der Friede des Antalkidas als Grundlage festgesetzt wurde, tatsächlich aber wurden die bestehenden Verfassungen umgestürzt und wieder Gewaltherrschaften, die sich auf die persische Herrschaft stützten, eingeführt.³

Trotz der Fortschritte, die die Sache des persischen Großkönigs auf den griechischen Inseln machte, wurden nun aber die weitergehenden Pläne Memnons aufgegeben. Dies zeigte sich vor allem darin, daß Pharnabazos, der Nachfolger Memnons im Kommando über die persische Flotte, die griechischen Söldner, die unter seiner Führung gestanden hatten, abziehen lassen mußte, damit sie sich mit dem persischen Hauptheere, das sich unter dem Befehle des Großkönigs selbst sammelte, vereinigten.⁴ Dareios scheint erst nach dem Tode Memnons den Entschluß gefaßt zu haben, selbst dem makedonischen König zu entscheidendem Kampfe entgegenzugehen, wenn er auch wohl schon früher den Befehl zur Sammlung großer persischer Truppenmassen gegeben hatte. Er mochte gehofft haben, daß ein glücklicher Fortgang der von Memnon geplanten Opera-

deutung der Pläne und Maßregeln Memnons nur aus beiläufigen Andeutungen erkennen läßt.

¹ Sehr stark hebt die Bedeutung dieses Schlages für Dareios Diodor hervor XVII 29, 4; *καὶ τῇ τούτου τελευταίῃ συνελθὼν καὶ τὰ τοῦ Δαρείου πράγματα*. Wir dürfen in dieser Bemerkung wieder ein Anzeichen dafür erblicken, daß die bei Diodor (und Curtius) vorliegende Überlieferung ihr besonderes Interesse den hellenischen Söldnern zuwendet und zum Teil auf den von dieser Seite einlaufenden Erzählungen aufgebaut ist. Ganz entsprechend heißen die hellenischen Söldner bei Curtius III 8, 1: „praecipua spes et propemodum unica“ des Dareios. — Wie der Tod Memnons auf Alexander einwirkte, bezeichnet Plut. Alex. 18 mit dem Ausdrucke: *ἐπερρώσθη* (sc. *Ἀλέξανδρος*) *πρὸς τὴν ἄνω στρατείαν μάλλον*.

² Arr. II 2, 1 ff.

³ Vgl. Arr. II 1, 4 f. III 2, 3 ff. Curt. IV 5, 13 ff. und die hierauf bezüglichen Inschriften von Chios und von Eresos.

⁴ Arr. II 2, 1.

tionen seinen Gegner von weiterem Vordringen in das Innere des Perserreiches abhalten werde.¹

Von Gordion aus zog Alexander, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen, weiter nach Osten, nach Ankyra, wo die Bewohner von Paphlagonien ihm ihre Unterwerfung anboten. Er stellte Paphlagonien unter die Verwaltung des Satrapen des hellespontischen Phrygien, Kalas, und machte sich Kappadokien bis zum Halysflusse, und zum Teil noch darüber hinaus, untertänig. Die Vollendung der Unterwerfung sollte auch hier wohl wieder der von Alexander eingesetzte Satrap² durchführen. Der König selbst, dem es darauf ankam, möglichst bald dem anrückenden Heere des persischen Großkönigs entgegentreten zu können, setzte seinen Marsch in südlicher Richtung fort, um über das Taurosgebirge nach Kilikien zu gelangen. Der Hauptpaß, der hier über den Tauros führt, der heutige Gulek Boghas, hätte von den Persern leicht gesperrt werden können. Alexander würde ihn jedenfalls nur mit großen Schwie-

¹ Soviel können wir wohl der Darstellung Diodors XVII 30, 1 entnehmen. Gerade auch der Umstand, daß Dareios erst jetzt die von Memnon angeworbenen Söldner zu sich beruft, spricht für diese Darstellung. Arrian schildert die Maßregeln des Dareios nur sehr fragmentarisch. Er erwähnt ihn überhaupt erst wieder bei Gelegenheit des Berichtes von der Aufstellung des persischen Heeres, der im makedonischen Hauptquartier einläuft. Ob die weitere Erzählung Diodors von der Beratung in der Umgebung des Dareios und dem Vorschlage des hellenischen Söldnerführers Charidemos, der Perserkönig möge nicht selbst dem Feinde entgegentreten, sondern ein wenigstens zum Teil aus hellenischen Söldnern bestehendes Heer ihm entgegenschicken, authentisch ist, mag dahingestellt bleiben. Daß Curtius III 2, 10 ff. die Rede des Charidemos bei anderer Gelegenheit und anders als Diodor berichtet, kann man allerdings an sich nicht mit Niese, *Gesch. d. griech. u. maked. Staaten* I S. 71, 7, gegen die historische Richtigkeit der ganzen Erzählung geltend machen, denn die Darstellung des Curtius ist offenbar eine Sekundärbildung, eine Zurechtmachung des bei Diodor vorliegenden Berichtes. Ed. Schwartz, *P.-W.* IV S. 1875, weist auch mit Recht darauf hin, daß sich in der Rede des Charidemos bei Curtius Anklänge an die von Herodot (VII 101 f.) erzählte Rede des Spartanerkönigs Demaratos finden. Die ganze Tendenz beider Reden ist eine verwandte, und von besonderen Anklängen möchte ich namentlich die Worte bei Curtius § 15: „Ac ne auri argentique studio teneri putes, adhuc illa disciplina paupertate magistra stetit“, verglichen mit der Äußerung bei Herodot: „τῇ Ἑλλάδι πενίη μὲν αἰεὶ τότε σύντροφός ἐστι“, hervorheben.

² Arr. II 4, 2 nennt ihn Sabiktas, Curt. III 4, 1 Abistamenes. (Vgl. auch Baumbach, *Kleinasiens unter Alexander d. Gr.* Jen. Dissert. 1911 S. 58 ff.)

rigkeiten und unter beträchtlichen Anstrengungen zu nehmen vermocht haben. Aber die Perser hatten auch hier so gut wie keine Vorbereitungen getroffen; das makedonische Heer zog unangefochten durch den Paß und gelangte, ohne Widerstand zu finden, bis nach Tarsos. Der Satrap von Kilikien, Arsames, hatte die Absicht gehabt, diese Stadt zu halten. Als er aber von der schnellen Überschreitung des Tauros durch die Makedonen hörte, ergriff er die Flucht.¹ In Tarsos wurde das makedonische Heer zu längerem Aufenthalte genötigt, weil der König in heftige Krankheit verfiel. Aus schwerer Lebensgefahr wurde er durch den akarnanischen Arzt Philippos gerettet.² Nach seiner Genesung sandte er Parmenion nach den syrisch-kilikischen Toren, das heißt den Pässen, die den Übergang von Kilikien nach Syrien beherrschen, um diese zu besetzen.³ Er selbst machte noch einen erfolgreichen Zug gegen die Gebirgsbewohner Kilikiens, der dazu diente, die Unterwerfung des unwegsamen und rauhen Gebirgslandes wenigstens anzubahnen⁴, und marschierte dann nach Osten, dem Dareios entgegen. In Mallos erfuhr er, daß sein Gegner bei Sochoi, einem am östlichen Abhange des Amanosgebirges gelegenen Orte⁵, zwei Tagemärsche von dem „syrischen Tore“, dem heutigen Beilanpasse, lagere. Dareios hatte zuerst die Absicht, in der Ebene östlich vom Amanos, in einer für die Entfaltung seiner großen Streitmassen, insbesondere der Reiterei, geeig-

¹ Was Curtius III 4, 3 von einer planmäßigen Verwüstung des Landes durch Arsames zu berichten weiß, verträgt sich durchaus nicht mit der Darstellung Arrians II 4, 5. Die kleitarchische Überlieferung scheint — nach dem Vorbild des unausgeführten Planes Memnons — das Motiv der Verwüstung des eigenen Landes mehrfach verwendet zu haben, so auch nachher in der Erzählung vom Verfahren des Mazaeos.

² Vgl. Arr. II 4, 7 ff. Plut. Alex. 19. Curt. III 5 f. Just. XI 8. Diod. XVII 31, 4 ff. Val. Max. III 8 ext. 6.

³ Arr. II 5, 1, ausführlicher Curt. III 7, 6 f. Diod. XVII 32, 2. Es sind damit das sogenannte „kilikische Tor“ (der Paß Kara-Kapu oder Karanlık-Kapu), durch den man von Kilikien aus in die Küstenebene von Issos eintritt, im Norden des Golfes von Iskenderun, dann der zwischen Pajas und Alexandrette gelegene Strandpaß des Merkes oder Sarisaki (Paß am Jonaspfeiler), der, wie es scheint, im engeren Sinne als „syrisch-kilikisches Tor“ bezeichnet wird, und wahrscheinlich auch noch der Paß von Beilan, das „syrische Tor“, gemeint.

⁴ Das Werk der Unterwerfung sollte von dem bald darauf eingesetzten Satrapen Kilikiens, dem Balakros, fortgeführt werden. Vgl. Arr. II 12, 2. Diod. XVIII 22, 1.

⁵ Die genaue Lage vermögen wir nicht mehr anzugeben.

neten Stellung die Makedonen zu erwarten. Da aber das Herannahen Alexanders sich verzögerte, besorgte er, dieser möchte überhaupt nicht wagen, sich ihm in offener Feldschlacht zu stellen, und beschloß deshalb, seine Stellung zu verlassen und dem feindlichen Heere entgegenzugehen, um auf einem viel ungünstigeren Gelände den Kampf aufzunehmen. Was ihn — trotz der Warnungen, die ihm von kundiger Seite zuteil wurden¹ — dazu bewog, war jedenfalls vor allem das echtorientalische Vertrauen auf die Masse und die daraus hervorgehende Geringschätzung des Feindes, die uns allerdings nach den bisherigen Erfolgen der Makedonen schwer begreiflich erscheint. Dareios überschritt den Amanos auf einem der nördlichen Pässe, wahrscheinlich dem heutigen Arslan Boghas (Koprak Kalessi)², und trat so in die Küstenebene von Issos, die sich zwischen dem Golf von Iskenderun und dem Amanosgebirge ausdehnt, ein. Hier traf er aber Alexander nicht mehr, sondern dieser hatte die Küstenebene bereits durchzogen, schon den Strandpaß von Merkes überschritten und befand sich bei der wahrscheinlich in der Nähe des heutigen Alexandrette (Iskenderun) gelegenen Stadt Myriandros, im Begriff, von hier aus über den Beilanpaß die Hauptkette des Amanos zu überschreiten.

Alexander strebte, möglichst bald auf das Heer seines Gegners zu stoßen, um in offenem Kampfe mit ihm um die Herrschaft zu ringen.³ Er war von unbedingtem Offensivgeist erfüllt. Hierin lag

¹ Nach Arr. II 6, 3ff. und Plut. Alex. 20 war es der makedonische Überläufer Amyntas, der den Perserkönig dringend warnte, in der schmalen Küstenebene von Issos den Makedonen entgegenzutreten. Unrichtig ist jedenfalls die Darstellung des Curtius III 8, 1ff., wonach die griechischen Söldner unter Thymondas den Dareios, als er schon in die Küstenebene von Issos eingetreten war, ermahnten, mit dem ganzen Heere oder wenigstens einem Teile seiner Truppen nach den Ebenen Mesopotamiens zurückgehen. Wir bemerken hier bei Curtius dasselbe besonders enge Verhältnis zwischen den griechischen Söldnern und Dareios, das auch später, kurz vor dem Ende des Perserkönigs, in der wahrscheinlich auf Kleitarch zurückgehenden Tradition eine so große Rolle spielt. — Einen charakteristischen Widerhall fand das Vertrauen der Perser auf ihre numerische Überlegenheit auch in Athen; vgl. Aesch. III 164.

² Vgl. jetzt die ausführliche Beschreibung bei Janke, Auf Alexanders d. Gr. Pfaden S. 37ff.

³ Curtius III 7, 8ff. weiß zu erzählen, daß Alexander, nachdem er von Kilikien aus in die Strandebene von Issos gelangt sei, auf den Rat Parmenions beschlossen habe, auf diesem günstigen Gelände den Feind zu erwarten. Was

seine Stärke. Ein entscheidender Sieg über den persischen Großkönig selbst mußte auch, so mochte er wohl rechnen, seinen Rücken decken und seine Stellung in Griechenland, die namentlich durch die Pläne und Operationen Memnons bedroht worden war, von neuem sichern. Eine Niederlage konnte allerdings verhängnisvolle Folgen haben. Das Gebirge Amanos und die schmale Strandebene von Issos konnten eine solche zu einer vernichtenden Katastrophe werden lassen. Aber Alexander war von der Überlegenheit des makedonischen Heeres fest überzeugt. Die Siegeszuversicht, die ihn beseelte, die er auch seinen Makedonen mitzuteilen wußte, erklärt auch — wenngleich sie es vielleicht nicht unbedingt rechtfertigt —, daß er auf die Sicherung seiner Verbindung nach rückwärts anscheinend wenig bedacht war, und in den Pässen, die er überschritten hatte, keine Besatzung zurückließ.¹ Als er nun hörte, daß Dareios in seinem Rücken nach der Ebene von Issos marschiert sei, war er auf das äußerste erstaunt und wollte zuerst der Meldung keinen Glauben schenken. Nachdem sie aber durch ausgesandte Kundschafter bestätigt worden war, gab er sogleich den Befehl zur Umkehr, von um so größerer Siegesfreudigkeit erfüllt², weil er wußte, daß das Gelände, auf das sich Dareios begeben hatte, dem persischen Heere verhängnisvoll werden mußte.

Alexander führte sein Heer in geschlossener Marschkolonne über den Strandpaß, dann ließ er die einzelnen Abteilungen, soweit es das Terrain erlaubte, in die Frontlinie einschwenken, zunächst in Rottentiefe von 32, dann von 16, zuletzt von 8 Mann. Es kam ihm sehr zustatten, daß Dareios, nur mit der Aufstellung seiner eigenen Truppen zur Schlacht beschäftigt, keinen Versuch machte, die Make-

hier Parmenion für einen Kampf in der Küstenebene geltend macht, läßt Arrian (II 7, 3) später, in einem gewiß zutreffenderen Zusammenhange, den König selbst, in einer Rede an die Makedonen, aussprechen. Übrigens steht die Darstellung des Curtius mit seiner eigenen folgenden Erzählung 8, 13 (ebenso Plut. Alex. 20, beide wohl nach Kallisthenes) nicht in Einklang.

¹ Vgl. Arr. II 8, 1f.

² Was Curtius III 8, 20f. wieder von einem plötzlichen Umschlag der Stimmung des Königs berichtet — ein bei Curtius mehrfach wiederkehrendes Motiv der Darstellung —, ist wertlos. An sich angemessener Diodor XVII 33, 1. (Die hier dem Alexander zugeschriebene Erwägung kehrt allerdings in fast genau entsprechender Weise wieder 56, 4.) — Droysens lebhaft ausgeführte Schilderung der Mutlosigkeit des makedonischen Heeres ist nicht quellenmäßig begründet; aus den Worten Arrians II 7, 3: *παρεκάλει θάρσσειν* kann man jene Mutlosigkeit nicht erschließen.

donen, als sie sich aus dem Strandpasse in die allmählich breiter werdende Strandebene herauswickelten, anzugreifen.¹

¹ Unsere Hauptquellen für die Schlacht bei Issos sind Arrian II 8—11, der vornehmlich auf Ptolemaeos zurückgeht, und Kallisthenes bei Polyb. XII 17—22. Der Bericht Diodors (XVII 33f.) schildert die Schlacht durchaus unter dem Gesichtspunkte des persönlichen Kampfes zwischen Alexander und Dareios und bewirkt schon dadurch eine völlige Verschiebung des tatsächlichen Verlaufes. Curtius (III 8ff.) folgt in der Hauptsache derselben Quelle wie Diodor, hat aber mit dieser Darstellung in sehr unorganischer Weise Elemente der arrianischen Tradition verschmolzen. Vgl. meine „Forsch. z. Gesch. Alexanders d. Gr.“ S. 44ff. Plutarch Alex. 20 und Justin XI 9 bieten wenig. Kallisthenes hat anscheinend durch verschiedene Züge seines Schlachtbildes schon für die Vulgata, wie sie vornehmlich bei Diodor und Curtius vorliegt, ein Vorbild geschaffen. Wenn er nach Polyb. 22, 2 erzählt hat, *τὸν Ἀλέξανδρον σπουδάζειν κατὰ τὴν τάξιν, ἵνα κατὰ τὸν Δαρείου αὐτὸν ποιήσῃται τὴν μάχην*, so ist der Einfluß dieser Schilderung auf die Überlieferung der Vulgata (vgl. namentlich Diod. 33, 5: *ὁ δ' Ἀλέξανδρος πάντῃ τὴν ὄψιν βάλλον καὶ πνέδων κατιδεῖν τὸν Δαρείου* usw.) unverkennbar. (Wie ich nachträglich bemerkte, hat einen ähnlichen Schluß bereits Laudien, über d. Quellen zur Gesch. Alex. d. Gr. Leipz. Dissert. 1874 S. 29 gezogen. Vgl. auch Hackmann, Schlacht b. Gangamela S. 81, 2. Rüegg a. O. S. 11 Anm. 29. Dittberner, Issos S. 47.) Wenn weiter Curtius hervorhebt (III 9, 12), daß das makedonische Heer in einer Tiefe von 32 Mann marschiert sei, so läßt sich diese Angabe mit Wahrscheinlichkeit auch auf Kallisthenes zurückführen, der ausdrücklich diese Tiefe überliefert hat, Polyb. 19, 6 (vgl. auch schon Petersdorff, Diodorus, Curtius, Arrianus quibus ex fontibus expeditiones ab Alexandro in Asia usque ad Darei mortem factas hauserint, Königsb. Dissert. 1870 S. 23). Endlich dürfen wir wohl in der starken Betonung der Tapferkeit der thessalischen Reiterei (Diod. 33, 2) ein für die Erzählung des Kallisthenes charakteristisches Moment erblicken (vgl. oben S. 338, 1). Curtius berichtet nun III 11, 13: „Instabat fugientibus eques a Parmenione emissus“. Das steht zu der Darstellung Arrians und der eigenen folgenden des Curtius: „At in dextro Persae Thessalos equites vehementer urgebant“ (hier findet der Autor wohl wieder Anschluß an die arrianische Tradition; vgl. auch Forsch. z. Gesch. Alex. d. Gr. S. 47) in Gegensatz. Sollte nicht in der Notiz des Curtius noch eine Andeutung der wichtigen Rolle, die Kallisthenes den — unter Parmenion kämpfenden — thessalischen Reitern beigemessen zu haben scheint, zu erkennen sein? Die scharfe Kritik, die Polybios dem Schlachtbericht des Kallisthenes zu teil werden läßt, ist offenbar übertrieben, da die Angaben des Kallisthenes zum Teil durch Arrian bestätigt werden. — Die topographischen und kriegsgeschichtlichen Probleme der Schlacht bei Issos sind in der neueren Zeit verschiedentlich eingehend behandelt worden. Zu der in meinem Artikel über Alexander (P.-W. I S. 1421) angeführten älteren Literatur und den in der ersten Auflage dieses Buches genannten Autoren (Humann und Puchstein, Reisen in Kleinasien u. Nordsyrien S. 158ff. 202ff. A. Bauer, Jahresh.

Dareios hatte, als er von dem Herannahen der Feinde benachrichtigt worden war, zunächst eine starke Kavallerieabteilung und

d. österr. arch. Inst. II 1899 S. 105ff. Delbrück, *Gesch. d. Kriegskunst* 1. Aufl. I S. 154ff.) füge ich jetzt hinzu: Janke, *Auf Alexanders des Großen Pfaden*, 1904 S. 5—74. Gruhn, *Das Schlachtfeld von Issos* 1905. Dittberner, *Issos* 1908 (vgl. hierzu die Anzeige von Kromayer, *H. Z.* 112 S. 348ff.). Delbrück, *Gesch. d. Kriegskunst* 2. Aufl. I S. 183ff. Janke, *Klio* X S. 137ff. Vgl. auch Lenschau, *Burs. Jahresber.* 1907 Bd. 135 S. 146ff. Eine völlig einleuchtende Lösung der topographischen Fragen scheint mir bisher noch nicht gefunden zu sein. Ganz unhaltbar ist die Ansicht, die Gruhn über den Marsch des Dareios und die Lage von Issos entwickelt hat. Das wichtigste topographische Problem ist die Frage, welcher Fluß unter dem Pinaros zu verstehen ist. Im Gegensatz zu der vorher im allgemeinen herrschenden Anschauung, daß der Pinaros mit dem größten Fluß der Küstenebene von Issos, dem Deli-tschai, zu identifizieren sei, hat Delbrück die Auffassung vertreten, daß der weiter südlich fließende Pajas der Pinaros sei. Diese Auffassung ist dann weiter ausführlich und scharfsinnig in der manche wertvolle Erörterungen enthaltenden Schrift von Dittberner verfochten worden, nachdem auch schon Gruhn für sie eingetreten war. Doch kann sie gegenüber dem ausführlichen Nachweis, den ein militärisch sachkundiger Augenzeuge wie Janke geliefert hat, daß die Uferbildung des Pajas in seinem oberen und mittleren Lauf durch die Küstenebene mit der Schilderung unserer Quellen von dem Angriff Alexanders unvereinbar sei, kaum aufrechterhalten werden. Auch würde es, bei der Annahme, daß der Pinaros mit dem Pajas gleichzusetzen sei — wie ebenfalls bereits Janke hervorgehoben hat — auffallend sein, daß in unseren antiken Berichten der bedeutendste unter den Küstenflüssen gar keine Erwähnung gefunden haben sollte. Die topographischen Angaben des Kallisthenes scheinen an sich besser zur Pajashypothese zu stimmen. Sehr viel schwieriger ist es, seine militärische Schilderung mit ihr in Einklang zu bringen. Delbrücks Darstellung beruht auf der Voraussetzung, daß die persischen Streitkräfte an Zahl nicht nur nicht den makedonischen überlegen gewesen seien, sondern sogar hinter diesen zurückgestanden hätten (in der zweiten Auflage seines Werkes nimmt er etwa 20000 bis 25000 Perser gegen 25000 bis 30000 Makedonen an). Das heißt aber doch nicht die zum Teil großen Übertreibungen in den Zahlenangaben der Alten durch Sachkritik beseitigen, sondern die Voraussetzungen selbst, unter denen die antike Überlieferung entstanden ist, von denen auch die besten und sachkundigsten Vertreter dieser Überlieferung ausgehen, verneinen. Die Vorstellung, daß das Heer des Dareios an Zahl das makedonische übertroffen habe, daß für die Entfaltung seiner numerischen Überlegenheit die Aufstellung in der schmalen Küstenebene ungünstig gewesen sei, liegt auch dem militärisch sachverständigen Berichte des Ptolemaeos zugrunde. Diese völlige Emanzipation der „Sachkritik“ von der Überlieferung, in dem Sinne, daß die Sachkritik nicht bloß die Überlieferung prüft und berichtigt, sondern sich zum Teil geradezu an ihre Stelle setzt, macht in willkürlicher Weise das rationalistische Urteil

ein ansehnliches Korps von Leichtbewaffneten über den Fluß Pinaros, der die Küstenebene von Issos durchfließt, vorgeschoben, um unter ihrem Schutze ungestört sein Heer hinter dem Flusse in Schlachtordnung aufstellen zu können; nach Beendigung der Aufstellung nahm er sie über diesen zurück.¹ Die vordere Schlachtreihe nahmen vor allem das Elitekorps des persischen Heeres, die hellenischen Söldner, und, auf ihren beiden Seiten, die nach hellenischer Art schwer bewaffneten Kardaker ein. Der Fluß mit seinen abschüssigen Ufern wurde als Deckungslinie benutzt und diese Linie zum Teil noch durch aufgeworfene Erdwerke verstärkt. Die Reiterei stellte Darcios zum weit überwiegenden Teile auf dem rechten Flügel, nach dem Meere zu, auf, weil sich hier in der geräumigeren Ebene bessere Gelegenheit zu ihrer Entwicklung bot.² Das übrige Heer stand hinter der vorderen Schlachtreihe in beträchtlicher, für

des einzelnen Forschers zur alleinigen Norm für die Rekonstruktion des geschichtlichen Hergangs. In Wahrheit verliert aber dadurch die Kritik den Boden unter den Füßen. Unzulässig ist es, mit Dittberner (S. 148. 172) (vgl. auch Delbrück, Gesch. d. Kriegskunst I² S. 198) aus Curtius' Darstellung eine Aufstellung von 32 Mann Tiefe in der Schlacht für die makedonische Phalanx zu entnehmen. Denn diese Angabe stammt wahrscheinlich aus Kallisthenes und bezeichnet nur ein Moment in der allmählichen Breitenentfaltung des makedonischen Heeres, worauf ja auch Curtius selbst deutlich genug hinweist (III 9, 12).

¹ Curtius (III 8, 28) schreibt diesem Manöver, in Verdrehung der bei Arrian vorliegenden Tradition, eine andere Bedeutung zu.

² A. Bauer S. 116 meint, daß die griechischen und kardakischen Hopliten nicht bis zur Mündung des Pinaros aufgestellt gewesen seien, sondern nur in dem oberen Teile der Ebene am Flusse, in deren westlichem Teile aber quer von Osten nach Westen bis ans Meer hin gestanden hätten, während die Reiter vor den Hopliten in dem Zwischenraume zwischen jener Schlachtlinie und dem nicht direkt nach Westen, sondern nach Südwesten fließenden Pinaros gehalten hätten. Diese Annahme, so bestechend sie zunächst erscheint, läßt sich doch mit unserer Überlieferung nicht in Einklang bringen. In dieser wird hervorgehoben, daß der Fluß überhaupt der Aufstellung der Hoplitenlinie des Dareios zur Deckung diene, nicht bloß zu einem Teile; vgl. Arr. II 10, 1. Kallisthenes bei Polyb. 17, 7. An letzterer Stelle wird ausdrücklich und unzweideutig gesagt, daß Dareios die Reiterei am Meere, im Anschluß daran die Hopliten am Fluß entlang aufgestellt habe, und ganz entsprechend bemerkt Arr. II 11, 2, daß die Reiterei der Perser sich nicht eher zur Flucht gewandt habe, *πρὶν ἀπορραγῆναι σφῶν τοὺς μισθοφόρους*. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß Dareios einen Teil seiner Hopliten dadurch, daß er die Reiterei vor ihnen aufstellte, von vornherein an wirksamem Eingreifen in den Kampf verhindert habe.

freiere Entfaltung der Massen wenig geeigneter Tiefe. Ein besonderes Korps wurde dazu bestimmt, an den Abhängen eines Gebirgsvorsprunges Aufstellung zu nehmen, um dem makedonischen Heere in die Flanke oder in den Rücken zu fallen.

Alexander hatte die Absicht, mit dem von ihm selbst befehligten rechten Flügel, insbesondere mit der hier aufgestellten Reiterei, der sich nach links die Hypaspisten anschlossen, den entscheidenden Offensivstoß zu unternehmen, den linken, unter Parmenions Kommando stehenden Flügel dagegen mehr zurückzuhalten. Um seinen Vorstoß recht wirksam zu gestalten, gedachte er, wie es scheint, ursprünglich den rechten Flügel möglichst stark zu machen und deshalb außer der makedonischen auch die thessalische Reiterei hier aufzustellen, auf dem linken Flügel aber bloß die Reiterei der Bundesgenossen. Als er aber bemerkte, daß der rechte Flügel der persischen Aufstellung von besonderer Stärke sei, sandte er, in der Besorgnis, der linke makedonische Flügel möchte durch die feindliche Übermacht aufgerollt werden und die Perser könnten dann dem makedonischen Heere in die Flanke fallen, die thessalische Reiterei — hinter der Front, damit das Manöver von den Feinden unbemerkt bliebe — zur Verstärkung seines schwächeren linken Flügels. Gegen die Perser, die am Gebirgsvorsprung zum Zwecke der Umgehung des feindlichen Heeres Stellung genommen hatten, stellte er einen Teil seiner Leichtbewaffneten — im Winkel zur makedonischen Frontlinie — auf. Diese trieben bald die ihnen gegenüberstehenden Feinde zurück, und Alexander konnte den größten Teil von ihnen zurücknehmen, um seine eigene Frontlinie weiter nach rechts auszudehnen und so eine Überflügelung durch die Perser zu verhindern.

Als die Makedonen der feindlichen Aufstellung nahe gekommen waren, machte Alexander, der bis dahin sein Heer sehr vorsichtig und langsam geführt hatte, um es nicht in Unordnung geraten zu lassen, an der Spitze seiner Reiterei einen energischen Angriff auf den linken persischen Flügel und brachte diesen hierdurch in völlige Auflösung. Dareios, der sich in der Mitte der persischen Schlachtaufstellung befand¹, ergriff, sobald er den Erfolg des gegnerischen Vor-

¹ Die bei Diodor und Curtius erhaltene, vor allem auf Kleitarch zurückgehende Vulgataüberlieferung läßt den Perserkönig auf dem linken Flügel kämpfen (Curt. III 9, 4; ebenso bei Gaugamela Diod. 58, 1. 59, 2. Curt. IV 14, 8). Diese Umbildung der Tradition ist dadurch entstanden, daß das Schwergewicht

stoßes bemerkt hatte, die Flucht. Durch das rasche Vorgehen Alexanders wurde aber die makedonische Schlachtlinie selbst etwas auseinandergerissen. Während die an die makedonische Reiterei sich anschließenden Abteilungen des Fußvolkes, insbesondere die Hypaspisten, den Reiterangriff energisch unterstützten, vermochte derjenige Teil der Phalanx, der in der Mitte der makedonischen Aufstellung stand, nicht so schnell zu folgen, um so weniger, als die steilen Ufer des Flusses das Vordringen hinderten. Diese Sachlage benutzten die griechischen Söldner und warfen sich gerade da, wo sich die Lücke gebildet hatte, mit großer Wucht auf die makedonischen Phalangiten. Es entspann sich hier ein sehr hitziger und hartnäckiger Kampf. Auch der linke makedonische Flügel wurde eine Zeitlang durch den erfolgreichen Angriff der ihm gegenüberstehenden persischen Reiterei, die sogar, zur Offensive übergehend, den Fluß überschritten hatte, bedrängt. Die thessalische Reiterei hatte große Mühe, sich dieses Angriffes zu erwehren. Unterdessen war aber der siegreiche makedonische rechte Flügel von der Verfolgung des Feindes nach links abgeschwenkt und den griechischen Söldnern in die Flanke gefallen und hatte dadurch ihre Niederlage bewirkt. Da hielt auch die Reiterei auf dem rechten persischen Flügel, die sich der Gefahr einer völligen Umgehung ausgesetzt sah und jetzt die Kunde von der Flucht des Großkönigs selbst erhielt, nicht mehr stand, sondern warf sich in die Flucht.

So endete diese bedeutungsvolle Schlacht, die im Spätherbst des Jahres 333¹ geliefert wurde. Seit den Tagen von Salamis und Plataeae hatte die antike Welt nicht wieder eine solche Entscheidung erlebt. Die Bedeutung des Sieges war um so größer, da der Großkönig auf dem Boden seiner eigenen Herrschaft eine völlige Niederlage erlitten hatte. Dem siegreichen makedonischen König stand jetzt der Weg nach Osten, in das Innere des Perserreiches, offen. Warum schlug er diesen Weg nicht ein? Warum ließ er dem Gegner Zeit, zu abermaligem Ringen in offener Feldschlacht neue Streitkräfte zu sammeln? Die Antwort hierauf ergibt sich aus dem Zusammenhang dessen, was Alexander nach der Schlacht bei Issos durchführte. Und gerade hier zeigt sich uns wieder seine Größe als

der Entscheidung in der kleitarchischen Darstellung auf den persönlichen Kampf zwischen Alexander und Dareios verlegt worden war.

¹ Arr. II 11, 10.

Feldherr und Staatsmann. Sein Charakter vereinigte Eigenschaften, die scheinbar große Gegensätze bildeten. Mit einer erstaunlichen Kraft der Phantasie, der kein Ziel zu weit und zu hoch war, mit der Kühnheit des Entschlusses, die vor keiner Schwierigkeit zurückschreckte, verbanden sich Besonnenheit und Umsicht in der Ausführung seiner Pläne, in der Prüfung und Wahl der Mittel, die ihm zu Gebote standen. Es ist kein Zweifel, daß ihm schon damals, nach dem ersten entscheidenden Siege über Dareios, das Idealbild einer Herrschaft von gewaltiger Ausdehnung vor der Seele stand. Aber nicht als ein Abenteurer wollte er diesem Ziele nachjagen, sondern er suchte eine möglichst breite und feste Grundlage für den großartigen Herrschaftsbau, den er plante, zu gewinnen. Eine gründliche militärische und politische Ausnutzung des Sieges war sein nächstes Ziel. Solange er nicht im Rücken einigermaßen gesichert war, konnte er es kaum wagen, tiefer in das Innere des persischen Reiches einzudringen. Zunächst handelte es sich vor allem um eine völlige Besetzung der östlichen Mittelmeerküste, namentlich des phönikischen Küstengebietes. Eine Unterwerfung Phönikiens beraubte nicht nur die feindliche Flotte des Rückhaltes für ihre Operationen, sondern eröffnete zugleich auch die Aussicht, daß die phönikische Flotte selbst zu Alexander überging. Dann wurde die persische Seemacht gebrochen, Alexanders maritime Streitkräfte dagegen gewannen einen entscheidenden Zuwachs. Er wurde Meister des gesamten östlichen Mittelmeergebietes. Die persische Macht wurde dann gänzlich von der Verbindung mit dem Mittelmeer und somit zugleich von der Fühlung mit Griechenland abgeschnitten. Eine von Griechenland gegen Alexander ausgehende kriegerische Aktion wurde dadurch isoliert. Die Gefahr einer solchen, auf den Bund mit der persischen Flotte und auf persische Geldmittel sich stützenden griechischen Erhebung bestand aber damals in hohem Maße. Insbesondere war es Sparta, das immer mehr zum Mittelpunkt einer antimakedonischen Bewegung in Griechenland wurde.¹

Zuerst schien es, als würden die phönikischen Seestädte dem makedonischen König überhaupt keinen ernsthaften Widerstand entgegensetzen. Arados, Byblos, Sidon ergaben sich ihm bereitwillig. Die Erbitterung gegen die persische Herrschaft, welche die

¹ Arr. II 13, 4 ff. 15, 5. Curt. IV 1, 38 ff. Diod. XVII 48, 1 f.

blutige Niederwerfung des phönikischen Aufstandes durch Artaxerxes Ochos erzeugt hatte, wirkte namentlich bei den Sidoniern, die damals am schwersten getroffen worden waren, nach¹ und kam jetzt Alexander zugute. Auch die Tyrier boten anfangs durch Gesandte ihre Unterwerfung an. Als aber Alexander erklärte, daß er dem Herakles von Tyros (dem Melkart) in seinem Heiligtum opfern wolle, änderten sie ihre Haltung und verweigerten dem makedonischen Herrscher den Eintritt in ihre Stadt, in der Absicht, zwischen der makedonischen und persischen Macht eine Art neutraler Stellung zu behaupten. Alexander hatte durch das Opfer, das er dem Stadtgotte von Tyros darzubringen gedachte, zunächst wieder seine Abkunft von Herakles², den die Hellenen mit Melkart gleichsetzten, vor der Welt bezeugen und namentlich auch den Tyriern gegenüber zum Ausdruck bringen wollen. Zugleich würde er aber damit auch als der eigentliche Rechtsnachfolger der tyrischen Könige, als der, dem der Gott von Tyros die Oberherrschaft über die Stadt verliehen habe, erschienen sein. Die Tyrier sahen deshalb in der Absicht Alexanders einen Eingriff nicht nur in ihre religiöse, sondern auch in die politische, eng mit jener zusammenhängende Autonomie. Sie mochten wohl besorgen, daß die Macht des makedonischen Königs, der eben im Begriffe stand, das östliche Mittelmeergebiet zu einem geschlossenen Bereiche seiner Herrschaft zu gestalten, sich viel unmittelbarer und gewaltiger auf sie legen werde, als die des persischen Großkönigs. Darum entschlossen sie sich zum Widerstande im Vertrauen auf die natürliche Festigkeit ihrer Stadt, vielleicht auch in der Hoffnung auf Unterstützung durch die Karthager.³

¹ Arr. II 15, 6.

² Vgl. auch Arr. II 18, 1. Plut. Alex. 24.

³ Vgl. Diod. XVII 40, 3. Just. XI 10, 12. Meltzer, Gesch. d. Karthager, I S. 346f. 521. — Die Hauptquellen für die Geschichte der Belagerung von Tyros sind: Arr. II 16ff. Diod. XVII 40ff. Curt. IV 2ff. Den wichtigsten und sachkundigsten Bericht gibt Arrian. Curtius stimmt größtenteils, vielfach bis in das Einzelne, mit Diodor überein, zeigt aber auch Berührungen mit der arrianischen Tradition (vgl. meine Forsch. z. Gesch. Alex. d. Gr. S. 49ff.) Verschiedentlich wird die ihm vorliegende Überlieferung auch in willkürlicher Weise durch eigene Zurechtmachung umgebildet (vgl. auch Schwartz, P.-W. IV S. 1875). Besonders charakteristisch und unbestreitbar zeigt sich die Verschmelzung verschiedener Überlieferungen Curt. IV 3, 2ff., verglichen mit Arr. II 19, 1ff. und Diod. XVII 42, 5f. Curtius gibt in Einklang mit Arrian auch die Tätigkeit Alexanders außerhalb der Belagerung von Tyros, insbesondere

Die Stadt lag auf einer dem Festlande vorgelagerten Insel und war durch eine starke Mauer noch besonders geschützt. Die beiden Häfen, von denen der eine, der sidonische, nach Norden, der andere, der den Namen des ägyptischen führte, nach Süden zu gelegen war, wurden von einer, wie es schien, reichlich genügenden Anzahl tyrischer Schiffe besetzt gehalten. Auf dem Meere hatte die persisch-phönikische Flotte die Oberhand. So meinten die Bewohner der Inselstadt, der Macht eines Feindes, der alle seine bisherigen Erfolge zu Lande errungen hatte, trotzen zu können.

Alexander versuchte zunächst durch den Bau eines Dammes die Insel mit dem Festlande zu verbinden und auf diesem Wege seine Maschinen an die Stadt heranzubringen. Es gelang aber den geschickten Machinationen der Tyrier, den Damm und die auf diesem aufgestellten Maschinen fast ganz wieder zu zerstören. Alexander ließ sich allerdings dadurch nicht von dem Bau eines neuen Dammes, den er diesmal in größerer Breite aufführte, abhalten; indessen verschloß er sich der Überzeugung nicht, daß nur der Besitz einer Flotte ihn zum Ziele bringen könne, zumal da die Mauer der Stadt gerade auf der Seite des Dammes so stark war, daß ein Angriff wenig Aussicht auf Erfolg bot. Er begab sich deshalb nach Sidon, um eine Flotte aufzubieten. Hier nun erntete er erst den vollen Erfolg der vorhergegangenen Unterwerfung der phönikischen Städte. Die Führer der phönikischen Flotte hatten auf die Kunde, daß Alexander ihre Heimatstädte gewonnen hatte, sich von Autophradates, dem Befehlshaber der persischen Flotte im ägäischen Meere, losgesagt, waren in die Heimat zurückgekehrt und

seine Maßregeln zur Bildung der Flotte, vgl. vor allem Curt. 3, 11 mit Arr. 20, 5f. Hiervon ist bei Diodor nicht die Rede. Bei ihm ist alles Interesse auf die Belagerung von Tyros selbst konzentriert, die Flotte von vornherein zu Alexanders Verfügung. Sehr bezeichnend ist es wieder, wie Curtius mit dieser arrianischen Tradition die diodorische verknüpft. Beide Autoren, Diodor wie Curtius, berichten, daß Alexander zweimal in dem Entschlusse, die Belagerung von Tyros durchzuführen, wankend geworden sei (Curt. 3, 11. 4, 1. Diod. 42, 6. 45, 7; vgl. auch Anon. in Rev. des études grecques V S. 321 c. 4). Während Diodor im ersten Falle nur das Motiv des Ehrgeizes des Königs als entscheidend für die Fortsetzung der Belagerung hervorhebt, fügt Curtius hier ein ihm mit Arrian gemeinsames Überlieferungsmoment ein und läßt die Ermutigung des Königs durch die Ankunft der Verstärkungen für Flotte und Landheer bewirkt werden. — Ausführlicher behandelt haben die Quellenberichte über die Belagerung von Tyros Glück, de Tyro ab Alexandro Magno oppugnata et capta, Königsb. Dissert. 1886. Rüegg a. O. S. 58 ff., dessen

stellten ihre Schiffe dem makedonischen König zur Verfügung.¹ Bald darauf erschienen auch die Kyprier und Rhodier, und Alexander konnte so eine stattliche Flotte von mehr als 200 Schiffen gegen Tyros führen. Belagerungsmaschinen waren auf den Befehl des Königs in großer Anzahl gebaut worden; von den verschiedensten Seiten her wurden sie jetzt an die Stadt herangebracht. Ein zunächst erfolgreich begonnener Versuch der Tyrier, von dem einen Hafen aus die feindliche Flotte zu überrumpeln, endete infolge der rechtzeitigen Dazwischenkunft Alexanders selbst mit einer Niederlage. Die tyrischen Schiffe konnten die Blockade, die durch die überlegene Flotte der Gegner ausgeführt wurde, nicht mehr durchbrechen und so den Belagerten keinen Nutzen mehr bringen. Mit hartnäckiger Ausdauer und großem Geschick versuchten allerdings die Tyrier durch Gegenmaßregeln aller Art die Wirkung von Alexanders Maschinen zu brechen. Sie vermochten dadurch auf die Dauer nicht, das vernichtende Geschick von ihrer Stadt abzuwenden. Es gelang den Belagerern, am südlichen Teil der Mauer eine Bresche zu legen. Alexander selbst unternahm an der Spitze der Hypaspisten hier einen entscheidenden Angriff. Die Makedonen drangen in die Stadt ein, und zugleich wurden die beiden Häfen von der Flotte Alexanders genommen. So wurde Tyros nach einer Belagerung von 7 Monaten erobert (Juli/August 332). Ein schweres Strafgericht brach über die Bevölkerung herein. Eine große Anzahl wurde bei der Einnahme der Stadt niedergemacht; gegen dreißigtausend Menschen sollen in die Sklaverei verkauft worden sein.²

Die Belagerung von Tyros hatte den Siegeszug Alexanders nicht unwesentlich aufgehalten. Der Fall der altberühmten Handelsstadt mußte jetzt den Nimbus seiner Macht gewaltig steigern. Er wurde zu einem neuen, weithin wirkenden Wahrzeichen der unwiderstehlichen Gewalt des makedonischen Eroberers. Tyros hat sich später

Versuch, auch bei Diodor die Spuren arrianischer Tradition aufzudecken, mir nicht gelungen scheint. Keller, *Alex. d. Gr. nach der Schlacht bei Issos*, Berlin 1904 S. 25 ff. gibt wenig Erhebliches.

¹ Die tyrischen Schiffe unter dem Könige Azemilkos scheinen damals auch nach ihrer Heimat zurückgekehrt zu sein; vgl. Arr. II 24, 5 mit 15, 7.

² Die romantische Geschichte, die Diodor XVII 47 von Abdalonymus, einem Abkömmling des alten Fürstenhauses, erzählt, verlegen Curtius IV 1, 19 f. Just. XI 10, 8 f. — wenn an der ganzen Geschichte überhaupt etwas Wahres ist — jedenfalls richtiger nach Sidon.

zu gewisser Blüte erhoben, allein seine alte Bedeutung hat es nie wiedergewonnen. Sein Widerstand gegen Alexander war — so dürfen wir wohl überhaupt sagen — der letzte große Kampf des phönikischen Elementes um eine beherrschende oder wenigstens bedeutende Stellung im östlichen Mittelmeergebiet. Der Untergang der mächtigen Stadt bahnte dem Siege des Hellenismus im Osten des Mittelmeeres den Weg. Die königlichen Gründungen, die durch Alexander und seine Nachfolger in diesen Gegenden hervorgerufen wurden, drängten die alten phönikischen Städte bald in den Hintergrund. Das ägyptische Alexandria vornehmlich verkörpert in seinem Emporkommen erst die dauernde Bedeutung des Sieges, den der makedonische Herrscher über die mächtigste unter den phönikischen Städten errungen hatte.

Nach dem Falle von Tyros durfte sich Alexander als den Herrn des syrisch-phönikischen Küstengebietes betrachten. Die persische Macht war fast völlig vom Mittelmeer abgedrängt, und nur durch große kriegerische Erfolge konnten die verlorenen Landschaften, die keinen Zusammenhang mehr mit der persischen Herrschaft hatten, vom Großkönig wiedergewonnen werden. Wir können es deshalb durchaus nicht als der damaligen Sachlage widersprechend ansehen, wenn Dareios, durch die bisherigen Mißerfolge entmutigt, dem makedonischen König Friedensanerbietungen machte, in denen er die von Alexander gewonnenen Gebiete dauernd in dessen Besitze zu lassen versprach. Schon bald nach der Schlacht bei Issos hatte er eine Gesandtschaft an seinen Gegner geschickt, durch die er diesem Freundschaft und Bundesgenossenschaft anbot und ihn zugleich bat, die gefangenen Mitglieder der persischen Königsfamilie ihm zurückzugeben. Die ablehnende Antwort, die Alexander hierauf erteilte, ist uns ausführlich erhalten¹; sie zeigt in sehr charakteristi-

¹ Arr. II 14, 4 ff. Curtius (IV 1, 10 ff.), der auch ebenso wie Arrian Thersippus als Gesandten Alexanders an Dareios erwähnt, zeigt unverkennbare Berührungen mit dem von Arrian mitgeteilten Text des Briefes. Aber es liegt bei ihm eine Bearbeitung vor, die sich viel weiter von dem Original entfernt. Beloch, Gr. Gesch. II S. 640, 1 bezweifelt die Echtheit des Schreibens. Seine Gründe sind durchaus nicht beweisend und gehen von einer unzutreffenden Auffassung der allgemeinen Stellung Alexanders und seiner politischen Pläne nach der Schlacht bei Issos aus. Beloch meint, der Umstand, daß Alexander einen Gesandten an den Perserkönig geschickt habe, lasse schließen, daß er Unterhandlungen mit seinem Gegner nicht abgewiesen habe. Wie unsicher dieser Schluß ist, leuchtet ein. Der Inhalt des Briefes, wie ihn

scher Weise, wie sein Herrschaftsgedanke bereits damals weit über die Grenzen dessen, was er bisher erreicht hatte, hinausging. Nachdem er auf die früheren Frevel der Perser gegen Hellas hingewiesen und die Feindseligkeiten, die das persische Königtum seinem Vater Philipp und ihm selbst erwiesen habe, hervorgehoben hat, ermahnt er Dareios zum Schluß, sich ihm nicht als gleichberechtigter Herrscher gegenüberzustellen, sondern, was er wünsche, von ihm als dem Herrn seines gesamten Reiches, als dem König Asiens zu erbitten. Wenn er ihn nicht als solchen anerkennen wolle, möge er ihm zu neuem Entscheidungskampfe um den Besitz seiner Herrschaft entgegentreten.

Wir sehen also hier schon Alexanders Seele erfüllt von dem Gedanken einer Herrschaftsgewalt, die keine andere selbständige, noch weniger eine gleichberechtigte Macht neben sich duldet. Es ist ein Königtum, das eben, wo es im Begriffe steht, den letzten Vertreter

Arrian überliefert, enthält durchaus nichts, woran wir Anstoß zu nehmen Anlaß hätten. Einzelne der hier gemachten Angaben stimmen mit neuen Aufschlüssen, die wir aus Didymos gewonnen haben, überein (vgl. Arr. 14, 5 mit Didym. 10, 54 ff.). Vor allem ist der Hinweis Alexanders auf das ihm zugefallene Königtum von Asien sehr charakteristisch und wahrscheinlich. Die Ablehnung, die der makedonische Herrscher bald darauf den weitgehenden Anerbietungen des Dareios zuteil werden läßt, bestätigt die Glaubwürdigkeit des Schreibens. Denn diese ablehnende Antwort wird ja gerade aus der in unsern Briefen sich spiegelnden Anschauung Alexanders verständlich. Die Zurückweisung der Anerbietungen des Perserkönigs ist die Konsequenz des Anspruches auf das asiatische Großkönigtum, wie ihn Alexander in seinem Schreiben an Dareios vertritt. Es ist unrichtig, wenn Beloch für die Zeit der zweiten Gesandtschaft des persischen Herrschers eine so wesentliche Veränderung der politischen und militärischen Sachlage annimmt, daß sich daraus die Veränderung in dem Verhalten Alexanders in bezug auf einen Ausgleich mit seinem Gegner erklären ließe. Die Auflösung der persischen Flotte verschaffte allerdings dem makedonischen König eine große Erleichterung, war aber eine von ihm selbst wohl in Rechnung gezogene Folge seines Sieges über Dareios, eine Konsequenz der beherrschenden Stellung, die er nach jenem Siege beanspruchte und durch die Besetzung der syrisch-phönikischen Küste sogleich zur Geltung zu bringen versuchte. Von Belochs Voraussetzungen aus müßten wir nicht bloß die Authentie des Schreibens sondern auch die wesentliche Geschichtlichkeit seines Inhalts bestreiten. Wir würden dann zu dem Schlusse kommen müssen, daß der wahre geschichtliche Sachverhalt durch das angebliche Schreiben des makedonischen Königs völlig gefälscht sei. Das, was Arrian über die Sendung des Thersippos sagt: *παράγγειλας τὴν ἐπιστολὴν δοῦναι Δαρείῳ, αὐτὸν δὲ μὴ διαλέγεσθαι ὑπὲρ μηδενός*, würde geradezu das Gegenteil der Wahrheit sein.

der Achämenidenherrschaft völlig niederzuwerfen, als Siegespreis zugleich die Rechtstitel orientalischen Großkönigtums in sich aufnimmt, ein Königtum, in dem die unermeßlichen Ansprüche einer gewaltigen Herrscherpersönlichkeit sich mit den Traditionen längst bestehender Herrschaftszusammenhänge verbinden. Wenn schon Isokrates in einer gewiß doch auch Alexander bekannt gewordenen Äußerung in seinem „Philippos“¹ den Nachkommen des Herakles einen stärkeren inneren Anspruch als den Nachkommen des Kyros auf die größte königliche Machtvollkommenheit zuerkennt, so war der junge makedonische Heraklide jetzt im Begriff, diesen Anspruch zu verwirklichen. Seine unendliche Überlegenheit an persönlicher Kraft und Tugend begründete ihm, als dem würdigen Sproß seines göttlichen Ahnen, das Recht auf den Besitz der höchsten Gewalt der damaligen Welt, des Großkönigtums.

Dareios ließ sich durch die ablehnende Antwort, die er von Alexander empfing, nicht abhalten, neue Unterhandlungen zu versuchen. Noch während der Belagerung von Tyros traf wieder eine Gesandtschaft des Perserkönigs im makedonischen Hauptquartier ein, die diesmal durch verlockende Anerbietungen den makedonischen Herrscher für einen Friedensschluß günstig zu stimmen suchte. Dareios versprach, ihm das gesamte Land westlich des Euphrat abzutreten, für die gefangene persische Königsfamilie 10 000 Talente Lösegeld und eine seiner Töchter zur Gemahlin zu geben.² Es war ein

¹ Isokr. V 132.

² Arr. II 25, 1 ff. Die anderen Quellen (Plut. Alex. 29. Diod. XVII 54. Curt. IV 11, 1 ff. Just. XI 12, 8 ff.) verlegen sämtlich diese Gesandtschaft des Dareios in eine spätere Zeit, die drei letztgenannten jedenfalls erst unmittelbar vor die Schlacht bei Gaugamela. Die Diodor, Curtius und Justin gemeinsame Überlieferung, die wahrscheinlich auf Kleitarch zurückgeht (Diod. XVII 39, 1. 54, 1. Curt. IV 5, 1 ff. Just. XI 12, 3 — auch die an Alexander gerichtete Mahnung des Dareios, im Glücke sich nicht zu überheben, weist bei Diod. 39, 1 und Curt. IV 5, 2 f. auf die gemeinsame Quelle hin —), berichtet von einem früheren Vorschlage des Dareios, das Land bis zum Halys an Alexander abzutreten, wovon Arrian nichts weiß. Curtius und Justin haben drei Friedensgesandtschaften; ihre Erzählungen beruhen, wie ich in den „Forsch. z. Gesch. Alex. d. Gr.“ S. 120 nachgewiesen habe, auf einer Verschmelzung und Zurechtmachung der verschiedenen bei Arrian und Diodor vorliegenden Traditionen. Den Versuch von E. Schwartz, P.-W. IV S. 1884, auch bei Diodor drei Verhandlungen herauszuschälen, kann icht nicht als gelungen ansehen. Diodor kommt c. 54, 1 noch einmal auf die schon früher erwähnten Friedensanträge des Dareios zurück; es ist meines Erachtens —

Zugeständnis, das durch die damalige politische und militärische Lage begründet war, aber immerhin ein großes Entgegenkommen

bei der wesentlichen inhaltlichen Übereinstimmung der beiden Stellen — unmöglich, in der c. 54 erwähnten Gesandtschaft des Perserkönigs eine andere zu sehen, als diejenige, von der an der früheren Stelle (c. 39) berichtet wird. Diodors Quelle kann nicht erzählt haben, daß Dareios seinem Gegner zweimal dasselbe Anerbieten gemacht habe. Curtius (IV 11, 1) und Justin (XI 12, 8) motivieren die Absendung der dritten Friedensgesandtschaft durch Dareios, die Alexander nach ihnen erst kurz vor der Schlacht bei Gaugamela empfängt, mit dem Edelmut, den Alexander gegen die gefangenen persischen Königsfrauen, insbesondere gegen die damals ihrer Krankheit erlegene Gemahlin des Perserkönigs, gezeigt habe. Dieses Motiv fehlt auch bei Diodor nicht (vgl. c. 54, 2: *ἐπαινῶν αὐτὸν ἐπὶ τῷ καλῶς κεχρησθαι τῇ τε μητρὶ καὶ τοῖς ἄλλοις αἰχμαλώτοις*), doch kann es nicht das entscheidende für die Verlegung der Friedensgesandtschaft des Dareios in die Zeit unmittelbar vor der Schlacht bei Gaugamela gewesen sein, da Diodor c. 54, 7 — abweichend von Justin und Curtius — den Tod der Gemahlin des Dareios erst nach der Friedensgesandtschaft erzählt. (Danach ist meine Erörterung in „Forsch. z. Gesch. Alex.“ S. 8 Anm. zu berichtigen.) In dem *λεγόμενον* bei Arr. IV 20, 1ff. wird die Benachrichtigung, die der Perserkönig über die edelmütige Behandlung seiner Angehörigen durch Alexander erhält (vgl. auch Karystios b. Athen. XIII 603c), in die Zeit kurz nach der Schlacht bei Issos verlegt. Wodurch nun die Verschiebung der letzten Friedensgesandtschaft ursprünglich veranlaßt worden ist, vermögen wir nicht mehr mit Sicherheit festzustellen. Wahrscheinlich sollte dadurch das dramatische Moment der Erzählung verstärkt werden. Die Bereitwilligkeit des Dareios, Alexander als einem edlen Gegner entgegenzukommen, mußte nach der Vollendung der ungeheuren Rüstungen des Perserkönigs in eine um so hellere Beleuchtung treten, vielleicht sollten auch die Furchtlosigkeit und der Mut Alexanders dadurch gewinnen, daß er die Anerbietungen des ihm jetzt in neuer Machtentfaltung gegenüberstehenden Perserkönigs ablehnte. Die Steigerung des Motivs der Großmut gegen die gefangenen Perserinnen durch die Betonung der Trauer des makedonischen Königs über den Tod der Gemahlin des Dareios hat in der bei Curtius und Justin erhaltenen Tradition den Grund für die Verschiebung der letzten Friedensgesandtschaft in die Zeit kurz vor der Schlacht bei Gaugamela noch verstärkt. In Plutarchs Darstellung (Alex. 30), die sonst, abgesehen von einer stärkeren Ausprägung der spezifisch iranischen Färbung, auf das engste mit der des Curtius verwandt ist, findet sich diese Verflechtung der Friedensanerbietungen des Perserkönigs mit dem Tode seiner Gemahlin und dem dabei zutage tretenden edelmütigen Verhalten Alexanders noch nicht. Vielleicht können wir bei Diodor noch eine Spur der echten Tradition entdecken; denn wenn er c. 54, 2 sagt: *ὡς δ' οὐ προσεῖχεν* (sc. *Ἀλέξανδρος*) *αὐτῷ, πάλιν ἐξέπεμψεν ἄλλους πρέσβεις* (sc. *Λαρσείας*), so scheinen die Worte: *ὡς δ' οὐ προσεῖχεν αὐτῷ* auf einen ursprünglich kürzeren Zwischenraum zwischen der ersten und zweiten Friedensverhandlung hinzudeuten. — Ich habe die oben im Texte gegebene Darstellung

des „Königs der Könige“ bewies. Das Gebiet, das dadurch unter Alexanders Herrschaft gekommen sein würde, gehörte im wesentlichen der Mittelmeersphäre an. Es war dasjenige Gebiet, in dem später die griechische Kultur tatsächlich die herrschende geworden ist. Alexander berief, so wird uns berichtet, seine Umgebung zu einer Beratung über die Vorschläge des Dareios. Parmenion riet dem König, die persischen Anträge nicht abzulehnen. Es wird ihm dabei der Ausspruch in den Mund gelegt: „Ich würde, wenn ich Alexander wäre, das Angebotene annehmen.“ Alexander soll hierauf erwidert haben: „Auch ich, wenn ich Parmenion wäre.“ Die Überlieferung liebt es wohl, die Bedeutung einer großen geschichtlichen Entscheidung in einem kurzen Ausspruch zusammenzufassen. Wenn die Äußerungen Parmenions und Alexanders in ihrem Wortlaute nicht authentisch sein sollten, so haben wir doch keinen Grund, den wesentlichen Inhalt des Zwiegespräches zwischen dem König und seinem angesehensten und erfahrensten Feldherrn zu bezweifeln. Nicht im Sinne einer Tradition, die stets das persönliche Motiv ausschlaggebend sein läßt, sich nicht über die Annahme persönlicher Bestrebungen und Gegensätze zu erheben weiß¹,

auf den Bericht Arrians gegründet, da ich keinen Grund einsehe, an seiner Geschichtlichkeit zu zweifeln. Es sind weder gegen die äußere Bezeugung — nur den Bericht über das Gespräch zwischen Alexander und Parmenion gibt Arr. II 25, 2 als *λεγόμενον* — noch gegen die sachliche Wahrscheinlichkeit dessen, was Arrian erzählt, stichhaltige Gründe geltend gemacht worden. Schwartz S. 1884f. sieht in der Überlieferung von dieser Friedensgesandtschaft des Dareios romanhafte Erfindung, bei der dem Kleitarch die primäre Rolle zukomme, und sucht nachzuweisen, daß Aristobul eine, „wie gewöhnlich, lahme Korrektur“ der kleitarchischen Version gegeben habe. Der Beweis hierfür, der vor allem auf geographischen Momenten beruht, ist scharfsinnig, aber sehr künstlich und durchaus nicht überzeugend. Die eingehende Erörterung von Hackmann, Die Schlacht bei Gaugamela, Dissert. v. Halle 1902 S. 104ff., kommt im wesentlichen zu den nämlichen Ergebnissen, wie die früher von mir gegebenen Nachweise.

¹ Es ist wahrscheinlich, daß die Grundlinien dieser bei den verschiedenen Alexanderhistorikern (Arr. II 25, 2. Plut. Alex. 29. Diod. XVII 54, 4f. Curt. IV 11, 10ff.; vgl. auch Val. Max. VI 4 ext. 3) in wesentlicher Übereinstimmung erhaltenen Erzählung auf Kallisthenes, der im Hauptquartier Alexanders zugegen war und von dem Verlauf der Beratung über die Anträge des Dareios wohl unterrichtet sein konnte, zurückgehen. Hierzu würde die dem Parmenion wenig günstige Tendenz der Darstellung, die durch unsere Quellenberichte zum Teil noch hindurchscheint, wohl stimmen (vgl. über das Verhältnis des Kallisthenes zu Parmenion vor allem Plut. Alex. 33). Die starke

werden wir den Rat Parmenions und die Antwort Alexanders zu betrachten haben, sondern wir dürfen hier wohl den ersten deutlichen Ausdruck eines sachlichen Gegensatzes sehen, der sich zwischen den Überlieferungen der philippischen Politik und Alexanders Herrschaftstendenzen ausbildet. Ein scharfblickender Beobachter, wie Parmenion, der zugleich Vertrauter des Königs Philipp gewesen war, mag wohl etwas davon geahnt haben, daß eine Politik, die Alexander veranlaßte, seinen Gegner tief in das Innere des Perserreiches zu verfolgen, die ihr eigentliches Schwergewicht in der Begründung eines neuen Großkönigtums von Asien hatte, den makedonischen König von dem nationalen Untergrunde seiner Herrschaft, dem Zusammenhange mit der makedonischen Heimat loslösen würde. Es war eine große und wichtige Entscheidung, die Alexander traf, als er die Friedensvorschläge des Dareios ablehnte. Die Traditionen des makedonischen Volkskönigtums mußten den Weltherrschaftsplänen weichen. Die Wege, die der neue asiatische Großkönig einschlug, schieden sich von den Bahnen, welche die bisherige Geschichte Makedoniens, die Politik Philipps vorgezeichnet hatten.

Der Zug nach Ägypten, den Alexander nach der völligen Unterwerfung des phönikischen Küstenlandes unternahm, greift in seinen Folgen über den nächsten Zweck der politisch-militärischen Okkupation der Mittelmeergebiete weit hinaus. Er steht in innerer Beziehung zu dem großen und umfassenden Herrschaftsgedanken, der jetzt Alexanders Politik immer deutlicher und klarer bestimmt. Der Besuch des Ammonheiligtums insbesondere läßt sich in seiner vollen Tragweite nur im Zusammenhang einer Politik, die in der Begründung eines Weltreiches gipfelte, begreifen. Indessen kam Ägypten auch für den unmittelbaren politischen und militärischen Zweck der Sicherung des bereits gewonnenen Herrschaftsgebietes in Betracht. Das alte Pharaonenland hatte wohl allerdings nicht die gleiche militärische Bedeutung für Alexander wie Phönikien. Aber der Versuch, den der makedonische Überläufer Amyntas nach

Betonung des Geldes durch Parmenion, wie sie uns bei Curtius § 12f. entgegentritt, mag wieder auf einer weiteren Ausmalung beruhen, indessen fehlte dieses Motiv wohl schon in der ihm mit Diodor gemeinschaftlichen Quelle nicht, wie Diodor c. 54, 5: *προτιμήσας δὲ τὴν εὐδοξίαν τῶν προτεινομένων δωρεῶν* zu beweisen scheint. Die Annahme, daß Kallisthenes durch seine Darstellung Parmenion habe verkleinern wollen, schließt natürlich durchaus nicht die Folgerung ein, daß das Gespräch zwischen Alexander und Parmenion überhaupt auf einer Erfindung des Kallisthenes beruhe.

der Schlacht bei Issos gemacht hatte, sich in Ägypten festzusetzen¹, hatte gezeigt, daß es auch als Stützpunkt für militärische Operationen von den Gegnern Alexanders verwandt werden konnte. Der Besitz Ägyptens brachte nicht nur die Seeherrschaft über das östliche Mittelmeer zur Vollendung — diesem Zweck hat gewiß auch die Gründung von Alexandria zunächst vor allem gedient —, sondern versprach durch die bedeutenden Mittel des Landes, vornehmlich seinen Getreidereichtum, eine wesentliche Verstärkung der finanziellen und wirtschaftlichen Stellung Alexanders. In einer solchen Stellung vermochte dieser zugleich einen starken Druck auf die Griechenwelt auszuüben.² Der alte Gegensatz der Bevölkerung Ägyptens gegen die persische Herrschaft, der erst vor kurzem wieder durch das Verhalten des Ochos bei der Unterwerfung des Landes neu geweckt worden war, stellte dem makedonischen Herrscher eine leichte Besitzergreifung in Aussicht, und die Gewinnung des Pharaonenreiches war geeignet, das Prestige Alexanders zu erhöhen.

Auf dem Wege nach Ägypten fand Alexander an einer Stelle noch hartnäckigen Widerstand. Der Befehlshaber von Gaza, das durch seine Lage die Straße von Syrien nach Ägypten beherrschte, verteidigte diese Stadt auf das hartnäckigste. Erst nach einer Belagerung von zwei Monaten wurde sie genommen. Die wehrfähige Bevölkerung fand durch das makedonische Schwert ihr Ende, die übrige wurde in die Sklaverei verkauft, die Stadt von Alexander neu kolonisiert.³ Nach einem Marsche von sieben Tagen kam das

¹ Arr. II 13, 2ff. Diod. XVII 48, 2ff. Curt. IV 1, 27ff. Vgl. dazu Philol. N. F. X S. 628f.

² Vgl. hierzu auch Strack, Gött. gel. Anz. 1903 S. 875.

³ Arr. II 25, 4. 26f. Diod. XVII 48, 7. Curt. IV 6, 7ff. Plut. Alex. 25. Joseph. ant. XI 320. 325. Heges. frg. 3. Hegesias gab eine berühmte oder berüchtigte rhetorische Schilderung, die das Achilleusmotiv der Schleifung des Gegners in grellen Farben ausmalte. Auch Curtius' Darstellung hat dieses Motiv, in Verflechtung mit der bei ihm üblichen, für Alexander ungünstigen Tendenz (§ 29) aufgenommen. Er hat die bei Hegesias vorliegende Tradition von der Verwundung Alexanders mit der völlig verschiedenen arrianischen — unter Umbiegung der ersteren — verschmolzen (§ 15ff. vgl. auch Curt. § 14: „denuntiati periculi haud sane memor“ mit Arr. 27, 1: „ὅτε ἐμνημόνευσε τῆς μαντίας“). — Eine ähnliche Beobachtung hat, wie ich sehe, auch Keller, Alex. d. Gr. nach der Schlacht bei Issos S. 55, gemacht, dessen Beurteilung des Hegesiasfragmentes übrigens nicht zutreffend ist. — Auch sonst zeigt Curtius' Bericht Spuren von Zurechtmachung. § 13 hat er ein ihm mit Arrian

makedonische Heer nach Pelusion, der östlichen Grenzfestung von Ägypten. Der Satrap von Ägypten, Mazakes, verzichtete auf jeden Versuch des Widerstandes.¹ Alexander konnte sich ohne weiteres des Landes bemächtigen und gelangte unangefochten nach Memphis, der alten Hauptstadt des Pharaonenreiches. Hier brachte er dem Apis und den anderen Hauptgottheiten Opfer dar und veranstaltete musische und gymnastische Wettspiele. Indem er den Landesgöttheiten in der alten Landeshauptstadt opferte, erschien er als der Nachfolger der Pharaonen und wurde von der Bevölkerung als solcher begrüßt. Von Memphis aus fuhr er mit seiner Flotte den Nil herab bis zur kanobischen Mündung und beschloß, westlich von dieser, zwischen der kleinen Insel Pharos und dem See Mareotis, eine Stadt zu gründen, die er nach seinem Namen „Alexandreia“ nannte.² Sie war, soweit wir wissen, die älteste von den unter diesem Namen erfolgten Gründungen des großen Eroberers, aber sie hat zugleich an Glanz und dauernder Bedeutung alle späteren überstrahlt. Alexander hat anscheinend hier zuerst in jener eigentümlich persönlichen Weise, die durch die Gründung der Alexanderstädte bezeichnet wird, von dem neuen orientalischen Herrschaftsgebiet, das ihm durch den Sieg bei Issos zugefallen war, Besitz ergriffen. In ausgezeichneter Lage, die der König „mit dem Blick des Sehers“³ herausgefunden, hat das ägyptische Alexandreia später „als größtes Emporium der Welt“⁴, als diejenige Stadt, in der Orient und Occident sich vereinigten, vor allen anderen Alexanderstädten in seinem Namen den Ruhm seines Gründers der Nachwelt verkündet, ist es in seiner Geschichte gewissermaßen zu einer Verkörperung der Bestrebungen des makedonischen Weltheros geworden. Auf dem Boden des alten Pharaonenlandes gegründet, war es

gemeinsames Überlieferungsmoment (vgl. Arr. 26, 3) wieder in willkürlicher und den ursprünglichen Zusammenhang entstellender Weise verschoben.

¹ Die Darstellung des Curtius IV 7, 1 ff. von der Besetzung Ägyptens durch Alexander läßt eine in alexandrinischer Zeit erfolgte Umbildung der bei Arrian erhaltenen Überlieferung erschließen (vgl. Philol. N. F. X 631 ff.).

² Arr. III 1, 5. 2, 1 f. Plut. Alex. 26. Strabo XVII 1, 6 p. 792. Die bei Diod. XVII 52, 1 ff. Curt. IV 8, 1 ff. Just. XI 11, 13 vorliegende Tradition verlegt die Gründung von Alexandreia nach der Rückkehr vom Ammonheiligtum, wahrscheinlich, wie Schwartz, P.-W. II S. 916 vermutet, um Alexandrien so einen als Gott schon legitimierten Gründer zuzuweisen.

³ Niebuhr, Vortr. üb. alt. Gesch. II S. 420.

⁴ Strabo XVII 1, 13 p. 798.

doch durch seine Lage und durch seinen Namen bestimmt, Ägypten aus seiner Isolierung herauszuheben und in den Zusammenhang eines umfassenden Herrschaftssystems, das in der Person Alexanders seinen Mittelpunkt fand, einzufügen. Alexander selbst scheint schon bei der Gründung der Stadt die Absicht gehabt zu haben, Heiligtümer griechischer wie ägyptischer Gottheiten hier nebeneinander zu errichten.¹ Er brach somit dem religiösen Synkretismus, der später für Alexandria charakteristisch geworden ist, bereits durch seine eigenen Maßregeln Bahn.

Der makedonische König hatte jetzt die gesamten Küstengebiete des östlichen Mittelmeeres in seinem Besitz. Auch die Inseln des ägäischen Meeres, die durch die erfolgreichen Operationen Memnons und seiner Nachfolger von neuem zum Anschlusse an die persische Sache gebracht worden waren, hatten sich von der Verbindung mit dem Großkönig losgerissen. Der makedonische Admiral Hegelochos erschien in Ägypten und berichtete, daß Tenedos, Lesbos, Chios, Kos wiedergewonnen seien, die persische Herrschaft im ägäischen Meere aufgehört habe. Die hervorragendsten Führer der feindlichen Partei, die mit persischer Hilfe die demokratischen Verfassungen beseitigt und sich selbst in den Besitz der Gewalt gesetzt hatten, führte Hegelochos als Gefangene mit sich. Alexander übersandte die meisten unter ihnen, insbesondere die Tyrannen von Lesbos, ihren Volksgenossen zur Bestrafung; diejenigen, die den Abfall von Chios bewirkt hatten, schickte er unter starker Bewachung nach Elephantine in Oberägypten, vielleicht weil er von einer Verurteilung durch die Volksgemeinde in Chios selbst bei der hier noch herrschenden Verwirrung der Parteiverhältnisse² neue Unruhen fürchtete.³

Alexanders Verhalten gegenüber den jetzt abermals aus dem

¹ Arr. III 1, 5.

² Chios erhielt damals auch eine makedonische Besatzung (Curt. IV 8, 12).

³ Vgl. Arr. III 2, 3 ff. Curt. IV 5, 14 ff. Unsere historische Überlieferung wird hier in sehr willkommener Weise ergänzt durch die schon früher erwähnten Inschriften von Eresos auf Lesbos (I. G. XII 2 nr. 526. Cauer, Del.² 430. Collitz, Gr. Dialektinschr. 281. Michel 358) und von Chios (Syll.² 150. Für das von Lenschau, de reb. Prien. S. 187 ff. behandelte Fragment eines Schreibens Alexanders an die Chier schwanken die Zeitansätze [334 oder 332]; vgl. Baumbach, Kleinasien unter Alex. d. Gr. S. 35, 1). Einen scheinbaren Widerspruch zwischen Arrians Bericht und der Inschrift von Chios Z. 14 f. habe ich Rh. Mus. Bd. 52 S. 545 f. zu lösen versucht.

Bereiche der persischen Herrschaft zurückgewonnenen griechischen Städten ist charakteristisch für seine damalige Politik überhaupt. Jene Städte waren dem korinthischen Bunde beigetreten; ihre Sache gehörte also vor den korinthischen Bundesgerichtshof, das Synedrion der Hellenen. Allerdings findet sich in dem inschriftlich erhaltenen Erlaß Alexanders an die Chier ein Hinweis auf das hellenische Bundesgericht, aber dieses scheint nur sehr wenig zur Wirksamkeit gelangt zu sein.¹ Es ist vor allem die königliche Machtvollkommenheit, aus der heraus Alexander die Verhältnisse in jenen Staaten ordnet, die Schuldigen bestraft oder bestrafen läßt², die Streitigkeiten beilegt und so friedliche und gesicherte Zustände herbeizuführen versucht. Das hellenische Bundesfeldherrntum, das die Beschlüsse des Bundes ausführt, tritt immer mehr hinter dem Königtum, das ganz aus eigenem Rechte handelt, zurück. Die Wahrung des Bundesfriedens, die *κοινὴ φυλακή*, die in der Hand des makedonischen Königs liegt, dient ihm wohl als Mittel für die Umwandlung der Bundesgewalt in die rein königliche, auf sich selbst beruhende Gewalt. Es hat nicht bloß äußerliche Bedeutung, daß jetzt — in unverkennbarer Anlehnung an das Vorbild des Großkönigtums — der Königstitel selbst in den Erlassen Alexanders, wie es scheint, fast allgemein zur Anwendung gelangt ist.³ Wenn die Verbindung, in die das makedonische Königtum als führende Macht des Bundes mit den Hellenen getreten war, in der einfachen Formel „Alexander und die Hellenen“ ihren Ausdruck gefunden hatte, so stellt sich jetzt das Königtum auch in der Titulatur den Hellenen als höhere Gewalt gegenüber.

Wir haben zu zeigen versucht, wie Alexander in eben der Zeit,

¹ Vgl. meinen bereits erwähnten Aufsatz, Rh. Mus. LII S. 544 ff.

² Auch die Verurteilung der lesbischen Tyrannen durch die Lesbier selbst erfolgt auf Grund eines Ediktes, einer *διαγραφά* des Königs.

³ In der schon erwähnten Inschrift von Eresos finden wir in dieser Hinsicht ein Schwanken. Der Name Alexanders steht hier zum Teil allein, zum Teil unter Hinzufügung des Königstitels. Aber es ist immerhin charakteristisch, daß gerade in der Verbindung mit den Hellenen, also in der Bezeichnung des Bundesfeldherrntums, der Titel nicht hinzugefügt wird (*A Z. 6 πρὸς Ἀλέξανδρον καὶ τοὺς Ἕλληνας*), während es später *B Z. 19* heißt: *κα[τ]ὰ τὰν διαγραφὰν τ[ῶ] β[ασιλέως] Ἀλεξάνδρου*. Die Entwicklung, die in dieser Beziehung von der bundesfeldherrlichen zur unbedingt königlichen Gewalt Alexanders stattfand, hat Wilhelm, S.-B. d. Wien. Akad. 1911 Abh. 6 S. 42 ebensowenig wie Beloch, Gr. Gesch. III 1 S. 377 in Anrechnung gebracht.

in der er die Vormachtstellung des makedonischen Königtums im gesamten östlichen Mittelmeergebiet entscheidend befestigt hat, in dem Charakter seiner Herrschaft schon wesentlich über diesen Machtbereich hinausgewachsen ist. Die Herrschaft, die er erstrebt, überschreitet weit die Grenzen makedonischen Volkskönigtums und hellenischen Bundesfeldherrntums. Sie ist vielmehr ein Großkönigtum, das, eine unermeßliche Ausdehnungsfähigkeit in sich tragend, seinem Wesen nach alle anderen in den Bereich seines Einflusses kommenden Gewalten sich zu unterwerfen trachtet. Diese Herrscher Gewalt sollte nun gerade in Ägypten, dem Lande uralter Herrschaftstraditionen, eine besondere religiöse Begründung erhalten.

Der Zug nach dem Ammonheiligtum in der Oase Siwah, den Alexander von Memphis aus unternahm, ist in seinen entscheidenden Motiven für die antike Überlieferung ein geheimnisvolles Rätsel, das man durch mannigfache Deutungsversuche zu entziffern versucht. Auch uns ist es nicht möglich, das Dunkel, das auf diesem Zuge liegt, völlig zu lichten, aber soviel ist klar, daß wir hierin nicht bloß ein Abenteuer zu sehen haben, das Alexander wegen seiner Schwierigkeit reizte, daß die Expedition nicht vornehmlich einer romantischen Anwandlung ihre Entstehung verdankt, sondern daß sie im Zusammenhange steht mit den in der Folge sich immer deutlicher entwickelnden weltumfassenden Herrschaftsplänen des makedonischen Eroberers.¹

Es war nicht die Rücksicht auf die ägyptische Bevölkerung, die Alexander antrieb, den gefährvollen Weg nach der abgelegenen Orakelstätte Ammons anzutreten. Auch war überhaupt nicht der Zweck, als Nachfolger der alten Pharaonen sich vom Gott beglaubigen zu lassen, der bestimmende für den König. Ägypten spielte in dem bisherigen Bereiche der Achämenidenherrschaft keine ausschlaggebende Rolle. Die ägyptischen religiösen Anschauungen von dem göttlichen Charakter des Königtums konnten nicht ohne weiteres in der übrigen Welt Geltung beanspruchen. Und andererseits hatte das Ammonheiligtum der Oase Siwah im Pharaonenlande durchaus nicht eine solche überragende Stellung, daß das Verhältnis Ägyptens zu dem neuen Herrscher gerade auf den Anspruch des Oasengottes hätte gegründet werden müssen. Um auf

¹ Im wesentlichen ebenso urteilt E. Meyer, dessen neuerdings (Kl. Schr. S. 302 ff.; vgl. auch S. 247) dargelegte Anschauung zu meiner Freude sich nahe mit der von mir vertretenen Auffassung berührt.

dem Throne der Pharaonen beglaubigt zu werden, brauchte Alexander nicht den Zug durch die Wüste anzutreten. Schon in Memphis hatte er von der Pharaonenherrschaft Besitz ergriffen, von den Priestern der großen Landesheiligtümer gewiß feierlich als König des Landes empfangen. Der Zug nach der Oase Siwah war vielmehr auf einen weiteren Kreis berechnet. Alexander wollte durch das Orakel des Gottes vor allem die griechische Welt für sein Königtum gewinnen und durch die Vermittelung der Griechen auch die übrige Welt, soweit sie griechischen Deutungen und griechischen Erzählungen zugänglich war. Denn der Gott, welcher der Herrschaft Alexanders die Weihe seiner Autorität verleihen sollte, war nicht der rein ägyptische Gott von Theben, sondern eine von den Griechen umgedeutete, in ihre eigene Götterwelt eingeführte Gottheit, es war Zeus Ammon. Die Beziehungen des Ammonheiligtums¹ zu Griechenland, die ursprünglich wohl namentlich durch Kyrene vermittelt wurden, waren seit dem 5. und besonders dem Anfange des 4. Jahrhunderts regere und lebhaftere geworden. Wir erfahren von verschiedenen hervorragenden griechischen Persönlichkeiten und mächtigen griechischen Staaten, daß sie sich an das Orakel des Gottes bei wichtigen Entscheidungen wandten, so von Kimon und von Athen zur Zeit der sicilischen Expedition.² Besonders charakteristisch ist das Beispiel Lysanders, der für seine Herrschaftspläne eine Stütze bei dem Ammonorakel suchte.³ Bei den Lakedaemoniern stand es überhaupt, wie uns berichtet wird, in besonderem Ansehen⁴, die Athener nannten eines ihrer „heiligen“ Schiffe „Ammonias“⁵, und verschiedentlich wird das Orakel des Oasengottes neben den berühmtesten griechischen Orakelstätten zu Delphi und Dodona erwähnt.⁶

Der Gott Ammon war an sich schon durch sein Verhältnis zur Griechenwelt, in seiner Gleichsetzung mit dem griechischen Götterkönig und als ein auch in Griechenland gefeierter Orakelgott über

¹ Vgl. Ed. Meyer in Roschers Lex. d. Myth. I 283 ff., ferner die beiden Artikel von Pietschmann über Ammon u. Ammoneion P.-W. I 1853 ff. Die noch heute in Ummabêda vorhandenen Ruinen sind wahrscheinlich Reste des von Alexander besuchten Tempels, der vermutlich gegen Anfang des 4. Jahrhunderts erbaut worden ist. Vgl. Steindorff, Ber. d. Sächs. Gesellsch. d. Wissensch. 1900, S. 215 ff.

² Plut. Kimon 18. Nikias 13.

³ Plut. Lys. 25.

⁴ Paus. III 18, 3.

⁵ Aristot. frg. 443 Rose. Polit. Ath. 61, 7.

⁶ Aristoph., Vögel V. 619. 716. Plato, Gesetze V. 9 p. 738 c.

seinen ursprünglichen lokalen Geltungsbereich hinaus zu universalere Bedeutung erhoben und so vornehmlich geeignet, in besondere Beziehung zu einem Herrscher zu treten, der in seinem Regimente die Griechenwelt mit dem Oriente vereinigen wollte. Sagen von Helden hellenischer Vorzeit, die, wie Herakles und Perseus, als die Ahnherren von Alexanders Geschlecht galten und vom makedonischen König zugleich als die Vorbilder der eigenen mühe- und ruhmreichen Heldenlaufbahn verehrt wurden, ließen sich an den von den Hellenen als Zeus verehrten Gott anknüpfen. Als ein neuer Herakles konnte Alexander in ein ähnliches persönliches Verhältnis zu Ammon treten, wie sein göttlicher Ahnherr Herakles zu Zeus gestanden hatte, und seine königliche Gewalt konnte durch die Weihe, die sie vom Gott empfing, eine neue Begründung erhalten, durch die sie sich weit über das bisherige Volkskönigtum erhob. Der Nimbus, der das Orakel des Oasengottes umgab, wurde durch die geheimnisvolle Abgelegenheit des Heiligtums noch erhöht. Und dieser Nimbus des Geheimnisvollen und Wunderbaren mußte vor allem auch Alexander zugute kommen, wenn er nach Überwindung der Gefahren und Schwierigkeiten, die der Zug durch die Wüste bot, zum Tempel Ammons gelangte und hier, nachdem er Gleiches wie vor ihm Herakles und Perseus vollbracht hatte, von dem Gotte mit der Vollmacht zu neuen Siegen und unermeßlicher Herrschergewalt ausgerüstet wurde.

Die Berichte, die uns über den Zug nach dem Ammoneion erhalten sind¹), zeigen das Streben, die göttliche Führung und Hilfe, die Alexander und seinem Heere auf dem Marsche durch

¹ Arr. III 3f. Plut. Alex. 26f. Strabo XVII 1, 43 p. 813f. Diod. XVII 49ff. Curt. IV 7, 5ff. Just. XI 11. Arrian gibt seine Erzählung vor allem nach Aristobul, der in der Hauptsache der Darstellung des Kallisthenes (Strabon XVII 814. Plut. Alex. 27) folgte. Der Zusammenhang Aristobuls mit der Vulgata wird auch von Arrian selbst (c. 3, 6) angedeutet. Über Berührungen, die sich in Aristobuls Schilderung mit seiner Beschreibung des Marsches durch die gedrosische Wüste finden, vgl. Bretzl, *Botan. Forsch. d. Alexanderzugs* S. 358, Anm. 253. Wenger, *Die Alexandergesch. d. Aristobul v. Kassandrea* S. 31. Die Darstellung Kleitarchs, die vornehmlich bei Diodor und Curtius erhalten ist, hat das von Kallisthenes entworfene Bild der Vorgänge noch weiter ausgemalt. Bei Justin ist die dem Alexander ungünstige Auffassung, die auch bei Curtius erkennbar ist (7, 8. 25. 26. 30) auf das höchste gesteigert. — Die Erörterung von Keller, *Alex. d. Gr. nach d. Schlacht bei Issos*, S. 60ff. gibt keine wesentliche Weiterführung der Forschung.

die Wüste zuteil geworden seien, in ausdrucksvoller Schilderung hervorzuheben. Sie gehen in ihren Grundzügen auf Kallisthenes zurück, der die Vulgata der Tradition geschaffen hat, und es entspricht durchaus der allgemeinen Tendenz seiner Darstellung, daß er bemüht war, den Eindruck des Wunderbaren, den die Expedition des Königs nach der Ammonoase an sich schon machte, durch seine Erzählung noch möglichst zu steigern.

Alexander zog zunächst an der Küste entlang bis Paraetonion, wo Gesandte der Kyrenäer erschienen und ihm wertvolle Geschenke überbrachten, von da durch die öden Sandstrecken der Wüste südwestwärts dem Heiligtum zu. Die Beschwerden des Marsches wurden durch heftige Südwinde vermehrt, die dem makedonischen Heere den Sand entgegentrugen und die Wegzeichen vernichteten. Da trat in der größten Not, wie unsere Quellen berichten, unerwartete Hilfe ein. Regengüsse brachten eine Linderung der unerträglichen Trockenheit und Hitze, und Raben¹⁾ zeigten sich plötzlich vor dem Heere und führten es durch die Sandwüste zum Heiligtum des Gottes.

Von den Vorgängen, die sich während des Aufenthaltes Alexanders in dem geheiligten Tempelbezirke Ammons abspielten, ein klares und authentisches Bild zu gewinnen, ist bei dem Stande unserer Überlieferung schwer, ja fast unmöglich. Wir befinden uns hier auf einem Boden, auf dem die ausschmückende Legende und die bewußte, vornehmlich aus der Schmeichelei hervorgegangene **Erfindung** schon früh üppig gewuchert haben. Es wird uns berichtet, daß der König allein von dem Oberpriester zu dem Gotte geführt worden, und daß er, zufrieden mit dem Ausspruche des Gottes, da er das erfahren habe, was seinem Wunsche entsprach, wieder aus dem Heiligtum herausgetreten sei. In einem Briefe an seine Mutter Olympias, dessen Echtheit aber nicht zweifellos ist²⁾, soll Alexander geäußert haben, es seien ihm geheime Orakelsprüche zuteil geworden, die er nur ihr kund tun wolle. Verschiedene unserer

¹ Nach Ptolemaeos (Arr. III 3, 5) waren es zwei Schlangen, welche die Führung übernahmen. Sollten auf diese Version schon die, später vor allem in Alexandria ausgebildeten Sagen von der wunderbaren Herkunft Alexanders (vgl. bereits Plut. Alex. 2, auch Just. XI 11, 3. Anon. in Rev. des ét. gr. V S. 322, c. 5) Einfluß ausgeübt haben? — Eine andere Vermutung äußert Wilcken bei W. Hoffmann, Liter. Portr. Alex. d. Gr. S. 24, 3.

² Vgl. Philol. N. F. V S. 612.

Quellen erzählen, daß ihm von dem Gotte auch beständiger Sieg und die Herrschaft über die Welt verheißen worden seien.¹ Dies entspricht im wesentlichen, wie man mit Recht bemerkt hat², dem heiligen Stil der Pharaonenherrschaft. Durch die Übereinstimmung mit den offiziellen ägyptischen Formeln erhalten jene griechischen Berichte unstreitig eine gewisse Bestätigung, und es ist auch innerlich durchaus wahrscheinlich, daß der Oberpriester des Ammon dem makedonischen Herrscher die nämlichen Verheißungen und Rechtstitel gewährt hat, die der Gott den ägyptischen Königen zu geben pflegte. Allerdings gewann das, was im Pharaonenlande eine hergebrachte Formel war, erst dadurch seine wahre geschichtliche Bedeutung, daß Alexander die Ansprüche, die der Gott in seine Hand gelegt hatte, durch sein eigenes Tun zu verwirklichen gewillt und imstande war, daß er durch seine Persönlichkeit den Tatbeweis der Legitimierung, die Ammon seinem Königtum verlieh, vollbrachte.

Indem der König durch den Oberpriester des Heiligtums als der legitime Träger der Herrschaft begrüßt wurde, ist er gewiß zugleich, den ägyptischen Vorstellungen entsprechend, als der die göttliche Macht Ammons personifizierende Sohn des Gottes bezeichnet worden. Gerade diese Benennung als Sohn Ammons ist es gewesen, die dem Zuge nach der Oase eine solche Berühmtheit verschafft hat. In jenem besonderen Verhältnis Alexanders zu Ammon hat der göttliche Charakter seiner Herrschaft vor allem seinen Ausdruck erhalten; an seinen Anspruch, als Sohn Ammons zu gelten, hat auch die Opposition, die sein Königtum hervorgerufen hat, vornehmlich angeknüpft. An dieser allgemeinen Bedeutung, die der Besuch des Ammontempels für die Politik Alexanders gehabt hat, ist nicht zu zweifeln, wenn wir auch die historische Beglaubigung der einzelnen Berichte nicht mehr sicher festzustellen vermögen. Es ergibt sich ohne weiteres auch die entscheidende Bedeutung, die der Initiative Alexanders selbst für die Vergöttlichung seiner Königsherrschaft zuzuschreiben ist.³ Der König hat gewiß

¹ Plut. a. O. Curt. IV 7, 26; namentlich Diod. 51, 2f. und Just. XI 11, 10; vgl. auch Diod. 93, 4.

² Maspéro, *Annuaire de l'École des Hautes Études* 1897 S. 17. Vgl. oben S. 292f.

³ Dies hat Kornemann (Klio I S. 56f.), der auch in der Wanderung zum Ammon-Ra und in der Bezeichnung als Sohn dieses Gottes durch die ägypt.

aus dem Verhältnis, in das er zum Gotte getreten war, noch nicht sogleich die vollen und offenen Konsequenzen gezogen. Es mag wohl in seinem eigenen Interesse gelegen haben, daß das Geheimnis, das seinen Besuch im Heiligtum umgab, nicht völlig beseitigt wurde, aber er hat aus der Offenbarung, die ihm im Tempel Ammons zuteil geworden war, auf seine Person und sein Königtum ein Licht fallen lassen, das geeignet war, die alles überragende Größe der ihm bestimmten Herrschaftsgewalt in die erwünschte Beleuchtung zu bringen. So viel können wir jedenfalls mit Sicherheit der Überlieferung entnehmen, daß bereits in der Erzählung des Kallisthenes Alexander als der für den Sohn des Zeus Ammon erklärte Herrscher erschien¹, und diese Erzählung, die aus dem makedonischen Hoflager selbst hervorging, wird gewiß der Absicht des makedonischen Königs nicht widersprochen haben. Kallisthenes' Darstellung war auf das griechische Publikum berechnet. Sie stellte mit starker Betonung Zeus Ammon als den hellenischen Zeus dar und rückte somit geflissentlich das Verhältnis Alexanders zum Oasengott in das Licht des griechischen Zeusglaubens.² Sie hob zugleich die Bestätigung des Ammonorakels durch das berühmteste Orakel der kleinasiatisch-griechischen Kulturwelt, das des didymeischen Apollonheiligtums bei Milet, sowie auch durch eine erythräische Sibylle hervor.³ Diese Verknüpfung kleinasiatisch-griechischer Orakelsprüche mit dem Besuch des Ammonheiligtums erhielt eine besondere Bedeutung im Zusammenhang mit dem besonderen Verhältnis, das Alexander gerade zu den Griechen Kleinasiens gewonnen hatte.

Vom Ammeion nach Memphis zurückgekehrt, empfing Alexander Gesandtschaften aus Griechenland, die ihm vornehmlich die Glückwünsche des korinthischen Bundes zu seinem großen Siege über Dareios überbrachten.⁴ Auch trafen hier zur Verstärkung

tischen Priester eine Konzession an die orientalische Denkweise sieht, völlig verkannt. Er hat, wie auch Niese, H. Z. 79 S. 11, überhaupt die Bedeutung des Zuges zum Ammontempel unzutreffend beurteilt.

¹ Strabo XVII 1, 43 p. 814. Vgl. auch Kallisthenes frg. 37 bei Plut. Alex. c. 33.

² Vgl. vornehmlich Kallisthenes b. Strabo XVII 814 (Hinweis auf Perseus und Herakles) mit Frg. 37 bei Plut. Alex. 33 (Gebet in der Schlacht bei Gaugamela).

³ Kallisth. b. Strabo XVII 814.

⁴ Arr. III 5, 1. Diod. XVII 48, 6. Curt. IV 5, 11. Charakteristisch ist wieder, daß die Erzählung Arrians an das Eintreffen der Gesandtschaft im makedo-

seiner Streitkräfte neue Truppenkontingente aus Griechenland und Thrakien ein. Die Maßregeln, die er für die Verwaltung Ägyptens traf, lassen erkennen, wie er die Schonung der einheimischen Institutionen mit einer genügenden militärischen Sicherung des Landes und einer finanziellen Nutzbarmachung der neuen territorialen Erwerbungen zu verbinden bemüht war.¹ Verhältnismäßig zahlreiche Truppen wurden im Lande zurückgelassen, die wichtigsten festen Plätze mit Garnisonen belegt, eine Flotte für den Schutz der Küste bestimmt. Die Erhebung der gesamten Abgaben Ägyptens und somit die finanzielle Verwaltung dieser besonders wichtigen und reichen Provinz übertrug Alexander dem Griechen Kleomenes, der infolge seiner Herkunft aus Naukratis mit den ägyptischen Zuständen aus eigener Anschauung wohl vertraut war und der sich später als ein besonders gewandter und rücksichtsloser Vertreter jenes Griechentums, das aus den neuen Weltverhältnissen vor allem für sich selbst reichliches Kapital zu schlagen verstand, ausweisen sollte.² Das eigentliche Ägypten wurde — nach Abtrennung der westlichen und östlichen Grenzlandschaften, Libyens und des an Arabien angrenzenden Gebietes — unter einheimische Verwaltung gestellt. Alexander wollte zuerst, wie es scheint, die Einteilung in Ober- und Unterägypten wieder aufleben lassen und stand erst, als die eine der beiden von ihm für die Verwaltung des Landes ausersehenen Persönlichkeiten zurücktrat, von der Ausführung dieses Planes ab.

Es sind nur wenige Notizen, die uns über die Ordnung der ägyptischen Angelegenheiten erhalten sind, aber sie genügen, um uns im wesentlichen schon die Grundlinien einer Politik zu zeigen, wie sie später von den ersten Ptolemäern fortgeführt und weiter ausgebildet worden ist. Die Gründung von Alexandria, die militärische Sicherung des Landes durch makedonische Truppen und

nischen Hauptquartier anknüpft, während die Berichterstattung der dem Diodor und Curtius gemeinsamen Quelle von Griechenland aus orientiert ist.

¹ Arr. III 5. Curt. IV 8, 4 ff.

² Die Ansicht von W. Schwarz, N. Jahrb. für Phil. Bd. 149 S. 186 f., daß dem Kleomenes ursprünglich bloß die Vorsteher der arabischen Nomoi unterstellt gewesen seien, daß er von den anderen Nomarchen keine Abgaben habe erheben können, widerstreitet der Wahrscheinlichkeit und dem ausdrücklichen Zeugnisse des Curt. IV 8, 5. Auch läßt sich das, was Just. XIII 4, 11 und Ps. Arist. Oek. II 2, 33 von der dem Kleomenes aufgetragenen Fürsorge für den Bau von Alexandrien berichtet wird, kaum mit ihr in Einklang bringen.

griechische Söldner, die Einrichtung einer zentralen finanziellen Verwaltung¹, die Sorge für die einheimischen Götterdienste und daneben, wenigstens in Alexandria, die Einführung griechischer Kulte sind die charakteristischen Momente dieser Politik. Der Versuch allerdings, Einheimische auch für die höheren Stellungen der Zivilverwaltung heranzuziehen², wurde von den Ptolemäern nicht übernommen.

Nachdem Alexander die Verwaltung Ägyptens geregelt hatte, brach er im Frühjahr 331 auf, um dem Perserkönig zu erneutem und entscheidendem Kampfe entgegenzuziehen. Dareios hatte, als seine Friedensanerbietungen vom makedonischen Herrscher abgewiesen worden waren, umfassende Vorbereitungen zur Abwehr getroffen, bedeutende Streitkräfte gesammelt und, wie es scheint, sogar den Versuch gemacht, durch bessere Bewaffnung seiner Truppen diese für den Kampf mit den Makedonen wirksamer auszurüsten.³

In Phönikien führte Alexander durch Zentralisierung der Steuererhebung und Steuerverwaltung eine neue, einheitlichere Gestaltung der finanziellen Organisation für die phönikisch-syrischen wie kleinasiatischen Gebiete durch.⁴

Die Verhältnisse in Griechenland erforderten, wie bisher, so auch noch weiter in hohem Maße seine wachsame Fürsorge, wenngleich er gewiß allen Grund hatte, der Umsicht des Antipatros volles Vertrauen zu schenken. Im ägäischen Meer war allerdings seine Macht gesichert. Die feste Begründung der makedonischen Herrschaft führte hier zugleich zu einer Unterdrückung des Seeräuberunwesens, zu erfolgreichem Schutze des Handelsverkehrs.⁵ Auch in Kreta, das bisher ein Hauptquartier der Feinde Alexanders gebildet hatte, wurde damals wohl die Autorität des makedonischen Königtums

¹ Es ist bemerkenswert, daß derselbe Kleomenes, dem Alexander die finanzielle Verwaltung überträgt, zu diesem Behufe später auch dem Ptolemaeos zur Seite gestellt wird (Just. XIII 4, 11).

² Die unteren Stellungen der einheimischen Nomarchen dienten vor allem auch der von Alexander begründeten finanziellen Zentralverwaltung. (Arr. III 5, 4. Vgl. Wilcken, Papyruskunde I 1 S. 10, 5.)

³ Diod. XVII 53, 1. Curt. IV 9, 3.

⁴ Arr. III 6, 4.

⁵ Curt. IV 8, 15. Sein Bericht erfährt mittelbare Bestätigung durch Arr. III 2, 4.

dauernd hergestellt.¹ Dagegen war im Peloponnes infolge der unermüdlichen Umtriebe des Königs Agis von Sparta ein offener Ausbruch des Kampfes gegen Makedonien zu befürchten.² Alexander befahl deshalb dem Admiral Amphoteros, mit der makedonischen Flotte, die durch phönikische und kyprische Kontingente verstärkt werden sollte, durch Demonstrationen an der peloponnesischen Küste ein weiteres Umsichgreifen der antimakedonischen Bewegung zu verhindern.³ Wenn er jetzt einer neuen Gesandtschaft der Athener die früher abgelehnte Freigabe der am Granikos gemachten athenischen Gefangenen bewilligte⁴, so mochte wohl die Säuberung des ägäischen Meeres von der persischen Macht ihm größere Sicherheit Athen gegenüber geben, vielleicht hatte er aber auch die Absicht, im Hinblick auf eine in Griechenland bevorstehende Schilderhebung die Athener durch einen Akt der Großmut für sich zu gewinnen.⁵

Im Juli langte das makedonische Heer auf seinem Marsche gegen Dareios bei Thapsakos am Euphrat an. Der Satrap von Babylonien, Mazaeos, der den Übergang über den Fluß hindern sollte, ergriff beim Herannahen des Feindes die Flucht. Die Makedonen konnten unbelästigt den Fluß überschreiten. Alexander gedachte nicht in der direkten Richtung auf Babylon zu marschieren, damit nicht seine Truppen unter der Hitze und der Schwierigkeit der Verpflegung zu sehr litten, sondern er schlug einen nördlicheren Weg, an den Vorbergen Armeniens entlang, ein. Auf dem Marsche erfuhr er, daß Dareios nicht in der babylonischen Ebene, sondern weiter nördlich, in der Nähe des Tigris, seinen Gegner erwarte. Am 20. September⁶ erreichte das makedonische Heer den reißenden Tigris; auch hier wurde von persischer Seite kein Versuch gemacht, den Übergang zu hindern. Mit Benützung einer Furt vermochten die Makedonen, wenngleich unter großen Schwierigkeiten, auch diesen Strom zu überschreiten, wahrscheinlich bei dem heutigen Dschesireh.⁷

¹ Vgl. Curt. IV 8, 15.

² Arr. III 6, 3.

³ Arr. a. O.

⁴ Arr. III 6, 2. Curt. IV 8, 12.

⁵ Vgl. Diod. XVII 62, 7.

⁶ Die Zeit wird durch eine Mondfinsternis bestimmt (Arr. III 7, 6. Plut. Alex. 31). Vgl. Ideler, Handb. d. Chron. I S. 347. Boll, P.-W. VI S. 2357.

⁷ Vgl. Ritter, Erdk. XI 146 ff. In der Erzählung Diodors sind anscheinend der Euphrat- und Tigrisübergang in einer sehr unklaren Beschreibung zusammengezogen. Nur der Tigrisübergang wird erwähnt und in ausführlicher Schilderung, c. 55, 2 ff., ausgemalt — nach derselben Quelle Curt. IV 9, 16 ff. In der kleitarchischen Darstellung (Diod. 55, 1 f. Curt. IV 9, 7 f. 14 f.) sind wohl

Dareios erwartete diesmal den Feind auf einem Gelände, das für die Entfaltung seiner Reitermassen geeigneter war, als die Strandebene von Issos, das auch die Verwendung einer Waffe, die er bei Issos nicht angewandt hatte, zu begünstigen schien. Es waren dies Sichelwagen, die in beträchtlicher Anzahl gegen die feindliche Phalanx losgelassen werden und hier durch ihre verheerenden Wirkungen Verwirrung hervorbringen sollten.

Auf dem heutigen Plateau von Kermelis¹, zwischen Mosul und Erbil (Arbela), nicht weit von der Stätte des alten Niniveh, wurde am 1. Oktober (oder 30. September²) 331 die Entscheidungsschlacht geliefert, die nach einem kleinen Orte, Gaugamela, ihren Namen empfangen hat. Dareios befand sich wieder in der Mitte seines Heeres, von auserlesenen persischen Truppen und hellenischen Söldnern umgeben und außerdem auch durch besonders tiefe Aufstellung des Zentrums gedeckt. Nach beiden Seiten schlossen sich in weit ausgedehnter Linie die übrigen Truppen an. Das Gelände war, soweit Sandhügel und Baumgestrüpp noch Hindernisse bereiteten, völlig geebnet worden, um so den Angriff der Reiterei wirksamer zu gestalten.

Das makedonische Heer war am vierten Tage, nachdem es den Tigris überschritten hatte, auf vorausschwärmende persische Reiterabteilungen getroffen, die sogleich vor den Angreifenden die Flucht ergriffen. Einzelne, die als Gefangene in die Hände der Makedonen fielen, sagten aus, daß Dareios in der Nähe lagere. Alexander schlug ein verschanztes Lager auf, in dem Troß und Bagage zurückgelassen wurden, und rückte darauf gegen den Feind vor, dessen Anblick vorläufig noch durch Hügelketten verdeckt war. Als er bis auf ungefähr 30 Stadien ($5\frac{1}{2}$ Kilometer) an das persische Heer herangekommen war, bekam er die feindliche Aufstellung zu Sicht. Zunächst rekognoszierte er das Gelände und befahl dann

zwei ursprünglich verschiedene Motive, die Verhinderung des Flußüberganges und die Erschwerung des Vormarsches des Feindes durch Verwüstung des Landes, miteinander verschmolzen. Curtius verbindet in seinem Bericht von den der Schlacht bei Gaugamela unmittelbar vorausgehenden Ereignissen auch wieder mit der ihm mit Diodor gemeinsamen kleitarchischen Überlieferung Elemente der arrianischen Tradition. Vgl. hierzu auch Hackmann, Die Schlacht bei Gaugamela S. 38 ff.

¹ Vgl. die Beschreibung des Terrains auf Grund einer Reise des Ingenieurs Černik in Petermanns Mittlg. Ergänzungsheft 45 S. 3 f.

² Vgl. Krause, Hermes XXIII S. 525 f.

seinen Truppen, in der Nacht auszuruhen, um am nächsten Morgen erfrischt den Feind anzugreifen. Die Perser dagegen, die einen Überfall befürchteten, blieben während der Nacht unter Waffen und waren so schon durch größere Ermüdung ihren Gegnern gegenüber im Nachteil.¹

¹ Der Hauptbericht über die Schlacht bei Gaugamela findet sich bei Arr. III 8—15. Außerdem kommt noch vornehmlich in Betracht: Plut. Alex. 31 ff. Diod. XVII 55 ff. Curt. IV 12 ff. Vgl. auch Just. XI 13 f. Polyän IV 3, 6. 17 f. Wir können drei Hauptgestalten der Tradition über die Schlacht unterscheiden: die bei Arrian vorliegende, die hauptsächlich auf Ptolemaeos zurückgehen wird, die Darstellung des Kallisthenes, die namentlich in Plutarchs, sich allerdings in interessante Einzelheiten fast verlierendem, Berichte uns entgegentritt, und endlich die, vermutlich aus Kleitarch geschöpfte, Erzählung, welche die gemeinsame Quelle des Diodor und Curtius (und Justin) bildet. Kallisthenes hat die Schlacht vor allem als einen Kampf der Hellenen gegen die Barbaren dargestellt. Alexander redet vor Beginn der Schlacht zu den Thessalern und den übrigen Hellenen, empfängt von ihnen den aufmunternden Zuruf, sie gegen die Barbaren zu führen, bittet Zeus, den Hellenen zum Siege zu verhelfen (Plut. Alex. 33 Anf.). In der kleitarchischen Schilderung stand der persönliche Kampf zwischen Alexander und Dareios im Mittelpunkt. Mit lebhaften Farben, im wesentlichen Widerspruch mit dem Berichte des Ptolemaeos, wurde der tapfere Widerstand des Perserkönigs und seiner Umgebung ausgemalt und das Vorgehen der Perser zuerst geradezu fast als ein siegreiches hingestellt (Diod. 60, 1. Curt. IV 15, 19). Doch hat auch hier wieder bereits Kallisthenes den Grund zu der besonders von Kleitarch vertretenen Vulgata gelegt. Die von diesem gegebene Beschreibung des Kampfes zwischen den beiden Herrschern ist die weitere Ausspinnung eines schon bei Kallisthenes (vgl. Plut. c. 33 Mitte) vorliegenden Motivs. Von Kallisthenes stammt wohl auch ein weiteres dem plutarchischen Bericht mit der kleitarchischen Tradition gemeinsames Überlieferungsmoment, nämlich daß die persischen Reiter, die das makedonische Lager angreifen, von Mazaeos vom rechten persischen Flügel her gesandt werden und den linken makedonischen Flügel umgehen, während sie bei Arrian die makedonische Schlachtlinie durchbrechen. Dagegen zeigt die kleitarchische Tradition nicht die ungünstige Beurteilung, die Kallisthenes dem Parmenion zuteil werden ließ (Plut. Alex. 33 gegen Ende), die der allgemeinen Tendenz des Kallisthenes entspricht. Die starke, anscheinend auf Kallisthenes zurückgehende Hervorhebung der kriegerischen Tüchtigkeit der thessalischen Reiterei ist auch bei Kleitarch erkennbar, aber hier nimmt auch Parmenion an dem den Thessalern gespendeten Lob als ihr kundiger und erfahrener Führer teil (Diod. 60, 6. 8. Curt. 16, 4). Die Erzählung von dem ersten Hilfsgesuch Parmenions an Alexander, das durch die Überrumpelung des makedonischen Lagers bedingt gewesen sein soll, hat wahrscheinlich auch bei Kleitarch gefehlt. Sie zeigt in der Antwort, die der König dem Parmenion gibt (Plut. Alex. 32. Curt. IV 15, 7 f. Polyän IV 3, 6), noch die dem Feldherrn mißgünstige Richtung der Darstellung und ist aus der für

Die größte Gefahr bestand für das makedonische Heer darin, daß es auf der ausgedehnten Ebene durch die überlegenen feindlichen Massen umgangen und in der Flanke oder im Rücken angegriffen wurde. Dieser Gefahr wollte Alexander vor allem entgegen treten. Der Bericht unseres besten Gewährsmannes für die militärischen Vorgänge, Arrians, ist in diesem Punkte nicht klar genug, um uns ein ganz sicheres Bild von den taktischen Maßregeln, die der makedonische König zur Verhütung jener Gefahr traf, geben zu können. Wie es scheint, stellte Alexander noch ein zweites Treffen auf, um einem Angriff im Rücken zu begegnen.¹ Vornehmlich

Kallisthenes charakteristischen Tendenz der Herabsetzung Parmenions erwachsen. (Mit der falschen Darstellung von dem persischen Angriff auf das makedonische Lager im Zusammenhang stehend, wird sie durch Arrians Schlachtbeschreibung ausgeschlossen.) Curtius hat diesen Zug aus der kallisthenischen Überlieferung in seine Schilderung hineingearbeitet und zum Teil noch weiter ausgemalt. So scheint mir die Rolle, die Polydamas bei dem Hilfsgesuch Parmenions an Alexander spielt, auf absichtlicher Zurechtmachung zu beruhen. Plutarch spricht bloß allgemein von Boten, die Parmenion an Alexander abschickt. Daß Polydamas bei Curtius genannt wird, hängt wohl mit dem besonderen Verhältnis, das er zum greisen Feldherrn gehabt haben soll, das bei dessen Ermordung in so grelle Beleuchtung gerückt wird, zusammen. Die dem Parmenion ungünstige Zuspitzung der Erzählung hat dann Curtius wieder abgebrochen, indem er Kleitarchs, die Verdienste des Feldherrn hervorhebender Schilderung folgt (vgl. IV 16, 2 f. mit 16, 4: „occasione vincendi strenue est usus“). Die kleitarchische Tradition brachte auch, jedenfalls im Gegensatz zu Kallisthenes, die Sorge, die Alexander selbst unmittelbar vor der Schlacht befahl, zu ausmalender Darstellung (Diod. 56, 1; noch weiter übertreibend in der ihm geläufigen Weise Curt. IV 13, 15 ff.). Daß Curtius in seiner Beschreibung der Schlacht auch beträchtliche Stücke der arrianischen Überlieferung in eigentümlicher, das ursprüngliche Bild entstellender Vermischung mit den anderen, namentlich kleitarchischen, Elementen der Tradition erhalten hat, habe ich Forsch. z. Gesch. Alex. d. Gr. S. 39 ff. (vgl. auch schon Beitr. z. Quellenkritik des Curtius Rufus S. 17 f.) ausführlich nachgewiesen. Zur Ergänzung der dort gegebenen Erörterung füge ich noch hinzu, daß Curtius (IV 15, 18. 20. 22) allem Anschein nach die baktrianischen Reiter, die bei Plutarch c. 32 vom rechten persischen Flügel her den Hauptangriff machen, und diejenigen, die nach Arrian (III 13, 3 f.) die Abteilungen des Menidas und Ariston auf der Flanke des rechten makedonischen Flügels bekämpfen, durcheinander gebracht hat. — Eine eingehende, lehrreiche Erörterung der Berichte über die Schlacht gibt Hackmann, Die Schlacht bei Gaugamela, Hall. Dissert. 1902.

¹ Delbrück, Gesch. d. Kriegskunst I² S. 206. 210 f. bestreitet die Aufstellung eines zweiten Treffens und meint, daß Alexander bloß die Tiefe verdoppelt und den hinten stehenden Abteilungen den Befehl gegeben habe,

suchte er einer Umgehung in der Flanke dadurch vorzubeugen, daß er an beiden Flügeln Abteilungen von Leichtbewaffneten im Haken aufstellte, die entweder gegen einen Angriff des Feindes in der Flanke einschwenken, oder, wenn es tunlich schien, in die Frontlinie einrücken und diese so verlängern sollten.¹ Jedenfalls erreichten diese Maßregeln zur Sicherung der Flanken im wesentlichen ihren Zweck. Die Angriffe, welche die Perser hier gegen die Feinde richteten, blieben in der Hauptsache erfolglos, ebenso wie der Angriff der Sichelwagen durch die geschickten Gegenanstalten Alexanders völlig zunichte wurde. Die eigentliche Entscheidung wurde auch in dieser Schlacht wieder durch den Offensivstoß, den Alexander selbst an der Spitze der makedonischen Hetärenreiterei vom rechten Flügel unternahm, herbeigeführt. Der makedonische König benutzte eine Lücke, die in der feindlichen Schlachtordnung, als diese sich gegen ihn in Bewegung setzte, entstand, um mit seiner Reiterei sich hier einzubohren. In unaufhaltsamem Angriff drang er gegen Dareios selbst vor. Die Hypaspisten und die nächststehenden Abteilungen der makedonischen Phalanx folgten und verstärkten so den Vorstoß ihres Königs. Dareios ergriff die Flucht; Alexander wandte sich zur Verfolgung der geschlagenen Perser. So war auf dem rechten Flügel von den Makedonen der Sieg gewonnen. Größere Schwierigkeiten und Gefahren waren auf anderen Teilen des Schlachtfeldes zu überwinden. Die weiter nach links aufgestellten Abteilungen der makedonischen Phalanx vermochten, wie bei Issos, dem Vordringen Alexanders nicht so schnell zu folgen; sie wurden außerdem durch den harten Kampf, der sich auf dem linken makedonischen Flügel entspann, in Anspruch genommen. Durch ihr Zurückbleiben bildete sich eine Lücke in der makedonischen Schlachtordnung. Diese Lücke benutzten persische Reiter-scharen und brachen durch die feindliche Linie hindurch. Es war ein kritischer Moment für das makedonische Heer. Aber, statt die

im Fall eines Rückenangriffes Kehrt zu machen. Seine Gegengründe sind nicht ohne Gewicht. Aber mit dem Wortlaut des arrianischen Berichtes läßt sich allerdings seine Auffassung kaum in Einklang bringen. Gegen Delbrück: Hackmann a. O. S. 14ff.

¹ Ausführlichere Erörterungen über die Bedeutung dieser Aufstellung geben Delbrück a. O. S. 206. 208ff. Hackmann, S. 20ff. (zum Teil im Gegensatz zu Delbrück). Alle Schwierigkeiten sind wohl auch durch diese Erörterungen noch nicht gelöst.

Feinde in der Seite oder im Rücken anzugreifen, warfen sich diese persischen Reiterabteilungen auf das makedonische Lager, um es zu plündern. Die in einem zweiten Treffen aufgestellten Makedonen wandten sich, sowie sie den Durchbruch der Feinde nach dem Lager zu bemerkten, gegen diese und schlugen sie in die Flucht.

Parmenion, der wieder auf dem linken makedonischen Flügel kommandierte, hatte unterdessen einen heftigen Angriff der feindlichen Reiterei, die auf dem rechten Flügel des persischen Heeres unter dem Befehl des Satrapen von Babylonien, Mazaeos, stand, auszuhalten. Die Gefahr war so groß, daß er Boten an Alexander um Hilfe schickte. Die Botschaft Parmenions bewog den siegreichen König, die Verfolgung der geschlagenen Feinde abzubrechen, um seinem gefährdeten linken Flügel zu Hilfe zu eilen. Auf dem Wege aber traf er nun auf die soeben vom makedonischen Lager zurückkehrenden, auf der Flucht befindlichen persischen Reiter. Diese suchten, mit dem Mute der Verzweiflung kämpfend, durch die ihnen den Weg versperrenden Makedonen durchzubrechen. Es entstand so ein sehr hartnäckiger Kampf, der allerdings mit einem Siege der Makedonen endete, aber wenigstens einem Teile der persischen Reiter den Durchbruch zur Flucht ermöglichte. Als sich nun Alexander seinem linken makedonischen Flügel näherte, war auch hier schon die Entscheidung gefallen. Die thessalische Reiterei unter der Führung Parmenions hatte nicht bloß ihren Platz behauptet, sondern zuletzt die persischen Reiterscharen des Mazaeos in die Flucht geworfen. Das ganze makedonische Heer wandte sich jetzt einer energischen Verfolgung des geschlagenen Feindes zu. Erst das hereinbrechende Dunkel machte der Verfolgung vorläufig ein Ende. Doch brach Alexander schon um Mitternacht an der Spitze seiner Reiterei, nachdem er ihr eine kurze Rast vergönnt hatte, in der Richtung nach Arbela auf, in der Hoffnung, hier den flüchtigen Perserkönig noch zu treffen und in seine Gewalt zu bekommen. Diese Hoffnung verwirklichte sich indessen nicht; nur der von den Persern zurückgelassene Schatz und der Troß fielen in des Siegers Hände.



• DRITTES KAPITEL

DIE VÖLLIGE UNTERWERFUNG DES PERSERREICHES

Dareios hatte, nachdem er vom Schlachtfelde aus Arbela erreicht hatte, seine Flucht unmittelbar fortgesetzt; er hatte sich dafür entschieden, den direkten, für größere Heeresmassen schwer benutzbaren Weg nach Medien einzuschlagen, in der Erwartung, daß Alexander ihm hier nicht folgen, sondern sich nach Süden wenden werde. Er überließ damit allerdings die wichtigen südlichen Landschaften seines Reiches, vor allem die Hauptstädte Babylon und Susa, als Siegespreis seinem Gegner. Diesem verbot wohl schon die Rücksicht auf die noch nicht zur Entscheidung gebrachten Verwicklungen in Griechenland, dem geschlagenen Feinde zunächst in die schwer zugänglichen inneren Landschaften des Perserreiches zu folgen. Vor allem kam es ihm aber wieder darauf an, nicht bloß militärisch sondern zugleich politisch seinen Sieg völlig auszunutzen. Wenn Babylon und Susa in seinen Besitz gelangten, wenn er von hier aus weiter auch die persische Stammlandschaft gewinnen konnte, mochte er hoffen, Dareios so entscheidend von der Grundlage seiner Machtstellung abzurängen, daß dessen Königtum, in seiner Macht entwurzelt und seines Nimbus beraubt, in sich selbst zusammenstürzte. Und falls der Perserkönig wirklich zu neuem Widerstande sich erheben sollte, so hatte Alexander, wenn er Herr der südlichen Landschaften des Perserreiches war, eine breite und sichere Basis für weitere Operationen gewonnen.

Als er in der Nähe von Babylon ankam, zeigte er sein Heer in voller Schlachtordnung, bereit, einem sich hervorwagenden Widerstande in offenem Kampfe entgegenzutreten. Aber die babylonische Bevölkerung war geneigt, denjenigen, den das Geschick zum Herrn von Asien bestimmt hatte, auch als ihren Herrn, als den Nachfolger ihrer alten Könige anzuerkennen, und der persische Statthalter Mazaeos hielt es für geraten, dem Sieger keinen Widerstand entgegenzusetzen. In feierlichem Zuge, unter Anführung

ihrer Priester und Beamten, kamen die Babylonier dem makedonischen Herrscher entgegen, sich selbst und ihre Stadt seiner Gewalt unterwerfend. Die Wunder einer Jahrtausende alten Kultur standen den staunenden Makedonen unmittelbar vor Augen. Es war eine neue Welt, in die sie eintraten. Die Pforten des Orients taten sich ihnen jetzt erst in vollem Maße auf, als sie ihren Einzug in die uralte, sagenberühmte Metropole Vorderasiens hielten. Alexander selbst betrachtete sich nach dem Siege bei Gaugamela schon in vollem Maße als Großkönig von Asien.¹ Die Maßregeln, die er in Babylon traf, zeigten, daß er nicht als ein fremder Eroberer angesehen werden wollte. Er suchte die Sympathien der Bevölkerung durch die Pflege des einheimischen Kultes zu gewinnen, insbesondere gab er den Befehl, das durch Xerxes zerstörte Heiligtum des Bel-Marduk wieder aufzubauen. Er brachte auch diesem Gotte nach einheimischem Ritus ein feierliches Opfer dar, um sich so als den von ihm selbst bestimmten neuen Herrn des Landes einzuführen. Den bisherigen Satrapen von Babylonien, Mazaeos, beließ er in seinem Amte. Es war der erste Fall, in dem er einem Perser eine Satrapie übertrug, die erste Anwendung eines neuen Systems, das einen Ausgleich zwischen der makedonisch-griechischen und der barbarischen Welt anbahnen sollte. Indem der siegreiche König den persischen Adel in seine Dienste zog, brachte er damit zum Ausdruck, daß er nicht mehr dem persischen Volke als Feind gegenüberstehe, sondern nur noch den geschlagenen persischen König bekämpfe, der das höhere Recht des Siegers nicht anerkennen, ihm den Siegespreis, die Herrschaft über Asien, vorenthalten wolle. Die Idee eines einheitlichen Reiches, das unter Alexanders Herrschaft die verschiedenen Nationen verbinden sollte, zeigte sich bereits stärker als der Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren, aus dem ursprünglich der persische Feldzug hervorgewachsen war. Die an die Typen der Perserzeit sich anschließende Münzprägung, die zunächst Mazaeos als dem Statthalter des neuen Herrschers überlassen wurde², läßt erkennen, wie Alexander auch auf diesem Gebiete den Traditionen der Achämenidenherrschaft und den Gewohnheiten der ein-

¹ Plut. Alex. 34 berichtet ausdrücklich, daß Alexander nach der Schlacht zum König von Asien ausgerufen worden sei.

² Babelon, *Les Perses Achéménides* p. XX. XLIIIff. S. 40f. nr. 282ff. *Traité de monn. gr.* II 2 S. 350. 475ff. Head, *H. N.*² S. 816. 828f. Imhoof-Blumer, *Numismat. Zeitschr.* 27. 1895. 37. 1905. Vgl. oben S. 343, 3.

heimischen Bevölkerung entgegenzukommen bemüht war.¹ Wie Mazaeos als Satrap von Babylonien von neuem eingesetzt wurde, so wurde Mithrines, der nach der Schlacht am Granikos die Burg von Sardes überliefert hatte, als Statthalter nach Armenien gesandt. Von der Zivilverwaltung Babyloniens, die er in persische Hände legte, trennte Alexander das Militärkommando, mit dem er einen Makedonen betraute. Ein besonderer, makedonischer Beamter wurde an die Spitze der Steuererhebung gestellt, die finanzielle Verwaltung somit ebenso wie die militärische Gewalt den Makedonen vorbehalten. Gegenüber dem bisher herrschenden persischen System, das die einzelnen Provinzen zu großen, eigenmächtigen Herrschaftsbezirken auswachsen ließ, sehen wir wieder eine Verteilung der wichtigsten Befugnisse auf verschiedene Beamte, die dazu diente, eine möglichst geordnete Verwaltung und vor allem die Autorität und Wirksamkeit der zentralen königlichen Gewalt zur Geltung zu bringen.

Nachdem das makedonische Heer sich einige Zeit in Babylon aufgehalten und von den Anstrengungen der vorhergehenden Marsche und Kämpfe erholt hatte, zog Alexander weiter gegen Susa, dessen Unterwerfung inzwischen bereits von einem durch ihn abgesandten Offizier, Philoxenos, entgegengenommen worden war. Denn auch hier war kein Versuch des Widerstandes gemacht worden. In Susa fiel dem Sieger der große königliche Schatz in die Hände. Die Verwaltung wurde hier ähnlich wie in Babylon geordnet; neben einen persischen Satrapen, Abulites, trat ein makedonisches Kommando, dem die militärische Sicherung der Stadt und der Landschaft anvertraut wurde.²

Von Susa aus wandte sich Alexander Ende 331 gegen Persis. Die in der gebirgigen Natur des Landes begründeten Hindernisse, die das makedonische Heer auf dem Marsche nach dieser schwer zugänglichen Stammlandschaft des persischen Reiches zu überwinden hatte, wurden durch die Ungunst der Jahreszeit noch gesteigert. Nachdem der Pasitigris, der heutige Karûn, überschritten war³,

¹ Dieses Entgegenkommen tritt besonders charakteristisch darin zutage, daß Mazaeos, wenn auch nicht unter seinem Namen, auch Goldmünzen persischer Art (Doppeldareiken) prägte.

² Arr. III 16, 3 ff. Diod. XVII 64, 4 ff. 65 f. Curt. V 1, 17 ff. 2.

³ Arr. III 17, 1. Curt. V 3, 1. Diod. XVII 67, 1 ff. Unter der Bezeichnung des Pasitigris ist hier der östliche Zufluß des heute Karûn, im Altertum Eu-

kam man in das Gebiet des räuberischen Bergvolkes der Uxier. Hier befand sich, wahrscheinlich beim heutigen Mâl-Amir, der wichtige Engpaß, der die direkte Verbindung zwischen Susiana und Persis beherrschte. Die Uxier hatten der persischen Herrschaft gegenüber ihre Selbständigkeit soweit gewahrt, daß sie sogar von dem Großkönig, wenn er diesen Weg von Persis nach Susa einschlug, einen Tribut zu erheben gewohnt waren. Diesen verlangten sie jetzt auch von Alexander. Der makedonische König aber war nicht gewillt, solche Anomalien in seinem Reiche zu dulden. Es gelang ihm durch die Schnelligkeit seiner Bewegungen, die Uxier völlig zu überraschen und zur Unterwerfung zu zwingen. Dann setzte er seinen Marsch gegen Persis fort. Er sandte den weniger beweglichen Teil seines Heeres, die schwerer gerüsteten griechischen Hoplitzen und thessalischen Reiter nebst dem Trosse, unter der Führung Parmenions auf einem bequemerem, aber weiteren Wege, wahrscheinlich der über Ram Hormuz und Babahân führenden „Winterstraße“. Er selbst aber schlug mit den makedonischen Truppen einen kürzeren Weg ein, der über den sogenannten „persischen“ Paß¹ unmittelbar in das Herz der persischen Landschaft führte. Dieser Paß war von Ariobarzanes, dem Satrapen von Persis, stark verschanzt, und eine Streitmacht von ungefähr 40 000 Persern hatte hinter dieser Verschanzung ein festes Lager bezogen, zu hartnäckigem Widerstande gegen den andringenden Feind entschlossen. Der Versuch, durch einen Frontangriff den Paß zu erstürmen, mißlang. Alexander mußte sich demzufolge entschließen, eine Umgehung der feindlichen Stellung zu versuchen. Durch Gefangene erfuhr er, daß es einen sehr beschwerlichen Pfad über das Gebirge gebe, auf dem es möglich sein werde, den Feinden in den Rücken zu kommen. Er ließ Krateros mit einigen Abteilungen im makedonischen Lager zurück, mit der Weisung, wenn er das

laeos (oder auch Pasitigris) genannten Flusses, der durch die Vereinigung dieses östlichen Zuflusses mit dem westlicheren Dizful (Kopratas) gebildet wird, zu verstehen. Die Überschreitung des Dizful wird in unseren Quellen — außer bei Strabon XV 3, 6 p. 729 — nicht erwähnt. Ich möchte hierin wieder ein Anzeichen für die gemeinsame, aus dem makedonischen Hauptquartier stammende Grundlage der uns erhaltenen Berichte über die Operationen, insbesondere die Märsche des makedonischen Heeres sehen.

¹ Dieser Paß ist wahrscheinlich nicht das heutige Kalah-i-Sefid, sondern vielleicht der Tang-i-Rashkân; vgl. Stolze, Verh. d. Gesellsch. f. Erdk. Berlin 1883 S. 251 ff.

makedonische Sturmsignal höre, den Angriff auf die Paßverschanzungen zu unternehmen, und trat mit den übrigen Truppen in der Nacht den Weg über das Gebirge an.¹ Nachdem er eine Strecke marschiert war, gab er einem Teil seines Heeres den Befehl, weiter zu ziehen, um den Fluß, der die Koile Persis, die Fruchtebene von Kurbäl, durchfließt und den man auf dem Wege nach der Hauptstadt des Landes überschreiten mußte, zu überbrücken.² Er selbst wandte sich auf steilem, schwer gangbarem Pfade seitwärts und überraschte, nachdem er die ahnungslosen feindlichen Vorposten teils vernichtet, teils zerstreut hatte, beim Anbruch des Morgens das persische Lager. Auf das verabredete Sturmsignal hin griff Krateros zugleich in der Front die feindlichen Verschanzungen an. Die Perser fanden kaum Zeit, sich zur Wehre zu setzen; der größte Teil wurde im Handgemenge niedergemacht, nur wenige, unter ihnen der Führer Ariobarzanes selbst, entkamen über das Gebirge. Dem makedonischen Heere stand jetzt der Weg nach Persepolis offen; Alexander überschritt auf der bereits errichteten Brücke den Araxesfluß und erreichte im Eilmarsche Persepolis, wo die Königsburg ohne Widerstand in seine Gewalt kam³ und mit

¹ Der Bericht Arrians über die Unterwerfung der persischen Stammlandschaft durch Alexander ist sehr dürftig. Auch seine Erzählung von der Umgehung der Streitmacht des Ariobarzanes (III 18, 3 ff.) ist kein Muster von Klarheit und Anschaulichkeit. Aber diese Darstellung Arrians durch die romanhaft ausgeschmückte, wahrscheinlich auf Kleitarch zurückgehende Schilderung bei Diodor XVII 68 und namentlich Curtius V 3, 16 ff. 4 (vgl. zu diesen auch Polyän IV 3, 27) zu ergänzen, wie es namentlich bei Droysen geschehen ist, scheint mir bedenklich. Ob mit dem, was Curtius V 4, 30 von einem Angriff der unter Philotas, Amyntas und Koinos stehenden Truppen berichtet (vgl. vorher 4, 20 mit Arr. III 18, 6), das Nämliche wie der Angriff des Ptolemaeos bei Arrian III 18, 9 gemeint ist, ob die hier bei Curtius entstandene Verwirrung wieder auf einer Kontamination mit arrianischer Tradition beruht, wage ich nicht zu entscheiden. An sich ist eine solche Einfügung von Elementen der bei Arrian vorliegenden Überlieferung in die aus Kleitarch geschöpfte Darstellung des Curtius auch hier nicht unwahrscheinlich (vgl. außer der schon erwähnten Berührung von 4, 20 mit Arr. III 18, 6 noch 4, 14 mit Arr. 18, 4. Aus den *τοξοτῶν ὅλλοι* und *ἰππέων ἐς πεντακοσίους* bei Arrian sind bei Curtius *sagittarii equites* mille geworden). Die kleitarchische Vorlage des Curtius wird von diesem wieder mit den für seine Alexanderdarstellung charakteristischen Motiven ausgestattet (3, 21 f. 4, 1).

² Es ist der Araxes der Alten, heute Band-emir, bzw. sein westlicher Oberlauf, der Kur.

³ Curt. V 5, 2 liegt vielleicht wieder eine Vereinigung der kleitarchischen,

ihr zugleich der bedeutende Königsschatz¹ in seine Hände fiel. Wichtiger noch als dieser äußere Erfolg war der Eindruck, den die Einnahme des Stammsitzes der Achämenidenherrschaft in der Barbarenwelt hervorbringen mußte. Alexander suchte diesen Eindruck noch durch eine Handlung zu steigern, deren Gedächtnis sich mit der Erinnerung an seinen Aufenthalt in der alten persischen Königsstadt unauslöschlich verbunden hat. Er gab den Befehl, den Königspalast anzuzünden. Es war dies eine Maßregel, die wohl ebenso auf die Griechen wie auf die Orientalen berechnet war. Den Griechen sollte sie sagen, daß der Zweck des panhellenischen Feldzuges erreicht, der Frevel, den Xerxes an ihren Heiligtümern begangen, gesühnt sei.² Den Orientalen sollte sie zum Zeichen dienen, daß die Herrschaft der Achämeniden jetzt aufgehört habe, ein neues Großkönigtum an ihre Stelle getreten sei.³ Daß es sich hierbei nicht sowohl um eine persönliche Rachehandlung Alexanders als um einen symbolischen Akt handelte, scheint vor allem auch daraus hervorzugehen, daß — nach einer glaubwürdigen Überlieferung — der König selbst nachher dem Brande Einhalt zu tun befahl.⁴

bei Diodor 69, 1 erhaltenen Überlieferung mit der von Arrian III 18, 10 (*πρὶν τὰ χρήματα διαρπάσασθαι τοὺς φύλακας*) wiedergegebenen vor.

¹ Diod. XVII 71, 1 und Curt. V 6, 9 geben ihn auf 120 000 Silbertalente an.

² Arr. III 18, 12. Strabo XV 3, 6 p. 730.

³ Vgl. Droysen I S. 361f. Noeldeke, Aufs. z. pers. Geschichte S. 83f. v. Gutschmid, Geschichte Irans S. 1. Auch J. Burckhardt hat bereits eine ähnliche Auffassung gehabt, wie aus dem Zitat von Gelzer, Zeitschr. f. Kulturgesch. VII 1899 S. 26 hervorgeht. „Bisher hatten die Persianer geherrscht. Das Anzünden des Palastes war eine Meldung in Frakturschrift an hundert barbarische Völkerschaften, daß das Perserjoch zerbrochen sei.“

⁴ Plut. Alex. 38. Auch bei Ps. Kallisth. II 17 hat sich noch diese Überlieferung erhalten. Daraus, daß Alexander nachher den Brand löschen ließ hat sich wahrscheinlich die Tradition gebildet, daß er sein Zerstörungswerk selbst bereut habe. Der sekundäre Charakter dieser von Curtius (V 7, 11) vertretenen Überlieferung ergibt sich auch aus der Art, in der eine bei Plutarch (Alex. 37. 56. de fort. Alex. M. I 7; vgl. Schwartz, P.-W. IV S. 1882) erhaltene Äußerung des Korinthers Demaratos zu einem die Reue über die Zerstörung der Königsburg bekundenden Ausspruch des Königs selbst umgebogen wird. Die von Curtius, Diodor und Plutarch wohl nach Kleitarch (vgl. frg. 5 = Athen. XII 576^a) wiedergegebene Erzählung von der Rolle, welche die Hetäre Thais bei dem Brande gespielt habe, bedarf keiner Widerlegung. Die Darstellung des Curtius ist vornehmlich widerspruchsvoll und auch noch durch die besonders ungünstige Beurteilung Alexanders beeinflußt. Sein

Bericht (V 7, 10), daß die Makedonen sich der Handlungsweise des Königs geschämt hätten, wird durch Plut. Alex. 38 widerlegt und steht auch im Gegensatz zu seiner eigenen Erzählung von der Plünderung der makedonischen Soldaten. Eine in der Thaiserzählung vorhandene panegyrische Pointe, die bei Curtius der alexanderfeindlichen Tendenz zum Opfer gefallen sei (Schwartz a. O. S. 1881; vgl. auch Rüegg, Beiträge S. 9. 79) vermag ich übrigens nicht anzuerkennen. Wahrscheinlich ist es, daß Kallisthenes die Verbrennung der Königsburg in panegyrischem Sinne als eine Handlung der panhellenischen Politik Alexanders schilderte. Ob er den Widerspruch Parmenions (Arr. III 18, 11) in der ihm geläufigen Tendenz der Verkleinerung des greisen Feldherrn als Ausfluß engherziger Nörgelei erscheinen lassen wollte, läßt sich in diesem Falle nicht sicher erkennen. In der Fort- und Umbildung der Darstellung des Kallisthenes durch das Thaismotiv Kleitarcha fiel der panegyrische Charakter der Darstellung fort. Die bei Curtius sowie bei Diodor sich findende Schilderung der von dem siegreichen makedonischen Heere verübten Plünderung der persischen Königsstadt erweckt schwere Bedenken. Es ist sehr fraglich, ob das Bild, das wir uns danach von Persepolis machen müßten, ein historisch zutreffendes sein würde (vgl. Niese I S. 495f.), und vor allem lassen sich in der Erzählung des Curtius (V 6, 1) und Diodors (XVII 70, 1 und namentlich 71, 3) — vgl. Schoenle, Diodorstudien S. 43f. — noch Spuren einer anderen ursprünglicheren Überlieferung, die bei dem Strafgericht über Persepolis die Beziehung auf die Königsburg festhielt und die entscheidende Initiative Alexander selbst beimaß, erkennen. — Plutarch Alex. 37 erwähnt, nach einem Briefe Alexanders, daß der König, weil es ihm nützlich erschienen sei, in Persis ein großes Blutbad unter den in seine Hände gefallenen Persern habe anrichten lassen. Der Bericht Plutarchs hierüber ist so kurz zusammengezogen, daß wir nicht deutlich erkennen können, ob sich dies auf die Erstürmung des persischen Passes oder die Einnahme von Persepolis beziehen soll (vgl. hierzu Freeman, Hist. Essays II S. 218f.). Wäre die letztere Beziehung die richtige, so würde daraus ein starker Grund gegen die Authentie des Briefes abgeleitet werden können; denn wir müßten den Berichten, die wir bei Diodor und Curtius über die Vorgänge bei der Einnahme von Persepolis finden, ein höheres Maß geschichtlicher Wahrheit beimessen, als wir vorher für statthaft hielten. Zu dem Inhalte des Briefes würden wir dann eine Parallele in den Worten Diodors c. 70, 2: *οἱ Μακεδόνες ἐπέσαν τοὺς μὲν ἄνδρας πάντας πορεύοντες* gewinnen, nur daß im Brief auf den Befehl Alexanders zurückgeführt würde, was bei Diodor mehr aus der Initiative der makedonischen Soldaten hervorzugehen scheint. Geschichtlich wahrscheinlicher würde die Angabe des Alexanderbriefes sein, wenn sie sich auf die Erstürmung des persischen Passes bezöge. Die Maßregel, die in dem Briefe als eine nützliche dargestellt und gerechtfertigt wird, würde jedenfalls gegenüber dem ersten hartnäckigen Widerstande, der dem siegreichen Alexander von persischer Seite entgegentrat, verständlicher sein als gegenüber einer Bevölkerung, die gar keinen Versuch zum Widerstande machte. Wir würden dann anzunehmen haben, daß Alexander seinen Truppen befohlen habe, den Persern keine Schonung zu gewähren — eine Annahme, die durch den Bericht Arrians wohl wenigstens nicht unbedingt ausgeschlossen wird.

Es ist die Vermutung ausgesprochen worden¹, daß Alexander nach der Schlacht bei Gaugamela von Dareios neue Friedensanerbietungen erwartet habe, daß er bereit gewesen sei, dem persischen König die Herrschaft über die östlichen Satrapien zu überlassen, und daß er erst, als diese Friedensanerbietungen ausgeblieben seien, durch den Brand der Königsburg von Persepolis die Besitzergreifung der Monarchie über Asien verkündet habe. Diese Annahme hat aber durchaus keinen Grund in unserer Überlieferung und ist sogar nach allem, was wir über die Politik des makedonischen Herrschers wissen, äußerst unwahrscheinlich. Der Gedanke des Königtums von Asien tritt uns bereits früh als ein diese Politik bestimmender entgegen, bald nach der Schlacht bei Issos, jedenfalls schon vor dem entscheidenden Kampfe bei Gaugamela. Und sollte Alexander nun, nachdem er als Sieger aus diesem Kampfe hervorgegangen war, bereit gewesen sein, auf einen Teil des Siegespreises zu verzichten? Nein, von dem Verhalten des Dareios gegen ihn hat er unzweifelhaft die Ausdehnung oder Begrenzung seiner Herrschaft nicht abhängig gemacht, sondern er folgte den eigenen Antrieben seines weltumspannenden Herrschergeistes, wenn er seinem Widersacher gegenüber sich nicht auf Unterhandlung, sondern nur auf Unterwerfung einlassen, wenn er neben seinem Königtum nicht noch irgendeine selbständige Gewalt dulden wollte.

Vier Monate ungefähr verweilte Alexander in Persis, das er ebenso, wie vorher Babylonien und Susiana, unter die Verwaltung eines persischen Satrapen stellte. Die Zeit seines Aufenthaltes benutzte er zum Teil, um dem makedonischen Heere Ruhe und Erholung zu gewähren, teilweise aber auch zur völligen Unterwerfung der an die Landschaft angrenzenden, zur Zeit der persischen Herrschaft unbezwungenen kriegerischen Völkerschaften, vornehmlich des Volkes der Marder.² Im Frühjahr, etwa im April, 330 wandte er sich dann von neuem gegen den geschlagenen Perserkönig.

Die Haltung des Dareios nach der Schlacht bei Gaugamela wird uns aus dem, was unsere Quellen darüber berichten, schwer verständlich. Er war unmittelbar nach seiner Niederlage nach Ekbatana geflohen; wir finden aber, daß er weder in Medien neue Streitkräfte sammelt, noch die ihm durch Alexanders Aufenthalt in den süd-

¹ Droysen I 1 S. 363 ff.

² Vgl. Nearch bei Strabon XI 13, 6 p. 524 und bei Arrian, Ind. 40, 6 und den ausmalenden Bericht des Curtius V 6, 17 ff.

lichen Landschaften des Perserreiches gewährte Möglichkeit, nach den östlichen Provinzen zu entkommen und hier einen neuen Widerstand zu organisieren, benutzt. Vielleicht dient eine Notiz, die bei unserem vornehmsten Gewährsmann, Arrian, sich findet, dazu, uns wenigstens einigermaßen das Verhalten des Perserkönigs begreiflich zu machen. Arrian berichtet¹, daß Dareios die Absicht gehabt habe, für den Fall, daß Alexander in Babylon oder Susa bliebe, in Medien abzuwarten, ob nicht auf der Seite des makedonischen Königs eine Verwicklung eintrete; für den Fall aber, daß Alexander gegen ihn heranziehe, habe der persische Herrscher den Entschluß gefaßt, weiter nach Osten zu fliehen und durch Verwüstung des Landes seinem Gegner die Verfolgung zu erschweren oder unmöglich zu machen. Danach hätte Dareios also seine Hoffnung auf den weiteren Fortgang der griechischen Bewegung gegen Alexander, die, wie wir sogleich sehen werden, wahrscheinlich noch im Jahre 331 zum Ausbruch kam, gesetzt.² Sollte vielleicht auch das Fehlschlagen dieser Bewegung dem Dareios noch bekannt geworden sein und auf seinen Entschluß, nach Osten vor Alexander zurückzuweichen, Einfluß gewonnen haben?

Wir dürfen also wohl annehmen, daß für die Haltung des Perserkönigs, abgesehen von der allgemeinen Unentschlossenheit, die seine Kriegführung charakterisiert, auch die Hoffnung auf eine griechische Erhebung im Rücken Alexanders bestimmend gewesen ist. Trotzdem führen Spuren unserer Überlieferung darauf, daß er nicht, wie Arrian erzählt, in Medien bloß untätig auf die weitere Entwicklung der Dinge harren, sondern daß er eben hier zugleich zu einem neuen Kampfe gegen seinen Gegner rüsten wollte.³ Diese

¹ Arr. III 19, 1.

² Vgl. Droysen I² S. 370. Im Lager des Dareios befand sich eine Gesandtschaft der Lakedaemonier (Curt. VI 5, 6f.).

³ Dies wird bestimmt berichtet von Diod. XVII 73, 2 und bestätigt durch den weiteren Bericht Arrians III 19, 3 (vgl. auch Plut. Alex. 42: ἐξήλαυνεν ἐπὶ Δαρείου ὡς πάλιν μαχοόμενος). Gewiß hat sich Dareios nicht erst jetzt, wie es nach Arrians Erzählung erscheint, als Alexander schon auf dem Marsche nach Norden ist, entschlossen, dem Feinde in neuer Feldschlacht entgegenzutreten. Arrian berichtet wieder die Vorgänge auf der Seite des Dareios sehr einseitig und unvollkommen; er gibt nur das wieder, was als Meldung in das makedonische Hauptquartier gelangt. Curtius V 8, 1f. hat die arrianische Überlieferung mit der bei Diodor erhaltenen vermischt. Wenn Diodor Dareios als καταταγόμενος bezeichnet, so sagt Curtius mit völliger Verdrehung der

Rüstungen kamen nun aber nicht zum Ziele, mochten sie an sich lässig und mit unentschlossenem Schwanken betrieben werden, oder mochte die Autorität des zweimal geschlagenen Königs in den östlichen Landschaften des Reiches versagen. Als das makedonische Heer im Frühjahr 330 mit gewohnter Schnelligkeit aus Persis nach Norden aufbrach, fühlte sich Dareios einem offenen Kampfe durchaus nicht gewachsen¹ sondern ergriff die Flucht nach Osten.

Alexander zog in eiligem Marsche durch Paraetakena auf der Straße, die heutzutage von Schiras über Isfahan nach Hamadan (dem alten Ekbatana) führt, nach Medien und hielt, ohne Widerstand zu finden, seinen Einzug in der Hauptstadt des Landes. Hier entließ er die thessalische Reiterei und die hellenischen Bundeskontingente nach der Heimat. Nur diejenigen, die bereit waren, persönlich in seinem Heere als Söldner weiter zu dienen, behielt er bei sich.² Er brach dann weiter nach Osten zur Verfolgung des Dareios auf.

Wir sind hier offenbar an einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte nicht bloß des Feldzuges, sondern auch der Politik Alexanders gelangt. Was bedeutet die Entlassung der hellenischen Bundeskontingente? Warum führt Alexander diese Maßregel gerade

ursprünglichen Tradition, indem er nicht von dem Plane des Perserkönigs, Alexander in Medien zu erwarten, sondern von der Absicht, nach Baktrien zu fliehen, spricht: „*veritus, ne celeritate Alexandri occuparetur, consilium iterque mutavit.*“ Wenn Dareios dann doch nach Osten flieht, so dient, wie Schwartz, P.-W. IV S. 1878 mit Recht hervorgehoben hat, der Verrat von Bessos und Nabarzanes, den Widerspruch zu verdecken. Die c. 8, 6 ff. dem Dareios in den Mund gelegte Rede paßt allerdings sehr schlecht zu der diesem vorher zugeschriebenen Absicht, nach Osten zurückzuweichen.

¹ Die Zahl der damals bei Dareios befindlichen Truppen wird bei Arrian III 19, 5 wesentlich niedriger als in der wahrscheinlich auf Kleitarch zurückgehenden Tradition Diodors und des Curtius angegeben.

² Arr. III 19, 5 f. Diodor XVII 74, 3 und Curtius VI 2, 17 verlegen irrig die Entlassung der Hellenen in die Zeit unmittelbar nach dem Tode des Dareios. Die Verschiebung hängt jedenfalls damit zusammen, daß diese Tradition die Entlassung der Bundesgenossen in enge Beziehung zu dem Ende des Perserkönigs, an das nach ihr die Makedonen die Hoffnung auf den Abschluß des ganzen persischen Feldzugs knüpften, setzte. Dies ist auch in der stark zu rechtgemachten Erzählung des Curtius VI 2, 17 noch deutlich erkennbar. Bei Plutarch (Alex. 42) finden wir die Umbildung der ursprünglichen, bei Arrian erhaltenen Überlieferung in einem früheren Stadium (worauf Marquart, Philol. Suppltd. X S. 37, 3 zutreffend hinweist).

jetzt aus, wo er im Begriffe steht, den flüchtigen Perserkönig zu verfolgen?

Wenn die Kontingente, die der hellenische Bund für den persischen Feldzug zu Alexanders Armee gestellt hatte, jetzt nach Griechenland zurückgesandt werden, so heißt dies nichts anderes, als daß der Krieg, den „Alexander und die Hellenen“ gegen die Perser geführt haben, beendet, daß der panhellenische Zweck des Feldzuges erreicht, die Sühne für den Zug des Xerxes vollzogen ist.¹ Was der Brand der Königsburg von Persepolis den Griechen bereits verkündet hatte, wurde durch die Entlassung der hellenischen Bundeinheiten noch deutlicher ausgesprochen: es war kein Krieg mehr, den der korinthische Bund führte, Alexander war nicht mehr der Bundesfeldherr der Hellenen; seine weiteren kriegerischen Unternehmungen standen in keiner Beziehung zu panhellenischen Ideen und Zielen. Das neue asiatische Großkönigtum, das, schon lange vorbereitet, jetzt in Alexanders Politik zu immer deutlicherer Darstellung gelangt, bedarf nicht der Anlehnung an die griechischen Überlieferungen und Institutionen. Es besteht auf sich selbst, auf seinem eigenen Recht und seiner eigenen Macht. Der makedonische König, der als Feldherr des hellenischen Bundes ausgezogen ist, um das persische Reich zu bekriegen, ist der Nachfolger der von ihm bekämpften und besiegt Achämenidenherrschaft geworden. Wenn nun aber Alexander damals so klar und unverhüllt seine veränderte Stellung den Griechen gegenüber zum Ausdruck brachte, so mußte auch in den griechischen Verhältnissen selbst genügende Sicherheit gegeben sein, um nicht mehr der moralischen Rücken- deckung, welche die Bundeszwecke gewährt hatten, zu bedürfen. Wir haben zu verschiedenen Malen hervorgehoben, wie wichtig die Rücksicht auf die Zustände in Griechenland für Alexander war. Wenn er jetzt nicht bloß die Bundeinheiten nach der Heimat sandte und sich damit einer wichtigen Bürgschaft für die Treue der Griechen begab, sondern zugleich den Entschluß faßte, Dareios weiter nach Osten zu verfolgen, so konnte er dies erst tun, seitdem er sich in seinem Rücken durchaus gesichert wußte. Auch in Hellas war die Entscheidung gefallen, die Alexander die Freiheit gewährte,

¹ Im wesentlichen habe ich die oben dargelegte Auffassung bereits in meinen „Forsch. z. Gesch. Alexanders d. Gr.“ S. 12. 16 ausgesprochen. Neuerdings ist auch U. Koehler, Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1898 S. 12f. zu ähnlichen Ergebnissen gelangt.

seine asiatischen Herrschaftspläne zur völligen Durchführung zu bringen.

Der Herd der gegen Makedonien gerichteten Umtriebe in Griechenland war diesmal nicht Athen¹, sondern Sparta. Der spartanische König Agis war, wie wir früher sahen, schon lange damit beschäftigt, Truppen zu sammeln und eine Koalition gegen Makedonien zustande zu bringen. Er hatte zunächst im Zusammenhang mit den persischen Operationen im ägäischen Meere seine Sache zu fördern versucht; die völlige Lahmlegung der persischen Seemacht beraubte ihn dieses Rückhaltes für seine eigenen Pläne und Unternehmungen. Dagegen gelang es ihm, im Peloponnes eine ansehnliche Partei um das spartanische Banner zu sammeln. Die Anhänger Makedoniens unterlagen im größten Teil Achaïas und Arkadiens wie in Elis den Gegnern.² Es scheint, daß die antimakedonische Partei durch Verfassungsänderungen, die in einzelnen griechischen Staaten im makedonischen Interesse durchgeführt worden waren³, an Boden gewonnen hatte. Antipatros hatte durch solche Veränderungen eine dem makedonischen Einfluß feindliche Bewegung verhüten wollen, in Wahrheit aber die im korinthischen Bunde gewährleistete Autonomie in einer die Besorgnisse der Griechen erweckenden Weise erschüttert. Von makedonischer Seite wurde nichts versäumt, um durch umfassende Rüstungen der von Agis drohenden Gefahr entgegenzuwirken. Wie Alexander selbst mit gespannter Aufmerksamkeit die Entwicklung der Dinge in Hellas verfolgte,

¹ Wie weit damals die antimakedonische Partei in Athen auf einen Anschluß auch dieser Stadt an die Erhebung gegen Alexander hinwirkte, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit erkennen (vgl. Aesch. III 165 ff.). Ob Plut. praec. reip. ger. 25 sich auf diese Zeit bezieht, vermögen wir nicht bestimmt zu ermitteln.

² Vgl. Aesch. III 165. Deinarch I 34. Curt. VI 1, 20.

³ Vgl. [Demosth.] XVII 7. 10. 16. Paus. VII 27, 7. Athen. XI 509^b. I. G. II 5, 231^b = II et III ed. min. 448. Syll.² 163 Z. 12. Rh. Mus. LII S. 547. Die erwähnten Stellen führen die Verfassungsänderungen zum Teil ausdrücklich auf Alexanders Regierung zurück und bieten so eine Stütze für die von mir (Rh. Mus. LII S. 538) verfochtene Ansicht, daß Philipp bei der Gründung des korinthischen Bundes in höherem Maße, als dies in der Folge der Fall war, die Autonomie der griechischen Städte gewahrt habe. Daß übrigens auch die Gegner Makedoniens die Bestimmungen des korinthischen Bundesvertrages nicht achteten, wenn es ihrem Interesse entsprach (vgl., was aus Arr. I 10, 1 über Elis zu erschließen ist), übergeht der Verfasser der Rede über die Verträge mit Alexander natürlich mit Stillschweigen.

zeigt, außer den bereits früher erwähnten Maßregeln, die uns überkommene Nachricht¹, daß er von Susa aus dem Antipatros eine bedeutende Geldsumme für die Vollendung seiner Rüstungen gegen den Spartanerkönig zur Verfügung stellte. Wir sind über den Verlauf des Krieges nur sehr unzulänglich unterrichtet und vermögen kein klares Bild von dem Gange der Ereignisse zu gewinnen.² Nach dem einzigen etwas ausführlicheren Berichte, der uns erhalten ist³, müssen wir annehmen, daß eine durch den Abfall eines makedonischen Feldherrn, Memnon, bewirkte Verwicklung in Thrakien, die Antipatros nach diesem Lande rief, dem Agis die Gelegenheit zum Beginn der offenen Feindseligkeiten gewährte.

Die verbündeten Griechen wandten sich zur Belagerung von Megalopolis, das in Arkadien den Mittelpunkt der makedonischen Partei bildete. Antipatros kam zum Entsätze der Stadt herbei und schlug die Feinde nach heftigem Kampfe. Agis selbst fiel. Die Zeit der Schlacht läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen, doch fand sie wohl noch gegen Ende des Jahres 331 statt.⁴ Die Nieder-

¹ Arr. III 16, 10.

² Offenbar ist die ganze Aktion nicht so schnell verlaufen, als es nach der Erzählung Diodors und Justins XII 1, 8 den Anschein gewinnt; vgl. Aesch. III 165: πολλὸν χρόνον συνῆγε στρατόπεδον mit der Anm. 1 erwähnten Stelle Arrians. Auch die verhältnismäßig große Zahl der hellenischen Bundesgenossen im Heere des Antipatros läßt auf längere Zeit der Vorbereitung schließen. Diodor XVII 63, 1 gibt die Stärke des Heeres auf 40000 Mann an; nach c. 17, 5 standen dem Antipatros bei Beginn des persischen Feldzuges 13500 Mann makedonischer Truppen zur Verfügung.

³ Diod. XVII 62f.

⁴ Wir haben nur wenige einigermaßen sichere Anhaltspunkte für die Chronologie des Krieges des Agis und für die Bestimmung der Zeit der Schlacht bei Megalopolis. Gegenüber der früher vorherrschenden Auffassung, nach der diese Schlacht im Sommer 330 stattgefunden haben soll, hat zuerst Niese I S. 497f. die oben vertretene Datierung vorgeschlagen. Aus Arr. III 6, 3 läßt sich ersehen, daß im Frühjahr 331 die Bewegung in Griechenland schon im Gange war. Andererseits ergibt sich aus Arr. III 16, 10, daß Alexander zur Zeit seines Aufenthaltes in Susa noch keine Kunde von der Niederlage des Agis hatte. Einen unmittelbaren Anhalt für die Chronologie scheint Diodor XVII 62 zu gewähren. Die Stelle, an der er den Krieg mit Agis erzählt, führt ungefähr auf Ende 331. Seine Bemerkung, daß die Erhebung in Griechenland erst auf die Nachricht von der Schlacht bei Gaugamela erfolgt sei, steht im Widerspruch zu seiner eigenen folgenden Darstellung; vgl. namentlich die Worte: ἕως ἔτι τὰ Περσῶν διαμένει. Übereinstimmend mit Diodor hat die ursprüngliche Quelle, aus der Curtius (vgl. V 1, 1) schöpft — höchst wahr-

lage der Griechen hatte entscheidende Folgen. Wenn bei Chaeronea das makedonische Königtum sich die Hegemonie über Hellas erstritten hatte, so bedeutete der Sieg bei Megalopolis die Befestigung und Vollendung der makedonischen Herrschaft über die griechischen Staaten. Auch Sparta mußte sich jetzt unterwerfen. Der hellenische Bund bestand zwar fort, aber er besiegelte durch sein eigenes Verhalten nur sein Schicksal. Er wurde immer mehr zu einer bloßen Form, sank zu einer schattenhaften Existenz herab. Im Feldlager Alexanders wurden hinfort ausschließlich die Geschicke Griechenlands entschieden, nicht in den Beratungen des Bundestages zu Korinth. Antipatros wies zwar nach dem Siege die um Frieden bittenden Gesandten der Lakedaemonier an die hellenische Bundesversammlung, aber diese überließ die Entscheidung dem König.¹ Unter welchen Bedingungen Alexander die Unterwerfung der besiegten griechischen Staaten angenommen hat, darüber sind wir nicht genauer unterrichtet. Wir erfahren, daß die Achäer und Eleer den Megalopoliten eine bedeutende Geld-

scheinlich dieselbe wie die Quelle Diodors —, die Ereignisse in Griechenland erzählt oder wenigstens angesetzt. Justin (XII 1, 4 ff.) zeigt wieder seine enge Verwandtschaft mit Curtius durch die gleiche Verschiebung des Berichtes über die griechischen Ereignisse. Doch setzt auch sein Bericht voraus, daß Alexander eben im Sommer 330 schon Kunde von der Niederlage des Agis hatte. Es ist fraglich, ob die Zusammenstellung der Nachrichten von dem Tode des Agis und Alexanders von Epeiros bei Justin a. O. historisch ist; denn die nach ihm in dem Briefe des Antipatros ebenfalls erwähnte Niederlage des Zopyrion scheint (nach Curt. X 1, 43 f.; vgl. auch Trog. prol. 12) erst später stattgefunden zu haben. Immerhin würde die bei der Quelle Justins vorauszusetzende Annahme, daß der Tod des Agis und der Untergang Alexanders von Epeiros wesentlich gleichzeitig sind, in der Hauptsache zu der Ansetzung der Schlacht auf Ende 331 passen. Die entscheidende Begründung für diese Datierung liegt meines Erachtens in dem Zusammenhang der Ereignisse selbst. Es ist, wie oben angeführt worden ist, kaum denkbar, daß Alexander zu einem Zeitpunkte, wo Hellas noch von Unruhen erfüllt war, die hellenischen Bundeskontingente in die Heimat entlassen haben sollte; ebensowenig können wir annehmen, daß er seinen Zug nach dem Osten angetreten habe, ehe die makedonische Herrschaft in Griechenland gesichert war. Auch die Rücksendung der thessalischen Reiterei hätte jedenfalls in einer Zeit, wo auch in Thessalien Umrtriebe gegen Makedonien stattgefunden zu haben oder wenigstens nicht ganz aussichtslos gewesen zu sein scheinen (Aesch. III 167), ihre Gefahr gehabt.

¹ Aesch. III 133. Diod. XVII 73, 5 f. Curt. VI 1, 14 f. Antiphan. frg. 117 (Kock, Com. gr.² II 57), Kleitarch bei Harpokr. u. *ὀμηγεύοντες*.

summe entrichten mußten. Wahrscheinlich wurde, soweit eine Verückung des von Philipp im Peloponnes festgesetzten Besitzstandes stattgefunden hatte, dieser jetzt wieder hergestellt. Vermutlich hat Antipatros damals auch die schon vorher von ihm begonnene Politik, die in Einführung makedonischer Besatzungen in einzelnen Städten und Begründung oligarchischer oder tyrannischer Herrschaften bestand¹, — jene Politik, die später von ihm allgemein zur Sicherung seiner Herrschaft über Griechenland verfolgt worden ist, — im Peloponnes weitergeführt.²

Die Schlachten bei Gaugamela und Megalopolis stehen nicht nur in nahem zeitlichem Zusammenhang, sondern sind auch in der Bedeutung, die sie für die Gestaltung der damaligen Weltgeschichte haben, untereinander verwandt. Die Verbindung mit dem persischen Königtum hatte dem Widerstand der griechischen Staaten gegen Makedonien immer von neuem Rückhalt gewährt, und umgekehrt hatte der Großkönig eine Erhebung der Griechen im Rücken Alexanders in den Kreis seiner Berechnung gezogen. Jetzt lag die persische Macht zu Boden und die griechische Opposition war im entscheidenden Kampfe überwunden. Der makedonische König verfügte über die Machtmittel des Großkönigtums von Asien und stand mit unbedingter Herrschaftsgewalt den Griechen gegenüber.

Es galt nun noch, den Herrschaftsanspruch, der in der Person des flüchtigen Perserkönigs selbst lag, zunichte zu machen. Diesem Zwecke diente die Verfolgung des besiegten Gegners, die Alexander von Ekbatana aus in Szene setzte. Die ungeheueren Anstrengungen, die er seinem Heere dabei zumutete, zeigen, wie sehr es ihm darauf ankam, sich der Person des Dareios zu bemächtigen, ihn nicht erst in die östlichen Grenzlandschaften des Reiches entkommen und dort neue Kräfte zum Widerstande sammeln zu lassen. Als Alexander nach gewaltigen Eilmärschen am elften Tage in Rhagae (dem heutigen Rei, etwas südöstlich von Teherân) angelangt war, erfuhr er, daß Dareios die über einen Tagemarsch entfernten „kaspischen Tore“ (den Sir-darrapaß) bereits überschritten

¹ Vgl. S. 409, 3.

² Plutarch berichtet (Alex. 34), daß Alexander nach der Schlacht bei Gaugamela befohlen habe, daß die Tyrannenherrschaften in den griechischen Staaten aufgehoben werden sollten. Wir dürfen wohl bezweifeln, ob dieser Erlaß, wenn er wirklich ergangen ist, allgemeine Folgen von längerer Dauer gehabt hat.

habe. Er ließ deshalb das Heer fünf Tage rasten, indem er die Hoffnung, den Perserkönig unmittelbar auf seiner Flucht zu erreichen, aufgab. Dann machte er sich zur weiteren Verfolgung auf und überschritt die „kaspischen Tore“. Da erhielt er die erste Kunde, daß sein flüchtiger Gegner nicht mehr als freier Mann die Flucht fortsetze, sondern daß er sich als Gefangener in den Händen der aufrührerischen persischen Führer, insbesondere des Bessos, des Satrapen von Baktriana, und des Barsaentes, des Statthalters von Arachosien und Drangiana, befinde.

Die Katastrophe des Dareios ist in unserer Überlieferung, namentlich soweit diese auf Kleitarch zurückgeht, sehr ausführlich behandelt und mit dem verklärenden romantischen Schimmer dargestellt worden, den der ungeheure Wandel der Weltgeschicke auf die Gestalt des unglücklichen letzten Achämenidenherrschers warf. Es ist vor allem der persönliche Gegensatz zwischen dem siegreichen, die Höhe menschlicher Macht und menschlichen Glückes erreichenden makedonischen König und dem in die Tiefe des Unglückes hinabgestoßenen, nicht bloß in offenem Kampfe besiegt sondern zugleich von den Seinen verräterisch verlassenen Perserkönig, der in den lebhaftesten Farben geschildert worden ist. Die Teilnahme an dem Schicksal des letzten Achämeniden kam, wie es scheint, in dieser Darstellung noch zu einem besonders erhöhten Ausdruck, weil die Erzählungen über das Ende des Dareios in letzter Instanz wohl aus dem Lager der griechischen Mietstruppen, die den König auf seiner Flucht begleiteten und in ihren Berichten zugleich ihre eigene Treue verherrlichten, hervorgegangen sind.¹ Auch der moderne Betrachter der erschütternden Katastrophe vermag noch etwas von dem Eindrücke zu empfinden, den sie auf die Zeitgenossen gemacht haben muß, obgleich auch hier, wie so oft, eine übertriebene Rhetorik die reine Wirkung der Ereignisse selbst beeinträchtigt. Wenn wir nun aber versuchen, die geschichtlichen Gründe dieser Katastrophe, soweit es möglich ist, zu ermitteln, so werden wir bei den in jener Überlieferung einseitig hervortretenden Motiven nicht stehen bleiben können. Es sind noch Spuren einer, wie es scheint, sachlicheren Tradition vorhanden², die uns dahin führen,

¹ Vgl. über die Herkunft der bei Diodor und Curtius erhaltenen Tradition aus dem persisch-griechischen Lager im allgemeinen schon Ranke, Weltgesch. III 2 S. 69.

² Arr. III 21, 4 f.

nicht den ruchlosen Ehrgeiz einzelner persischer Großen für den einzigen oder entscheidenden Grund der Empörung gegen Dareios anzusehen. Es handelt sich vielmehr, wenn wir recht sehen, hier um eine allgemeiner begründete nationaliranische Reaktion gegen die makedonische Eroberung, die sich dann vornehmlich in den Kämpfen in Baktrien und Sogdiana fortsetzt. Gewiß wird das Verhalten der aufrührerischen Satrapen gegen den unglücklichen König dadurch nicht gerechtfertigt, aber es scheint doch, daß die Führer das, was sie taten, in wesentlichem Einverständnis mit den unter ihrer Führung stehenden Truppen ausführten, daß sie an diesen einen Rückhalt besaßen, weil sie eben die letzten Kräfte des iranischen Volkes zum Kampfe aufzubieten entschlossen waren.¹ Wir dürfen wohl annehmen, daß man Dareios nicht mehr die Kraft und die Autorität zutraute, in den Grenzlandschaften des Reiches eine neue Erhebung gegen Alexander zu organisieren. Man überließ die Führung dem Satrapen von Baktrien, von dessen größerer Energie man eher eine Lösung jener Aufgabe erwartete, und beschloß, sich der Person des Dareios zu

¹ Dieses Motiv scheint übrigens auch in dem, was uns Diodor später (c. 74, 1f.) über die Begründung der Autorität des Bessos in den östlichen Provinzen sagt, noch hindurch. Die rhetorisch-sentimentale Schilderung des Curtius, der Droysen einen großen Einfluß auf seine eigene Darstellung dieser Vorgänge gewährt hat, bietet die ausführlichste Wiedergabe der oben charakterisierten, wahrscheinlich auf Kleitarch zurückzuführenden Tradition, der vielleicht Curtius selbst noch weitere Lichter aufgesetzt hat; aber selbst in ihr sind die Spuren des wirklichen historischen Zusammenhanges nicht völlig verwischt (vgl. die Rede des Nabarzanes V 9, 3ff.). — Mit den von Arrian angegebenen eigentlichen Tendenzen des Bessos und seiner Genossen läßt sich die von ihm an derselben Stelle den aufständischen Satrapen zugeschriebene Absicht, Dareios an Alexander auszuliefern, wenn dieser die Verfolgung fortsetzen sollte, und sich dadurch die Gunst des makedonischen Königs zu gewinnen, kaum vereinigen. Auch spricht ja das tatsächliche Verhalten der Rebellen entschieden gegen einen solchen Plan. Vielleicht ist er aus dem, was Bessos später zu seiner Rechtfertigung vor Alexander anführte (Arr. III 30, 4), abgeleitet. — Über die oben dargelegte, schon in der ersten Auflage dieses Werkes vertretene Auffassung von den Gründen der Katastrophe des Dareios glaube ich auch jetzt nicht hinausgehen zu sollen. Rüegg, Beiträge S. 80 geht in seinen Vermutungen weiter und meint geradezu, Dareios, des Kampfes müde, habe sich Alexander ergeben wollen; dies hätten die fürstlichen Häupter Irans zu verhindern gesucht. Mir scheint diese Ansicht nicht genügend begründet. Sie mißt auch der bei Curtius erhaltenen Überlieferung mehr Wert bei, als ihr in Wahrheit zukommt.

bemächtigen, um nicht durch ihn an der Durchführung der auf einen wirksamen Widerstand gegen die siegreichen Makedonen gerichteten Pläne gehindert zu werden.

Als Alexander von den Vorgängen im persischen Lager Kunde erhalten hatte, nahm er mit neuem Eifer die Verfolgung der Feinde auf, um die Person des gefangenen Königs den Rebellen zu entreißen. An der Spitze der Reiterei schlug er einen ihm von Bewohnern des Landes gezeigten kürzeren Weg ein. Vielfach reichten selbst die Kräfte der auserwählten Makedonen, die ihrem Könige folgten, nicht mehr aus. Alexander ließ sich nicht hemmen, sondern setzte, ein rechtes Abbild des in rasender Eile seinen Gegner verfolgenden Achilleus, die wilde Jagd fort und überraschte so die Perser, die eine solche Energie der Verfolgung nicht vermutet hatten. Sie versuchten keinen Widerstand, sondern stoben in hastiger Flucht auseinander. Allein die Führer wollten Dareios wenigstens nicht lebend in die Hände Alexanders fallen lassen. Sie brachten dem unglücklichen gefangenen Herrscher eine tödliche Wunde bei, an der dieser bald darauf verschied, im Hochsommer 330, nicht weit von der Stadt Hekatompylos (wahrscheinlich zwischen dem heutigen Semnân und Schahrud).¹ Alexander traf ihn nicht mehr lebend

¹ Über die Lage von Hekatompylos hat ausführlich gehandelt Mordtmann, S.-B. d. Akad. München 1869 I S. 511 ff. Der Versuch, den Kießling, P.-W. VII S. 2790 ff. gemacht hat, einen von der seleukidisch-arsakidischen Stadt Hekatompylos, die auch er an der Stelle des heutigen Shahrud ansetzt, verschiedenen, weiter westlich gelegenen achämenidischen (persisch-medischen) Ort gleichen Namens zu erweisen, ist sehr künstlich und hat mich nicht überzeugt. Bei Diodor und Curtius ist unstreitig die von Seleukos gegründete Stadt, die nachmalige Hauptstadt des Partherreiches, gemeint. Arrian erwähnt einen Ort dieses Namens überhaupt nicht. Es liegt an sich nahe, hier an eine Übertragung aus den Verhältnissen der Diadochenzeit auf die Zeit Alexanders zu denken, wie wir sie gerade in der diodorisch-curtianischen Überlieferung verschiedentlich finden. Allerdings scheint der Umstand, daß Hekatompylos in den auf die Bematisten Alexanders zurückgehenden Berechnungen genannt wird (Plin. VI 61; vgl. auch 44), dafür zu sprechen, daß der Ort schon zu Alexanders Zeit irgendwie existierte. Die Verwendung von Curt. VI 4, 2 für Kießlings Hypothese (S. 2792 unten) beruht auf einer unzutreffenden quellenkritischen Voraussetzung. Bei Curtius a. O. liegt keine ursprüngliche Tradition vor, sondern es ist bei ihm eine Verschiebung der ihm mit Diodor gemeinsamen Überlieferung eingetreten (vgl. unten S. 417 Anm. 2). Er kann also nicht mit Kießling gegen Diodor 75, 1 als Vertreter einer besseren Tradition in das Feld geführt werden.

an, aber er erwies dem Toten volle königliche Ehren, indem er den Befehl gab, ihn in der Königsgruft zu Persepolis zu bestatten.¹

Das Ende des Dareios konnte die eigentlichen Herrschaftspläne Alexanders nicht wesentlich beeinflussen. Schon lange hatte dieser das Großkönigtum von Asien als Preis des Sieges über den persischen Gegner für sich in Anspruch genommen. Die Katastrophe des letzten Achämeniden gab ihm die Gelegenheit, das, was bereits vorher das Ziel seines Strebens gewesen war, jetzt in besonderer und eindringlichster Weise zum Ausdruck zu bringen. Nachdem der panhellenische Krieg gegen Persien beendet war, trat der Sieger immer offener in die Nachfolge des Besiegten ein, allerdings nicht ohne das verfallene Großkönigtum Asiens zugleich mit neuem Inhalte zu erfüllen, ihm weit umfassendere und tiefere Aufgaben zu stellen. Zunächst erschien er als Rächer der in der Person des Dareios durch Empörer verletzten geheiligten Würde des Königtums und fügte so seiner Herrschaftsgewalt einen neuen Rechtstitel zu dem des Siegers hinzu.

Hier drängt sich uns nun aber die Frage auf: Wie stellte sich Alexanders eigenes Volk zu der weiteren Verfolgung der asiatischen Herrschaftspläne? Das makedonische Volk, insbesondere das makedonische Volksheer, war die Kraft des makedonischen Königtums. Alexander bedurfte dieser nationalen Kraft, um das, was er bisher errungen hatte, festzuhalten und in seinem Bestande zu sichern. Er bedurfte ihrer für die weiteren Aufgaben des großen, seine Seele erfüllenden Herrschaftsideals. Damit werden wir auf einen tiefen, wichtige Konflikte in sich bergenden Widerspruch geführt, der in der Entwicklung von Alexanders Herrschaft immer mehr sich offenbart. Es ist der Widerspruch zwischen dem nationalen Fundamente des gewaltigen Herrschaftsbaues und den dieses nationale Fundament weit überragenden, ja ihm innerlich entgegengesetzten Herrschaftszielen.

Zunächst machte sich, wie es scheint, im makedonischen Heere vor allem das Verlangen nach der Rückkehr in die Heimat geltend. Seit Jahren von dem heimatlichen Boden getrennt, in einem Leben voll gewaltiger Erfolge und Siege, aber auch voll großer

¹ Vgl. Arr. III 20f. Curt. V 8ff. Diod. XVII 73. Just. XI 15. Plut. Alex. 42f.

Anstrengungen und Mühsale, sehnten sich die Makedonen danach, jetzt bald ein Ziel aller ihrer Kämpfe vor sich zu sehen. Es wird uns berichtet, daß sie schon bei dem Brande der Königsburg von Persepolis freudig an das Zerstörungswerk Hand angelegt hätten, weil sie darin ein Zeichen für ein nahe bevorstehendes Ende des Feldzuges erblickt hätten.¹ Aus einer anderen Notiz² erfahren wir, daß nach dem Tode des Dareios der Gedanke an eine baldige Heimkehr im makedonischen Heere mit erneuter Gewalt lebendig geworden sei. Wie nun in durchaus glaubwürdiger Weise überliefert wird, sah Alexander sich genötigt, durch geeignete Vorstellungen auf sein Heer einzuwirken. Er suchte den Makedonen zu zeigen, daß eine Weiterführung der kriegerischen Unternehmungen zur Befestigung des bereits Gewonnenen politisch und militärisch notwendig sei, und belebte durch seine Worte, vielleicht auch durch Belohnungen, die er zum Teil schon damals gewährte, in größerem Maßstabe noch in Aussicht stellte, den militärischen Ehrgeiz seiner Truppen.³

¹ Plut. Alex. 38.

² Diodor XVII 74, 3. Bestätigt wird diese Nachricht dadurch, daß auch nach Plut. Alex. 47 Alexander in Hyrkanien, also jedenfalls bald nach dem Ende des Dareios, seinen Truppen die Notwendigkeit, den Feldzug weiter fortzusetzen, vorstellte. Curtius (VI 2, 15 ff.), der sonst derselben Quelle wie Diodor folgt, verlegt das von ihm in lebhaften, übertreibenden Farben geschilderte Verlangen des makedonischen Heeres, zurückzukehren, abweichend von Diodor (75, 1), in die Zeit eines mehrtägigen Aufenthaltes in Hekatompylos und läßt — ein bei ihm sehr beliebtes Mittel — die Vorgänge im makedonischen Lager als eine Folge des otium erscheinen; vgl. auch VI 6, 12. VIII 9, 1. Forsch. z. Gesch. Alex. d. Gr. S. 126. Die bei Curtius eingetretene Verschiebung hat eine weitere zur Folge, indem die ihm mit Diodor gemeinsame Angabe des Marsches Alexanders nach Hyrkanien (VI 4, 2: tertioque per Parthien die ad fines Hyrcaniae penetrat; vgl. Diod. 75, 1: ἀναζεύξας ἐπὶ τὴν Ἑκατομπίλον) nun hinter dem Aufenthalt in Hekatompylos eingereiht werden muß.

³ Vgl. Diod. a. O. Curt. VI 3; namentlich aber Plut. Alex. 47 — ein Kapitel, das auch sonst wichtige Nachrichten enthält. Besonders charakteristisch scheinen mir die Worte zu sein: ὡς οὖν μὲν αὐτοὺς ἐνὶ πύλινον τῶν βαρβάρων ὁρῶντων, ἃν δὲ μόνον ταράξαντες τὴν Ἀσίαν ἀπίωσιν, ἐπιθησομένων εὐδοῖς ὥσπερ γυναιξίν. Plutarch gibt seine Erzählung nach einem Briefe Alexanders an Antipatros. Wenn die Echtheit dieses Briefes sich mit Sicherheit annehmen ließe, würde dies eine sehr willkommene Bestätigung für die Authentie des von Plutarch Berichteten bieten. Ich habe anderwärts (Forsch. z. Gesch. Alex. d. Gr. S. 108 f. Philol. N. F. V S. 608) Bedenken gegen die Echtheit geltend gemacht, die ich allerdings nicht mehr in vollem Umfange

Ein weiter reichender Konflikt entstand aus der innerlichen Loslösung des Königtums Alexanders von dem heimatlichen, volkstümlichen Boden. Diese brachte die Gefahr, auch das makedonische Volksheer dem Zusammenhang mit der Heimat zu entfremden oder zwischen dem König und seinem Volke eine Kluft entstehen zu lassen. Das makedonische Volk war mit seinem Königtum und durch dieses weit über seinen ursprünglichen Machtbereich hinaus gewachsen, zu einer herrschenden Stellung in der Welt gelangt. Konnte es unter den völlig veränderten Umständen seine nationale Eigenart festhalten? Vermochte es das Verhältnis, in dem es sich bisher zu seinem Königtum befunden hatte, zu wahren?

Alexander begann in dieser Zeit auch äußerlich immer mehr die Würde und Stellung eines Großkönigs zur Darstellung gelangen zu lassen. Er traf eine Reihe von Maßregeln, die darauf hinwirken sollten, seine neuen Untertanen dauernd mit ihm zu verbinden und zugleich die Besiegten den Siegern näherzubringen. Er erschien bei besonderen Gelegenheiten, namentlich wo es sich darum handelte, sich den Orientalen zu zeigen, in einer Tracht, die derjenigen der persischen Großkönige wenigstens ähnlich und geeignet war, seinem Königtum einen möglichst glänzenden, Bewunderung und Ehrfurcht erweckenden Ausdruck zu verleihen.¹ Man kann sagen,

für beweisend ansehen kann. Das wichtigste Bedenken scheint mir auch jetzt noch zu sein, daß die Alexander in diesem Briefe in den Mund gelegte Äußerung *ὅτι τὴν οἰκουμένην τοῖς Μακεδόσι πῶμενος ἐγκαταλείπεται μετὰ τῶν φίλων καὶ τῶν ἐθελόντων στρατεύειν* von Arrian in ähnlicher Fassung, aber in anderem Zusammenhange, aus Anlaß der Vorgänge am Hyphasis erwähnt wird (Arr. V 28, 2; vgl. auch Curt. IX 2, 33f.). Es läßt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden, ob die bei Arrian wiedergegebene Tradition die richtigere und sachgemäßere ist. Man könnte wohl die Tatsache dieser verschiedenen Traditionen daraus erklären, daß es sich um fluktuierende Überlieferungen handele, die mit verschiedenen Zeiten und Orten in Verbindung gebracht worden seien. Zu einem sicheren Urteile wird sich über diese Frage schwer gelangen lassen; indessen, sollte es auch nicht möglich sein, die Echtheit des Briefes aufrecht zu erhalten, würden wir immerhin annehmen müssen, daß er auf Grund guter und echter Überlieferung verfaßt sei. Der (am Eingange dieser Anmerkung) angeführte Ausspruch Alexanders sieht nicht nach Erfindung aus und paßt jedenfalls durchaus in die damalige Lage. — Die ursprünglicheren Elemente der Tradition, wie wir sie bei Plutarch finden, sind noch in der Rede bei Curtius VI 3 erkennbar, trotz der rhetorischen Umbildung und Ausmalung; vgl. Just. XII 3, 3.

¹ Vgl. vor allem Plut. Alex. 45; daneben Diod. 77, 4f.; am meisten übertreibend Curt. VI 6, 1 ff. und Just. XII 3, 8 ff.

daß diese Maßregeln zunächst auf die Orientalen berechnet waren. Alexander konnte den Persern gegenüber nicht die Formen des makedonischen Volkskönigtums zur Anwendung bringen. Er mußte im Orient, wenn er nicht durchaus bloß als ein fremder Herrscher auftreten wollte, bis zu einem gewissen Grade sich den orientalischen Herrschaftsbegriffen und Herrschaftsgewohnheiten anbequemen. Indessen eben die orientalische Idee des Königtums war in ihrem völlig unumschränkten Charakter den Anschauungen, die Alexander selbst hegte, innerlich verwandt. Es lag eine gewisse Notwendigkeit darin, daß die orientalisierenden Formen der Herrschaftsdarstellung, eben weil sie dem Herrschaftsideal Alexanders als geeignetes Mittel für seine Verwirklichung dienten, auch das Verhältnis der Makedonen zu ihrem König in ihren umgestaltenden Einfluß hineinzogen, die volkstümlichen Grundlagen des Königtums gefährdeten. Diese Entwicklung ist eine langsame, sich allmählich vollziehende gewesen. Die Traditionen der volkstümlichen makedonischen Monarchie haben lange ihre zähe Kraft bewahrt, insbesondere im Verhältnis des Königs zum Heere, und sind hier nie ganz vollständig von den neuen Herrschaftsverhältnissen und Herrschaftstendenzen aufgesogen worden. Es dient aber dem Verständnis der Entwicklung, die wir in ihren hauptsächlichsten Stufen zu verfolgen haben, wenn wir schon hier, wo große geschichtliche Gegensätze zuerst in die Erscheinung zu treten beginnen, auf die Tragweite dieser Gegensätze hinweisen.

Auch die ersten Anfänge einer auf die Verschmelzung der verschiedenen Nationalitäten, insbesondere der beiden herrschenden der Makedonen und Perser, gerichteten Politik treten uns jetzt, wenn auch zunächst noch in sehr behutsamer Anwendung¹, entgegen. Alexander nimmt bereits einzelne hervorragende Perser, wie Oxathres, den Bruder des Dareios², in die Reihe der *ἐταῖροι*, der Freunde oder Genossen des Königs, auf³ und gibt den Befehl, 30 000 persische Knaben in griechischer Sprache und makedonischer Bewaffnung und Taktik auszubilden, die von Alexander selbst so genannten *Epigonoι*⁴, eine der bemerkenswertesten Schöpfungen, die seine Verschmelzungspolitik hervorgerufen hat.

¹ Vgl. Diod. 77, 7.

² Bei Arr. VII 4, 5 heißt er Oxyartes.

³ Curt. VI 2, 11. Diod. 77, 4, der offenbar dasselbe meint wie Curtius.

⁴ Plut. Alex. 47; vgl. Arr. VII 6, 1. 8, 2.

Wir werden es begreiflich finden, daß die Makedonen an den Maßregeln, in denen Alexander eine Annäherung an persischen Brauch an den Tag legte, Anstoß nahmen. Aber andererseits können wir es auch verstehen, daß die Unzufriedenheit in der großen Masse des makedonischen Heeres durch die Anhänglichkeit an das nationale Königtum und durch die Bewunderung des heldenhaften königlichen Feldherrn hintangehalten oder überwunden wurde.¹

Am meisten wurde durch die Neuerungen Alexanders der makedonische Adel betroffen, der mit der Macht und dem Ruhm seines Königs vor allem auch selbst zu steigen, Einfluß, Macht und Reichtum zu gewinnen bestrebt war. Er wollte seine bedeutende Stellung an der Seite des Königtums nicht mit den Besiegten teilen. In seinem ausgeprägten Selbstgefühl war er ein besonders wirksamer und bewußter Vertreter der nationalen makedonischen Traditionen und Ansprüche, bei dem sich nationaler und persönlicher Ehrgeiz in eigentümlicher Weise durchdrangen. Wir werden nicht annehmen können, daß diese hochstrebenden makedonischen Adligen alle eine tiefergehende Einsicht in die den nationalen Grundlagen des makedonischen Staates aus dem asiatischen Großkönigtum erwachsenden Gefahren besaßen, wie wir sie einzelnen hervorragenden Führern aus der philippischen Zeit, so vornehmlich Parmenion, werden zuschreiben dürfen. Ihr Widerspruch wurde zunächst wohl mehr durch einzelne Vorkommnisse, die in ihre persönliche Stellung eingriffen und ihre persönliche Empfindlichkeit weckten, hervorgerufen. So können wir es begreifen, daß trotz mannigfacher Unzufriedenheit mit den von Alexander den Persern gemachten Zugeständnissen ein allgemeiner Widerstand gegen die Politik des Königs vorläufig nicht erfolgte. Und gerade derjenige Mann, der durch seine aus der Zeit Philipps überkommene Autorität und seine große Erfahrung einen bedeutenden Einfluß im makedonischen Lager besaß, Parmenion, wurde damals von der Seite Alexanders entfernt. Dieser übertrug ihm den Oberbefehl in Ekbatana. Unter seinem Kommando stand, wie es scheint, eine größere Truppenmacht², die wohl dazu dienen sollte, die westlichen Landschaften des Perserreiches im Gehorsam zu erhalten. Gewiß war es nötig, bei der Wichtigkeit

¹ Dies wird ausdrücklich hervorgehoben in dem besten Berichte, den wir hierüber haben, bei Plut. Alex. 45. Vgl. auch Diod. 78, 1; mit starken Übertreibungen wieder Curt. VI 6, 9 ff. Just. XII 4, 1.

² Vgl. Arr. III 26, 3.

dieses Kommandos¹, damit einen Mann von großem persönlichem Ansehen zu betrauen. Als später die lange Abwesenheit des Königs in Indien zu allerlei Eigenmächtigkeiten Anlaß gab und Verwirrung im Reiche hervorrief, zeigte es sich als verhängnisvoll, daß keine solche autoritative Stellung in den vorderen Landschaften vorhanden war, wie sie Parmenion in Ekbatana besessen hatte, wie sie Antipatros in Europa einnahm. Aber wir dürfen vielleicht zugleich berechnende Politik darin sehen, wenn Alexander gerade in dem Zeitpunkte, in dem er im Begriffe stand, das asiatische Großkönigtum in seiner Person zu immer entschiedenerer Geltung zu bringen, den vornehmsten Repräsentanten der philippischen Überlieferungen auf einen Posten stellte, der ihm die Möglichkeit benahm, im makedonischen Hauptquartier selbst durch das Gewicht seiner persönlichen Autorität noch Einfluß auszuüben.

Die militärischen Unternehmungen, die Alexander nach dem Tode des Dareios durchführte, lassen erkennen, wie er bestrebt war, in dem ihm jetzt als dem Nachfolger des achämenidischen Königtums zugefallenen Reiche immer gesicherteren Boden zu gewinnen, insbesondere für eine bleibende Besitzergreifung von den östlichen Landschaften des Perserreiches eine feste Grundlage zu schaffen. Es handelte sich zunächst darum, die Landschaften im Süden des kaspischen Meeres, die, in einer verhältnismäßig schmalen Zone kulturfähigen Landes an den Abhängen des Elburzgebirges, die unmittelbarste Verbindung zwischen dem Westen und dem von diesem durch die große Salzsteppe getrennten Osten des Perserreiches herstellten, nicht bloß im Fluge zu durchziehen, sondern möglichst dauernd zu unterwerfen. Vielleicht ist damals bereits, als Alexander sich zuerst dem kaspischen Meere näherte, der Plan, der ihn später beschäftigte, entstanden, eine Rekognoszierungsfahrt auf diesem Meere auszurüsten, um einen etwaigen Zusammenhang mit dem Ozean festzustellen. Dann mußten natürlich die Gebiete am Südufer dieses Meeres, die ja schon wegen ihrer größeren Fruchtbarkeit nicht ohne Wichtigkeit waren, noch besondere Bedeutung für ihn gewinnen.

Alexander begnügte sich nicht mit der Unterwerfung Hyrkaniens und des südöstlich daran grenzenden Parthien (des heutigen Chorasân), der beiden wichtigsten Verbindungslandschaften zwi-

¹ In unserer Überlieferung, auch bei Arrian, wird es allerdings nur beiläufig erwähnt.

schen Westen und Osten, sondern unternahm auch erfolgreiche Streifzüge in das Gebiet der weiter im Elburzgebirge wohnenden Völkerschaften¹, so der Tapurer (im heutigen Taberistân) und der räuberischen Amarder², die ebenso wie die noch weiter westlich wohnenden Kadusier³ von persischer Herrschaft nicht bezwungen waren. Er unterzog sich somit sogleich bei seinem ersten Eintritt in diese Gegenden mit großer Energie der in der späteren Zeit des achämenidischen Königtums fast völlig vernachlässigten Aufgabe, die Kulturlandschaften gegen die Einfälle unabhängiger Gebirgsstämme zu schützen. Die neu unterworfenen Landschaften stellte er, wie er es bereits vorher in den westlicheren Provinzen, zuletzt in Paraetakenen und Medien⁴ getan hatte, unter Verwaltung von einheimischen Satrapen.⁵

Auch die griechischen Söldner, die sich bis zur Katastrophe des Dareios in dessen Diensten befunden hatten, ergaben sich jetzt Alexander. Dieser entließ diejenigen unter ihnen, die bereits vor der Begründung des hellenischen Bundes persische Dienste genommen hatten, in die Heimat. Die übrigen behielt er als Söldner, zu gleichem Solde, wie sie bisher erhalten hatten, bei sich. Er verfuhr also gegen sie anders, als gegen die am Granikos gefangenen Söldner, die er sehr streng behandelt hatte. Die Veränderung in seinem Verhalten erklärt sich daraus, daß der hellenische Bundeskrieg

¹ Vgl. über die Topographie dieser Gegenden Andreas, P.-W. I S. 1729f. Kießling, P.-W. IX S. 479ff.

² Ihre Wohnsitze reichten im Elburzgebirge von dem heutigen Mazenderân bis etwa zum Flusse Kyzil-Uzén.

³ Zu einer Expedition gegen die Kadusier hatte Alexander schon vorher dem Parmenion Befehl gegeben. (Arr. III 19, 7.) Wir erfahren aber nichts weiter davon, wie denn Arrians Erzählung gerade in diesen Abschnitten mehrfach unvollständig ist.

⁴ Arr. III 19, 2. 20, 3.

⁵ Arr. III 22, 1. 24, 3. Phrataphernes, der bisherige Satrap von Parthien und Hyrkanien, der sich erst nach der Neubesetzung dieser Satrapien durch Alexander unterwarf (Arr. III 23, 4), ist nachher vom König wieder in seine Satrapie eingesetzt worden, vgl. Arr. III 28, 2. IV 7, 1. V 20, 7. VI 27, 3. Curt. VIII 3, 17. IX 10, 17. Der zuerst von Alexander mit der Satrapie betraute Amminaspes wird nicht weiter erwähnt. Die auf Curt. VI 4, 25 gestützte Ansicht von Kießling, P.-W. IX S. 481, daß Alexander zunächst (in der Person des Amminaspes) einen eigenen Satrapen für Hyrkanien ernannt habe, steht im Widerspruch zu Arr. III 22, 1.

beendet war und das Söldnertum für seine eigenmächtigen Bestrebungen keinen Rückhalt mehr hatte.

Von Zadrakarta (Asterabâd), der Hauptstadt Hyrkaniens, trat Alexander die Verfolgung des Bessos an¹, indem er durch Parthien und von da an der Grenze von Areia hinzog.² Der Satrap von Areia, Satibarzanes, unterwarf sich ihm ebenfalls und wurde dafür in seiner Satrapie belassen. Bessos hatte sich unterdessen, wie Alexander jetzt erfuhr, unter dem Namen Artaxerxes zum persischen Könige ausrufen lassen.³ Alexander beabsichtigte, seinen Marsch auf der Straße nach Baktra fortzusetzen, wurde aber durch die Nachricht von dem Abfall des Satibarzanes bewogen, seinen Plan zu ändern und weiter nach Süden in die Landschaft Areia einzudringen. Satibarzanes verließ die Hauptstadt der Provinz, Artakoana, beim Herannahen des makedonischen Heeres.

Areia war, wie es scheint, die erste unter den östlichen Provinzen des persischen Reiches, wo der Widerstand der iranischen Nationalität gegen die makedonische Eroberung sich in stärkerem Maße geltend machte. Im Zusammenhange hiermit stehen denn auch die besonderen Maßregeln, die Alexander zur militärischen und politischen Sicherung des Landes traf. Die wichtigste unter ihnen war die Gründung einer nach ihm benannten Stadt⁴ in hervor-

¹ Die aus der offiziellen Überlieferung des makedonischen Hauptquartiers geflossenen Angaben sind uns gerade für diesen Teil des Zuges Alexanders in der arrianischen Überlieferung ziemlich zahlreich erhalten. Auch bei Curtius finden wir diese Tradition wieder in seine Darstellung hineingearbeitet, allerdings nicht ohne mehrfache Zurechtmachung. Ausführlich ist neuerdings der Marsch Alexanders von Persepolis nach Herat behandelt von Marquart, Philol. X Suppltd. S. 19ff.

² Da Arr. III 25, 1 ausdrücklich berichtet, daß Alexander von Zadrakarta nach dem Gebiet der Parther und von da nach den Grenzen von Areia gezogen sei, müssen wir wohl mit Kießling, P.-W. IX S. 485 annehmen, daß der Marsch des makedonischen Heeres nicht weiter nördlich im Atrekthal entlang (über Budjurd und Širwân), sondern im Süden des Džagatai-dagh über Sebzewar und Nišapur nach Meshed gegangen sein wird.

³ Arr. III 25, 1ff. Curt. VI 6, 13.

⁴ Vgl. Strabo XI 514. 516. XV 723. Plin. VI 61. 93. Isidor. Char. 15. Aus einigen dieser Stellen ergibt sich, daß Alexandreia nicht mit Artakoana, der früheren Hauptstadt des Landes, gleich zu setzen ist. Auch hat es Alexander dem Anschein nach im allgemeinen vermieden, die unter seinem Namen erfolgenden Gründungen von Städten an vorher schon bestehende Hauptorte der eroberten Landschaften anzulehnen. (Die Identität von Alexandreia mit Artakoana ist nicht sicher.)

ragender, das ganze Gebiet beherrschender Lage. Die große, zentrale Bedeutung, die heutzutage Herât, das an der Stelle des alten Alexandria Areion erwachsen ist, besitzt, zeigt zur Genüge, wie Alexander nicht bloß zu erobern, sondern zugleich zu beherrschen verstand, wie er die Punkte herauszufinden wußte, welche die Mittelpunkte des neuen an seinen Namen sich anschließenden politisch-militärischen Herrschaftssystems werden sollten. Der Unterwerfung von Areia folgte die des angrenzenden Drangiana, dessen Satrap Barsaentes, einer der Teilnehmer an der Empörung gegen Dareios, beim Herannahen der Makedonen floh, aber bald in die Hände Alexanders fiel und auf dessen Befehl wegen Hochverrates gegen den Großkönig hingerichtet wurde.¹

In der Hauptstadt von Drangiana, Phrada oder Prophthasia², wurde eine Verschwörung gegen Alexanders Leben entdeckt, in die einer der vornehmsten und einflußreichsten Makedonen, Philotas, der Befehlshaber der Hetärenreiterei, der nächst dem König selbst und seinem Vater Parmenion die hervorragendste Stellung im Heere innehatte, verwickelt wurde. An keinem Punkte der Alexander-geschichte hat eine wortreiche und rührselige Rhetorik das ursprüngliche Bild des geschichtlichen Verlaufes so getrübt und entstellt. Trotz der umfangreichen Darstellung, die wir namentlich bei Curtius Rufus von den Verhandlungen im Philotasprozeß besitzen, wissen wir sehr wenig Sicheres über den eigentlichen Hergang. Der einzige feste Punkt in der Überlieferung wird uns durch den Bericht des Ptolemaeos³ geboten. Danach wurde Philotas vor dem

koana vertritt Tomaschek, P.-W. I S. 1388, 2. II S. 1304; ebenso auch Kiepert, Lehrs. d. alt. Geogr. S. 59.)

¹ Arr. III 25, 8.

² Vgl. Strabo XI 514. XV 723. Plin. VI 94. Steph. Byz. s. v. *Φράδα*. Ptolem. VI 19, 4. Plut. de fort. Alex. I 5. Isidor. Char. 16. Die Lage entspricht vielleicht der des heutigen Farrah an dem gleichnamigen Flusse.

³ Arr. III 26, 1f. Gegenüber der bestimmten Aussage des Ptolemaeos können die sonstigen widersprechenden Nachrichten nicht auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen. Insbesondere wird die Erzählung, daß Philotas seine Schuld eingestanden habe (Diod. XVII 80, 2. Curt. VI 11, 31. 34), durch die Darstellung des Ptolemaeos, wonach Philotas nur bekannte, den Anschlag gegen das Leben des Königs verheimlicht zu haben, ausgeschlossen. Das angebliche Geständnis des Philotas steht im Zusammenhange mit seiner Folterung, von der Plutarch, Diodor, Curtius berichten. Auch diese läßt sich aber nicht mit der auf Ptolemaeos zurückgehenden Überlieferung in Einklang bringen. Das Gericht der Heeresversammlung, das bei Ptolemaeos die ent-

Heeresgericht der Makedonen angeklagt und von diesem der Teilnahme an der Verschwörung für schuldig befunden, weil er nach seinem eigenen Geständnis um den verräterischen Plan gewußt, aber diesen dem König verheimlicht habe. Er wurde mit den anderen Teilnehmern an der Verschwörung von dem makedonischen Heere hingerichtet. Das ist die einzige verlässliche Kunde, die von jener Katastrophe zu uns gedrungen ist. Wie uns der Vorgang selbst in seinen Einzelheiten dunkel bleibt, so vermögen wir auch die Schuldfrage nicht mit Sicherheit zu entscheiden, wenngleich wir Grund haben anzunehmen, daß die Verdachtgründe, auf die hin das makedonische Heeresgericht Philotas zum Tode verurteilte, für diesen ziemlich belastend gewesen sind. Welche Motive Philotas, wenn er wirklich schuldig war, bewogen haben, an der Verschwörung teilzunehmen, vielleicht als ihr eigentlicher Urheber und Leiter, wer vermöchte diese Frage bestimmt zu beantworten? Wir können

scheidende Rolle spielt, schwebt in denjenigen Berichten, die den Hauptnachdruck auf das Verhör vor den *ἐταῖροι* (οἱ περὶ τὸν Ἡρακλείωνα bei Plutarch; dementsprechend Hephæstio, Craterus, Coenus bei Curt. VI 11, 10f.) und die Folterung legen, in der Luft; höchstens handelt es sich dann nur noch um eine Exekution seitens des makedonischen Heeres. Bei Plutarch (c. 49) ist, wie es scheint, überhaupt bloß von dem Verfahren vor den *ἐταῖροι* die Rede. Die ausführlichste Erzählung, die des Curtius, zeigt die meisten inneren Widersprüche und läßt sich wohl nur daraus erklären, daß sie aus zwei verschiedenen Traditionen, wahrscheinlich der bei Arrian vorliegenden und der von Plutarch befolgten, zusammengesetzt ist, natürlich wieder mit den üblichen Verschiebungen und Umbildungen. Die Äußerung Alexanders bei Curtius VI 9, 34: „Macedones . . . de te iudicaturi sunt: quaero an patrio sermone sis apud eos usurus“ ist nur unter der Voraussetzung der von Ptolemaeos wiedergegebenen Überlieferung verständlich. Die Verhandlung vor der makedonischen Heeresversammlung verläuft dann im wesentlichen im Sande, und Alexander läßt am folgenden Tage das Gericht „der Freunde“ zusammentreten. Wenn es nun aber weiter heißt (VI 11, 10): „Et ceteris quidem placebat, Macedonum more obrui saxis“, so kann sich dies ursprünglich nur wieder auf eine Entscheidung durch das makedonische Heeresgericht beziehen (vgl. VI 11, 38: omnes ergo a Nicomacho nominati more patrio dato signo saxis obruti sunt; — Ptolemaeos spricht von einem *κατανομισθίῃναι*). Auch Diodors kurz zusammenziehende Darstellung enthält wohl schon eine Vereinigung der Folterung und des Verfahrens vor der Heeresversammlung; indessen ist bei Curtius dem Anscheine nach die Kontamination verschiedener Überlieferungen wesentlich weiter fortgeschritten. — Bezüglich der Rolle, die Krateros bei Curtius VI 8, 2ff. spielt, vgl. noch Plut. Alex 48 und namentlich de fort. Alex. II 7.

nicht, wie bei der Katastrophe des Kleitos und der des Kallisthenes, darlegen, wie in die persönlichen Verstimmungen die großen sachlichen Gegensätze hereingespielt haben, wie der Kampf zwischen dem altmakedonischen Wesen und den philippischen Traditionen einerseits und dem neuen Herrschaftssystem Alexanders auf der anderen Seite die persönlichen Konflikte hervorgerufen und verschärft hat. Philotas war, soviel wir aus den uns erhaltenen Schilderungen entnehmen können, in seinem Wesen ein charakteristischer Repräsentant des makedonischen Adels, kühn und tapfer, eine ritterliche Erscheinung an der Spitze der makedonischen Ritterschaft, prächtig in seinem Auftreten, freigebig gegen seine Freunde und Waffengefährten, aber zugleich stolz, zum Teil sogar hochfahrend gegen alle, die nicht seinem Kreise angehörten, vor allem gewiß erfüllt von dem Selbstgefühl des siegreichen und herrschenden Volkes gegenüber den besiegten und unterworfenen Barbaren. Voll ehrgeizigen Strebens, eine entscheidende Rolle zu spielen, besaß er, wie es scheint, nicht die Besonnenheit und überlegene Klugheit seines Vaters. Wenn es nun verletzte Eitelkeit und gekränkter Ehrgeiz gewesen sein mögen, die ihn in den Plan einer Verschwörung gegen das Leben seines Königs hineintrieben, so entbehrten doch, wie wir mit Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen, diese persönlichen Empfindungen nicht eines allgemeinen Untergrundes. Wollen wir nicht ganz auf den Versuch einer tiefer dringenden Erklärung verzichten, so liegt es jedenfalls nahe, die Katastrophe als ein Symptom der in dem makedonischen Heere, namentlich in den Kreisen des Adels herrschenden Unzufriedenheit aufzufassen, sie in den Zusammenhang der Konflikte, die aus der Verschmelzungspolitik Alexanders entsprangen, einzufügen. Es ist wohl möglich — worauf Andeutungen unserer Überlieferung führen¹ —, daß bereits früher eine Entfremdung zwischen Philotas und dem König eingetreten war, daß gewisse Äußerungen des Philotas, die zu den Ohren Alexanders gelangt waren, diesen verletzt hatten. Schon während des Aufenthaltes in Ägypten sollen die ersten Anzeichen der Trübung der gegenseitigen Beziehungen sich geltend gemacht haben; insbesondere, so wird berichtet, habe damals Philotas abfällige Bemerkungen über das Verhältnis des Königs zu Zeus Ammon gemacht. Diese Tradi-

¹ Vgl. Arr. III 26, 1. Plut. Alex. 48; namentlich de fort. Alex. II 7. Curt. VI 8, 3. 10, 26. 11, 5.

tion würde — unter der Voraussetzung ihrer Richtigkeit — auch dafür sprechen, daß die Gründe, welche die Katastrophe bedingten, nicht bloß rein persönlicher Natur waren.¹ Sie würde auf einen Zusammenhang des persönlichen Momentes mit der allgemeinen Politik Alexanders schließen lassen. Dem sei nun, wie ihm wolle; jedenfalls war der König überzeugt, daß es sich um ernste Gefahr für ihn handele, daß energische Maßregeln zur Abwehr nötig seien. Dies ergibt sich daraus, daß gegen verschiedene hervorragende Männer vom makedonischen Adel, die in näheren Beziehungen zu Philotas gestanden hatten, Anklage wegen Teilnahme an der Verschwörung erhoben wurde.² Vornehmlich hielt es Alexander damals für nötig, den Lynksten Alexander, der bereits seit mehreren Jahren wegen des Verdachtes verräterischer Verbindungen mit dem Perserkönig in Gewahrsam gehalten wurde, hinrichten zu lassen.³ Seine stärkste Besorgnis aber richtete sich gegen Parmenion. Er fürchtete nämlich, daß dieser den Tod des Philotas zu rächen bestrebt sein und infolge des großen Ansehens, das er im Heere, bei den Makedonen wie den Söldnern, besaß, für Feindseligkeiten, die er wider ihn selbst unternehmen würde, Unterstützung finden möchte. Er sandte deshalb, ehe noch irgendwelche Kunde von den traurigen Vorgängen im makedonischen Lager zu Parmenion selbst gelangen konnte, Eilboten zu den unter dessen Oberbefehl in Medien stehenden Befehlshabern mit dem Auftrag, den greisen Feldherrn aus dem Wege zu räumen.⁴ So endete Parmenions ruhmvolles und an Verdiensten reiches Leben durch Meuchelmord. Daß Parmenion nicht etwa, wie einige Quellen berichten⁵, auf Grund eines Urteils des makedonischen Heeres getötet worden ist, folgt vor allem daraus, daß Ptolemaeos davon nichts weiß. Dieser würde gewiß nicht versäumt haben, zur Entlastung Alexanders einen verurteilenden Spruch des makedonischen Heeresgerichtes, wenn ein solcher er-

¹ Die Äußerungen des Philotas würden dann in Parallele mit ähnlichen, allerdings besser bezeugten, des Kleitos zu stellen sein.

² Amyntas, der Sohn des Andromenes, und seine Brüder wurden allerdings freigesprochen (Arr. III 27, 1 ff. Curt. VII 1, 10 ff.); anders dagegen scheint es sich mit dem „Leibwächter“ Demetrios verhalten zu haben, der jedenfalls seine Stellung als Leibwächter verlor (Arr. III 27, 5).

³ Diod. XVII 80, 2. Curt. VII 1, 5 ff.

⁴ Arr. III 26, 3 f. Plut. Alex. 49. Curt. VII 2, 11 ff. Strabo XV 724.

⁵ Diod. XVII 80, 1. Curt. VI 11, 39. Just. XII 5, 3. E. Meyer, Kl. Schriften S. 319 folgt diesen Quellen, wie mir scheint, mit Unrecht.

folgt wäre, anzuführen. Er nimmt nicht einmal die Mitwisserschaft Parmenions als sicher an. Wir dürfen nach allem, was wir über diesen sonst wissen, seine Teilnahme an der Verschwörung für höchst unwahrscheinlich halten. Nicht bloß seine Philipp und Alexander gegenüber erprobte Treue, sondern vornehmlich auch seine Klugheit werden ihn solchen Plänen ferngehalten haben. Sollte er sich insbesondere verhehlt haben, daß eine Ermordung des Königs unter den damaligen Verhältnissen, mitten im feindlichen oder wenigstens fremden Lande, nur eine unsäglich allgemeine Verwirrung hervorgebracht haben würde? Wir werden im Gegenteil wohl vermuten dürfen, daß er seinen Sohn, falls er von dessen Absichten gegen Alexanders Leben Kunde gehabt hätte, von diesen abzubringen versucht haben würde.

Der Mord Parmenions wirft einen dunkeln, vielleicht den dunkelsten Schatten auf das Bild Alexanders. Das tragische Ende des Mannes, der unter den Generalen des Königs der gefeiertste Repräsentant der philippischen Traditionen war, mußte natürlich einen tiefen Eindruck bei den Makedonen, insbesondere den Waffengefährten Parmenions aus früherer Zeit, hinterlassen. Wir können es wohl begreifen, daß vornehmlich Antipatros, neben Parmenion der angesehenste und einflußreichste Feldherr Philipps, als er die Nachricht von dem Tode Parmenions erhielt, sich ernststen Besorgnissen hingab, und daß seit dieser Zeit sein Verhältnis zum Könige eine Trübung erfuhr, um so mehr, da er zugleich die Kunde von dem Ende seines Schwiegersohnes, des Lynkestes Alexander, empfing.¹ Aber auch in den weiteren Kreisen des makedonischen Heeres scheint die Katastrophe Parmenions beunruhigend gewirkt, Mißstimmung hervorgerufen zu haben. Es wird uns erzählt, daß Alexander sich veranlaßt sah, gegen diejenigen, die ihre Unzufriedenheit äußerten, besondere Strafmaßregeln zur Anwendung zu bringen.²

¹ Daß aber Antipatros sich infolgedessen in Verbindung mit den Aetolern eingelassen haben sollte, wie Plut. Alex. 49 erzählt, ist wenig wahrscheinlich. Diese Nachricht stammt wohl aus derselben Sphäre der Tradition, in der die Gerüchte sich gebildet haben, die Antipatros und seine Familie zu Urheber des Todes Alexanders machten.

² Vgl. hierzu Plut. Alex. 49. Diod. XVII 80, 4. Curt. VII 2, 35 ff. Just. XII 5, 4 ff. (letzterer am stärksten übertreibend). Die Erzählung, daß Alexander selbst die Soldaten veranlaßt habe, Briefe in die Heimat zu schreiben, um

Von Drangiana setzte Alexander seinen Zug nach Osten fort, um die an der Grenze nach Indien zu gelegenen Landschaften des persischen Reiches, insbesondere die wichtigste unter ihnen, Arachosien, das heutige Afghanistan, seiner Herrschaft zu unterwerfen. Ein irgendwie bedeutender Widerstand scheint ihm hier nicht entgegengetreten zu sein. Trotzdem war Arachosien die erste Provinz, in der er von dem bisher befolgten System, die Verwaltung einheimisch-persischen Satrapen — allerdings meistens unter militärischer Kontrolle seitens makedonischer Befehlshaber — zu übertragen, abging.¹ Dies bedeutete nicht eine Änderung seines allgemeinen politischen Systems, sondern es war ein Verfahren, das durch militärische Rücksichten bedingt war. Sollte seine Verschmelzungspolitik mit Aussicht auf Erfolg durchgeführt werden, so mußte erst seine Herrschaft fest begründet werden. Namentlich erforderte die Aufgabe der Sicherung der Grenzprovinzen Männer von besonderer militärischer Tüchtigkeit, zugleich allerdings auch erprobter politischer Zuverlässigkeit. Gerade in den östlichen Grenzlandschaften des Achämenidenreiches wurde die neue Herrschaft Alexanders, wie sich sehr bald zeigte, von so vielen Gefahren bedroht, daß nur die Vereinigung rücksichtsloser Energie und großer Vorsicht diesen mit Aussicht auf Erfolg begegnen konnte. Die militärische Aufgabe überwog hier zunächst so stark die anderen Aufgaben der Verwaltung, daß es als geboten erschien, alle Gewalt in dem militärischen Kommando zu vereinigen. Die Erfahrungen, die Alexander in Areia machte, wo nicht bloß Satibarzanes den makedonischen Truppen hartnäckigen Widerstand leistete², sondern auch der an dessen Stelle eingesetzte persische Satrap sich als unzuverlässig erwies, veranlaßten ihn, auch diese Provinz, ebenso wie Arachosien, unter ausschließlich makedonische Verwaltung zu stellen.³ Wie er aber im übrigen auch in diesen Gebieten als Nachfolger des persischen Großkönigtums aufzutreten bestrebt war, zeigt sehr charakteristisch sein Verhalten gegenüber den südöstlich an Drangiana angrenzenden Ariaspes (Euergeten⁴), die er mit beson-

¹ Arr. III 28, 1. Curt. VII 3, 5.

² Er fiel im Kampfe gegen Erigyios und Karanos, Arr. III 28, 3. Curt. VII 3, 2, 4, 32 ff. Diod. XVII 81, 3. 83, 4 ff.

³ Arr. III 29, 5.

⁴ Ihr Gebiet wurde vom Etymandros, dem heutigen Hilmand, durchflossen; vgl. Arr. IV 6, 6.

derer Gunst behandelte, weil sie den Gründer des persischen Reiches auf einem seiner Kriegszüge wirksam unterstützt haben sollten.¹

Die große Wichtigkeit, die Alexander dem Besitze von Arachosien beimaß, ergibt sich daraus, daß er hier eine verhältnismäßig bedeutende makedonische Truppenabteilung zurückließ.² Vielleicht hat er damals in dieser Landschaft, an der Stelle des heutigen Kandahar, auch den Grund zu einer Stadt, die seinen Namen trug, gelegt.³ Von Arachosien wandte er sich weiter nach Norden, dem Gebirge Paropamisos (Hindukusch) zu, wahrscheinlich auf dem Wege, der heutzutage von Kandahar über Ghasni nach Kabul führt. Das Gebiet, das er durchzog, wurde von der Völkerschaft der Paropamisaden bewohnt. Das Land war schon reichlich mit Schnee bedeckt; die Makedonen hatten auf dem Marsche viele Beschwerden zu erleiden, indessen die Dörfer der Paropamisaden boten dem erschöpften Heere die genügenden Lebensmittel.⁴ Mit Beginn des Winters⁵ 330/29 langte Alexander am Fuße des Hindukuschgebirges an, das die Phantasie der Makedonen in hohem Maße beschäftigte. Sie nannten es mit dem Namen des Kaukasos, mit dem die Vorstellungen von der größten Höhe und Ausdehnung eines Gebirges sich verbanden⁶, der vor allem als das gewaltige Grenzgebirge der griechi-

¹ Arr. III 27, 4. Curt. VII 3, 1. Diod. XVII 81, 1f. Strabo XV 724. Daß Alexander gern dem Andenken des Kyros huldigte, deutet auch Strabo XI 517 an („καίπερ ὄντα φιλόκυρον“).

² 4000 Mann zu Fuß und 600 Pferde nach Curt. VII 3, 5.

³ Die Gründung der Stadt Alexandria in Arachosien (Steph. Byz. Ἀλεξάνδρεια nr. 12. Alexandropolis bei Isid. Char. 19) durch Alexander selbst ist allerdings nicht bezeugt (vgl. Beloch, Gr. Gesch. III 1 S. 39, 6), aber wegen der Wichtigkeit der Lage nicht unwahrscheinlich. Daß sie in der Alexanderüberlieferung nicht erwähnt wird, ist kein Beweis dagegen, da auch die Gründung von Alexandria in Areia, die Plinius VI 61 ausdrücklich auf den König selbst zurückführt, von den Alexanderschriftstellern mit Stillschweigen übergangen wird. In dem „Arachosiorum oppidum“ bei Plinius VI 61 (vgl. Strab. XI 514: εἰς Ἀραχωσιτὸς τὴν πόλιν) das arachosische Alexandria (die μητρόπολις Ἀραχωσίας bei Isid. a. O.) zu vermuten, liegt doch nahe. Ist aber diese Vermutung zutreffend, dann gewinnt die Begründung der Stadt durch Alexander an Wahrscheinlichkeit, weil es sich bei Plinius um eine Entfernungsangabe der Bematen Alexanders handelt.

⁴ Strabo XV 725. Diod. XVII 82. Curt. VII 3, 6ff.

⁵ Strabo XV 2, 10 p. 724.

⁶ Vgl. Aristot. Meteor. I 13, 17 (ed. Ideler): ὁ δὲ Καύκασος μέγιστον ὄρος τῶν πρὸς τὴν ἑω τὴν θερμὴν ἐστὶ καὶ πλήθει καὶ ὕψει.

schen Sagenwelt galt. Man glaubte jetzt die Höhle wiederzufinden, in welcher der gefesselte Prometheus geschmachtet haben sollte, bis er von Herakles befreit wurde.¹ Alexander begünstigte gewiß solche im Heere umlaufende Erzählungen, welche die großen Gestalten der griechischen Sage mit dem gegenwärtigen Zuge, seinen Leiden und Entbehrungen, seinen Siegen und Erfolgen verbanden. In den Wundern der Gegenwart wurde das, was bisher nur im Glauben an eine durch die Sage verherrlichte Vergangenheit bestanden hatte, zur Wirklichkeit. Der jugendliche Held, der in einem Siegeszuge ohnegleichen sein Heer durch die fernsten Länder führte, gab dem Bilde des ruhmreichen Ahnen, der ihm vorausgegangen war, eine wilde und widerstrebende Welt überwindend, neues Leben. Das, was Sage und Dichtung der Griechen gestaltet hatte, gewann unmittelbare Anschaulichkeit in dem, was man in einer neu sich eröffnenden Welt erlebte.

Alexander überwinterte an dem südlichen Abhange des Hindukusch und gründete hier eine Stadt *Alexandreia* (am Kaukasos).² Im Frühjahr 329 überschritt er unter großen Schwierigkeiten den Hindukusch³ auf einem der östlicheren Pässe, der bei *Anderab*⁴

¹ Vgl. Strabo XI 505. XV 688. Arr. V 5, 3f. Diod. XVII 83, 1. Curt. VII 3, 22.

² Arr. III 28, 4. IV 22, 4. Strabo XV 2, 10 p. 725. Diod. XVII 83, 1. Curt. VII 3, 23. Plin. VI 61. Steph. Byz. u. *Ἀλεξάνδρεια* nr. 17. Die Lage der Stadt ist wahrscheinlich in der Nähe des heutigen Tscharikar, nicht weit von der Vereinigung des kleinen Flusses Ghorbind mit dem Pandschir, dem nordöstlichen Quellflusse des Kabulstromes, zu suchen. Vgl. Wilson, *Ariana* S. 179ff. Spiegel, *Eran. Altertumsk.* II S. 543, 1. Bunbury, *History of Ancient Geography* I S. 426f. 490f.

³ Arr. III 28, 4ff. Strabo XV 725. Diod. XVII 83, 1. Curt. VII 4, 22ff.

⁴ Daß Alexander nicht den bedeutend westlicher gelegenen Paß von Bamiân — früher identifizierte man *Alexandreia* am Kaukasos meist mit Bamiân — benutzt hat, kann wohl jetzt als ausgemacht gelten. Das heutige *Anderab* ist wohl das alte *Adrapsa* oder *Drapsaka* (Strabo XV 725. XI 516, wo *Darapsa* überliefert ist. Arr. III 29, 1). F. v. Schwarz, *Alexander des Großen Feldzüge in Turkestan* S. 28, sucht *Drapsaka* in der Gegend des heutigen *Kundus*; doch scheint mir dies zu weit nördlich. Die Zeitangabe von 15 Tagen, die Alexander nach Strabon — vgl. auch Diod. 83, 1 und Curt. VII 3, 22 — bis *Adrapsa* gebraucht haben soll, bezieht sich wohl auf den eigentlichen Gebirgsübergang (bei dem Zuge nach Indien brauchte Alexander auf einem direkteren Wege über das Gebirge 10 Tage, Arr. IV 22, 4). Immerhin ist Alexander auf seinem Marsche nach *Baktra* wahrscheinlich über *Kundus* gekommen.

(Inderab) mündet (vermutlich dem heutigen Khavakpasse). Bessos hatte versucht, seinem Gegner durch Verwüstung des Landes den Marsch nach Baktra unmöglich zu machen. Alexander ließ sich aber dadurch nicht abhalten sondern zog über Aornos, wahrscheinlich das heutige Chulum¹, das die kürzeste Straße über den Hindukusch nach Kabul beherrscht, nach Baktra (Balch) und von da nach dem Oxos (Amudarja), den er wohl bei dem heutigen Kilif überschritt.²

Die Unternehmungen, die Alexander während der Jahre 329 bis 327 in Baktrien und Sogdiana, den nordöstlichsten Provinzen der Achämenidenherrschaft, ausführte, haben für sein gesamtes Lebenswerk eine nicht geringe Bedeutung. Er hat hier erst die völlige Unterwerfung des Perserreiches durchgesetzt. Es handelt sich nicht mehr um den Kampf gegen die organisierten Massen des Achämenidenreiches sondern um einen außerordentlich anstrengenden, an Schwierigkeiten und Gefahren reichen Kleinkrieg, in dem jeder einzelne Erfolg mühsam erstritten werden muß. Baktrien und Sogdiana sind diejenigen Provinzen, in denen der nationaliranische Widerstand gegen die makedonische Invasion, der im Westen so wenig hervortritt, sich am nachdrücklichsten und nachhaltigsten geltend macht. Die Natur des Landes begünstigte das Streben nach Unabhängigkeit. Schwer einnehmbare, durch ihre Lage selbst, wie es schien, gesicherte Bergfesten dienten als Schlupfwinkel für die zum Widerstande entschlossene Bevölkerung. Der Übergang des kultivierten Landes in die Steppe erschwerte eine wirksame Verfolgung der geschlagenen Feinde. Die Verbindung mit den Nomadenstämmen der Steppe gewährte den Flüchtigen immer neuen Rückhalt. Alexander ist in angestrengtester Arbeit, mit zäher, unermüdlicher Energie der Schwierigkeiten Herr geworden. Wir dürfen die Kraft und die Klugheit bewundern, womit er sein Heer zur Lösung von stets sich erneuenden Aufgaben anzufeuern und fortzureißen verstand; wir werden aber auch dem Volke selbst, das solcher Führung zu folgen vermochte, solchen Aufgaben sich gewachsen zeigte, unsere Bewunderung nicht versagen. Mehr noch, als in den großen Feldschlachten, in denen die überlegene Tapferkeit und Disziplin

¹ Vgl. F. v. Schwarz a. O. S. 27f.

² Zur Topographie der Feldzüge Alexanders in Baktrien und Sogdiana vgl. Geiger, Alexanders Feldzüge in Sogdiana, Progr. von Neustadt a. H. 1884, und namentlich das schon erwähnte Buch von F. v. Schwarz.

der Makedonen entscheidende Siege gewann, erwies sich in dieser Jahre hindurch fortgesetzten Überwindung immer neuer Schwierigkeiten und Gefahren die nachhaltige Kraft des makedonischen Volkstums, offenbarte sich zugleich die innere Stärke der militärisch-politischen Schöpfung Philipps, die Größe eines Königtums, das solche Kräfte auszubilden und zu leiten sich fähig zeigte.

Alexander hat in dem, was er in Baktrien und Sogdiana durchführte, an Pläne und Unternehmungen der bedeutendsten persischen Könige, des Kyros und des Dareios, angeknüpft. Er trat auch in dieser Beziehung als Nachfolger des achämenidischen Königtums auf. Durch seine Kämpfe gegen die benachbarten Nomaden suchte er nicht bloß die aufständischen Häuptlinge des Reiches der Unterstützung, die sie bei jenen fanden, zu berauben, sondern zugleich die kultivierten Gebiete nachhaltig vor verwüstenden Einfällen der Barbaren zu sichern. Für eine Seite seines Wirkens allerdings, die für diesen Zweck von entscheidender Bedeutung war, fand er bei den achämenidischen Herrschern kein Vorbild. Es ist die städtegründende Tätigkeit des Königs, die überhaupt für seine Regierung so charakteristisch ist, ganz besondere Wichtigkeit aber in den Grenzprovinzen des Reiches gewann. Die Städte dienten zunächst als militärische Stützpunkte, sollten aber weiter auch zu kulturfördernden Mittelpunkten neuen Lebens werden. Wir wissen leider über die inneren Verhältnisse dieser Kolonien, über die Zusammensetzung ihrer Bevölkerung sehr wenig. Soviel können wir aber mit Sicherheit erkennen, daß die Ansiedelungen mit der Verschmelzungspolitik Alexanders im Zusammenhang standen, in hervorragendem Maße dazu bestimmt waren, als wirksames Mittel dieser Politik zu dienen. Neben makedonischen Veteranen wurde eine große Zahl griechischer Söldner angesiedelt, außerdem aber auch einheimische Bevölkerung, die so mit den makedonischen und griechischen Ansiedlern zusammenwachsen sollte, durch gesichertes städtisches Leben mit ihnen verbunden.¹ Die im Osten des Reiches

¹ Etwas genauere Nachrichten über die Zusammensetzung der Bevölkerung haben wir eigentlich nur von Alexandria am Kaukasos und Alexandria am Tanais (Jaxartes). Diod. XVII 83, 2 und Arr. IV 4, 1 (vgl. auch IV 22, 5) stimmen darin im wesentlichen überein, daß neben ausgedienten oder dienstuntauglichen Makedonen und hellenischen Söldnern einheimische (barbarische) Bevölkerungselemente zur Ansiedelung hinzugezogen werden (vgl. auch, was Arr. IV 1, 4 sagt: *πλήθει τε τῶν ἐς αὐτὴν ξυνοικισμένων*). Auch

von Alexander angelegten Städte, die später in den Gründungen der Seleukiden, namentlich des Antiochos Soter, Nachfolge fanden, haben zum Teil in den Wirren und Stürmen der Folgezeit ihren Untergang gefunden. Aber die Wichtigkeit, die Städte wie Herat, Kandahar, Chodschend behauptet haben, zeigt, wie nachhaltig der große Herrscher das Leben des Orientes durch sein Wirken beeinflußt hat.

Der nächste Zweck, den Alexander bei seinem Vordringen nach Baktrien verfolgte, der usurpierten Herrschaft des Bessos ein Ende zu machen und den Aufrührer in seine Gewalt zu bekommen, gelang ihm verhältnismäßig schnell. Bessos hatte sich über den Oxos nach Nautaka¹ zurückgezogen, von sogdianischer Reiterei unter Spitamenes und dahischen Reiterabteilungen unterstützt. Er wurde aber von seinen Genossen verlassen und fiel in die Hände des Ptolemaeos, der von Alexander gegen ihn ausgesandt war.² Der König ließ ihn

Curt. VII 6, 27 weist mit den Worten: „incolae novae urbi dati captivi“ wohl auf die Verwendung der Eingeborenen zur Bevölkerung der neuen Stadt Alexandreia am Tanais hin, wengleich sich seine Bemerkung mit der Nachricht Arrians: „ἄστις τῶν προσοικούντων βαρβάρων ἐθελοντῆς μετέσχε τῆς ἐκνοικίσεως“ kaum in Einklang bringen läßt. Das, was er VII 3, 23 bei Gelegenheit der Gründung von Alexandreia am Kaukasos sagt, daß 7000 makedonische Veteranen und außerdem noch dienstuntaugliche Makedonen hier angesiedelt worden seien, beruht wohl auf Übertreibung. Diodor gibt 7000 Barbaren als Bewohner der neuen Stadt an. Die große Zahl der in den östlichen Provinzen, insbesondere in Baktrien und Sogdiana, angesiedelten griechischen Söldner ergibt sich aus Diod. XVII 99, 5. XVIII 7. Curt. IX 7, 1 ff. Daß Alexander in noch weiterem Umfange solche Niederlassungen griechischer Söldner in Asien gründen wollte, erwähnt Pausanias I 25, 5 (vgl. auch VIII 52, 5).

¹ Nach der gewöhnlichen Annahme das heutige Karshi, nach Schwarz a. O. S. 74 f. das heutige Schachrisabs (so auch schon Mützell, Ausg. d. Curtius S. 667 f.); vgl. noch Geiger a. O. S. 10 ff.

² Nach der parischen Marmorchronik noch unter dem Archontate des Aristophon 330/29 (Jacoby, Marm. Par. S. 21). Durch den eigenen Bericht des Ptolemaeos (Arr. III 29, 6 f. 30, 1 ff.) wird der Aristobuls (Arr. III 30, 5) widerlegt. Indem Aristobul die Übergabe des Bessos durch seine Genossen selbst, zunächst allerdings an Ptolemaeos (und durch diesen an Alexander), hervorhob, scheint er ein Motiv, das in der Vulgata eine große Rolle spielte (Diod. XVII 83, 8. Curt. VII 5, 19 ff. 36 ff., vgl. auch Schwartz, P.-W. II S. 916. IV S. 1882 f.), für seine eigene Erzählung verwertet und hierdurch die aus dem makedonischen Hauptquartier stammende Version umgebildet zu haben. In der kleitarchischen Überlieferung ist die Katastrophe des Bessos innerlich auf das engste mit der des Dareios verbunden. Sie erscheint durchaus als das Widerspiel des an dem achämenidischen Herrscher begangenen

nach Baktra bringen, wo später in Gegenwart Alexanders, wie es scheint, durch ein Gericht von Persern, das Urteil über ihn als Hochverräter ausgesprochen wurde, ein Urteil, das aber erst in Ekbatana zur Vollstreckung gelangte.¹

Nach der Gefangennahme des Bessos schien Alexander zunächst keinen nennenswerten Widerstand zu finden. Er mochte sich schon als den Herrn von Sogdiana, der nordöstlichsten Provinz des Perserreiches, die sich über das Gebiet des heutigen Buchara und Samarkand hin bis zum Syr-darja erstreckte, betrachten. Von Marakanda (Samarkand) ergriff er Besitz und drang bis zum Jaxartes (Syr-darja) vor. Indessen gerade der Versuch der dauernden Festsetzung einer so starken königlichen Gewalt in diesen Gebieten rief eine Gegenbewegung hervor. Insbesondere die Vorbereitungen zur Gründung einer Stadt am Jaxartes erweckten lebhaftes Besorgnis der Be-

Verrates. Die für die Schilderung des Endes des Dareios maßgebenden Motive werden hier weitergesponnen. Vor allem soll gezeigt werden, wie die Treulosigkeit gegen den König durch den Verrat am Verräter gerächt wird. Bei Curtius, der schon in der Umstellung der Gobaresepisode (die dadurch allerdings ihren unmittelbaren Zusammenhang mit der Gefangennahme des Bessos verliert; vgl. Schwartz a. O. IV S. 1882) eine gewisse Umgestaltung der kleitarchischen Vorlage zeigt, ist wohl die Ausspinnung jenes die Erzählung vom Untergang des Bessos beherrschenden Hauptmotivs am weitesten getrieben. Wenn Dareios dem Bessos gegenüber erklärt, daß Verräter von Alexander keinen Lohn für ihren Verrat erwarten dürften (V 12, 5), so empfangen jetzt umgekehrt die verräterischen Genossen des Bessos Belohnung von Alexander, weil sie durch ihren eigenen Treubruch Werkzeuge der Rache an dem treubruchigen Bessos werden. Die Rolle, die die lügnerischen Hinweise auf das Scheitern von Nachstellungen sowohl gegen Dareios (V 12, 1), wie nachher gegen Bessos (VII 5, 22) spielen, beruht wohl beide Male auf verwandten Motiven der Erfindung. Natürlich fehlt dann auch wieder in der Darstellung des Curtius der für diese charakteristische Zug der Alexander ebenso begünstigenden wie seinen Feinden ungünstigen Fortuna nicht (VII 5, 20. 25; vgl. auch Schwartz a. O. S. 1883). Wenn übrigens Schwartz es als bezeichnend für die bei Curtius erfolgte Umbildung der kleitarchischen Version ansieht, daß jeder Anteil Alexanders an der Katastrophe des gefährlichen Usurpators eliminiert werde, so halte ich die Voraussetzung dieser Ansicht nicht für sicher beweisbar. Auch bei Diodor 83, 8 ist nicht bestimmt von Anerbietungen Alexanders die Rede, sondern nur davon, daß die Genossen des Bessos auf Belohnung durch den König rechnen.

¹ Vgl. Arr. III 30, 5. IV 7, 3. Diod. XVII 83, 9. Curt. VII 5, 40 ff. 10, 10. Curtius scheint wieder zwei Traditionen (die kleitarchische und arrianische) miteinander verschmolzen zu haben; vgl. „Forsch. z. Gesch. Alex. d. Gr.“ S. 61 f.

völkerung, die in einer solchen Stadt die Zwingburg einer fremden Herrschaft sehen mochte. Es erhob sich im Rücken Alexanders ein gefährlicher Aufstand, dessen Leiter und Mittelpunkt der unermüdliche, verschlagene Sogdianer Spitamenes war. Der König mußte sich zunächst gegen verschiedene feste Orte, die zwischen Samarkand und dem Syr-darja gelegen waren, wenden.¹ Zahlreiche Aufständische, zu hartnäckiger Verteidigung entschlossen, hatten sich hier gesammelt. Die schonungslose Strenge, die Alexander bei der Einnahme dieser Ortschaften, insbesondere der wichtigsten und festesten unter ihnen, „der Stadt des Kyros“², zeigte, sollte den Schrecken seiner Herrschaft verbreiten und so dem weiteren Umsichgreifen der Bewegung Einhalt tun. Die Ortschaften selbst wurden zerstört, die männliche Bevölkerung niedergemacht. Dann zog Alexander wieder nach dem Jaxartes und gründete hier in beherrschender Lage die Stadt Alexandria, das heutige Chodschend.³ Auch dem Gedanken einer Bekämpfung der an der Grenze der iranischen Kulturlandschaften hausenden Nomadenstämme trat er damals näher. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die unzureichenden geographischen Vorstellungen einen gewissen Einfluß auf diesen Plan gehabt haben. Die Makedonen bezeichneten — einer schon früher verbreiteten geographischen Vorstellung entsprechend⁴ — den Jaxartes als Tanais und identifizierten also den Syr-darja mit dem in die Maeotis (das Asowsche Meer) fließenden Don⁵, den man zugleich als die Grenze zwischen Asien und Europa ansah.⁶ Es ist wohl möglich, daß Alexander selbst eine Zeitlang diesen Irrtum teilte⁷, zunächst also auch einer geographischen Auffassung folgte,

¹ Arr. IV 1 ff. Curt. VII 6, 13 ff. (beide, wahrscheinlich im Unterschied von Diodors Quelle, hier, wie nachher in der Erzählung von der tatsächlichen Gründung der Stadt — Arr. IV 3, 6 ff. 4, 1. Curt. VII 6, 24 ff. 7, 1 — in der Reihenfolge durchaus übereinstimmend).

² Die Lage von Kyropolis entspricht nach der herrschenden Annahme der des heutigen Ura-tübe südwestlich von Chodschend; vgl. jetzt vor allem v. Schwarz a. O. S. 51 ff.

³ Über die Lage vgl. v. Schwarz a. O. S. 47 ff. Unrichtig wird die Gründung der Stadt in der parischen Marmorchronik (Jacoby, Marm. Par. S. 21) in das Archontat des Euthykritos 328/7 gesetzt.

⁴ Vgl. Aristot. Meteor. I 13, 16 ed. Ideler und dazu Herod. I 202.

⁵ Strabo XI 7, 4 p. 509 f. H. Berger, Geschichte d. wissensch. Erdkunde bei d. Griechen² S. 523. ⁶ Arr. III 30, 8. Curt. VI 2, 14.

⁷ Bestimmt wird dies ausgesprochen von Plut. Alex. 45 z. E. Aristobul hat den eigentlichen Tanais von diesem Tanais-Jaxartes (τῷ δὲ Τανάδι τούτῳ

welche die Wohnsitze der Skythen im Norden des Schwarzen Meeres nahe an diejenigen der im Osten des kaspischen Meeres wohnenden, fälschlich ebenfalls Skythen genannten Nomaden heranrückte.¹ Die Unternehmungen, die er gerade damals gegen diese Nomadenstämme ausführte oder plante, mochten für ihn so in eine gewisse Verbindung treten mit der Bekämpfung des Skythenkönigs Ateas durch seinen Vater Philipp. Insbesondere mochte er aber an die Expedition des Dareios in das Skythengebiet denken, und wir dürfen in diesen Zusammenhang wohl eine Nachricht einfügen, wonach er die Absicht geäußert haben soll, nach der Unterwerfung Asiens einen großen Zug gegen die an den Küsten des Schwarzen Meeres wohnenden Völkerschaften auszurüsten.² Jedenfalls scheint er — nach einer glaubwürdigen Überlieferung³ — den Plan gehegt zu haben, eine umfassendere Expedition gegen die im Norden des Syrdarja befindlichen Barbarenstämme durchzuführen. Er stand aber von diesem Vorhaben ab und begnügte sich vorläufig mit einem erfolgreichen Streifzug in das Gebiet der Nomadenstämme unmittelbar jenseits des Jaxartes. Dringendere Aufgaben harhten seiner. Spitamenes hatte einer gegen ihn abgesandten Heeresabteilung eine vernichtende Niederlage zugefügt; die makedonische Besatzung in Marakanda wurde von ihm belagert. Die Autorität Alexanders in diesen Gegenden stand auf dem Spiel, wenn er nicht schleunig und gründlich durchgriff. Er zog in Eilmärschen gegen Marakanda, das Spitamenes auf die Kunde von dem Herannahen des Königs, nach Westen zurückweichend, verließ. Alexander verfolgte den fliehenden Gegner bis an die Steppe und unterwarf das gesamte, vom Polytimetos (Sarawschan) durchflossene Gebiet, wohl noch über das

bei Arr. III 30, 7) ebenso geschieden wie den eigentlichen Kaukasos von dem Kaukasos-Paropamisos (ἐν γὰρ τοῖς τῷ Καυκάσῳ bei Arr. III 28, 6). Vgl. auch Wenger, Die Alexandergeschichte des Aristobul von Kassandrea, S. 22 ff.

¹ Wahrscheinlich hat auch die den Griechen schon lange geläufige Bezeichnung der im Osten des kaspischen Meeres wohnenden Nomadenstämme als Skythen dazu beigetragen, den das Gebiet dieser Nomaden durchfließenden Jaxartes mit dem eben dem Gebiete der eigentlichen Skythen benachbarten Tanais (Don) zu identifizieren. Indem man fälschlich diese östlichen Nomaden zu den Skythen in Beziehung setzte, brachte man auch den äußersten Strom, den man in diesem Nomadengebiet kennen lernte, mit dem Grenzfluß des eigentlichen skythischen Landes zusammen.

² Arr. IV 15, 6; vgl. auch VII 1, 3.

³ Strabo XI 11, 6 p. 518.

heutige Buchara hinaus.¹ Dann begab er sich über den Amu-darja zurück nach Baktra², um Winterquartier zu nehmen. Hier wurde

¹ Arr. IV 4—6. Curt. VII 7, 31 ff. 8. 9. 10, 1 ff. Bei Curtius finden wir in diesem ganzen Abschnitt wieder künstliche Zurechtmachung, zum Teil auf Grund einer Umbildung arrianischer Tradition. Besonders zeigt sich dies in der Aristandererzählung 7, 23 ff.; vgl. Arr. IV 4, 3. 9. Alexanders Stimmung wird in den wechselnden Schattierungen geschildert. Die Nachricht von der Katastrophe der makedonischen Heeresabteilung wird, im Unterschied von Arrian, vor die Expedition gegen die Skythen geschoben. Alexander verheimlicht in seinem Lager — mit Rücksicht auf den bevorstehenden schweren Kampf gegen die Skythen — diese Niederlage, und erst der Sieg über die Skythen verhütet dann den schon drohenden Abfall eines großen Teiles von Asien. — Die Rede, die die skythischen Gesandten vor Alexander halten (Curt. VII 8, 12 ff.), zeigt charakteristische Berührungen mit Justin II 2, 3 ff.; vgl. Philol. 56 S. 649 ff.

² Daß Baktra und Zariaspa dieselbe Stadt seien, sagen ausdrücklich Strabo XI 11, 2 p. 516 und Plin. VI 48. Als *μεγίστη πόλις* der gesamten Gegend wird Zariaspa bezeichnet bei Arr. IV 1, 5. Allerdings könnte es nach der Darstellung Arrians, der bald die eine, bald die andere Stadt nennt, so scheinen, als handele es sich um verschiedene Orte. Indessen ist Arrians Erzählung dieser gesamten Vorgänge nicht immer ganz klar und genau. (Wie die Worte IV 16, 1: *αὐτοῦ ἐν Βάκτροις ὑπολιπόμενος*, die — unter der Voraussetzung der Identität von Baktra und Zariaspa — im Widerspruch zu c. 16, 6 stehen, zu erklären sind, vermag ich nicht zu sagen: vielleicht ist hier die ganze Landschaft gemeint.) Die Annahme, die F. v. Schwarz a. O. S. 67 vertritt, daß es zwei Städte gegeben habe, die den Namen Baktra führten, ist schon methodisch höchst bedenklich. Der entscheidende Beweis dafür, daß mit Zariaspa dieselbe Stadt gemeint ist, wie Baktra, läßt sich aus Arrians eigenem Berichte erbringen. Er erwähnt III 30, 6 ausdrücklich, daß Bessos von Alexander nach Baktra gesandt worden sei, und erzählt dann IV 7, 3 ff. die Verhandlung gegen Bessos bei Gelegenheit des Aufenthaltes Alexanders in Zariaspa. Welche Stadt war wohl auch geeigneter für das Gericht über Bessos und andere vornehme Perser, die in ähnliche Schuld verwickelt waren (Arr. IV 7, 1; vgl. auch IV 1, 5), als die Hauptstadt des Landes? Die Identität beider Städte wird noch bestätigt durch die Darstellung des Curtius (VII 10, 10), der — an einer Stelle, wo er durchaus mit der arrianischen Tradition übereinstimmt — berichtet, daß Alexander nach Baktra gelangt; aus dem Zusammenhange ergibt sich, daß nichts anderes, als das Winterquartier in Zariaspa, von dem Arrian spricht, gemeint sein kann. Genau der parallelen Notiz Arrians (IV 7, 3) entsprechend, hebt Curtius hervor, daß Bessos von Baktra nach Ekbatana gesandt wird (Arrian sagt: von Zariaspa nach Ekbatana). Diesen unantastbaren Zeugnissen der Quellen gegenüber fallen alle modernen Hypothesen über die Lage von Zariaspa in sich selbst zusammen. v. Schwarz a. O. S. 65 ff. meint, daß Zariaspa an der Stelle des heutigen Tschardschui, einer nahe beim Amu-darja, südwestlich von Buchara, gelegenen

über Bessos und über andere Führer, die an der Empörung des Bessos teilgenommen oder sonst sich als unzuverlässig erwiesen hatten, Gericht gehalten. In Baktra verstärkte Alexander zugleich sein Heer nicht unwesentlich durch neuen Zuzug, der, wie es scheint, vor allem aus griechischen Söldnern bestand.¹ Im folgenden Jahre, 328, führte er die weitere Befestigung seiner Herrschaft in Sogdiana durch², namentlich gründete er eine Reihe von Städten in diesen Gegenden, deren Lage wir nicht mehr nachzuweisen vermögen.³

Stadt zu suchen sei. Hiergegen spricht schon Arr. IV 15, 7: *αὐτὸς δὲ ἐπὶ τὸν Ὄξον τὰ ποταμὸν ἦλθ' αὖθις*, was sich mit der Auffassung, daß Zariaspa in so unmittelbarer Nähe des Oxos gelegen habe, doch schwer vereinigen läßt. Daß Alexander das damals allerdings für ihn weit entfernte Baktra zum Winterquartier wählte, erklärt sich nicht bloß daraus, daß die Gegend von Baktra sich für den Unterhalt eines Heeres besonders eignete (vgl. Geiger a. O. S. 25), sondern vornehmlich war es gewiß dadurch begründet, daß jene Stadt wegen ihrer Lage und Bedeutung als Hauptstadt sehr wohl zum Sammel-punkt für die Verstärkungen, die Alexander aus Makedonien erwartete, bestimmt werden konnte. — Die Ansicht von Droysen I 2 S. 62, 4, daß Zariaspa etwa in der Gegend des heutigen Andchui westlich von Balch anzusetzen sei (vgl. auch Spiegel, Eran. Altertumskunde II S. 553, 1), entbehrt, wie mir scheint, ganz der Begründung.

¹ Arr. IV 7, 2. Curt. VII 10, 11f.

² Arr. IV 15, 7. 16, 1ff. Curt. VII 10, 13ff. VIII 1, 1ff.

³ Strabon XI 11, 4 p. 517 spricht von 8 Städten, die Alexander insgesamt in Baktrien und Sogdiana angelegt habe. Justin XII 5, 13 erwähnt 12 Städte (v. Gutschmid, Gesch. Irans S. 5 Anm. 3 schlägt vor, statt XII: VII urbes zu lesen). Vgl. noch Arr. IV 16, 3. Inhaltsverzeichnis Diod. XVII, II *κδ*. Ganz verworren ist der Bericht des Curtius VII 10, 15, der erzählt, daß bei der Stadt Margania (worunter an sich wohl nur Merw verstanden werden kann) 6 Städte gegründet worden seien. Der ganze Zusammenhang aber, in dem diese Notiz bei Curtius steht, zeigt, daß dieselben Städtegründungen gemeint sind, wie bei Arrian a. O. und bei Diodor (vgl. das Inhaltsverzeichnis XVII, II *κδ*. mit Curt. VII 10, 16). Die Überschreitung des Oxos wird in diesem Zusammenhang erwähnt, genau wie bei Arrian IV 15, 7. (Die Erzählung von der Eroberung des Arimazesfelsens [vgl. Diod. XVII, II *κς*] ist bei Curtius in die ihm mit Arrian im Grundstocke gemeinsame Tradition — vgl. Curt. VIII 1, 1ff. mit Arr. IV 16f. — eingeschoben.) Ob nun in der Darstellung des Curtius mit der Stadt Margania ursprünglich Marakanda gemeint ist, wie Niese I S. 120, 2 vermutet, oder ob hier mit der in den übrigen Quellen vorliegenden Überlieferung die uns noch bei Plinius VI 47 entgegen tretende Tradition von der Gründung einer Stadt Alexandreia in Margiane vermischt worden ist, läßt sich nicht mehr mit Bestimmtheit entscheiden. Jedenfalls ist im Rahmen der damaligen Unternehmungen Alexanders kein Raum für eine Expedition nach der Oase Merw. Ein Zug vom Amu-darja dorthin durch

Sehr wichtig für die dauernde Beruhigung des Landes war es, daß im Laufe dieses Jahres der eigentliche Urheber und Leiter der aufständischen Erhebungen in Sogdiana, Spitamenes, sein Ende fand.¹ So näherte sich Alexander immer mehr seinem Ziele einer gründlichen Unterwerfung dieser Grenzlandschaften.

Das Winterquartier 328/7 nahm Alexander in Nautaka, in möglichst zentraler Lage, um von hier aus die noch nicht völlig eroberten Gebiete der beiden Provinzen, namentlich im Osten, leicht erreichen zu können. Im Frühjahr wandte er sich dann gegen zwei Felsenburgen, die durch ihre natürliche Festigkeit gegen jeden feindlichen Angriff gesichert schienen, die Burg des Arimazes, die wahrscheinlich in dem heutigen Derbentgebirge, nicht weit vom „Eisernen Tore“, gelegen war², und die Festung des Chorienees oder, wie sie auch genannt wird, des Sisimithres in Paraitakene, deren Lage wohl im heutigen Hissar oder Ostbuchara zu suchen ist.³ Die Einnahme der Felsenburgen brach den Widerstand, den die Makedonen in dieser Gegend fanden. Auf der Burg des Arimazes hatte Roxane, die Tochter eines vornehmen Baktriens, des Oxyartes, Zuflucht gesucht. Alexander beschloß, von ihrer Schönheit ergriffen, sie zu seiner Gemahlin zu machen, ein Entschluß, der zugleich große politische Bedeutung hatte, die Politik der Versöhnung und Verbindung zwischen Okzident und Orient, zwischen Siegern und Besiegten zu einem besonders bezeichnenden Ausdruck brachte.

So war Alexander nicht bloß in vollem Maße der Sieger über

die Turkmenenwüste würde auch mit solchen Schwierigkeiten verknüpft gewesen sein, daß er gewiß nicht in unseren Quellen mit völligem Stillschweigen übergangen sein würde. Übrigens erscheint es nach Strabon XI 10, 2 p. 516 als sehr fraglich, ob die von Plinius wiedergegebene Überlieferung, daß Antiocheia Margiane (Merw) eine Neugründung an der Stelle einer früher hier bestehenden Stadt Alexandria gewesen sei, richtig ist.

¹ Arr. IV 17, 4 ff.; romanhaft Curt. VIII 3, 1 ff.

² Arr. IV 18, 4 ff. 19 (der den Namen des Arimazes nicht nennt). Curt. VII 11, 1 ff. Polyän. IV 3, 29. Strabo XI 11, 4 p. 517. Diodor XVII, II 22. Die Schilderung des Curtius zeigt starke Anklänge an die Arrians. Die vermutliche Lage wird ausführlich geschildert von F. v. Schwarz a. O. S. 75 ff. Vgl. meinen Art. „Arimazes“, P.-W. II S. 828.

³ Arr. IV 21. Curt. VIII 2, 19 ff. Strabo XI 11, 4 p. 517. Plut. Alex. 58. Art. „Chorienees“ P.-W. III S. 2423 f. Die Lage entspricht wahrscheinlich derjenigen des heute Kohi-nur genannten Berges am Wachsfluß, unweit der Brücke Puli-sangin, in Hissar; vgl. die eingehende Darstellung der Örtlichkeit bei F. v. Schwarz a. O. S. 84 ff.

das persische Reich, sondern er hatte zugleich die Nachfolge der persischen Könige im ganzen Umfange ihrer Herrschaft angetreten. Seine Macht reichte unbestritten bis zu den äußersten östlichen Grenzen des Achämenidenreiches. Der makedonische Volkskönig, der den vom hellenischen Bund beschlossenen Krieg gegen das persische Königtum geführt hatte, war zum Großkönig von Asien geworden, der seinen neuen asiatischen Untertanen als ihr legitimer Herrscher gegenüberstehen wollte. Es ist der tragische Zug, der durch Alexanders Siegeslaufbahn hindurchgeht, daß die unvergleichlichen Erfolge, die er errang, eben denen, die unter seiner Führung diese Erfolge ermöglichten, zum Verhängnis wurden. Die Makedonen mußten für die entscheidenden Siege, die sie gewannen, einen hohen Preis zahlen. Sie verloren ihr nationales Königtum. Sie wurden die allerdings bevorzugten und dem König besonders nahestehenden Untertanen einer weit über die ursprünglichen nationalen Grenzen hinauswachsenden Herrschaft. Es ist wohl zu verstehen, daß diese tiefgreifende Veränderung der Stellung der Makedonen auf die Dauer doch nicht ohne ernste Konflikte vor sich ging.

Unter diesen Konflikten ruft der Streit, der zur Ermordung des Kleitos führte, in besonderem Maße auch unsere menschliche Teilnahme hervor, wie die Katastrophe des erprobten Generals auch Alexander persönlich am tiefsten ergriffen hat. Der unmittelbare Anlaß zum Streit, der im Jahre 328 bei einer Rast des makedonischen Heeres in Marakanda ausbrach, wird verschieden überliefert. Nach der wahrscheinlichsten Version erregten spöttische Gedichte über die Niederlage, welche die von Alexander gegen Spitamenes gesandte Abteilung des makedonischen Heeres erlitten hatte, ebenso den Zorn des Kleitos, wie sie Alexanders Gefallen gefunden haben sollen. Der äußere Anlaß offenbarte nur die tieferen Gründe des Konfliktes. Diese lagen in der Mißstimmung über das Entgegenkommen, das Alexander dem „barbarischen“ Wesen, den Anschauungen und Gebräuchen des Orients gegenüber bewies, über die vornehmlich in bestimmten äußeren Formen zutage tretende Verwandlung des makedonischen Volkskönigtums in das asiatische Großkönigtum. Kleitos hatte sich durchaus nicht über persönliche Zurücksetzung durch den König zu beklagen; im Gegenteil, er genoß in besonderem Maße dessen Vertrauen und Gunst. Nach dem Tode des Philotas hatte er zusammen mit Hephaestion das Kommando über die makedonische Hetärenreiterei erhalten; jetzt war er, nach-

dem Artabazos, der bisherige Statthalter von Baktrien, von seinem Amte zurückgetreten war, — wie eine allerdings nicht über allen Zweifel erhabene Nachricht besagt¹ — für die Verwaltung dieser Provinz bestimmt. Kleitos gab in seinen Äußerungen einer Unzufriedenheit Ausdruck, die manche von den älteren makedonischen Offizieren mit ihm teilten, nur daß seine vom Weine erhitzte Stimmung ihm jede Besonnenheit raubte und ihn die Rücksicht, die er dem König schuldete, vergessen ließ. Der große Gegensatz, unter dessen Einfluß er stand, der Gegensatz zwischen den volkstümlichen makedonischen Traditionen und dem neuen Großkönigtum Alexanders, gibt seinen leidenschaftlichen Äußerungen ihre geschichtliche Bedeutung. Wenn in dem Verlaufe des Streites die Erörterung insbesondere auch sich um die Person König Philipps, seine Verdienste, sein Verhältnis zu Alexander drehte, so geschah dies gewiß nicht bloß, um den persönlichen Gefühlen, von denen die älteren makedonischen Offiziere gegen den Gründer der makedonischen Großmacht beseelt waren, Ausdruck zu verleihen, nicht nur, um einer Herabsetzung seiner Verdienste durch Schmeichler Alexanders entgegenzutreten, sondern vor allem deshalb, weil in ihm zugleich die große Stellung, welche das makedonische Volk gewonnen hatte, sich verkörperte. Er erschien als der vornehmste und ruhmreichste Repräsentant des nationalen makedonischen Königtums gegenüber den neuen Formen der Herrschaft, wie sie Alexander zur Durchführung brachte. Kleitos verstieg sich in seiner leidenschaftlichen Erregtheit, wie es scheint, dazu, sich gegenüber dem, was das makedonische Heer getan habe, über die Leistungen Alexanders selbst geringschätzig zu äußern. Er wies dabei zugleich — wie Alexander es auffaßte, im prahlerischen Sinne — auf sein eigenes Verdienst um die Lebensrettung des Königs hin. Es wird erzählt, daß er namentlich einige Verse aus Euripides' „Andromache“², in denen ausgesprochen wird, daß der Feldherr nach dem Siege den Ruhm ernte, der eigentlich den Truppen gebühre, rezitiert und dadurch Alexanders Zorn in hohem Maße erregt habe. Der König griff, in höchster Aufwallung seiner Leidenschaft, nach einer Lanze und durchbohrte damit Kleitos. Als er die Tat voll-

¹ Curt. VIII 1, 19. Arr. IV 17, 3 macht Amyntas zum unmittelbaren Nachfolger des Artabazos.

² V. 693 ff.

bracht hatte, wurde er von lebhafter Reue ergriffen. Schwer ließ er sich von seiner Umgebung über das Vorgefallene beruhigen. Eine Zeitlang soll er sich allen Tröstungsversuchen unzugänglich gezeigt haben. Nach einer allerdings nicht genügend beglaubigten Erzählung soll er sogar im ersten Augenblicke im Begriff gewesen sein, an sich selbst Hand anzulegen.

Wir haben keinen Grund, an der Aufrichtigkeit von Alexanders Reue, die, rein menschlich betrachtet, dem tragischen Vorfall doch etwas Versöhnendes gibt, zu zweifeln. Indessen die eigentliche Grundlage des Konfliktes war damit nicht beseitigt; sie war in der Politik des Königs selbst gegeben. Es waren bestimmte äußere Formen, in denen das asiatische Großkönigtum Alexanders in die Erscheinung trat. Unter diesen war keine, die bei den Makedonen mehr Anstoß erregte, namentlich den Widerspruch des makedonischen Adels, der „Genossen des Königs“ in höherem Grade hervorrief, als die Sitte der Proskynese, der kniefälligen Verehrung, welche die Orientalen ihren Großkönigen erwiesen. Die Proskynese bezeichnete an sich nicht einen göttlichen Charakter des Königtums, -- die Perser verehrten, wie wir sahen, ihre Könige nicht als Götter --. Aber sie brachte die unendliche Erhabenheit zum Ausdruck, in welcher der Herrscher als das irdische Abbild göttlicher Macht über den Untertanen thronte, die tiefe Kluft, die ihn von den Untertanen trennte. Für das Empfinden der Griechen und gewiß auch der Makedonen bedeutete die Proskynese nichts anderes als eine Ehrung, wie sie nur den Göttern erwiesen wurde.¹ Eine solche Ehrung verlangen, hieß „die Ehren der Götter zu menschlichen machen“.² Allerdings wurde diese Forderung gewiß zunächst nur den Orientalen gegenüber geltend gemacht. Indessen läßt sich nicht bezweifeln, daß Alexander versuchte, wenngleich nur allmählich und mit Vorsicht, auch bei den Makedonen diese feierliche Ehrung der Person des Königs einzuführen. Und war es überhaupt an sich wahrscheinlich, daß ein Königtum, das in seinem eigenen Wesen, in der Macht und dem Glanze, mit dem es von sich selbst aus die Welt erfüllte, die Grundlage seines Rechtes und aller seiner Betätigung fand, in den Formen seiner Erscheinung auf die Dauer sich so verschieden bezeugen sollte? War dies insbesondere denkbar

¹ Vgl. Her. VII 136. Isokr. IV 151.

² Vgl. Philippides bei Plut. Demetr. 12.

bei der Politik der Verschmelzung, die Alexander in bewußtem Streben verfolgte? Der Gegensatz zwischen der nationalen Monarchie der Makedonen und der großköniglichen Gewalt, wie sie Alexander auffaßte, ist unstreitig vorhanden. Eine offizielle Geschichtsdarstellung hat ihn wohl zu übertünchen, aber nicht zu beseitigen vermocht. Wenn in der uns vorliegenden geschichtlichen Tradition noch Spuren der aus diesem Gegensatz erwachsenen Konflikte sich finden, so ist es die Aufgabe der historischen Forschung, diese Spuren zu verfolgen, nicht aber über sie hinwegzugehen.

Mit der Forderung der Proskynese steht die Katastrophe des Kallisthenes in unleugbarem Zusammenhange.

Die Überlieferung von dem Ende des olynthischen Philosophen ist aus einer Reihe von einzelnen Erzählungen zusammengesetzt, die nicht in völligen Einklang untereinander zu bringen sind, die jedoch in ihrer Gesamtheit schon das lebhafteste Interesse bezeugen, das man an jener Katastrophe nahm. In einem wesentlichen Zuge stimmen aber die verschiedenen Versionen fast alle überein: sie bringen das Geschick des Kallisthenes zu der Proskynese und dem Widerstande, den sie in der Umgebung des Königs selbst fand, in Beziehung.

Die Äußerungen, die in der uns erhaltenen Tradition dem Kallisthenes in den Mund gelegt werden, können natürlich nicht alle als authentisch betrachtet werden. Aber einige dieser Aussprüche tragen doch einen hohen Grad innerer Wahrscheinlichkeit in sich. Sie zeigen eine charakteristische Verwandtschaft mit den Anschauungen des Isokrates und lassen uns erkennen, wie griechisches Empfinden und griechisches Denken, soweit es Alexander auf dem Wege zur Weltherrschaft folgte, sich zu seinem Königtum stellte. Kallisthenes erhob nicht, wie sein Lehrer Aristoteles dies getan zu haben scheint, dagegen Widerspruch, daß das makedonische Königtum die persische Nachfolge im Sinne einer Eroberung des persischen Reiches antrete. Er wollte vielmehr, wie Isokrates¹, daß Asien den Griechen unterworfen würde.² Er hielt es wohl, wie der athenische Redner³, für ein Alexanders als des Nachkommen des Herakles würdiges Ziel, die umfassendste Herrschergewalt in der Welt, wie sie der persische Großkönig beansprucht hatte, zu gewinnen. Aber diese Weltherrschaft sollte eine hellenische sein⁴

¹ Isokr. IV 131. V 124. ep. III 5.

² Arr. IV 11, 7.

³ Isokr. V 132.

⁴ Arr. a. O.

und die Kluft zwischen Hellenen und Barbaren im Sinne des Aristoteles offengehalten werden. Es entsprach dem Rat, den Aristoteles seinem königlichen Zögling gab, den Barbaren gegenüber als Herr aufzutreten, die Griechen aber als ihre Führer zu behandeln und für sie als Freunde und Angehörige zu sorgen¹, wenn Kallisthenes wünschte, daß Alexander bloß von den Barbaren auf barbarische, d. h. den orientalischen Herrschaftsgewohnheiten entsprechende Weise, von Griechen und Makedonen dagegen auf griechische Weise geehrt werde.² Nur den barbarischen Untertanen gegenüber sollte die unbedingte Herrengewalt bestehen, wie sie im wesentlichen auch bereits Isokrates gefordert hatte³, den Griechen und Makedonen gegenüber die auf freiwillige Unterordnung⁴ sich stützende Führerstellung. Der Sieg Alexanders über die Orientalen sollte im Sinne des mythischen Vorbildes seines Ahnherrn Herakles, wie es schon Isokrates gezeichnet hatte, ein Sieg griechischer Tugend und Kraft über die Barbaren sein und somit der Siegespreis zugleich den Griechen zufallen. Für Kallisthenes blieb Alexander auch nach dem Tode des Dareios der Vertreter der panhellenischen Idee, der panhellenischen Zwecke des persischen Feldzugs. Die Panegyrik, die er in offenkundiger Weise in seinem Geschichtswerk zum Ausdruck brachte, galt dem panhellenischen Helden Alexander als dem echten Nachkommen des Herakles, dem ruhmgekrönten Sproß des panhellenischen Zeus. Das Gebet, das Kallisthenes in der Schlacht bei Gaugamela dem makedonischen König in den Mund legt⁵, wenn er in Wahrheit von Zeus abstamme, so möge dieser den Hellenen den Sieg verleihen, gibt uns einen besonders deutlichen Aufschluß über die Auffassung des olynthischen Geschichtschreibers. Wohl war seine Darstellung von dem Streben erfüllt, seinen Helden zu „vergöttern“.⁶ Die göttliche Beglaubigung von Alexanders Herrschaft durch mannigfache Vorzeichen wurde geflissentlich hervorgehoben⁷, der Ammonsohn wurde in die engste Beziehung zu der mythischen Tradition der Griechen gerückt. Die Schilderung der

¹ Arist. frg. 658 Rose (Plut. de fort. Alex. I 6); vgl. auch Strabo I 66.

² Arr. IV 11, 8.

³ Isokr. V 16.

⁴ Isokrates (a. O.) hatte in diesem Sinne von dem Einfluß der „Überredung“ auf die Griechen gesprochen.

⁵ Kallisth. frg. 37 = Plut. Alex. 33. Vgl. oben S. 394, 1.

⁶ Polyb. XII 23, 4.

⁷ Vgl. meine „Forsch. z. Gesch. Alex. d. Gr.“ S. 78 ff.

übermenschlichen Taten und Erfolge Alexanders sollte auch griechischem Empfinden den Glauben an dessen göttliche Abstammung nahe bringen. Auf Grund seiner Tugend war, wie Isokrates sagt¹, Herakles von Zeus zu den Göttern erhoben worden. Schon von Philipp hatte der nämliche Isokrates geäußert², daß diesem nach der Unterwerfung des persischen Reiches nichts weiter übrig bleiben werde, als Gott zu werden. War nicht der neue Herakles jetzt auf dem Wege zu der Erhebung in die Götterwelt? Aber immerhin sollte bei den Griechen der Glaube an diese Göttlichkeit Alexanders erst erweckt werden. Nicht in dumpfer Unterwürfigkeit sollten sie zu knechtischer Verehrung gezwungen werden. Und wahrscheinlich hat Kallisthenes damals, als die Forderungen, die das von ihm im Überschwang verherrlichte Königtum Alexanders stellte, auch für ihn selbst praktische Bedeutung gewonnen, entschiedener, als es in seiner panegyrischen Geschichtsdarstellung hervorgetreten war, die menschliche Beschränkung des Königs betont. Er scheint darauf hingewiesen zu haben, daß auch dem Herakles erst nach seinem Tode göttliche Ehren zuteil geworden seien, und zwar erst auf Grund einer Weisung des delphischen Gottes.³

Es mag wohl sein, daß die Rolle, die Kallisthenes als Wortführer der Opposition spielte, von ihm selbst und von derjenigen Überlieferung, die auf ihm nahestehende, peripatetische Kreise zurückgeht, überschätzt worden ist. Wir dürfen auch vermuten, daß diese Opposition nicht von einer gewissen Eitelkeit, die der rhetorischen Art des olynthischen Philosophen nahe lag, frei war⁴, und daß die wenig taktvolle persönliche Weise, in der er als Sittenprediger auftrat, die Verstimmung des Königs besonders hervorrief. Wenn er vorher in dem Glanze, den er durch seine Darstellung um die Herrschaft Alexanders verbreitet hatte, Befriedigung gefunden hatte, so mochte er jetzt wohl sich in der Rolle eines Anwaltes griechischer Freiheit gefallen. Aber die Bedeutung des Widerspruches, den er gegen die Proskynese erhob, ist nicht zu bezweifeln. Kallisthenes sprach das aus, was die älteren Generale und Offiziere in der Umgebung Alexanders empfanden. Das griechische Kulturbewußtsein, wie es Kallisthenes vertrat, und die Traditionen

¹ Isokr. V 132.

² Isokr. ep. III 5.

³ Arr. IV 11, 7; vgl. auch Curt. VIII 5, 15.

⁴ Vgl. Arr. IV 10, 1f. (ὅτι ὅφ' αὐτῷ εἶναι ἀπέφαινε καὶ τῇ αὐτοῦ ξυγγράμῃ Ἀλέξανδρον τε καὶ τὰ Ἀλεξάνδρον ἔργα usw.).

und Empfindungen des makedonischen Volkstums verbanden sich untereinander.

Alexander hat, wohl das einzigmal in einer wichtigen Frage seiner Politik, diesem Widerstand nachgegeben. Er stand von der Forderung der Proskynese gegenüber den Makedonen und Griechen ab.¹ Soweit unsere Kenntnis reicht, ist er auch nicht darauf zurückgekommen.² In der hellenistischen und römischen Monarchie ist die Proskynese bis auf die Zeit Diokletians nicht durchgedrungen.

Kallisthenes selbst fiel als Opfer der von ihm nicht bloß vertretenen sondern geradezu zur Schau getragenen Opposition gegen Alexander. Er hatte in hohem Maße den Zorn des Königs herausgefordert. Deshalb fand der Verdacht, daß er sich an verräterischen, gegen das Leben Alexanders gerichteten Plänen beteiligt habe, einen günstigen Boden. Im Frühjahr 327, nicht lange vor dem Beginn des indischen Feldzuges, wurde eine Verschwörung entdeckt, die von einigen Pagen des Königs, Hermolaos und seinen Genossen, ausging. Die Beweggründe waren wohl rein persönliche. Dem Kallisthenes aber brachte der Verkehr, den die Verschworenen, namentlich Hermolaos, mit ihm gepflegt hatten, Verderben. Er wurde der Mitschuld an der Verschwörung angeklagt und, obgleich keine unmittelbaren Beweise und belastenden Aussagen gegen ihn vorgelegen zu haben scheinen, auf Befehl Alexanders getötet, wahrscheinlich erst, nachdem er einige Zeit in Gefangenschaft gehalten worden war.³

Das Schicksal des Kallisthenes, eines nahen Anverwandten und Schülers des Aristoteles, hat anscheinend auf das Verhältnis zwischen Alexander und seinem Lehrer trübend eingewirkt.⁴ Die Stim-

¹ Plut. Alex. 54 (*ἀποτρέψας τὴν προσκύνησιν*, wohl mit etwas zu einseitiger Betonung des Verdienstes des Kallisthenes). Just. XII 7, 3: *retentus tamen est a Macedonibus mos salutandi regis explosa adoratione*. Auch Arr. IV 12, 1 deutet im wesentlichen das nämliche an.

² Auch in solchen, wohl übertreibenden Schilderungen aus der späteren Zeit Alexanders, die den Glanz und die äußere Majestät seines Königtums besonders hervorheben, wie dies Athen. XII 538a. 539f. Ael. v. h. IX 3 geschieht, ist die Proskynese wenigstens nicht bestimmt und ausdrücklich enthalten.

³ Vgl. Arr. IV 13f. Plut. Alex. 55. Curt. VIII 6ff. Curtius' Darstellung zeigt die engsten Berührungen mit der von Arrian wiedergegebenen Tradition, zum Teil auch wieder eine Kontamination verschiedener Überlieferungen. Vgl. meine „Forsch. z. Gesch. Alex. d. Gr.“ S. 59ff.

⁴ Vgl. vor allem Plut. Alex. 8.

mung, die in dem vertrauten Kreise des Aristoteles sich gegen den König ausbildete, läßt sich daraus erschließen, daß Theophrast in einer eigenen Schrift („Kallisthenes“ oder „über die Trauer“) das Geschick des Kallisthenes beklagte.¹ In der peripatetischen Schule ist damals zuerst jener Typus Alexanders geprägt worden, der für die spätere rhetorische Geschichtschreibung über ihn in mannigfacher weiterer Ausbildung so bezeichnend ist, der Typus des Herrschers, der an dem Übermaß seines Glückes innerlich zugrunde gegangen ist.

¹ Diog. Laert. V 44. Cic. Tusc. III 21. Vgl. Schwartz, P.-W. IV S. 1889.



VIERTES KAPITEL

DER INDISCHE FELDZUG

Im Frühjahr 327 begab sich Alexander nach Baktra, um die Vorbereitungen zu einem neuen großen Unternehmen, einem Feldzug nach Indien, zum Abschluß zu bringen. Der indische Zug ist eins der am meisten umstrittenen Probleme in der Geschichte Alexanders.

Bereits während der Kämpfe des Jahres 328 scheint der König mit dem Plan zu einer indischen Expedition beschäftigt gewesen zu sein¹. Er hat damals wohl auch schon Beziehungen zu einem indischen Fürsten, Taxiles, angeknüpft.² Als der letzte Widerstand der Bewohner Baktriens und Sogdianas überwunden war, hielt er den Zeitpunkt für gekommen, um seinen Plan auszuführen. Die Sicherheit seiner Herrschaft und der Bestand der neuen Ordnung in den unterworfenen Provinzen schienen genügend gewährleistet. Die hervorragendsten Verwaltungs- und militärischen Kommandostellen waren zuverlässigen Persönlichkeiten anvertraut. Alexander war in der Besetzung der Satrapien auf dem Wege, den er seit Ende 330 eingeschlagen hatte, fortgeschritten. Die Verwaltung der östlichen Statthalterschaften war jetzt fast durchweg in den Händen makedonischer Offiziere. Die wichtigste unter den Satrapien des Ostens, die von Baktrien und Sogdiana, war nach dem Rücktritt des Persers Artabazos ebenfalls einem Makedonen übertragen worden.³ Der neue Statthalter erhielt in der Folge, bevor der König den Zug nach Indien antrat, eine beträchtliche Truppenmacht zu seiner Verfügung.⁴

¹ Arr. IV 15, 5.

² Diod. XVII 86, 4.

³ Arr. IV 17, 3. 18, 2f. Curt. VIII 2, 14. 3, 17.

⁴ Arr. IV 22, 3.

Von großer Bedeutung für die Zwecke des neuen, indischen Unternehmens waren die militärischen Vorbereitungen, die Alexander traf. Sie sind zugleich bezeichnend für den umfassenden Charakter des geplanten Zuges. In der Organisation des Heeres waren schon in den letzten Jahren nicht unwesentliche Veränderungen erfolgt, die wir allerdings uns begnügen müssen im allgemeinen festzustellen, ohne ihre Bedeutung und die Zeit ihrer Einführung im einzelnen bestimmen zu können. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie mit der Vermehrung der Zahl der Streitkräfte in Zusammenhang standen. Anstatt der ursprünglichen 6 Abteilungen der makedonischen Phalanx, wie sie jedenfalls noch in der Schlacht bei Gaugamela erscheinen, sehen wir in späterer Zeit eine größere Zahl solcher Abteilungen, beim Beginn des indischen Feldzuges mindestens 11.¹ Auch bei der Hetärenreiterei tritt uns eine andere Einteilung entgegen als die ursprüngliche in 7 Ilen, die nach landschaftlichen oder Städtebezirken gebildet waren.² Ob und inwieweit in dem späteren Heere Alexanders die alte kantonale und Stammesorganisation beseitigt war oder wenigstens nicht mehr in vollem Maße zur Geltung kam, vermögen wir nicht zu sagen. Die letzte bestimmte Erwähnung einer Formierung nach Stämmen und Landschaften finden wir Ende 331, bald nach der Schlacht bei Gaugamela.³ Wir dürfen wohl annehmen, daß gegenüber den ursprünglichen politischen Organisationsformen, die im makedonischen Heere zum Ausdruck gelangt waren, immer mehr die rein militärischen Rücksichten bestimmend geworden sind. Der Charakter der späteren Kriegführung Alexanders, für die es vor allem darauf ankam, sich an den wichtigsten Punkten des feindlichen Landes festzusetzen, einen Kleinkrieg gegen Feinde, die immer wieder an den verschiedensten Orten auftauchten, zu führen, bedingte eine stärkere Teilung des Heeres, eine häufigere Bildung selbständiger Kommandos, die in ihrer Größe und Zusammensetzung je nach den besonderen Zwecken, die sie verfolgten, wechselten. Die Vervielfältigung der militärischen Aufgaben führte in gewissem Sinne zugleich zu einer Vervielfältigung der militärischen Organisation. Für diese bot bereits in den Jahren, die zwischen dem Tode des Dareios und der indischen Expedition liegen, die Heranziehung

¹ Vgl. Arr. IV 22, 1. 22, 7. 24, 1. 24, 10.

² Vgl. H. Droysen, Untersuch. üb. Alex. d. Gr. Heerw. S. 21 ff.

³ Arr. III 16, 11.

der neuen Untertanen zum Kriegsdienst eine gewisse Grundlage. Wenngleich in Makedonien selbst nach dem Siege bei Megalopolis das Aufgebot für den Krieg in Asien in stärkerem Maße als im Beginn des persischen Feldzuges erfolgte, so reichten natürlich die Kräfte der Makedonen und auch diejenigen der hellenischen Söldner, die nach dem Falle der Achämenidenherrschaft in Alexanders Dienste traten, für die außerordentliche Erweiterung der militärischen Aufgaben nicht aus. Schon die Sicherung der neu unterworfenen Landschaften erforderte ein sehr bedeutendes Menschenmaterial. Wenn Alexander vor seinem Aufbruch nach Indien unter Amyntas in Baktrien ein Kommando von 3500 Reitern und 10 000 Mann zu Fuß zurückließ, so ist dies ein Beweis für die hohe Wichtigkeit dieses Postens, zeigt aber zugleich, eine wie große Zahl von Truppen für die Garnisonen in den neugewonnenen Landschaften notwendig, wie unmöglich es war, hierfür allein oder vorwiegend Makedonen zu verwenden. Wir finden bereits in der Zeit vor dem indischen Feldzug neue, eigentümlich bewaffnete Abteilungen in dem Heere, die jedenfalls erst nach der Schlacht bei Gaugamela formiert worden sind, insbesondere leichtbewaffnete Reiterei, die sogenannten Hippakontisten (Wurfspießreiter), die wahrscheinlich ebenso wie die Hippotoxoten (Bogenreiter) aus Barbaren gebildet waren.¹ Für die indische Expedition selbst hat nun Alexander in umfassendstem Maßstabe neue Rüstungen durchgeführt. Der bedeutende Zuzug, den er im Winter 329/8 in Baktra erhielt, war wohl zum Teil auch schon für diesen Zweck bestimmt, und für 327 erwartete er neue Verstärkungen aus Makedonien.² Vornehmlich aber wurden in weit größerem Umfange, als dies vorher geschehen war, die neuen Untertanen aus dem Perserreich zum Dienst in dem Heere herangezogen. Die Gesamtstärke der Armee, über die der König am Hydaspes

¹ Von den Hippakontisten erwähnt Arr. III 24, 1f. ausdrücklich, daß sie neuformiert waren. Die *ἵπποτοξόται* werden Arr. V 12, 2 als *ἱπποτοξοί* bezeichnet. Die *sagittarii equites*, die Curtius V 4, 14 erwähnt, beruhen nicht auf ursprünglicher Tradition, wie die Parallelstelle Arrians III 18, 4 zeigt. — Unter den Verstärkungen, die Alexander Ende 330 erhält, nennt Curtius VI 6, 35 auch 2600 Mann aus Lydien, „*peregrinus miles*“, wie er sagt, und 300 Reiter aus demselben Lande. Danach müßten also schon damals auch Kleinasien zum Kriegsdienst herangezogen worden sein. Ebenso hebt Curtius VII 10, 12 die Ankunft von Truppen aus Syrien und Lykien im Winterquartier zu Baktra 329/8 hervor (vgl. auch Arr. IV 7, 2).

² Arr. IV 18, 3.

verfügte, wird von vertrauenswürdiger Überlieferung¹ auf 120 000 Mann angegeben. Es war ein Heer, das aus „allerlei barbarischen Völkern, die auf alle möglichen Arten bewaffnet waren“², zusammengesetzt war.

Was wollte Alexander mit dem indischen Feldzuge? In welchem Zusammenhange steht dieser mit seiner bisherigen Politik? Arrian legt bei einer früheren Gelegenheit³ dem König die Äußerung in den Mund, daß er die Inder unterwerfen wolle, weil er dann die Herrschaft über ganz Asien haben werde. Die neueren Forscher trauen ihm zum Teil größere Genügsamkeit zu. Insbesondere hat man die Expedition nach Indien in die engste Verbindung mit der Herrschaft über das Perserreich gebracht; nicht um ein neues Unternehmen habe es sich gehandelt, sondern nur um die Fortsetzung und Vollendung des begonnenen, der Eroberung des Perserreiches.⁴ Alexander soll auch beim indischen Zuge im wesentlichen nichts anderes gewesen sein, als der Nachfolger des Dareios, der Indien zu seinem Reiche rechnet⁵, und auf dessen Befehl, nach der Erzählung Herodots, Skylax von Karyanda bereits vom Indus aus eine Umschiffung des südlichen Asien ausgeführt haben soll. Indessen diese Auffassung ist weit davon entfernt, der Bedeutung des indischen Feldzuges gerecht zu werden. Die Achämenidenherrschaft hatte auch in der Zeit ihrer größten Ausdehnung nur die äußersten westlichen Grenzlandschaften Indiens in den Bereich ihrer Macht gezogen. Um diese Grenzlandschaften zu gewinnen, brauchte Alexander nicht so großartige Mittel aufzubieten, wie er es getan hat. Zu diesem Zwecke brauchte er auch nicht das Fünfstromland seiner

¹ Arr. Ind. 19, 5; vgl. Curt. VIII 5, 4. Plutarch Alex. 66 führt 120 000 Mann zu Fuß und 15 000 Reiter an.

² Arr. Ind. a. O. Eine Reihe von Völkern, Phönikier, Ägypter, Kyprier, kleinasiatische und Inselgriechen, werden Arr. Ind. 18 als Seemannschaften angegeben. Im Verlaufe des indischen Feldzuges werden von Arrian z. B. Reiter der Arachoten und Parapamisaden, Baktrianer und Sogdianer, Skythen und Daher angeführt (Arr. V 11, 3. 12, 2).

³ Arr. IV 15, 5f., und zwar führt er, wie immerhin hervorgehoben zu werden verdient, dieses Wort Alexanders anscheinend nach seinen Hauptquellen, nicht als λεγόμενον, an.

⁴ Mit ausführlichster Begründung führt dies Niese aus, H. Z. 79 S. 24ff.

⁵ Weißbach, Achämenideninschr. S. 82. 83e § 2. S. 88. 89 § 3. Noch in der Schlacht bei Gaugamela werden Inder im persischen Heere erwähnt (Arr. III 8, 6. 11. 5).

Gewalt zu unterwerfen. Wie weit vielmehr sein Unternehmen aus der Beschränkung des Perserreiches heraustrat, zeigt sich uns in vollem Maße, wenn wir der genügend bezeugten Überlieferung folgen, daß er durch Indien zum Ende Asiens vordringen wollte.¹ Mochte man nun mit Herodot² Indien im Osten von wüstem Lande begrenzt sein lassen oder mochte man glauben, wie es wahrscheinlich bei Alexander der Fall war, daß man durch dieses Land an das östliche Weltmeer gelangte³, immer sah man in Indien die Grenzwelt Asiens. Die Unterwerfung dieser neuen, indischen Welt eröffnete eine viel umfassendere Perspektive auf eine wirkliche Weltherrschaft, als sie die persischen Großkönige gehabt hatten. Der indische Feldzug ergab sich nicht als eine natürliche Folge aus der Besitzergreifung vom persischen Reich, sondern er sollte den gewaltigen Herrschaftsanspruch Alexanders neu begründen, das Großkönigtum von Asien erst zur Vollendung bringen.⁴ So dürfen wir in dem Zuge nach Indien eine neue, wichtige Phase von Alexanders Politik erkennen, einen weiteren bedeutsamen Schritt auf dem Wege zur vollen Weltherrschaft, die als das letzte Ziel seines Strebens vor seiner Seele stand.

Auch die Zusammensetzung des Heeres selbst, das den König nach Indien begleitete, offenbart uns die Bedeutung, die dieser Zug für die gesamte Politik Alexanders hatte, insbesondere den Zusammenhang, in dem er mit dessen Verschmelzungspolitik stand. Es war das erstmal, daß dem makedonischen Heere, das auch jetzt noch durchaus den Kern des ganzen militärischen Aufgebotes bil-

¹ Arr. IV 15, 6 und Diod. XVII 89, 5 stimmen hierin im wesentlichen durchaus überein.

² Her. IV 40.

³ Auch Aristoteles nahm an, daß man jenseits des Parnasos, das heißt Paropamisos, zum äußeren Weltmeer gelange (Meteor. I 13, 15). (Auf diese Ansicht des Aristoteles im Zusammenhange mit Alexanders Absichten bei seinem indischen Zuge weist auch Ed. Schwartz, Vortr. üb. d. griech. Roman S. 92f. hin.) — Die nämliche Auffassung von den Plänen des Königs, wie sie oben im Text dargelegt ist, vertritt E. Meyer, Kl. Schr. S. 298.

⁴ Schon in diesem Zusammenhange können wir wohl eine spätere, Alexander in den Mund gelegte Äußerung, die, in der Form übertreibend, dem Kerne nach gewiß treffend und für die Anschauung des Königs charakteristisch ist, anführen, Arr. VII 1, 3: τοὺς γὰρ τοὶ Περσῶν καὶ Μήδων βασιλεῖας, οὐδὲ τοῦ πολλοστοῦ μέρους τῆς Ἀσίας ἐπάρχοντας, οὐ σὺν δίκῃ καλεῖν σφᾶς μεγάλους βασιλεῖας.

dete, in großem Umfange die Streitkräfte der neuen Untertanen angegliedert wurden, daß diejenigen, die vorher als Sieger und Besiegte sich gegenübergestanden hatten, als Glieder eines Reiches zu gemeinsamem Zwecke zusammenwirken sollten. Eine solche Aufgabe konnte nur in einem neuen, großen kriegerischen Unternehmen, das über die Grenze des Perserreiches hinausführte, wirksam gelöst werden. An sich lag in der Tatsache des indischen Feldzuges selbst schon ein Erfolg der Politik Alexanders. Es war ein Erfolg der Politik, die in der unbedingten Verfügung über die Kräfte der verschiedenen Nationalitäten, vor allem eben auch der siegreichen makedonischen selbst, für die Zwecke einer einheitlichen, in der Welt sich durchsetzenden Herrschaftsgewalt ihre Kraft und Überlegenheit offenbarte.

Gewiß ist gerade bei dem indischen Unternehmen Alexanders das persönliche Stimmungsmoment nicht gering anzuschlagen. Das indische Land, das den Griechen noch so wenig bekannt war, von dem nur aus der weiten Ferne allerlei wunderbare Erzählungen zu ihnen gedrungen waren, das in unbestimmten und geheimnisvollen, aber um so anziehenderen Zügen als eine fremdartige Welt die griechische Phantasie beschäftigte, reizte die Neugierde und den Wissenstrieb des Entdeckers, wie es den Ehrgeiz des Herrschers anlockte. Bei dem Eindringen in diese wunderbare Welt standen die göttlichen Gestalten der hellenischen Sage dem kühnen Eroberer vor der Seele; ein Herakles und Dionysos gingen seinem Zuge voraus. Aber waren es nicht oben welterobernde göttliche Gestalten, die ihm den Weg wiesen?

Mit Beginn des Sommers 327 zog Alexander — auf einem kürzeren Wege, als bei seinem Marsche nach Norden im Jahre 329 — über den Hindukusch nach Alexandreia am Paropamisos und von da nach Nikaea. Nachdem er den Kopphenfluß (wahrscheinlich nicht den Kabul selbst, sondern den Pandschir) überschritten hatte, sandte er Hephæstion und Perdikkas mit einem Teil des Heeres auf dem direkten Wege nach dem Indus, mit dem Auftrage, die Vorbereitungen für den Übergang über den Strom zu treffen. Sie hatten zugleich die besonders wichtige Aufgabe, die Hauptstraße, die zum Indus führt, die über den Kheiberpaß, zu sichern. Der König selbst unterwarf die weiter nördlich gelegenen, von dem Khonar (Choes oder Choaspes) und Pandjkora (Guraos) durchflossenen Gebiete, die namentlich von dem kriegerischen Volke der Agvaka be-

wohnt wurden.¹ Die schonungslose Strenge, mit der er den ersten heftigen Widerstand, der ihm entgegentrat, bestrafte, ward darauf berechnet, durch den Schrecken, der vor ihm herging, seiner Herrschaft die Wege zu ebnen.² Gerade in den Grenzlandschaften war er bemüht, möglichst gründliche Arbeit zu tun. Deshalb beschloß er auch, das gesamte Gebiet bis zum Indus unmittelbar seiner Herrschaft zu unterstellen, und richtete hier eine Statthalterschaft ein, deren Verwaltung er einem Makedonen übertrug.³ Nicht weit von der Mündung des Kabulflusses in den Indus befand sich eine Felsenburg von außerordentlicher Festigkeit.⁴ Selbst Herakles sollte vergeblich versucht haben, sie einzunehmen. Alexander vollbrachte, woran sogar die überlegene Heldenkraft des Herakles gescheitert war; er eroberte die Burg. Auch die Spuren dionysischer Züge traten in dieser Gegend den Makedonen entgegen. Man wußte von einer Stadt Nysa zu erzählen, die Dionysos gegründet haben sollte, und beschrieb in lebhafter Schilderung die Lage der Stadt

¹ Vgl. Arr. IV 22, 6 ff. 23 ff. Strabo XV 697 f. Curt. VIII 10 f. Diod. XVII 84 f.

² Im Inhaltsverzeichnis zu Diod. XVII, II 1 β' heißt es: ἀναίρεσις ἄρδην τοῦ πρώτου ἔθνους πρὸς κατάπληξιν τῶν ἄλλων; vgl. Curt. VIII 10, 5.

³ Arr. IV 28, 6.

⁴ Arr. IV 28—30, 4. Curt. VIII 11. Diod. XVII 85. Strabo XV 688. Der indische Name ist nach Lassen, Ind. Altertumsk. II² S. 148, 3: āvarana, Schutz. Die Etymologie: ἄσπερος = wo kein Vogel hinfliegt, Dion. Per. 1150 (Müller, geogr. gr. min. II S. 175. 403) scheint in den uns bekannten Bearbeitungen der Alexandergeschichte keine Rolle gespielt zu haben, vielleicht, weil das in dieser Etymologie liegende Motiv der Erfindung schon in etwas anderer Ausführung in der Erzählung vom Arimazesfelsen vorausgenommen war. Die Lage von Aornos entspricht derjenigen des heutigen Rāni-gat, wie Cunningham nachgewiesen hat (Ancient Geography of India I 58 ff.) Die Darstellung des Curtius zeigt die ihm geläufige, Alexanders Verdienst herabsetzende Tendenz. Damit hängt es zusammen, daß 11, 19 die kleitarchische Version (Diod. 85, 7) in ihr Gegenteil verkehrt wird. Curtius hat wohl seine Hauptquelle, Kleitarch, mit einer sonst nur bei Plut. Alex. 58 erhaltenen Erzählung versetzt (vgl. Schwartz, P.-W. IV S. 1877). Wahrscheinlich ist aber auch wieder eine Vermischung mit der arrianischen Tradition anzunehmen (vgl. die Anführung der Bogenschützen und Agrianen 11, 9 mit Arr. IV 28, 8). Die siebentägige Dauer der makedonischen Aufschüttungsarbeiten, Curt. a. O., stellt wohl eine Vermittlung zwischen dem kleitarchischen Berichte (Diod. 85, 6) und der arrianischen Überlieferung (Arr. 30, 1) dar. Die Zahl (32) der von Alexander ausgewählten kühnen Kletterer erinnert auffallend an die wesentlich gleiche Zahl in der Schilderung der Belagerung des Arimazesfelsens (Curt. VII 11, 19. Arr. IV 19, 2).

in einer reichen Landschaft, die in großer Fülle die heiligen Pflanzen des Gottes, Efeu und Wein, trug.¹

Mit Beginn des Frühlings 326 konnte Alexander daran gehen, über den Indus, für dessen Überschreitung alle Vorbereitungen getroffen worden waren, in das jenseitige indische Land, in das Gebiet des Pendschab, einzudringen. Für seine weiteren Operationen hatte er hier zunächst an dem Entgegenkommen des Königs Taxiles², dessen Reich unmittelbar östlich vom Indusflusse lag, eine wertvolle Stütze. Es war derselbe Fürst, der bereits früher nach Sogdiana an den makedonischen König Gesandte geschickt und diesen sogleich bei seinem Eintritt in das indische Land durch persönliches Erscheinen als seinen Oberherrn begrüßt hatte.³ Alexander bestätigte Taxiles in seinem Fürstentum und vergrößerte ihm noch sein Herrschaftsgebiet; zugleich aber begründete er auch in diesen Gegenden eine Statthalterschaft, mit deren Verwaltung er einen Makedonen, Philippos, betraute.⁴ Dem makedonischen Statthalter

¹ Arr. V 1f. Strabo XV 687f. Curt. VIII 10, 7ff. Just. XII 7, 6ff. Inhaltsverzeichnis zu Diod. XVII, II 1γ'. Das Gerüst der kleitarchischen Darstellung ergibt sich aus der Übereinstimmung der Reihenfolge bei Diodor, Curtius und Justin. Bei Curtius hat die kleitarchische Vorlage besonders durch Einfügung des Fortunamotivs (vgl. IX 10, 24ff.) wieder eine für Alexander und auch die Makedonen ungünstige Färbung erhalten. Curt. § 15 enthält wohl einen Gegensatz zu der bei Arrian V 2, 7 (vgl. Just. XII 7, 8) vorliegenden Version Kleitarchs. — Daß die Erzählung von Nysa in der offiziellen Überlieferung des makedonischen Hauptquartiers keinen Anhalt hatte, läßt sich schon aus der Art schließen, wie Arrian sie völlig außerhalb des chronologischen, fortlaufenden Zusammenhangs seiner Berichterstattung wiedergibt, wohl nach Aristobul (mit Ausnahme von 2, 7; vgl. Wenger, D. Alexandergeschichte d. Aristobul von Kassandrea S. 61f.). Aristobul verbirgt sich hier wahrscheinlich ebenso hinter dem von Arrian mitgeteilten Logos, wie VII 20, 1ff. Merkwürdig ist allerdings der Hinweis auf „nysaeische Reiter“ bei Arrian VI 2, 3 mitten in einer Reihe von militärischen Notizen, die anscheinend aus der offiziellen Tradition des Hauptquartiers stammen.

² Der Name Taxiles ist, wie es meist bei den von den Alexanderschriftstellern überlieferten indischen Königsnamen der Fall ist, von dem Lande oder der Stadt (Taxačilâ) abgeleitet; vgl. Lassen II² S. 152, 2. Der eigentliche Name des Königs scheint Mophis gewesen zu sein (Diod. XVII 86, 4ff. Curt. VIII 12, 4ff.). Die Hauptstadt des Taxiles ist wohl nicht weit vom heutigen Raval Pindi zu suchen; vgl. Lassen a. O. Genauer sucht die Lage festzustellen Cunningham S. 104ff.

³ S. 449, 2. Arr. IV 22, 6.

⁴ Arr. V 8, 3. VI 2, 3. Ob Philippos später auch die Satrapie des Nikanor, der weiter nicht erwähnt wird, erhielt, wie Niese I S. 501 vermutet, ist nicht

werden wesentlich militärische Aufgaben obgelegen haben. Er hatte wohl vor allem das Kommando über die makedonischen Garnisonen. Die indischen Fürsten selbst wurden auch zur Heeresfolge verpflichtet und führten anscheinend den Befehl über die von ihnen gestellten einheimischen Kontingente.¹

Taxiles war zum freiwilligen Anschluß an Alexander vornehmlich wohl durch seine Feindschaft mit dem mächtigen König der Paurava (Poros), der jenseits des Hydaspes (Dschilam) ein bedeutendes Reich beherrschte, bewogen worden. Poros, mit dem auch der Beherrscher des Gebietes von Kaschmir, Abisares, verbunden war², hatte eine bedeutende Streitmacht, darunter eine große Anzahl von Kriegselefanten, zusammengezogen. An deren Spitze erwartete er Alexander am jenseitigen Ufer des Hydaspes, bereit, seinem Gegner den Übergang über den Strom zu wehren. Es gelang dem makedonischen König durch ein geschicktes Manöver, den indischen Herrscher zu täuschen. Während er Krateros dem feindlichen Heere gegenüber im Lager zurückließ, überschritt er selbst an einer wahrscheinlich weiter oberhalb gelegenen Stelle, allerdings unter großen Schwierigkeiten, den Fluß. Er schlug eine zur Rekognoszierung ausgesandte Abteilung indischer Reiterei in die Flucht und traf dann auf das Hauptheer, das unter Poros' Befehl selbst ihm entgegenzog. So kam es, am Ende des Frühjahres oder im Frühsommer³ 326, zur Schlacht am Hydaspes, der bedeutend-

mit Bestimmtheit zu entscheiden. Die Stelle Arr. VI 2, 3 (vgl. dazu auch Anspach, de Alex. M. exp. ind. II Anm. 200) ist nicht ganz klar.

¹ Arr. V 8, 5. 21, 2.

² Arr. V 8, 3. 20, 5. Curt. VIII 13, 1. 14, 1. Diod. XVII 87, 3. Abisares hatte zuerst, wohl nur zum Schein, Alexander seine Unterwerfung angeboten.

³ Es ist schwer, über den Zeitpunkt der Schlacht eine sichere Entscheidung zu gewinnen. Nach Arrian V 19, 3 ist sie im Monat Munychion geschlagen worden. Wir würden sie danach wohl in den Monat Mai 326 verlegen müssen. Auf eine spätere Zeit würde eine andere, wahrscheinlich auf Aristobul zurückgehende Bemerkung des nämlichen Autors (V 9, 4), wonach sich Alexander zur Zeit der Sommersonnenwende am Hydaspes befunden haben müßte, führen. Diese Angabe ist allerdings keinesfalls völlig zutreffend. Sie wird durch das ausdrückliche Zeugnis Nearchs (b. Strabo XV p. 692, vgl. auch Arr. Ind. 6, 5), daß die Sommersonnenwende in den Aufenthalt des makedonischen Heeres in der Nähe des Akesines gefallen sei, widerlegt. Aber dieses Zeugnis macht es auch wahrscheinlich, daß die Schlacht am Hydaspes nicht viel früher als die Sonnenwende anzusetzen sein wird. Und in den Schilderungen unserer Quellen von den Vorbereitungen zur Poroschlacht finden sich bestimmte Hinweise darauf,

sten Feldschlacht, die Alexander nach den großen Kämpfen gegen Dareios geliefert hat. Der Sieg wurde namentlich durch den vom König selbst geleiteten Angriff der makedonischen Kavallerie auf die indische Reiterei entschieden. Alexander schlug, wie man es neuerdings wohl mit Recht aufgefaßt hat, eine „Renkontreschlacht“, eine „Schlacht aus dem Anmarsch heraus“.¹ Die Reiterei der Inder wurde vor der Front zur Abwehr des feindlichen Stoßes konzentriert, aber durch einen kombinierten Frontal- und Rückenangriff der makedonischen Kavallerie auf die Mitte ihrer Schlachtaufstellung, wo die Elefanten standen, zurückgeworfen. Die Elefanten

daß damals die Regenzeit sich schon stark geltend machte. Dies gilt nicht bloß von der Bemerkung Arr. V 9, 3 über die Anschwellung des Flusses — vgl. Curt. VIII 13, 8f. — wo vielleicht Aristobul zugrunde liegen könnte, sondern auch von der sicher auf Ptolemaeos zurückgehenden Darstellung des Flußüberganges V 12, 3f. — vgl. auch den „Alexanderbrief“ bei Plut. Alex. 60. Curt. VIII 13, 22f. Vincent A. Smith, *Early history of India* S. 78ff., der übrigens ebenso wie Grote, *Hist. of Greece* XII S. 51, 1 die Schlacht zu spät ansetzt, sucht den Widerspruch zwischen den beiden Angaben Arrians vor allem durch die Annahme, daß eine unrichtige Übertragung des makedonischen Kalenders auf den attischen vorliege, zu erklären. Vgl. auch Lenschau, *Burs. Jahresber.* 134, 1907 S. 149f.

¹ Den Hauptbericht über die Schlacht gibt Arrian V 6—19, auf Grund der Darstellung des Ptolemaeos, der selbst in der Umgebung des Königs sich befand und, gestützt auf eigene Erinnerung und sachverständige Beobachtung wie authentische Materialien, seine Erzählung verfaßt hat. Die übrigen Berichte finden sich bei Plut. Alex. 60. Diod. XVII 87ff. Curt. VIII 13f. (Polyaen. IV 3, 9. 22 ist wenig von Belang). Der Brief Alexanders, aus dem bei Plut. a. O. ziemlich ausführliche Mitteilungen gegeben sind, kann — trotz der Darlegung von Pridik, de Alexandri M. epistularum commercio, Berlin 1893 S. 104ff. — wahrscheinlich nicht als echt angesehen werden. Ich habe (Philologus N. F. V S. 609f. X S. 406ff.) nachgewiesen, daß der Brief trotz vielfacher Übereinstimmung in einigen nicht unwesentlichen Punkten von der Darstellung des Ptolemaeos abweicht. Da aber letztere die sachverständigere ist, ihre äußere Beglaubigung wie innere Wahrscheinlichkeit ihr den ersten Rang unter allen erhaltenen Berichten zuweist, ist es kaum möglich, an der Autorschaft Alexanders selbst festzuhalten, vielmehr wahrscheinlich, daß der Brief auf Grund guter, insbesondere ptolemaeischer und aristobulischer Überlieferung verfaßt ist. A. Bauer (Festschrift für Büdinger, 1898) hat meinen Nachweis in ausführlicher Darlegung bestätigt und nicht unwesentlich ergänzt. Die Auffassung, die Delbrück, *Gesch. d. Kriegskunst* I² S. 220f. vertritt, daß der Alexanderbrief ein Bulletin aus des Königs Umgebung sei, trifft schwerlich das Richtige. Curtius hat, wie ich schon in meinen „*Forsch. z. Gesch. Alex. d. Gr.*“ S. 62ff. nachgewiesen habe, die kleitarchische Darstellung mit Elementen der arrianischen Überlieferung vermischt, zum Teil wieder mit den bei ihm üblichen

selbst wurden in solches Gedränge gebracht, daß sie vielfach unter den Indern mehr Schaden anrichteten, als unter den Feinden. Der Angriff des Krateros, der unterdessen auch den Hydaspes überschritten hatte, vollendete die Niederlage der Inder. Poros selbst kam nach ritterlichem Kampfe in die Gewalt Alexanders. Dieser wußte je nach den Umständen den Schrecken und die Großmut als gleich wirksame Mittel seiner Herrschaft zu verwenden. Er ließ Poros nicht nur im Besitze seines Reiches, sondern vergrößerte dieses in der Folge bedeutend und machte so den tapferen indischen Fürsten zu einer der wesentlichsten Stützen seiner eigenen Herrschaft in diesen Gegenden Indiens.¹

Nachdem Alexander zum Andenken an seinen Sieg zwei Städte, Nikaea und das nach seinem Lieblingsrosse genannte Bukephala, gegründet hatte, setzte er seinen Zug in östlicher Richtung, zunächst nach dem Flusse Akesines² (Tschinab) und von da weiter

Verschiebungen. (Eine solche charakteristische Verschiebung ist z. B. auch, daß an Stelle des Krateros bei Curtius — entgegen seiner eigenen Darstellung 14, 15 und Arr. 13, 1 — Ptolemaeos als Befehlshaber des makedonischen Lagers genannt wird, 13, 18f. 23. 27.) Da Arrian in seiner ausführlichen Schilderung der militärischen Vorgänge unzweifelhaft auf Ptolemaeos zurückgeht, haben wir hier den besonders deutlichen Beweis einer Wiedergabe der von Ptolemaeos vertretenen Überlieferung durch Curtius. Auch die ausdrückliche Hervorhebung, Curt. 13, 27, daß Alexander bei seiner Landung am jenseitigen Ufer des Hydaspes dieses von Feinden leer fand, stimmt am meisten zum ptolemaeischen Bericht Arr. V 14, 6. — Schubert, Rh. Mus. 56 S. 543 ff. hat das Quellenverhältnis der Berichte über die Poroschlacht nicht richtig beurteilt. Er hat die Abhängigkeit bestimmter Partien der curtianischen Schilderung von Ptolemaeos verkannt und andererseits der kleitarchischen Tradition in durchaus unzutreffendem Umfange einen Einfluß auf die Darstellung Arrians zugeschrieben. — In der oben vertretenen Auffassung der Schlacht bin ich der Darlegung von Veith, Klio VIII S. 131 ff. gefolgt. Nur bei dieser Auffassung gewinnen wir, wie mir scheint, eine einigermaßen wahrscheinliche Erklärung der Umgebungsbewegung des Koinos (Arr. V 16, 3. 17, 1). Die Rekonstruktion, die Delbrück, Gesch. d. Kriegskunst I² S. 214 ff. von dem Hergang der Schlacht gibt, beruht auf unhaltbarer Beurteilung und Behandlung der Quellenberichte.

¹ Arr. V 20, 4. 21, 5. VI 2, 1. Plut. Alex. 60. Diod. XVII 91, 2. Poros wurde wohl auch den makedonischen Satrapen gegenüber selbständiger gestellt als die anderen indischen Fürsten. Vgl. Niese, Gesch. d. griech. u. makedon. Staaten I S. 502. Beloch, Gr. Gesch. III 1 S. 31, 1. Insbesondere Arr. VI 27, 2 legt die Vermutung nahe, daß Poros zur Satrapie des Philippos in keiner Beziehung stand.

² Vgl. über den einheimischen Namen Kandrabagha = *Σανδραβάγος* A. Weber, Sitzungsber. d. Akad. Berlin 1890 S. 902 f.

zum Hydraotes (Iravati, heute Ravi), fort. Nach Überschreitung dieses Stromes kam er zu den freien oder königslosen Indern, unter denen namentlich das mächtige Volk der Kathaeer ihm entschiedenen Widerstand entgegensetzte. Die Hauptstadt der Kathaeer, Sangala, wurde nach hartnäckiger Gegenwehr eingenommen und zerstört.¹ Alexander hatte, wie bestimmt überliefert wird, die Absicht, nach Überschreitung des vierten Stromes des Pendschab, des Hyphasis (Vipaça, heute Bias), weiter nach Osten zu ziehen. Vermutlich hoffte er so bis zum Weltmeere zu gelangen.² Ob er bereits vom Gangesland Kunde erhalten hat, läßt sich wohl nicht mit Bestimmtheit entscheiden; wahrscheinlich ist es aber, nach bestimmten Andeutungen, die wenigstens in einem Teile unserer Überlieferung enthalten sind.³ Jedenfalls muß er von einem fruchtbaren und

¹ Arr. V 20 ff. Strabo XV 698 f. Curt. IX 1, 1—23. Diod. XVII 90, 4 ff. 91, 2 ff. Die Lage von Sangala ist vielleicht in der Gegend des heutigen Amritsar zu suchen; vgl. Lassen II² S. 168, 1.

² Arr. V 24, 8. Diod. XVII 89, 5. Auch die Bemerkung Strabons XV 1, 32 p. 700: „ἀφ' οὗ τὰ πρὸς ἑω μέγην“ läßt sich kaum anders verstehen. Die Ansicht, daß es sich nur um einen Streifzug, eine „Kavalkade“ habe handeln sollen (Droysen I 2 S. 163 f.), kann diesen bestimmten Aussagen der Quellen gegenüber nicht als wahrscheinlich angesehen werden. Noch weiter in der Skepsis als Droysen geht Niese, *Histor. Zeitschr.* N. F. XLIII S. 26 ff. Ein anderer neuerer Forscher vermutet, daß der ganze Konflikt sich in der Brust des Königs abgespielt habe (Koepp, *Alexander d. Gr.* S. 60). Ich muß bekennen, daß ich das nicht verstehe. Mir scheint, daß der Konflikt, der zwischen Alexander und dem makedonischen Heere entstand, nur verständlich wird, wenn dieses größere Unternehmungen im Osten des Hyphasis erwartete und Alexander selbst auch wirklich an dem weiteren Zuge nach Osten etwas gelegen war. Der Auftrag, den er schon bald nach der Schlacht am Hydaspes erteilte, Schiffsbauholz für den Bau einer Flotte, die den Indus hinabfahren sollte, zu fällen, beweist nicht, daß er nicht ernstlich die Absicht gehabt habe, weiter nach Osten vorzudringen. Beide Unternehmungen, die nachher auf dem Indus ausgeführte Flottenexpedition und der Zug nach Osten, schließen sich nicht aus, sondern sollten wahrscheinlich demselben Zwecke, zum Weltmeere zu gelangen, dienen.

³ Plut. Alex. 62. Curt. IX 2, 2 ff. Diod. XVII 93. Es liegt kein genügender Grund vor, die bestimmten Angaben, daß Alexander in Indien von der Gangeslandschaft, insbesondere von dem Reiche der Prasier (Prākja) Nachricht erhalten habe, zu bezweifeln. Aus den durch Plutarch a. O. mitgeteilten, vermutlich auf Megasthenes zurückgehenden Äußerungen des Sandrokottos (Kandragupta) geht hervor, daß es zwischen jenem Reiche der Prasier und dem Gebiete des Pendschab durchaus nicht so an jeder Verbindung fehlte, wie Niese a. O. es als wahrscheinlich hinstellen möchte. Vgl. auch noch Plut.

kultivierten Lande gehört haben, das zu einem weiteren Vordringen nach Osten lockte.¹

Als er nun aber Vorbereitungen traf, auch den Hyphasis zu überschreiten, weigerte sich sein eigenes Heer, ihm weiter zu folgen. Es war nicht ein nationalmakedonischer Widerstand gegen die Weltherrschaftspolitik, der in dieser Weigerung zum Ausdruck kam, sondern die bestimmende Ursache lag in der physischen und moralischen Erschöpfung des Heeres. Die Anstrengungen und Leiden der vorhergehenden Kämpfe und Märsche waren durch die anhaltenden Regengüsse, die gerade in der Zeit des Sommers in diesen Gegenden niedergehen, noch auf das höchste gesteigert worden. Es schien keine Aussicht auf Rückkehr, man sah kein Ziel und Ende des Feldzuges sondern glaubte, immer neue Kämpfe und Mühsale vor sich zu haben. Vergeblich suchte Alexander das Heer umzustimmen, zu weiterem Vordringen mit sich fortzureißen. Es gelang ihm nicht. An dem passiven Widerstande seiner eigenen Truppen scheiterte diesmal sein gewaltiges Vorwärtsstreben. Er mußte sich zur Umkehr entschließen.² Nachdem er am jenseitigen Ufer des Flusses zwölf große turmähnliche Altäre errichtet hatte — das gewaltige Denkzeichen seines Zuges, das der neue Herakles hinterließ —, kehrte er zum Hydaspes, zu den Städten Nikaea und Bukephala, zurück.³ Von hier aus unternahm er die schon seit einiger Zeit vorbereitete⁴ Flottenexpedition, die ihn den Indus hinab nach dem Ozean führen sollte, um so wenigstens auf anderem Wege zum großen Weltmeer zu gelangen.⁵ Auf dem Zuge

de se ips. citr. invid. laud. c. 10 p. 542 d. v. Gutschmid, Kl. Schr. III S. 568 ff. Lassen, Ind. Altertumsk. II² S. 207 ff.

¹ Arr. V 25, 1.

² Der ungünstige Ausfall der Opfer, die er nach Ptolemaeos bei Arrian V 28, 4 trotzdem für den Übergang über den Fluß darbrachte, bot jedenfalls mehr einen Vorwand für sein Nachgeben als den bestimmenden Grund für die Umkehr.

³ Vgl. Arr. V 25 ff. Diod. XVII 94 f. Curt. IX 2 f. Plin. n. h. VI 62. Just. XII 8, 11 ff.

⁴ Diod. XVII 89, 4 f. Curt. IX 1, 4. Strabo XV 698.

⁵ Alexander hat, wie uns von einem sehr glaubwürdigen Zeugen, Nearchos, berichtet wird (Strabo XV 1, 25 p. 696; vgl. auch Arr. VI 1, 2 ff.), weil er im Indus Krokodile und am Ufer des Akesines ägyptische Gewächse sah, zunächst die Meinung, von der uns wahrscheinlich schon früher bei den Griechen Spuren begegnen (vgl. Aeschyl. Prom. vinct. v. 807 ff. H. Berger, Gesch. d.

sollten zugleich die im Pendschab und an beiden Seiten des Indusflusses wohnenden Völkerschaften unterworfen werden. Im Spätherbst 326¹ trat er mit seiner imposanten Flotte die Fahrt zunächst auf dem Hydaspes an. Zu beiden Seiten des Flusses marschierten große Heeresabteilungen unter dem Befehle des Krateros und Hephaestion. Es war ein gewaltiges Aufgebot von Streitkräften und Machtmitteln, das Alexander selbst ebenso mit Stolz erfüllen mochte, wie es geeignet war, auf die Inder einen überwältigenden Eindruck seiner Macht hervorzubringen.² Nachdem man die Vereinigung des Hydaspes mit dem Akesines erreicht hatte, fuhr man auf letzterem Flusse weiter. Die Fahrt wurde durch kriegerrische Unternehmungen gegen die in diesen Gegenden wohnenden Völkerschaften unterbrochen. Besonders heftige Kämpfe hatte Alexander mit dem mächtigen Volke der Maller im Zweistromland des Hydraotes und Akesines zu bestehen. Er griff dieses Volk an, bevor es sich mit den benachbarten Oxydrakern vereinigen konnte. Bei der Erstürmung einer im Gebiete der Maller gelegenen Stadt geriet er selbst in äußerste Lebensgefahr und empfieng eine schwere Wunde.³ Nach der Unterwerfung der Maller und Oxydraker fuhr er bis zur Mündung des Akesines in den Indus, dann setzte er die Fahrt auf dem Indus selbst fort. Eine Reihe von kriegerrischen Unternehmungen zu Lande, die er teils selbst ausführte, teils durch seine Feldherren ausführen ließ, diente dazu, die im Indusgebiete, im heutigen Sindh, ansässigen Völkerschaften seiner Herrschaft untertänig zu machen. Allerdings hatte er gerade hier große Schwie-

wissensch. Erdk. d. Griechen I² S. 75f.), gehegt, daß der Indus in seinem Laufe mit dem Nil zusammenhänge.

¹ Strabo XV 1, 17 p. 691.

² Die Zahl der Schiffe wird in unseren Quellen verschieden angegeben. Nach Arr. anab. VI 2, 4 waren es nicht viel weniger als 2000 größere wie kleinere Kriess- und Lastschiffe. Ind. 19, 7 werden insgesamt 800 angeführt. Diodor XVII 95, 5 und Curtius IX 3, 22 geben im ganzen 1000 Schiffe an. Die beiden verschiedenen Angaben bei Arrian hat man durch Konjekturen in Einklang untereinander zu bringen versucht; vgl. K. Müller, Geogr. gr. min. I S. 331.

³ Arr. VI 6ff. Plut. Alex. 63. Diod. XVII 98f. Curt. IX 4, 15ff. 5; die beiden letztgenannten Autoren verlegen den Vorgang fälschlich in das Gebiet der Oxydraker. Ptolemaeos soll nach einer Tradition seinen späteren Beinamen „Soter“ daher erhalten haben, daß er den König aus der dringenden Lebensgefahr befreit hatte, obgleich er nach seinem eigenen Berichte überhaupt nicht bei der Eroberung der Stadt zugegen war.

rigkeiten zu überwinden. Der starke Widerstand, der gegen ihn aufflammte, beruhte vorzüglich auf einem religiösen Gegensatz. Es war ein durchaus fremdartiges, nach außen sich streng abschließendes, in eigentümlicher Weise religiös begründetes und gegliedertes Leben, in das der Zug Alexanders eingriff. Der festgeschlossene Priesterstand der Brahmanen, unter dessen Leitung die Bevölkerung stand, erschwerte es der Herrschaft des fremden Eroberers außerordentlich, hier tiefere Wurzeln zu schlagen. Wie uns ausdrücklich berichtet wird, waren es vor allem die Brahmanen, die, wahrscheinlich durch Erweckung des religiösen Fanatismus, zum Kampfe gegen Alexander antrieben, die Seele des Widerstandes gegen ihn bildeten. Namentlich verleiteten sie den König Musikanos, den Beherrscher eines fruchtbaren Reiches am unteren Indus¹, nachdem er sich bereits unterworfen hatte, wieder abzufallen; aber auch sonst veranlaßten und organisierten sie aufständische Erhebungen gegen die Fremdherrschaft.² Alexander griff mit schonungsloser Strenge durch; den König Musikanos und die Brahmanen, welche die Hauptschuld an seinem Abfalle trugen, ließ er, nachdem sie in seine Gewalt gekommen waren, in ihrem Lande aufhängen.³

Alle Maßregeln, die Alexander in diesen Gegenden traf, zeigten deutlich, daß er bestrebt war, die gesamte Induslandschaft und vornehmlich das Mündungsgebiet des Flusses dauernd seinem Herrschaftsbereich einzufügen. Wie die Könige des Pendschab, namentlich Poros und Taxiles, in ein Verhältnis der Untertänigkeit zu ihm getreten waren⁴, so geschah es auch mit den Fürsten der am Indus gelegenen Länder, soweit sie überhaupt im Besitze ihrer

¹ Das Reich des Musikanos oder vielmehr, wie wir besser sagen, des Volkes der Múshika (vgl. Curt IX 8, 8. 16), reichte wohl ungefähr von dem heutigen Bukkur in südlicher Richtung bis in die Gegend von Sehwan (wahrscheinlich dem alten Sindimana). Es erstreckte sich anscheinend hauptsächlich am westlichen Ufer des im Altertum weiter östlich fließenden Indus (vgl. auch Lezius, de Alexandri M. expeditione Indica, Dorpat 1887 S. 144 ff.). Als die Hauptstadt des Musikanos wird meistens das heutige Alor angesehen; vgl. Wilson, Ariana S. 203. Lassen II² S. 185. Cunningham S. 257 ff.

² Arr. VI 16, 5. 17, 2.

³ Arr. VI 17, 2.

⁴ Der beste Beweis, daß die Herrschaftsbezirke des Poros und des Taxiles wirklich zum Reiche Alexanders gerechnet wurden, liegt darin, daß Perdikkas bei der nach dem Tode des Königs vorgenommenen Reichsteilung Poros und Taxiles im Besitz ihrer Herrschaft bestätigte (Diodor XVIII 3, 4).

Gewalt gelassen wurden.¹ Die bedeutendsten Orte wurden befestigt.² Zur Überwachung der einheimischen Herrschaften und zur einheitlichen militärischen Zusammenfassung des gesamten Gebietes wurde, wie am oberen und mittleren, so auch am unteren Indus eine makedonische Statthalterschaft eingerichtet.³ Vor allem gründete Alexander an besonders wichtigen Punkten Städte seines Namens, die auch hier wieder die Mittelpunkte und Bollwerke des auf seine Person begründeten Herrschaftssystems werden sollten. So wurde eine Stadt Alexandria am Akesines angelegt⁴, eine andere an der Mündung des Akesines (Pankanada) in den Indus⁵, eine dritte weiter unterhalb am Indus selbst.⁶ Dem eigentlichen Mündungsgebiete des Indus wandte Alexander ganz besonders sein Interesse und seine Fürsorge zu. Die Unternehmungen, die er hier durchführte, zeigen, wie er bedacht war, nicht nur den Handel und Verkehr in diesem Lande selbst zu heben, sondern zugleich die Indusmündung in näheren Zusammenhang mit seinem übrigen Reiche zu bringen. Er ließ die Stadt Pattala, wo der Indus sich in mehrere Arme zu scheiden anfing⁷, befestigen und hier be-

¹ Arr. VI 16, 3 sagt von Sambos, dessen Hauptstadt Sindimana, wohl das heutige Schwân (S. 463, 1), war, geradezu, daß er von Alexander als Satrap eingesetzt worden sei; vgl. auch, was er c. 17, 3 über den Fürsten von Pattalene berichtet. Charakteristisch ist, daß Alexander den König Musikanos bei der ersten Unterwerfung des Landes zwar in seiner Herrschaft bestätigt aber zugleich dessen Hauptstadt befestigt und in diese eine Besatzung legt (Arr. VI 15, 7).

² Vgl. Arr. VI 15, 7. 17, 1.

³ Arr. VI 15, 4. (Vgl. hierzu die Bemerkungen von Anspach, de Alex. M. exp. ind. III S. 31 Anm. 365 und Beloch, Gr. Gesch. III S. 31, 2.) Die Statthalterschaft des Philippos (vgl. S. 456, 4) war nach Süden bis zum Zusammenfluß des Akesines mit dem Indus ausgedehnt worden (Arr. VI 14, 3. 15, 2).

⁴ Arr. V 29, 3. Die Stadt lag wahrscheinlich in der Gegend des heutigen Wasirabâd; vgl. Lassen III² S. 174, 1. Droysen I 2 S. 167, 2.

⁵ Arr. VI 15, 2. Steph. Byz. s. v. Ἀλεξάνδρεια 5; vgl. Hekat. frg. 175.

⁶ Arr. VI 15, 4. Steph. Byz. s. v. Ἀλεξάνδρεια 14. Diod. XVII 102, 4. Curt. IX 8, 8. Die Stadt war im Gebiete der Sogder gegründet und lag wohl jedenfalls oberhalb Bukkur; zwischen Multan und Alor wird eine Stadt Ashkandra oder Sekandra von muhammedanischen Schriftstellern erwähnt; vgl. Wilson, Ariana S. 203. Lassen II² S. 183, 2. Cunningham S. 253 ff. sucht die Stadt bei dem heutigen Fazilpur.

⁷ Die Lage von Pattala ist wohl entweder beim heutigen Heiderabâd (so Cunningham S. 279 ff.) oder weiter nördlich in der Gegend des heutigen Brahmanabâd zu suchen (vgl. Wilson, Ariana S. 207 ff. Lassen II² S. 190 ff.).

deutende Schiffswerften bauen. Dann fuhr er — unter großen Schwierigkeiten und Gefahren, da die Makedonen bei dieser Fahrt von den Erscheinungen der Ebbe und Flut überrascht wurden — zunächst auf dem westlichen Indusarme, dann auf dem östlichen in das offene Meer und erreichte auf diese Weise das Ziel, das ihm schon lange vor Augen stand, den Ozean.¹ Seinem Admiral Nearchos gab er den Auftrag, von den Indusmündungen aus eine Entdeckungsfahrt auf dem indischen Ozean zu machen, um, wenn möglich, die Euphrat- und Tigrismündungen zu erreichen und eine Verbindung zur See zwischen der Mündungslandschaft des Indus und der Küste des persischen Meerbusens herzustellen.²

Von den Indusmündungen trat nun Alexander gegen Ende des Sommers 325 die Rückkehr nach Westen an. Er hatte bereits vorher, wahrscheinlich von der Hauptstadt des Musikanos aus³, einen Teil seines Heeres unter Krateros den Rückmarsch antreten lassen. Krateros hatte die Weisung erhalten, auf einem weiter nördlich führenden Wege nach Karmanien zu ziehen.⁴ Alexander selbst beschloß, nahe an der Meeresküste hin durch Gedrosien (Belutschistan) zu marschieren. Es sollte zunächst ein Rekognoszierungszug sein, der mit der Rekognoszierungsfahrt des Nearchos im Zusammenhang stand. Der König beabsichtigte, für die Flotte, soweit möglich, Landungs- und Proviantstationen zu errichten⁵, und zugleich das an die Küste angrenzende Gebiet zu unterwerfen, um auch von der Landseite her die Verbindung zwischen den Landschaften am persischen Meerbusen und Indien zu sichern. Wenn Alexander überhaupt immer großen Wert darauf legte, das Küstenland in weitestem Umfange zu okkupieren, so mochte es ihm jetzt besonders wichtig erscheinen, durch persönliche Besitzergreifung den Kreis der seiner Gewalt untertänigen Landschaften völlig zu schließen.⁶ Dazu kam wahrscheinlich das ehrgeizige Streben, den Nimbus seiner Herrschaft durch die Durchführung von Unterneh-

¹ Arr. VI 18 ff. Diod. XVII 104. Curt. IX 9. Vgl. auch Strabon XV 1, 33 p. 701.

² Vgl. Arr. VI 19, 5. 21, 3. Ind. 20 f. Diod. XVII 104, 3. Curt. IX 10, 3.

³ Vgl. Arr. VI 15, 7.

⁴ Arr. VI 17, 3. Der Marsch des Krateros ging wahrscheinlich über Shikarpur nach dem Bolānpaß (vgl. über diesen Lassen I² S. 38 f.) und nach dessen Überschreitung über Ketta (im Gebiete von Choarene, vgl. Strabo XV 2, 11 p. 725) nach Kandahar; vgl. Lassen II² S. 189, 2. Strabo XV 2, 5 p. 721 gibt den Weg des Krateros nicht ganz richtig an.

⁵ Vgl. Arr. VI 23, 1.

⁶ Vgl. auch die treffende Bemerkung v. Gutschmids, Gesch. Irans S. 4.

mungen, an denen große Eroberer vor ihm, ein Kyros und eine Semiramis, gescheitert sein sollten, zu steigern.¹ Allerdings dürfen wir wohl zweifeln, ob er diesen Weg genommen haben würde, wenn er eine völlige Kenntnis von den ungeheuren Schwierigkeiten und Gefahren, denen er sein Heer entgegenführte, gehabt hätte.

Alexander gelangte von Pattala aus zunächst in das Gebiet der Arabiten, die bei seinem Herannahen in die angrenzende Wüste flohen; dann durchzog er, nach Überschreitung des Flusses Arabios, das Land der Oreiten. Hier gründete er eine Stadt nach seinem Namen und ließ zum Schutze dieser Gründung und zum Zwecke der weiteren Unterwerfung der ganzen Landschaft, zugleich aber auch um die Verproviantierung seiner Flotte zu sichern, eine nicht unbedeutende Heeresabteilung unter Leonnatos zurück.² Er selbst

¹ Vgl. Arr. VI 24, 2f. Strabo XV 686. 722.

² Die Gründung einer Stadt Alexandria in dieser Gegend wird erwähnt von Diodor (XVII 104, 8), der von einem *λιμὴν ἀκλυστος* spricht (in der Parallelstelle bei Curt. IX 10, 7 wird nicht der Name Alexandria angeführt) und von Plinius n. h. VI 97. Auch die bei Steph. Byz. s. v. *Ἀλεξάνδρεια* genannte vierte Stadt dieses Namens wird wohl mit Recht in das Gebiet der Oreiten verlegt (auf Grund einer wahrscheinlichen Textverbesserung). Aus Arrians Bericht (VI 21, 4ff. 22) vermögen wir leider nicht ganz sicher zu erkennen, ob Alexander nur eine Kolonie im Lande der Oreiten hat anlegen lassen, oder ob er hier noch eine zweite (oder sogar noch mehrere, wie Droysen III 2 S. 233ff. anzunehmen geneigt ist) begründet hat. Der Wortlaut der arrianischen Darstellung scheint die Annahme zu begünstigen, daß es sich nur um eine Stadt handelt, und daß c. 22, 3: *καὶ τὴν πόλιν ξυνοικοῖεν* dieselbe Stadt gemeint ist, wie c. 21, 5: *καὶ ἐδόκει ἂν αὐτῷ πόλις ξυνοικοῖσθαι μεγάλη καὶ εὐδαίμων γενέσθαι* — eine Auffassung, die auch dadurch nahe gelegt wird, daß die erwähnten anderen Autoren bloß eine auf Alexanders Befehl in diesen Gegenden gegründete Stadt zu kennen scheinen. Dann kann aber der bei Arrian c. 22, 3 sich findende Ausdruck *ἐν Ὠροῖς* nicht einen Ort Ora bezeichnen, sondern muß auf das ganze Land bezogen werden, eine Erklärung, die VI 28, 5 sogar als notwendig erscheint und so wahrscheinlich auch VI 24, 1 (vgl. auch Strabo XV 2, 7 p. 723), VII 5, 5 angenommen werden muß. (Ähnlich ist vielleicht, wie wir früher sahen, IV 16, 1 *ἐν Βάκτροις* zu deuten.) Die Erwähnung eines Ortes namens Ora würde auch c. 22, 3 ziemlich unvermittelt und unverständlich sein, besonders da bereits vorher Rambakia, wo Alexander eine neue Stadt zu gründen beschließt, als Hauptort der Oreiten genannt ist (c. 21, 5). — Tomaschek, Ber. d. Akad. d. Wissensch. zu Wien 1890, Bd. 121 Abh. VIII S. 19, setzt das im Lande der Oreiten gelegene Alexandria an die Stelle von Sónmiāni, dem Hafen von Beilā, an der Mündung des Puraly. Dann kann natürlich der von Alexander vorher überschrittene Fluß Arabios (Arr. c. 21, 4) nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, der Puraly sein; vgl. auch Tomaschek S. 16.

trat dann den Weg durch die Wüste von Belutschistan an, den er in einem 60 tägigen Marsche zurücklegte. Die Leiden, die sein Heer hierbei zu erdulden hatte, werden in unserer Überlieferung in lebhafter, aber wohl nicht wesentlich übertreibender Schilderung dargestellt.¹ Verheerend waren an sich schon die Wirkungen der Hitze; sie wurden noch auf das äußerste gesteigert durch den Wüstensand, der die Luft erfüllte und den Boden zum Teil in dünenförmigen Anhäufungen bedeckte, so daß sich das Heer nur mit der größten Anstrengung fortbewegen konnte. Die Märsche wurden zwar meistens in der Nacht gemacht, aber, um einen Brunnen oder eine Quelle zu erreichen, oft bis weit in den Tag hinein ausgedehnt. Der brennende Durst brachte, in Verbindung mit den Anstrengungen des Marsches selbst, die tiefste Erschöpfung hervor. Alexander war zwar bemüht gewesen, für die Zufuhr von Lebensmitteln zu sorgen, aber diese erwies sich durchaus nicht als ausreichend, zumal, da es zugleich galt, die Flotte mit Proviant zu versehen. Die Früchte von Dattelpalmen boten bisweilen den Verschmachtenden die einzige Nahrung und Erquickung. Vielfach hatten die Soldaten auch durch eigenmächtiges Schlachten der Zugtiere sich zu helfen versucht. Mit der Ermattung der physischen Kräfte versiegte auch die moralische Kraft mehr und mehr. Alexander war bestrebt, durch sein Beispiel den dahinschwindenden Lebensmut seiner Truppen immer aufs neue anzufachen. Die letzte Strecke des Marsches konnte zum Teil in der Nähe des Meeres zurückgelegt werden; man vermochte hier in größerer Anzahl Brunnen zu graben. Dann marschierte man wieder landeinwärts nach dem Hauptort Gedrosiens, Pura,² wo die Leiden des Heeres endlich ihr Ende erreichten. Der Zug hatte große Opfer gekostet, wenn auch die Angabe, daß Alexander nicht einmal den vierten Teil seiner Streitmacht zurückgebracht habe³, wohl übertrieben sein mag.⁴

¹ Vgl. vor allem die im ganzen übereinstimmende Darstellung bei Arr. VI 22, 4ff. 23ff. und Strabo XV 722; dann weiter Diod. XVII 105, 3ff. Curt. IX 10, 11ff. Die Erzählung des Curtius wird wieder durch eine Alexander feindselige Tendenz charakterisiert. Neuerdings hat über Alexanders Heerzug durch Südbelutschistan gehandelt Sven Hedin „Zu Land nach Indien“ II S. 200ff.

² Dies ist vielleicht das heutige Banpur (Bedenken gegen diese Ansetzung macht Bunbury, Hist. of Anc. Geogr. I S. 520 geltend).

³ Plut. Alex. 66.

⁴ Vgl. Niese I S. 150, 2, der aber wohl andrerseits die Verluste zu gering anschlägt.

Von Pura aus zog Alexander nach Karmanien, wo Krateros sich mit ihm vereinigte und — an einem fünf Tagereisen von der Meeresküste entfernten Orte¹ — sein Admiral Nearchos bei ihm eintraf und ihm die Kunde brachte, daß die Flotte bisher glücklich ihre Rekognoszierungsfahrt ausgeführt habe und die Flottenmannschaft wohlbehalten sei.² Nearchos hatte, als die Flotte an der Mündung des Flusses Anamis (des heutigen Minâb) im Gebiete von Harmozeia (Hormoz), am Beginn der Einbuchtung des persischen Meerbusens, gelandet war, zufällig erfahren, daß das makedonische Heer nicht weit davon lagere, und war so selbst als Überbringer glücklicher Botschaft zu Alexander geeilt und von diesem mit großer Freude empfangen worden. Nachdem Dankopfer für die glückliche Fahrt dargebracht und Spiele gefeiert worden waren, kehrte Nearchos zur Flotte zurück, um seine Expedition an der Küste des persischen Meerbusens fortzusetzen.³ Von dem Zuge des makedonischen Heeres durch Karmanien sind uns zum Teil sehr farbenreiche aber übertreibende Schilderungen aufbewahrt worden. Nach den Leiden und Entbehrungen des Marsches durch die Wüste konnte man sich in dem wenigstens streckenweise fruchtbaren, insbesondere an Dattelpalmen und Weinstöcken reichen karmanischen Lande⁴ erholen. Die durch Dankopfer und Spiele⁵ freudig erregte Stimmung des Heeres, der Reichtum des Landes an kostbaren Pflanzen, insbesondere an dem Gewächs des Dionysos, die Beziehung, in welche die Person Alexanders als eines neuen Dionysos zu dem Gotte selbst gebracht wurde, haben wahrscheinlich die Grundlage für die Erzählungen von dem durch Orgien und Freudentaumel bezeichneten dionysischen Zuge, den der König mit seinem Heere in Karmanien ausgeführt haben soll⁶, ge-

¹ Diodor XVII 106, 4 nennt den Ort Salmus; Tomaschek a. O. S. 43 glaubt, darin den heutigen Knotenpunkt Gulâsgird erkennen zu können. Ebenso jetzt Herzfeld, Klio VIII S. 20 ff

² Der Bericht des Nearchos über diese Fahrt ist uns noch ziemlich ausführlich in Arrians Indike c. 20 ff. erhalten. Vgl. auch den Kommentar von K. Müller in den *Geographi Graeci minores* I p. 332 ff. und namentlich die eingehende topographische Erläuterung von Tomaschek in der erwähnten Abhandlung.

³ Arr. Ind. 33 ff.

⁴ Vgl. namentlich Strabo XV 2, 14 p. 726. Arr. Ind. 33, 2.

⁵ Vgl. außer Arr. Ind. 36, 3 noch anab. VI 28, 3.

⁶ Diod. XVII 106, 1. Curt. IX 10, 24 ff. Plut. Alex. 67. Arr. VI 28, 1 ff.

bildet. Alexander sandte von Karmanien aus den größeren Teil seines Heeres unter Hephaestion auf einem Wege, der mehr in der Nähe der Küste führte, nach Persis, während er selbst anscheinend einen nordöstlichen Weg einschlug und über Pasargadae nach Persepolis marschierte.¹ Hier kam er mitten im Winter 325/4 an. Es war hohe Zeit, daß er wieder in den zentralen Gebieten seines Reiches erschien. Die Autorität der obersten Reichsgewalt, die auf seiner Person beruhte, war während seiner langen Abwesenheit völlig erschüttert worden. Die Zeiten eines ungebundenen Satrapenregiments, wie es unter der verfallenden Achämenidenherrschaft bestanden hatte, schienen wiederzukehren. Die von Alexander eingesetzten Beamten und militärischen Befehlshaber hatten sich vielfache Übergriffe und Gewaltsamkeiten zuschulden kommen lassen. Wie unter den letzten Achämeniden, suchten einzelne Satrapen mit Hilfe der hellenischen Söldner sich eine selbständige Gewalt zu sichern, ihre persönlichen Herrschaftszwecke zu erreichen. Das hellenische Söldnerelement bedrohte von neuem die Konsolidierung des Reiches, wirkte in seiner Eigenmächtigkeit der Aufrichtung eines einheitlichen Regimentes entgegen. In einzelnen Landschaften und Stämmen regten sich wieder Sondergelüste und Selbständigkeitsbestrebungen. Ein Meder hatte sich sogar als Großkönig der Perser und Meder aufgeworfen und als solcher Anhang gefunden.² Alexander mußte mit rücksichtsloser Energie durchgreifen, um die gefährdete Einheit des Reiches und das wankende Ansehen der zentralen Reichsgewalt wieder herzustellen. Die unbotmäßigen und eigenmächtigen Statthalter, überhaupt alle, die eines ungesetzlichen und gewaltsamen Verfahrens überwiesen werden konnten, wurden auf das strengste bestraft. Eine allgemeine Entlassung der griechischen Söldner wurde angeordnet. So gelang es, die Wiederbegegründung geordneter und gesicherter Verhältnisse, die für die wei-

¹ Die Lage von Pasargadae an der Stelle des heutigen Murghab im Nordosten von Persepolis hat erfolgreiche Verteidigung durch Stolze, *Verh. d. Gesellsch. f. Erdk.* 1883 S. 272 ff. gefunden; vgl. auch Weißbach, *Z. D. M. G.* XLVIII 1894 S. 653 ff. und neuerdings namentlich die Ausführungen von Herzfeld, *Klio* VIII S. 1 ff., der auch den Weg Alexanders genauer zu bestimmen versucht hat (S. 21 ff.). Die Annahme von Stolze a. O. S. 270 f., daß der König über Kermán gezogen sei, ist nach den Andeutungen unserer Quellen (vgl. Arr. Ind. 33, 6 f. Diod. XVII 106, 4) kaum möglich.

² Vgl. Arr. VI 27, 3 ff. 29, 3. 30, 1 f. VII 4, 1 f. Plut. Alex. 68. Diod. XVII 106, 2. 108, 4 ff. XVIII 9, 1. Curt. X 1, 1 ff. 22 ff.

tere Durchführung von Alexanders großen Herrschaftsplänen die Voraussetzung bildete, zu ermöglichen.

Von Persis aus begab sich Alexander nach Susa. Auf dem Wege dorthin vereinigte sich — bei einer Schiffsbrücke, die der König über den Pasitigris hatte bauen lassen — seine Flotte, die unter Nearchos' Führung glücklich zurückgekehrt war, mit dem Landheer (ungefähr Februar 324). Von neuem wurden große Dankopfer für die glückliche Rückkehr dargebracht und glänzende Spiele und Wettkämpfe veranstaltet.¹

¹ Arr. Ind. 42. Vgl. auch Plin. VI 100. Niese I S. 157, 4.

FÜNFTES KAPITEL

ALEXANDERS WELTHERRSCHAFT

Die Ordnung im Reiche war hergestellt, die Autorität der zentralen Gewalt neu befestigt. Alexander konnte daran gehen, das hohe Herrschaftsziel, das jetzt in seiner Seele klare Gestalt gewonnen, dem seine Politik in den letzten Jahren immer deutlicher zugestrebt hatte, zu verwirklichen. Es war die Weltherrschaft, die alle seine bisherigen Unternehmungen und Erfolge krönen, sie erst zu ihrer vollen Bedeutung bringen sollte. Der Grund mußte möglichst tief gegraben werden, auf dem sich der Bau des Weltreiches dauernd erheben konnte. Diesem Zweck sollte zunächst vor allem eine umfassende Versöhnung und Verschmelzung der beiden führenden Nationalitäten des Reiches, der makedonischen und persischen, dienen.¹ Auf dem großen Hochzeitsfeste zu Susa² wurde die geplante Vereinigung zwischen Morgenland und Abendland mit der Verbindung des makedonischen und persischen Adels eingeleitet und in dieser Verbindung symbolisch gefeiert. Der König vermählte sich selbst mit einer Tochter des Dareios³ und gab eine Reihe vornehmer junger Perserinnen seinen makedonischen Großen zu Gemahlinnen. Wer sonst aus dem makedonischen Heere sich mit einer Asiatin verband oder schon verbunden hatte, wurde reich beschenkt.

Die bereits früher gefaßten Pläne, die auf die Einfügung von Persern in das makedonische Heer gerichtet waren, gewannen jetzt

¹ Vgl., was Arr. VII 11, 9 aus Anlaß der Beilegung des Soldatenaufstandes in Opis bemerkt: *εὐχετο* (sc. *Ἀλέξανδρος*) *δὲ τὰ τε ἄλλα ἀγαθὰ καὶ ὁμόνοιαν τε καὶ κοινωνίαν τῆς ἀρχῆς Μακεδόσι καὶ Πέρσας*.

² Vgl. Arr. VII 4, 4 ff. Diod. XVII 107, 6. Just. XII 10, 10. Plut. Alex. 70.

³ Arrian nennt sie Barsine — vielleicht eine Verwechslung mit der Tochter des Artabazos, der Mutter des Herakles. Die anderen Quellen geben der persischen Königstochter den Namen Stateira.

deutlichere Gestalt und wurden in größerem Umfange verwirklicht. Die Epigonoi, jene jungen Perser, die in makedonischer Taktik und Bewaffnung ausgebildet worden waren, erschienen während Alexanders Aufenthalt in Susa in seinem Lager. In die makedonische Reiterei wurden die geeignetsten Reiter aus den Stämmen der Perser, Baktrier, Sogdianer, Areier, Parther usw. eingereiht. Einzelne besonders hervorragende Perser wurden sogar in das Agema, die vornehmste Abteilung der makedonischen Reiterei, aufgenommen.¹ Auch dies war noch nicht der letzte Schritt, den Alexander auf dem Wege militärischer Verschmelzung tat. Aus der letzten Zeit seiner Regierung wird uns berichtet², daß er die Absicht gehabt habe, eine sehr merkwürdige Reform auch in der makedonischen Phalanx durchzuführen und persische Truppen in ihrer nationalen Bewaffnung in diese einzufügen. Diese Reform würde, wenn sie wirklich zur Ausführung gelangt wäre, über den Rahmen der bisherigen militärischen Neuerungen hinausgegangen sein und wohl sogar eine gewisse Barbarisierung der makedonischen Phalanx bedeutet haben. So wenig wir ein Recht haben, an der gut bezeugten Nachricht selbst zu zweifeln³, können wir uns doch kein deutliches Bild machen, wie und in welchem Umfange Alexander diese Maßregel durchführen wollte, und werden uns deshalb mit der Feststellung der Tatsache selbst begnügen müssen, daß eine Verschmelzung auch des makedonischen Fußvolkes mit persischen Elementen geplant war, die zugleich zu einer Änderung in der makedonischen Taktik selbst hätte führen müssen.

Das Eingehen Alexanders auf orientalische Art fand zwar jetzt bei seinem Adel wenig offene Opposition mehr, aber auch nicht jene Nachahmung und hingebende Unterstützung, die ihm für die Durchführung seiner Pläne erwünscht sein mußte. Es ist sehr charakteristisch, daß Peukestas, dem der König die Satrapie Persis verliehen hatte, als der einzige unter der makedonischen Adligen

¹ Arr. VII 6. Diod. XVII 108, 1 ff.

² Arr. VII 23, 3 ff.

³ Vgl. im allgemeinen über die Reform Koechly u. Rüstow, *Gesch. d. Kriegsw.* S. 259 f.; ausführlicher, wenn auch vielleicht zu bestimmt in der Deutung, Droysen I 2 S. 331 f. Delbrück, *Gesch. d. Kriegsk.* I² S. 229 f. verwirft wieder die ganze Nachricht, in der er eine bloße doktrinaire Konstruktion sieht, ohne dieses Urteil zu begründen oder irgendwie wahrscheinlich machen zu können.

erwähnt wird, der in größerem Umfange selbst persische Sitte annahm und deshalb von Alexander besonders bevorzugt und belohnt wurde.¹ Im makedonischen Heere riefen die militärischen Neuerungen, die weitgehende Heranziehung der Perser zum Dienste des Königs eine allgemeine Unzufriedenheit hervor. Diese kam zu einem offenen Ausbruch im Sommer 324 bei einem Aufenthalte in Opis, einem wichtigen Knotenpunkte am Tigris, wo die von Norden her den Tigris entlang führende Straße sich mit derjenigen, die von Medien nach Babylon ging, vereinigte. Alexander war zu Schiffe den Eulaeos (Karûn) hinab nach dem persischen Meerbusen und von der Mündung des Tigris aus diesen Strom hinaufgefahren, um die Schiffbarkeit zu rekognoszieren und für eine stärkere Schiffbarmachung Sorge zu tragen.² Nachdem er mit dem Landheere zusammengetroffen war, hatte er seine Fahrt nach Opis fortgesetzt, in der Absicht, von hier nach Medien weiterzuziehen. In Opis verkündete er nun seinem Heere, daß diejenigen makedonischen Veteranen, die nicht mehr recht tauglich zum Kriegsdienst waren, die Rückkehr in die Heimat antreten könnten. Zugleich stellte er diesen reichliche Geschenke für die geleisteten Dienste in Aussicht. Als er seine Absicht kundgegeben hatte, entstand eine allgemeine Empörung in dem Heere. Was Alexander als eine Wohltat, die er den Veteranen erweisen wollte, ansah, betrachteten die Soldaten als ein Zeichen, daß er überhaupt von den Makedonen sich ganz abwenden wolle. Man rief ihm entgegen, er möge alle makedonischen Truppen entlassen und allein mit seinem Vater Kriegszüge unternehmen, indem man auf sein Verhältnis zu Zeus Ammon anspielte.³ Der König sprang im höchsten Zorne von dem Tribunal mitten unter die schreienden Makedonen hinab; er ließ sogleich einige von denen, die am lautesten geschrien hatten, ergreifen und zum Tode führen. Dann hielt er dem Heere in flammenden Worten leidenschaftlicher Erregung⁴ sein undankbares Verhalten vor, schloß sich ganz von

¹ Arr. VI 30, 3. VII 6, 3. 23, 3. Vgl. auch Diod. XIX 14, 5.

² Vgl. Arr. VII 7. Strabo XVI 1, 9 p. 740.

³ Charakteristisch ist auch die bei Plut. Alex. 71 den Makedonen zugeschriebene Aufforderung an Alexander: πάντας ἀρχήσους νομίζειν Μακεδόνας, ἔχοντα τοὺς νέους τούτους (sc. τοὺς Ἐπιγόνους; vgl. Arr. c. 8, 2) πνεριχιστάς, οὐν οἷς ἐπιὼν κατακτῆσεται τὴν οἰκουμένην.

⁴ So viel können wir wohl im allgemeinen der Erzählung Arrians VII 9 ff. entnehmen.

den Makedonen ab, ließ sich auch am nächsten Tage nicht sehen, sondern übertrug sogar die Bewachung seiner Person ausschließlich den Persern. Er betraute auserlesene Perser mit den militärischen Kommandostellen und bildete das persische Heer in Benennung und Einteilung ganz nach dem Muster des makedonischen. Als die Makedonen dies hörten, eilten sie, im vollen Ausbruche des Schmerzes und der Verzweiflung, vor die Tore des Königspalastes und flehten mit lautem Rufen den König an, ihnen zu verzeihen und wieder ihre Dienste anzunehmen. Alexander gewährte ihnen die erbetene Verzeihung. Ein großes Fest wurde veranstaltet, um die Versöhnung zwischen dem König und seinem Heere, zugleich auch die Verbrüderung zwischen Makedonen und Persern zu feiern.¹ Dann meldeten sich etwa 10 000 Makedonen freiwillig zur Rückkehr in die Heimat. Alexander gab Krateros den Befehl, sie nach Makedonien zu führen und an Stelle des Antipatros die Statthalterschaft von Makedonien zu übernehmen; Antipatros selbst sollte aus Makedonien neue Streitkräfte nach Asien führen.² Es war wohl nicht ohne Bedeutung, daß der König auf dem wichtigen Posten in Makedonien einen so bedeutenden Repräsentanten der philippischen Traditionen, wie es Antipatros war, durch einen persönlich ihm besonders nahestehenden Feldherrn ersetzte, von dem er eine vorbehaltlose und stets willige Vertretung seiner Politik erwarten konnte.³

So war der Konflikt zwischen Alexander und dem makedonischen Heere beendet. Der König war nicht bloß persönlich als Sieger daraus hervorgegangen, sondern zugleich hatte seine Politik im allgemeinen einen Sieg davongetragen. Die Makedonen waren jetzt wirklich das geworden, wozu Alexander sie machen wollte: rein militärische Werkzeuge seiner politischen Pläne. Ihre nationale Widerstandskraft gegen diese Pläne war im wesentlichen gebrochen. Dies war gewiß ein großer Erfolg der überlegenen Persönlichkeit Alexanders. Als besonders stark erwies sich das militärische Band, das den königlichen Feldherrn mit seinen Soldaten verknüpfte. Er war ihnen nicht bloß Führer auf einer ruhmvollen und siegreichen Laufbahn ohne gleichen gewesen, sondern hatte auch kameradschaftlich alle Anstrengungen und Gefahren

¹ Arr. VII 8 ff. Plut. Alex. 71. Curt. X 2, 8 ff. 3. Diod. XVII 109. Just. XII 11 f.

² Arr. VII 12.

³ Vgl. H. Z. N. F. XXXVIII S. 204.

eines unausgesetzt kriegerischen Lebens mit ihnen geteilt. Aber zugleich bewährte sich doch auch in dieser tiefsten Umwandlung, die die Makedonen durchmachten, die feste Grundlage des Verhältnisses, in dem sich namentlich seit Philipp das makedonische Volk zu seinem Königtum befand. Alexander wußte in der erfolgreichsten Weise dieses starke Fundament für den Bau seiner Politik zu benutzen. Er wurde jetzt in der weiteren Verfolgung seiner politischen Absichten nicht mehr durch die Rücksicht auf nationale Empfindungen und Bestrebungen seiner eigenen Volksgenossen gehemmt.

Wir versuchen dem Weltherrscher auf die Höhe seines Wirkens zu folgen, die geschichtliche Bedeutung seines Werkes zusammenfassend zu würdigen.

Das Reich Alexanders verkörpert, schon als Erbe des achämenidischen Königtums, große Weltherrschaftstraditionen des alten Orients. Aber es ist für die tiefere Auffassung seines Wesens wichtig, zugleich klar hervortreten zu lassen, worin es sich von den orientalischen Herrschaftsbildungen unterscheidet.

Zunächst sehen wir gegenüber den Reichen der assyrischen und persischen Könige im Alexanderreich einen wesentlichen Fortschritt der Reichsorganisation als solcher. Der innere Zusammenhang, den der große Herrscher seinem Reiche zu geben trachtet, spricht sich in einer strafferen Ausbildung der Verwaltung, einer energischeren Konzentration der Reichsgewalt aus. Die Verwaltung wird durch ein wirkliches Beamtentum repräsentiert, das, im Auftrage des Königs handelnd, ausschließlich dessen Herrschaftsrecht vertritt. Diese Beamten sind nichts anderes als Organe der zentralen königlichen Reichsgewalt.

Damit kommen wir zu einem weiteren Moment, das für die Alexandermonarchie in hohem Maße charakteristisch ist. Es ist die persönliche Begründung der Herrschaft. Die Person des Königs wird seit Alexander und durch Alexander das organisatorische Prinzip der Reichsbildung.

Zu einer ausschlaggebenden Bedeutung ist — trotz des hervorragenden Einflusses, den die starken Herrscherpersönlichkeiten natürlich tatsächlich ausgeübt haben, — das persönliche Herrschaftsprinzip an sich auf orientalischem Boden noch nicht gelangt. Die Herrschaft hebt sich noch nicht entschieden von dem besonderen Untergrunde, auf dem sie erwachsen ist, ab. Auch da, wo der Zu-

sammenhang mit einem bestimmten Volk wenig ausgebildet ist, wie es bei dem babylonischen Königtum der 4 Weltgegenden an sich der Fall zu sein scheint, haben wir jedenfalls noch kein Recht, jene innere, ausschließliche Verbindung des herrschenden Individuums als solchen mit der Weltherrschaft, die für das Alexanderreich so bezeichnend ist, anzunehmen. Diese hat vielmehr ihre Voraussetzung in der Entwicklung griechischer Kultur. Welt und Individuum gewinnen hier die innigste Beziehung zueinander. Die allgemeine Welt wird die Welt des starken, in seinem unbedingten Herrschaftswillen wie in seiner Herrschafts- und Tugendkraft zu unbeschränkter Souveränität gelangenden Individuums. In Alexander erreicht diese Entwicklung ihren Höhepunkt.

Das geniale Herrscherindividuum wächst aus den Tiefen eigenen Wesens in die Weltherrschaft hinein. Ein unermeßlich großes Herrschaftsideal, das in dem unendlichen Kraftbewußtsein der Persönlichkeit seine Grundlage und seinen Maßstab findet, vereinigt sich mit dem für die damalige Welt höchsten Inbegriff der Herrschaftsgewalt, dem asiatischen Großkönigtum. Dadurch erhält aber die großkönigliche Herrschaft eine in höchstem Maße persönliche Begründung, wie wir sie in der bisherigen Entwicklung des orientalischen Königtums noch nicht zu erkennen vermögen. Sie gewinnt damit zugleich einen neuen persönlichen Inhalt. Alles Schematische und bloß Traditionelle des Herrschaftsbegriffes fällt fort.

Besonders deutlich zeigt sich die in eminentem Sinne persönliche Grundlage der neuen Herrschaftsidee in der religiösen Ausprägung der Alexandermonarchie. Die sakrale Verehrung der Person des Königs steht in einem tiefen innerlichen Zusammenhang mit dem Wesen seiner Herrschaft. Sie gründet sich auf die Bedeutung, die das schöpferische, über das gemeine Maß menschlicher Kraft und Fähigkeit emporragende Individuum für das gesamte Staats- und Kulturleben erhält. Der göttliche Charakter des hellenistischen Königtums knüpft nicht unmittelbar an das orientalische Vorbild an.¹

¹ In den iranischen heiligen Schriften wird die Majestät der Königsherrschaft vornehmlich aus einer himmlischen Potenz, dem Hvarenô, dem himmlischen Feuer, abgeleitet. Vgl. Spiegel, Iran. Altertumsk. II S. 42 ff. und namentlich Cumont in seinem ausgezeichneten Werke: „Textes et monuments figurés relatifs au culte de Mithra“ I S. 279 ff. = „Mysterien des Mithra“ S. 63 ff. Cumont betont aber zu einseitig den Einfluß dieser orientalischen Anschauung auf den göttlichen Charakter des römischen Kaisertums wie vor-

Nicht der Besitz der großköniglichen Gewalt an sich, die ja, wenigstens auf dem Boden persischer Anschauung, nicht eigentlich sa-

her der hellenistisch-asiatischen Herrschaft (vgl. z. B. auch: „L'éternité des empereurs romains“, Rev. d'hist. et de litt. relig. I 1896 S. 441: „On sait que le dogme politique de la divinité des empereurs s'est constitué sous l'influence des croyances orientales“). An sich konnte überhaupt diese Lehre nicht eigentlich die Göttlichkeit der Herrschaft begründen, die ja auch — nach dem eigenen Zugeständnis von Cumont — im Achämenidenreiche nicht bestanden hat. Vor allem ist es aber eine wesentliche Lücke in der Darstellung, die dieser Forscher von der Entwicklung des göttlichen Charakters der Herrschaft im Altertum, namentlich des römischen Kaisertums, gibt, daß er die aus griechischer Kultur erwachsenen Anschauungen fast völlig beiseite läßt. Die ungeheure Bedeutung, die Alexanders Königtum für die Ausgestaltung des Herrschaftsideals hatte, tritt bei Cumont zurück. In der Metamorphose der kaiserlichen Gewalt, die den Herrscher aus „dem Beauftragten des Volkes“ zu einem „Repräsentanten Gottes auf Erden“ machte, sieht er den Triumph des orientalischen Geistes über den römischen Genius. In Wahrheit ist aber eine stärkere Orientalisierung der monarchischen Idee im kaiserlichen Rom erst seit der Wende des 2. und 3. Jahrhunderts, und namentlich dann im 3. Jahrhundert seit Aurelian, durchgedrungen. Zwischen der Begründung des Prinzipats und dieser späteren Zeit liegt gegenüber der mehr transzendenten Idee der Göttlichkeit des Herrschers eine mehr immanente, die in der Person des Kaisers vor allem die Verkörperung der in dem Reich wirk-samen schöpferischen Mächte des Staates und der Kultur setzt. Es ist der Glaube an dieses Reich selbst als die letzte Instanz der damaligen Welt und die höchste Kulturkraft menschlichen Gemeinschaftslebens, der in dem Kaiserkult zum Ausdruck gelangt. Das Kaisertum Hadrians ist die klassische Verkörperung dieser Herrschafts- und Reichsidee. Diese Anschauung knüpft an die ursprünglich namentlich in der griechischen Polis lebendige religiöse Idee an, natürlich in jener Umbildung, die durch die geschichtliche Entwicklung selbst bedingt ist. Die Herrschaft der starken Individuen tritt an die Stelle des selbständigen und selbsttätigen Bürgertums. Der Herrscher steht in den engsten Beziehungen zu der die schöpferischen Kräfte des Staates repräsentierenden göttlichen Macht oder vertritt diese geradezu in seinem Walten. Diese aus dem griechischen Kulturkreise stammende Entwicklung der Anschauung müssen wir uns vergegenwärtigen, wenn wir sowohl die hellenistische Herrschaft wie vor allem auch das römische Kaisertum in ihrer inneren Begründung verstehen wollen. Auch für die spätere Zeit des römischen Kaisertums dürfen wir den orientalischen Einfluß nicht einseitig betonen und überschätzen. Er ist in der religiösen Neubegründung des Kaisertums durch Aurelian und in der Ausprägung der neuen Formen unumschränkter Herrschaftsgewalt in der diokletianischen Epoche unverkennbar. Aber das persönlich-dynastische Herrschaftsprinzip Konstantins des Großen weist unbestreitbar wieder auf das Prinzip des hellenistischen Königtums, nicht auf den Orient hin.

krale Ehrung genoß, bildet die Voraussetzung für die göttliche Verehrung des Königs, noch weniger die Beziehung zu Babylon und dem babylonischen Weltkönigtum, die wohl erst seit der Erwählung Babylons zur Hauptstadt des Reiches für Alexanders eigenes Herrschaftsideal in vollem Maße hätte wirksam werden können. Sondern noch vor dem letzten, entscheidenden Sieg über das achämenidische Großkönigtum hat Alexander aus persönlicher Initiative heraus durch den Besuch des Ammonheiligtums den Grund zur Vergöttlichung seines Königtums gelegt. Dieser Zeus Ammon aber war, — so sahen wir —, nicht eine spezifisch ägyptische sondern griechisch gedeutete, mit dem griechischen Kulturbereich in Fühlung gelangte Gottheit. Das Verhältnis zu Zeus Ammon steht mit der einzigartigen Bedeutung, die der Person des makedonischen Eroberers zukommt, nicht mit irgendwelcher traditioneller Herrschaftswürde als solcher in Zusammenhang. Wir dürfen also sagen: Nicht als Nachfolger des orientalischen Großkönigtums verlangt und erhält Alexander göttliche Verehrung sondern auf Grund seiner außerordentlichen persönlichen Herrscherkraft und Herrschertugend. Diese macht ihn fähig, sich zum Sohn des Zeus Ammon erklären zu lassen. Sie gibt ihm ja auch als einzig Würdigem das Recht auf die großkönigliche Herrschaft.

Die mythische Beziehung der Alexanderherrschaft zu Herakles, dem Vorbild der Welteroberung und Weltherrschaft, dem Heros, den „sein Erzeuger wegen seiner Tugend zu den Göttern emporgeführt hat“¹, kennzeichnet besonders deutlich den neuen persönlichen Inhalt des Weltkönigtums. Wenn auch der neue Weltheros schon von seiner Geburt her den Keim göttlichen Wesens in sich trägt, so muß er doch auf dem harten und mühseligen Weg höchsten persönlichen Heldentums die Weltherrschaft und die göttliche Würde erringen. Es ist vor allem sein eigener Dämon, die in ihm selbst lebendige göttliche Kraft, die ihn auf diesem Wege führt. Wenn schon Heraklit gesagt hatte: „Dem Menschen ist sein Sinn sein Gott“ so gewann dieses Wort jetzt in besonderem Sinne Bedeutung und Verwirklichung.

Die Vergöttlichung des herrschenden Individuums war, wie nicht zu verkennen ist, in der Entwicklung des griechischen Lebens und griechischer Anschauung vorgebildet. Das Bürgertum der Polis

¹ Isokr. V 132.

zeigte nicht mehr die schöpferische Kraft, die es vermochte, die höchsten Güter menschlicher Kulturgemeinschaft aus eigener Tätigkeit hervorzubringen.¹ Mit unwiderstehlicher Gewalt erhob sich das Verlangen nach der großen und starken Persönlichkeit, die aus der unmittelbaren Vollmacht des eigenen Genius heraus eine neue, höhere Ordnung menschlichen Gemeinschaftslebens verwirklichen sollte. Eine solche Persönlichkeit ist nicht mehr ein Teil des Staates, als solcher der gleichen gemeinsamen gesetzlichen Ordnung unterworfen. Sondern wie ein Gott steht sie unter den Menschen. Gegen sie gilt das Gesetz nicht, denn sie ist selbst Gesetz.² Sie ist die schöpferische Verkörperung göttlicher Vernunft.³

So wurde von den Vertretern tiefsten griechischen Geisteslebens das göttliche Recht der wahren Herrscherpersönlichkeit verkündet.⁴

¹ Ich brauche wohl kaum noch besonders hervorzuheben, daß auch die Selbsttätigkeit des Bürgertums ihre religiöse Begründung in dem Walten göttlicher, die Polis vertretender und in der Gesamtheit des Bürgertums wirk-samer Mächte fand.

² Arist. Pol. III 1284 a, 3 ff.

³ Plato Polit. 294 a. 303 b.

⁴ Die Darstellung, die E. Meyer, Kl. Schr. S. 285 ff. von dem Königtum Alexanders gegeben hat, berührt sich, wie ich zu meiner Genugtuung hervorheben darf, in wesentlichen Beziehungen mit der von mir vertretenen Ansicht. Ich finde in dieser Übereinstimmung eine erfreuliche Bestärkung für meine Anschauung. — Übrigens will ich noch ausdrücklich bemerken, daß die im II. Bande meines Werkes S. 208 ff. (vgl. auch S. 340 ff. 374 ff.) sich findenden Erörterungen in den Grundzügen schon in einem auf der Hallenser Philologen-versammlung von 1903 gehaltenen Vortrag enthalten waren. — Gruppe, Griech. Mythologie u. Religionsgeschichte S. 1499 ff. sieht in dem Herrscherkult etwas der eigentlich griechischen Religion, unter der er vor allem die Religion der Kunst versteht, Entgegengesetztes. Der Herrscherkult ist aber gerade von der Religion der Polis aus, als deren Umbildung, zu begreifen. Zur Religion der Kunst hat er insofern Beziehung, als auch in dieser die anthropomorphisierende Tendenz sehr stark war. Was Gruppe S. 1504 über den angeblichen Einfluß orientalischer Vorstellungen auf die Vergötterung des hellenistischen Königtums bemerkt, ruht auf unbewiesenen und unbeweisbaren Voraussetzungen. Auch die Ausführungen von Lietzmann, „Der Weltheiland“ 1909 kann ich, wenigstens soweit sie zur Begründung des göttlichen Charakters des hellenistischen Herrschaftsbegriffes dienen sollen, nicht für zutreffend ansehen. Aus den von ihm als hauptsächliche Grundlage des Gottkönigtums einseitig betonten orientalischen Heilandsvorstellungen ist jedenfalls die hellenistische Gottkönigs-idee ursprünglich nicht erwachsen. Seine Behauptung (S. 11), daß die Orientalen bereitwillig Titel und Ehren des Gottkönigs dem neuen Fürsten der Welt (Alexander) angeboten hätten, kann vor historischer Kritik nicht bestehen. Noch weniger scheint es mir

Es fehlt im Bereich der griechischen Welt schon in der Zeit vor Alexander nicht an Beispielen sakraler Ehrung, die einzelnen mächtigen oder herrschenden Persönlichkeiten erwiesen wurde. Besonders charakteristisch ist das bereits in anderem Zusammenhange erwähnte¹ Beispiel Lysanders.² Auch König Philipp hat, wie Diodor erzählt³, kurz vor seinem Tode bei einem Festzuge sein eigenes Bild in der Reihe der Bilder der 12 Gottheiten tragen lassen und so sich selbst als der Gemeinschaft mit den olympischen Göttern würdig dargestellt. Und schon vorher hatte der Tyrann Klearchos von Herakleia göttliche Ehren bei Lebzeiten für sich verlangt.⁴

Die Vergöttlichung des Herrschers, wie sie seit Alexander und durch ihn zur Geltung gelangte, konnte ohne Zweifel auch an bedeutsame, tief im religiösen Leben der Griechen wurzelnde Anschauungen und Bräuche anknüpfen. Es ist der Heroenglaube und Heroenkult, um den es sich hier handelt.

Man mag über die ursprüngliche Bedeutung der Heroen verschiedener Meinung sein, in ihnen entweder zu höherer Würde gestiegene Menschen oder ursprüngliche Götter, „depotenzierte Göttergestalten“ sehen⁵, jedenfalls ist gerade für das Wesen des Heros, wie es im Glauben der Griechen sich darstellte und für diesen Glauben Bedeutung gewann, eine Steigerung des Menschlichen zu gött-

mit dieser vereinbar, wenn die schon einer späteren Zeit der Ptolemaeer Herrschaft angehörige, auf spezifisch ägyptischen Traditionen beruhende Inschrift von Rosette in ihren Anschauungen und Titulaturen anscheinend überhaupt als vorbildlich für die Diodochenreiche angesehen wird (S. 12f.). Jeremias, Handb. d. altorient. Geisteskultur S. 180 meint, daß meine Annahme einer selbständigen Entstehung des hellenistischen Herrscherkultes endgültig widerlegt sei. Mit dieser Behauptung hat er es sich doch etwas leicht gemacht.

¹ S. oben S. 130.

² Vgl. auch die dem Agesilaos von den Thasiern angetragenen sakralen Ehren, Plut. apophth. Lac. Ages. 25.

³ Diod. XVI 92, 5: „σύνθηρονον ἑαυτὸν ἀποδεικνύντος τοῦ βασιλέως τοῖς δώδεκα θεοῖς.“

⁴ Suid. u. Κλέαρχος.

⁵ Vgl. im allgemeinen: E. Rohde, Psyche² I S. 146ff. II S. 348ff. Usener, Götternamen S. 248ff. E. Meyer, Gesch. d. Altert. II § 277 S. 425ff. Eine wertvolle Zusammenstellung und Besprechung des Materials gibt Deneken, Art. „Heros“ in Roschers Mytholog. Lexikon I² S. 2442ff., namentlich S. 2516ff. Vgl. neuerdings noch: Pfister, Der Reliquienkult im Altertum (Religionsgesch. Versuche u. Vorarbeiten V 1 u. 2), besonders S. 377ff. 533ff. und den Artikel von Eitrem, P.-W. VIII 1111ff. (Was hier S. 1139f. über den Kult Alexanders und seiner Nachfolger gesagt wird, ist unzureichend).

licher oder gottähnlicher Wirksamkeit bezeichnend. Eine verwandte Anschauung liegt aber auch dem göttlichen Charakter der Herrschaft Alexanders und seiner Nachfolger zugrunde. Auch hier sehen wir ein Aufsteigen des Menschen zu göttlicher Sphäre, in der Kraft außerordentlicher Individualität — im Unterschied vom orientalischen Gottkönigtum, in dem die menschliche Verkörperung der Gottheit nichts anderes als eine Erscheinung ihres allgemeinen Wesens ist.

Die Griechen haben die Opfer, die sie den Heroen darbrachten (*ἐναιγίσειν*, nicht *θύειν*)¹, ursprünglich scharf von den Ehren, die sie den Göttern erwiesen, unterschieden. Die Heroisierung, in ihrer strengen Form, wird nur den Dahingeshiedenen zuteil, und der Kult des Heros ist eigentlich an seine Grabesstätte geknüpft. So ergibt sich eine besonders nahe Verwandtschaft der Vergöttlichung dahingeshiedener Herrscher, die in der hellenistischen Periode vielfach eine Übergangsstufe zum Kult des lebenden Herrschers darstellt, mit dem Heroenkult.

Aber die ursprünglichen Schranken, die für die Heroenverehrung bestanden, sind auch im Bewußtsein und religiösen Brauch der Griechen nicht immer aufrechterhalten worden. Einzelne Heroen sind zu den Göttern aufgestiegen und dementsprechend mit göttlichen Ehren bedacht worden. Und heroische Ehren sind — schon in der Zeit vor Alexander — sogar auch lebenden Persönlichkeiten dargebracht worden.²

Eine besondere Beziehung, in der griechischer Heroenglaube gerade für das Königtum Alexanders und seiner Nachfolger Bedeutung gewonnen hat, dürfen wir noch hervorheben. Die Heroen hatten vor allem eine lebendige, fortdauernde Wirksamkeit als Gründer von Städten und Schöpfer der für diese geltenden Ordnungen (*ἡρώς κτίστῆς* oder *οἰκιστῆς*).³ Wenn nun bereits dem Heros

¹ Vgl. z. B. Arr. VII 14, 7. Herod. II 44. Plut. de Her. malign. 13 p. 857 d. Pfister, Reliquienkult S. 466 ff. Stengel, Griech. Kultusaltert.² S. 124 ff.

² Vgl. das Beispiel Dions von Syrakus, Diod. XVI 20, 6. Pfister, Reliquienkult S. 580.

³ So empfing Brasidas nach seinem Tode von den Amphipolitern heroische Ehren als Neugründer der Stadt, Thuk. V 11, 1. Besonders bezeichnend für die sakrale Ehrung, die den eponymen Heroen erwiesen wurde, ist wohl auch die bildliche Darstellung auf Münzen. Vgl. z. B. über Tarent: Kat. d. Brit. Mus. Italy S. 160 ff. Head, H. N.² S. 54 ff. Arist. frg. 590 R; über Akragas: Kat. d. Brit. Mus. Sicily S. 19. Head, H. N.² S. 123 (vgl. Ael. v. h. II 33).

Ktistes einer einzelnen Stadt sakrale Ehren dargebracht wurden, wie viel mehr schienen sie einem Herrscher wie Alexander zu gebühren, der in den verschiedensten Gegenden seines gewaltigen Reiches neue Städte gründete, überall eine schöpferische, neues Leben hervorrufende Wirksamkeit entfaltete, die sein Tun weit über gewöhnliches menschliches Maß hinaushob? Aber gab es nicht auch schon in der hellenischen Welt einen Heros von universaler Bedeutung, dessen Wirken nicht auf eine einzelne Stadt oder ein bestimmtes Gebiet beschränkt war? Es war Herakles, das Vorbild des neuen Weltheros und zugleich der Ahn seines Geschlechtes. Und gerade bei ihm vereinigte sich die Kraft des Heros mit der göttlichen Herrschaftswürde, die ihm als Preis für seine weltbezwingenden Taten zufiel.

So fehlt es nicht an Verbindungsfäden, die von der Welt des griechischen Heroenglaubens zum Glauben an die Göttlichkeit eines großen und mächtigen Herrschers führen. Indessen wir dürfen — neben den schon hervorgehobenen Unterschieden zwischen der Würde des Heros und des Gottes — vor allem das eine nicht übersehen, daß die Stellung des Heros auf dem Glauben derer, die seine Wohltaten erfahren hatten, beruhte. Dieses Moment der Freiwilligkeit fehlt auch in Alexanders Herrschaft nicht völlig. Es zeigt sich — von den auf der Initiative einzelner Städte oder Städtevereinigungen beruhenden sakralen Ehrungen abgesehen — in gewissem Sinne schon darin, daß er auf die Anerkennung seiner Göttlichkeit durch die griechischen Staaten drang. Aber es war letzthin doch der unbedingte Herrschaftswille eines unumschränkten Gewalthabers, der in der Forderung göttlicher Ehren sich ausdrückte. Seine in der ganzen Welt sich zur Geltung bringende, keine Schranke ihrer Betätigung kennende Macht trat als ein göttliches Recht auf, das als solches Unterwerfung verlangte.¹ Damit war aber eine tief-

Zum Teil scheint der heroische Kult in einen göttlichen Kult übergegangen zu sein; vgl. Charon v. Lampsakos frg. 6. Für die Ehren, die später einem lebenden Gründer oder Neugründer einer Stadt zuteil wurden, ist vornehmlich charakteristisch Diod. XX 102, 2f.

¹ Es scheint mir hier am Platz zu sein, in aller Kürze mich mit Wilamowitz' Auffassung des göttlichen Charakters der Alexanderherrschaft auseinanderzusetzen. Ich nehme hauptsächlich auf neuere Äußerungen, namentlich in den Vorträgen über die Geschichte der griechischen Religion („Reden u. Vorträge“ S. 186) und über „die Locke der Berenike“ (ebenda S. 256, 1) Bezug, Äußerungen, die aber im wesentlichen auf dem Boden der Anschauung

greifende Wandlung in den Voraussetzungen griechischen staatlichen Lebens gegeben. Die göttliche Macht war nicht mehr unmittelbar mit dem selbständigen Leben der griechischen Gemeinden, als dessen höchste Schützerin und Repräsentantin, verbunden, sondern es trat eine überlegene Gewalt höheren Rechtes, in der als solcher die göttliche Macht sich bezeugte, dem eigenen Recht dieser Gemeinden gegenüber.

Indessen, wir müssen hier noch einem Einwand begegnen. Ist die göttliche Verehrung Alexanders wirklich auch durch unzweifelhafte geschichtliche Zeugnisse beglaubigt? Handelt es sich ins-

stehen, die schon „Arist. u. Athen“ I S. 337f. Anm. 38 dargelegt ist. Die hellenistische Zeit hat sich nach W. gewöhnt, „die göttlichen Einzelpersonen zwar alle anzuerkennen, aber eigentlich nur noch als Manifestationen des einen Göttlichen dahinter“ (vgl. auch Phil. Untersuch. 18 S. 183, 2). Wie Sonne, Mond und Sterne als *ἐπιφανείς θεοί* die Offenbarung Gottes sind, so sind es auch die Könige als *ἐπιφανείς θεοί* auf Erden. Sie sind „die Träger der göttlichen Majestät und Diener des göttlichen Willens, die Erhalter der göttlichen Weltordnung“. Allgemein ist nach W. in der hellenistischen Zeit die Anerkennung der Göttlichkeit alles Lebenden. Diese Offenbarung des Göttlichen in allem Lebendigen, namentlich in der Seele des Menschen, gipfelt in den großen Individuen, die in ihrer „Größe und Kraft und Zulänglichkeit die wahre Offenbarung des Göttlichen“ sind. Der Herrscherkult bringt nach dieser Ansicht in der Hauptsache die nämlichen Empfindungen und Anschauungen zum Ausdruck, die der modernen Heroenverehrung (im Carlyleschen Sinne) zugrunde liegen (auch auf die Äußerungen Goethes bei Eckermann 11. März 1832 dürfen wir hinweisen). Es liegt offenbar der Auffassung von Wilamowitz etwas Richtiges zugrunde, wie es ja bei einem solchen Kenner griechischen Wesens selbstverständlich ist. Aber sie ist einseitig zugespitzt. Sie betrachtet den göttlichen Charakter des Königtums Alexanders zu ausschließlich von dem Glauben an die allgemeine Wirksamkeit des universalen göttlichen Prinzips aus (im pantheistischen Sinne). In Wahrheit beruht aber der Herrscherkult vor allem auf der Vorstellung von der auf das höchste gesteigerten, als inkommensurabel betrachteten Größe und Stärke des herrschenden Individuums. Der göttliche Charakter der Person des Königs fällt tatsächlich mit dem Zwang seiner Herrschaft zusammen. Die Anerkennung der Göttlichkeit alles Lebenden tritt hierbei doch stark hinter dem besonderen göttlichen Recht der Herrscherpersönlichkeit zurück. Es verhält sich mit der Apotheose des Individuums, wie mir scheint, ähnlich wie mit der Apotheose der Welt in der hellenistischen Zeit. Wie bei dieser der Begriff der Welt durchaus das Primäre ist, seine höchste Steigerung ohne weiteres die Göttlichkeit der Welt zur Folge hat, so ist auch bei der göttlichen Verehrung der Herrscher die Idee der unbedingten Überlegenheit des herrschenden Individuums das primäre Element, aus dem der Anspruch auf Vergöttlichung erwächst.

besondere um Ehrungen, die vom König selbst gefordert worden sind? Moderne Forscher haben sich mit Entschiedenheit hiergegen ausgesprochen und die Ansicht verfochten, daß nicht Alexander selbst das Verlangen nach göttlichen Ehren gestellt habe, sondern daß diese von den Griechen dem Könige entgegengebracht worden seien.¹

Diese Auffassung ist aber eine unhaltbare, unantastbaren Zeugnissen widersprechende.

In unserer besten geschichtlichen Überlieferung ist zunächst die Angabe enthalten, daß im Jahre 324 griechische Gesandtschaften nach Babylon kamen und Alexander mit goldenen Kränzen bekränzte, „wie Festgesandtschaften (*θεσπολά*) zu Ehren eines Gottes angelangt“.² Schon die allgemeine Beteiligung der Griechen an dieser Ehrung, die anscheinend aus Arrians leider sehr kurzem Bericht zu erschließen ist, macht es wahrscheinlich, daß es sich nicht um schmeichlerische Akte einzelner Gemeinden handelte. Es ist wohl möglich, wenn auch nicht sicher, daß ein Beschluß der griechischen Bundesversammlung in Korinth vorausgegangen ist.³ Bei der geringen Rolle, die der korinthische Bund in den späteren Regierungsjahren Alexanders spielte, ist eine Initiative der Bundesversammlung, die nicht auf dem ausdrücklichen Wunsche des Königs beruhte, nicht gerade als wahrscheinlich anzunehmen. Indessen einen bestimmten Schluß, daß Alexander selbst die Ehrung durch die griechischen Staaten veranlaßt habe, können wir allerdings aus dem Bericht Arrians nicht ziehen.

Um so entschiedener aber ergibt sich diese Folgerung aus beiläufigen Erwähnungen zeitgenössischer Redner. Deinarch wirft sei-

¹ Nach dem Vorgang von Hogarth, *Hist. Review*, III 1887 S. 317 ff. haben besonders Niese, *H. Z.* 79 (N. F. 43) S. 13 ff. und Kornemann, *Klio* I S. 57 ff. diese Anschauung vertreten. (Ebenso in der Hauptsache auch Bevan, *Hist. Review*, XVI 1901 S. 626; vgl. aber das Zugeständnis, das er meinen Ausführungen macht, S. 635.) Die Darlegungen dieser Forscher beruhen, wie mir scheint, auf einer durchaus irrigen Beurteilung von Alexanders Persönlichkeit und Politik. Ebenso wie ich urteilt E. Meyer, *Kl. Schr.* S. 330, 2. A. Bauer, *vom Griechentum zum Christentum*, 1910, der sonst in wesentlichen Beziehungen in seiner Anschauung von den Grundlagen der hellenistischen Apotheose des Königtums mit der von mir vertretenen Auffassung übereinstimmt, mißt der Initiative Alexanders selbst einen geringeren Einfluß bei, als ich für zutreffend halte (vgl. vornehmlich S. 58).

² Arr. VII 23, 2.

³ Niese a. O. S. 14 f.

nem Gegner Demosthenes vor¹, daß dieser bald beantragt habe, keinen anderen Gott als die überlieferten (heimischen Götter) anzunehmen, bald erklärt habe, man dürfe dem König nicht die himmlischen Ehren streitig machen. Wir ersehen daraus, daß die Diskussion über diese Frage politische Wichtigkeit für die Athener hatte, daß verschiedene Meinungen vertreten wurden² und daß Demosthenes nur dem Druck der Macht des makedonischen Herrschers nachgab, wenn er zuletzt für dessen göttliche Ehrung stimmte. Den nämlichen Schluß legt die Äußerung des Redners Hypereides nahe, daß Demosthenes in der athenischen Volksversammlung Alexander zugestanden habe, wenn er wolle, ein Sohn des Zeus sowohl als auch des Poseidon zu heißen.³ Durch diese Bemerkungen der Redner wird nun auch die in einer mehr anekdotenhaften Überlieferung enthaltene bestimmte Aussage bestätigt, daß der makedonische Herrscher von den griechischen Staaten seine Proklamierung zum Gott verlangt habe.⁴

Wir dürfen also daran festhalten, daß die Beschlüsse der griechischen Staaten, Alexander als einen Gott zu ehren, nicht auf freiwilliger Initiative der Hellenen, vielleicht auf Bemühungen makedonischer Parteigänger, beruhten, sondern daß sie in der Politik des Königs selbst begründet, ja durch sein ausdrückliches Verlangen hervorgerufen waren. Es zeigt sich hierin sehr deutlich, welch großen Wert Alexander darauf legte, eine Anerkennung der Göttlichkeit seines Königtums gerade durch die Griechen zu erhalten, wie ja auch sein Verhältnis zu Zeus Ammon vor allem auf die griechische Welt berechnet war. Wir erkennen darin wieder die enge Verbindung des Königs mit der griechischen Kultur, die führende Rolle, die er dieser in seinem Reiche zumaß.

Der Zusammenhang des göttlichen Charakters der Alexanderherrschaft mit griechischen Vorstellungen darf wohl auch aus den Münzen gefolgert werden. Er tritt darin zutage, daß die große Neuerung, die das Münzwesen der hellenistischen Periode von dem der früheren griechischen Zeit unterscheidet, das Auftreten des Bildnisses des Herrschers auf den Münzen, doch eben an die griechischen Münzen selbst, nicht an ein orientalisches Vorbild, die

¹ Deinarch. I 94.

² Vgl. auch Polyb. XII 12^b 3. Plut. praec. reip. ger. 8 = apophth. 187e.

³ Hyper. I frg. VIII col. XXX Z. 14ff. Bl.².

⁴ Ael. v. h. II 19. Plut. apophth. Lac. 219e.

achämenidischen Münzen, anknüpft. Nur daß hier wieder jene Umbildung sich offenbart, die wir überhaupt als charakteristisch für den Hellenismus gegenüber der griechischen Polis ansehen dürfen. Es ist die Begründung des staatlichen Gesamtlebens auf die Person des Herrschers.

Auf den griechischen Münzen der früheren Periode erscheint das Bild eines Gottes oder Heros, der mit dem Staate, dem die Münze angehört, in seinem Walten auf das engste verknüpft ist. Er repräsentiert den selbständigen Bestand dieses Staates. In der hellenistischen Zeit sehen wir nun das Bild des Herrschers selbst auf den Münzen. Er tritt der Gottheit zur Seite oder an ihre Stelle.¹ Besondere Embleme weisen vielfach auf den göttlichen Charakter seiner Herrschaft hin und versinnbildlichen zum Teil auch besondere Beziehungen zu bestimmten Gottheiten. Auf den Alexander-münzen können wir allerdings noch nicht mit Sicherheit das Bild des Königs selbst feststellen. Ob der Typus des Herakles, dessen Bildnis die Silbermünzen Alexanders tragen, in der letzten Zeit der Regierung des Königs dessen eigenen Zügen angenähert ist², muß als fraglich bezeichnet werden. Aber auf den nach dem Tode des großen Herrschers von Ptolemaeos, Seleukos, Lysimachos geprägten Münzen erscheinen die Darstellungen des vergöttlichten Alexander selbst. Sie bringen zum Ausdruck, daß die Alexandermonarchie die gemeinsame göttliche Grundlage der Diadochenherrschaften bildet. Sie bezeichnen den Übergang zu dem späteren selbständigen göttlichen Recht der Einzelherrschaft, das vor allem eben auch in dem Münzbildnis des Herrschers zur Erscheinung gelangt. Die Idee, die allen diesen Gewalten zugrunde liegt, hat sich unstrittig an dem Vorbild des Alexanderkönigtums gebildet. Die Verbindung, in der das Münzbildnis der Diadochen mit griechischen Anschauungen steht, läßt somit auch auf den griechischen Untergrund der Herrschaft Alexanders ein Licht fallen. Dagegen bezeichnet das Bild des Königs auf den persischen Münzen höchstwahrscheinlich nur den allgemeinen Typus des Herrschaftsträgers — wie wohl auch das Bild der Satrapen auf den Satrapenmünzen nur den Satrapentypus.³ Dieser Herrschertypus der Achämeniden-

¹ Vgl. auch meine Ausführungen H. Z. N. F. 38 S. 35 ff.

² Vgl. L. Müller, Numismatique d'Alexandre le Grand S. 15. Imhoof-Blumer, Ant. Porträtköpfe S. 14. J. Six, Röm. Mittlg. 1899 S. 83 ff.

³ Vgl. Imhoof-Blumer, Ant. Porträtköpfe S. 4 f.

münzen steht in keinem Zusammenhang mit dem Bild der Könige auf den Münzen der Diadochen.¹

Wir haben versucht, die Bedeutung nachzuweisen, die griechische Anschauungen und Institutionen für die Idee der Göttlichkeit des Königtums, wie diese, vorbildlich für die Folgezeit, in Alexander Gestalt gewonnen hat, gehabt haben. Es würde aber sehr einseitig und unrichtig sein, wenn darüber der große Einfluß übersehen würde, den der Orient auf die Ausgestaltung dieses Königtums ausgeübt hat. Der Orient bot für die Verwirklichung der Herrschaftsidee eines mit göttlicher Gewalt ausgestatteten Königtums einen viel günstigeren Boden, als ihn die beschränkte und eigenwillige Welt bisherigen griechischen Staats- und Kulturlebens zu gewähren vermochte. Schon die Entwicklung des politischen Denkens der Griechen hatte dahin geführt, den Begriff des selbsttätigen Bürgertums in den Begriff eines Untertanentums, in dessen eigenem Interesse es lag, von der überlegenen Kunst und Macht eines Herrschers regiert zu werden, zu verwandeln.² Aber wo hätte sich eine umfassendere und geeignete

¹ Babelon hat in verschiedenen Ausführungen (*Les Perses Achéménides* p. XI ff. *Rev. de l'art ancien et moderne* V 1899 S. 89 ff. 177 ff. *Rev. numism.* 1908 S. 177 ff. *Traité des monn. grecques et romaines* II 2 S. 42) versucht, auf den persischen Königs- und Satrapenmünzen individuelle Porträts nachzuweisen (vgl. jetzt auch Head, *H. N.*² S. 828). Ich glaube nicht, daß dieser Nachweis gelungen ist und halte die Ansicht von Imhoof-Blumer, *Ant. Porträtköpfe* S. 4 — vgl. auch Head, *Coinage of Lydia and Persia* S. 26. Weil, *ant. Münzrecht* S. 21 — für wahrscheinlicher, daß wir in diesen Darstellungen allgemeine Typen der Königs- und Satrapengewalt zu sehen haben. Diese von Imhoof-Blumer, *Kleinasiat. Münzen* S. 470 von neuem betonte Auffassung hat neuerdings eine wertvolle Bestätigung durch die Erörterungen von Herzfeld in *Sarre und Herzfeld, Iran. Felsreliefs* S. 155 ff. *Klio* VIII S. 58 ff. erhalten. H. hat nachgewiesen, daß das berühmte Relief von *Pasargadae* nicht ein Porträt des Kyros sondern einen Genius darstellt. Er bemerkt im allgemeinen zu den Darstellungen der persischen Kunst: „Jede einzelne der zahllosen Figuren, welche die Steine von Persepolis schmücken, predigt, daß diese Kunst noch kein Porträt schuf, sondern ganz und gar im Typischen, Konventionellen befangen war.“ — Selbst wenn aber Babelon in der Annahme individueller Porträts auf den achämenidischen Münzen Recht hätte, müßte doch auf das entschiedenste betont werden, daß die Münzen der hellenistischen Herrscher keine Anknüpfung an die achämenidischen erkennen lassen, sondern vielmehr deutlich den Zusammenhang mit den Darstellungen der Götter und Heroen auf den griechischen Münzen aufweisen.

² Vgl. meine Ausführungen *Hist. Bibl.* VI S. 23 ff.

Grundlage für die tatsächliche Durchführung eines so hochgesteigerten, auf sich selbst ruhenden Königtums finden lassen als in den gewaltigen Dimensionen orientalischer Machtgebiete und in den schon lange an unterwürfigen Gehorsam gewöhnten Untertanmassen des Orients? Die ungeheure Kluft, die nach orientalischen Herrschaftsgewohnheiten zwischen dem Herrscher und den Untertanen bestand, konnte der Durchführung des Anspruches auf göttliche Verehrung zu wirksamer Stütze dienen. Wenn Alexander selbst die Forderung der Proskynese fallen ließ, so beweist schon sein Versuch, sie durchzusetzen, daß wir in dieser Hinsicht mit Recht von einer Orientalisierung seines Königtums reden dürfen.

Die eigenartige Durchdringung orientalischer Herrschaftsüberlieferungen mit den persönlichen Kräften wunderbarer Genialität und mit charakteristischen Ideen griechischer Kultur zeigt sich auch in der besonderen Ausprägung, die die Weltherrschaftsidee in der Monarchie Alexanders erhalten hat. Erst in der Weltherrschaft vollendet sich dieses Königtum. Erst hier gelangt das göttliche Recht der ihr eigenes Gesetz in sich tragenden Herrscherpersönlichkeit in vollem Umfange zur Geltung.¹ Immer deutlicher spricht sich gerade in der letzten Periode der Regierung Alexanders, in seinen Unternehmungen und in den glaubwürdig ihm zugeschriebenen Plänen, der Charakter einer im Prinzip die gesamte Welt, die Oekumene, umspannenden², an keine lokalen und nationalen Schranken gebundenen Herrschaft aus. Man hat allerdings gerade auch in dieser Beziehung das Bild Alexanders von allen übertriebenen und phantastischen Zügen reinigen und das Titanische seiner Entwürfe auf ein bescheideneres Maß bringen zu müssen geglaubt. Insbesondere hat man gemeint, daß er nichts anderes erstrebt habe, als den vollen Ausbau der Herrschaft über das Perserreich; die Grenzen des persischen Reiches seien auch die seinigen gewesen.³ Eine solche Auffassung verlegt uns geradezu den Weg zu einer tieferen Erkenntnis der Politik des makedonischen Eroberers. Es ist durchaus willkürlich, anzunehmen, daß er sich

¹ Durchaus treffend ist dies bei Diod. XVII 93, 4 ausgesprochen: *τὴν μὲν γὰρ Περσίαν ἀνίκητον αὐτὸν ὀνομαζέειν, τὸν δ' Ἀμμωνα συγκρατοῦναι τὴν ἀπάσης τῆς γῆς ἐξουσίαν.*

² Im wesentlichen ebenso äußert sich jetzt auch E. Meyer, Kl. Schr. S. 246. 332.

³ Niese, H. Z. N. F. 43 S. 42f.

mit der Herrschaft über das Perserreich habe begnügen wollen.¹ Schon der in dem orientalischen Großkönigtum, vornehmlich dem der Achämeniden selbst, liegende Herrschaftsanspruch reichte in seiner universalen Ausdehnung über die Grenzen des Perserreiches hinaus. Durch Alexander gewann er eine neue Begründung und eine umfassendere Verwirklichung.

Wenn wir die Unternehmungen Alexanders in den späteren Jahren seiner Regierung überblicken, tritt uns ein besonders bezeichnender Zug in seiner Tätigkeit entgegen. Es ist das Streben, überall möglichst das Meer, vor allem das große Weltmeer zu erreichen. Wir werden die zivilisatorische Bedeutung dieser Bestrebungen noch kurz zu würdigen haben. Schon in diesem Zusammenhange müssen wir darauf hinweisen, daß der Welteroberer zugleich ein großer Weltentdecker gewesen ist. Wir können uns auch nach der geographischen Seite das Interesse, das Alexanders Feldzüge erweckten, kaum lebhaft genug denken. Alle Vorstellungen von der Oekumene gerieten in Fluß.² Das Bild, das sich bisher die Griechen von der Welt gemacht hatten, erfuhr eine außerordentliche Erweiterung und vielfache Umgestaltung. Gebiete, von denen man nur aus ferner Sage erfahren hatte, lernte man aus eigener Anschauung kennen. Nicht bloß die bewegliche griechische Phantasie wurde angelockt durch die mannigfachen Wunder fremder Landschaften und fremder Sitten, welche die Begleiter Alexanders schildern konnten, sondern auch die weitblickende Wissenschaft begleitete mit lebhafter Spannung den König auf seinem Zuge. War nicht dem Streben dieser griechischen Wissenschaft, den Kosmos in der geistigen Anschauung als eine Einheit zu erfassen und zu beherrschen, das Verlangen verwandt, auch die Oeku-

¹ Gegenüber einer Kritik, die ihr Recht vor allem aus einer für sie allein maßgebenden Überlieferung ableitet, ist es doch angebracht, darauf hinzuweisen, daß jene prinzipielle Beschränkung von Alexanders Herrschaftsziel auf das persische Reich gar keine Begründung in den Quellen hat, sondern auf einer allgemeinen Anschauung von Alexanders Politik beruht, die auch den Maßstab für die Schätzung und Verwertung der antiken Zeugnisse abgibt.

² Es ist der Grundfehler von Nieses Erörterung dieser Fragen (H. Z. N. F. 43 S. 22 ff.), daß er ein ziemlich bestimmt ausgebildetes, engbegrenztes System geographischer Vorstellungen annimmt, das für Alexander und seine Zeitgenossen maßgebend gewesen sein soll, dem er die Anschauungen und Pläne des Königs anpaßt. Das ist so unhistorisch wie möglich und steht auch in Widerspruch mit bestimmten Andeutungen der Quellen.

mene als ein Ganzes kennen zu lernen, neue, bisher verborgene Zusammenhänge zu entdecken, die deren wahre Gestalt dem stauenden Blicke enthüllten? In Alexander selbst verband sich der Wissenstrieb des hellenisch gebildeten Entdeckers mit dem alle Schwierigkeiten und Gefahren überwindenden Ehrgeiz des kühnen Eroberers in so einzigartiger Weise zu einem Ganzen, daß es nicht möglich ist, die einzelnen Elemente seines Wesens voneinander zu sondern.

Dem Zwecke, die durch das Weltmeer vermittelten Zusammenhänge der verschiedenen Teile der Oekumene untereinander aufzufinden, dienten die maritimen Expeditionen, die Alexander entweder selbst unternahm oder in seinem Auftrage ausführen ließ. Wenn er am Hyphasis hatte umkehren müssen und den Gedanken, von hier aus an das östliche Weltmeer vorzudringen, vorläufig fallen gelassen hatte, so war er doch den Indus entlang zum Meere hinabgefahren und hatte durch die Küstenfahrt des Nearchos den Zusammenhang der Küstengebiete des persischen Reiches mit dem indischen Weltmeere dartun lassen. Der Plan, den er mit der Expedition des Nearchos verfolgt hatte, fand seine Weiterführung durch einen Auftrag zur Umschiffung Arabiens, den er im Jahre 323 erteilte — ein Auftrag, der allerdings nur in unvollkommener Weise ausgeführt wurde.¹ Besonders wichtig und interessant ist aber die Tatsache, daß er in dem nämlichen Jahre 323 Herakleides den Befehl gab, in Hyrkanien eine Schiffsexpedition auf dem kaspischen Meere auszurüsten, um die Küste dieses Meeres zu erforschen und vor allem zu ermitteln, ob es einen Zusammenhang mit dem großen Weltmeere habe.² Alexander hat hier anscheinend an ältere, seit Herodots Zeit zurückgedrängte Vorstellungen der jonischen Geographen angeknüpft, nach denen das kaspische Meer mit dem Weltmeer im Norden in Verbindung stehen sollte.³ Die

¹ Arr. VII 20, 7 ff.; vgl. Ind. 43, 8 f. Hierdurch erfährt auch das, was Arr. VII 1, 2 als *λεγόμενον* erzählt wird, *ὅτι ἐπενόει Ἀλέξανδρος περιπλεῦσαι τὴν Ἀραβίαν τὴν πολλήν*, eine Bestätigung, auch wenn es sich bei den von Arr. VII 20, 7 f. erwähnten Fahrten des Androsthene und Hieron von Soloi nur um Vorbereitungen zu späteren größeren Unternehmungen handeln sollte.

² Arr. VII 16, 1 f.

³ Dies wird namentlich Plut. Alex. 44 angedeutet, nur daß hier die spätere Auffassung von den vier großen Busen des Weltmeeres schon mit der älteren Lehre der jonischen Geographen vermischt zu sein scheint. Herodot I 202 polemisiert wahrscheinlich mit seiner Ansicht, daß das kaspische Meer ein

Auffassung, daß der Jaxartes (Syr-darja) mit dem Tanais (Don) identisch sei¹, ließ sich allerdings mit der älteren Anschauung nicht in Einklang bringen. Denn die Identifizierung jener beiden Flüsse war nur unter der Voraussetzung, daß das kaspische Meer ein geschlossenes sei, möglich. Indessen, wenn Alexander selbst eine Zeitlang Tanais und Jaxartes zu identifizieren geneigt war, so ist er wahrscheinlich bald in dieser Meinung wankend geworden. Jedenfalls hat er später nicht mehr unbedingt an ihr festgehalten, wie der Auftrag, den er Herakleides erteilte, beweist. Die geplante Rekognoszierungsfahrt auf dem kaspischen Meere ist nicht zustande gekommen. Durch den Tod des Königs wurde sie vereitelt. Aber später fand sie, wenigstens teilweise, ihre Ausführung in einer Fahrt, die Patrokles, der Admiral des Seleukos Nikator, unternahm, der — merkwürdig genug — durch seine Expedition zu dem Ergebnis kam, daß das kaspische Meer mit dem Ozean in Verbindung stehe, und daß es möglich sei, von dem bei Indien befindlichen Weltmeere in das kaspische Meer zu gelangen.²

Das Verlangen Alexanders, möglichst die Verbindung mit dem Weltmeere herzustellen, ist aber nicht bloß geographisch von hohem Interesse, sondern es liegt darin vor allem ein wichtiges politisches Moment. Es ist ein für das Gesamtbild seiner Herrschaftstendenzen überhaupt bezeichnender Zug. Hierdurch erst erhält die Weltherrschaft im eigentlichsten Sinne ihren bestimmten Inhalt und zugleich — wir können diesen scheinbar paradoxen Ausdruck gebrauchen — ihre Begrenzung. In dieser durch den Zusammenhang mit dem Weltmeer bestimmten Ausdehnung seiner Herrschaft sollte sich in vollem Maße — natürlich immer in den durch die allgemeinen geographischen Vorstellungen der damaligen Zeit bedingten Formen — der weltumfassende Charakter des Königtums Alexanders offenbaren, eines Königtums, dessen Machtgebiet eben im Prinzip mit der Oekumene selbst zusammenfiel.

Meer für sich sei, gegen die Anschauung der jonischen Geographen; vgl. K. J. Neumann, *Hermes* XIX S. 181. Zu der ganzen Frage vgl. außer der Erörterung von Neumann a. O. S. 180 ff., vor allem die Ausführungen von H. Berger, *Gesch. d. wissensch. Erdk. d. Griechen*² S. 56 ff.

¹ Vgl. oben S. 436.

² Strabo II p. 74. XI p. 518. Plin. II 167f. VI 58. (Letzterer stellt die Sache so dar, als ob das, was Patrokles überhaupt als möglich bezeichnet hatte, durch ihn schon selbst verwirklicht worden sei.)

Mit der Ausbildung des Weltreiches stand das auf Vermischung und Verschmelzung der Nationalitäten gerichtete Streben in engem Zusammenhang. Schon die ungeheure Steigerung der persönlichen Herrschaftsidee, wie sie uns in der Alexandermonarchie entgegentritt, übte an sich einen stark fördernden Einfluß auf diese Verschmelzungspolitik aus. Wir sehen in der späteren Zeit des Altertums, namentlich in der römischen Kaiserzeit, die Entfaltung des absoluten Charakters des Regiments und die Kosmopolitisierung des Reiches in Wechselwirkung untereinander. In Alexanders Person und Politik ist die Verbindung dieser beiden weltgeschichtlich so wichtigen Tendenzen bereits deutlich wirksam, die künftige Entwicklung vorgezeichnet. Je mehr die Herrschergewalt in sich selbst ihr unbedingtes Recht findet, je unabhängiger sie sich von besonderen nationalen und lokalen Beziehungen und Gewalten entfaltet, desto mehr zeigt sie auch die Neigung, die Gegensätze zwischen den verschiedenen nationalen und lokalen Elementen auszugleichen, die Bewohner des Reiches zu einer möglichst gleichförmigen Masse von Untertanen zu machen. Die in politischer und militärischer Hinsicht noch weiter bestehenden Unterschiede werden vornehmlich durch das verschiedene Verhältnis zu der Person des Herrschers bedingt.

Alexander hat sein Großkönigtum zum Teil an bestimmte nationale oder lokale Gewalten, die vor ihm in dem Bereiche seiner Macht bestanden hatten, angeknüpft. Er erschien in Ägypten als Nachfolger der Pharaonen und wird so wohl auch in Babylon als der Nachfolger der babylonischen Könige betrachtet worden sein, wie vor ihm Kyros und nach ihm die Seleukiden.¹ Die größte politische Wichtigkeit erhielt sein Verhältnis zur Achämenidenherrschaft. Sein Auftreten als rechtmäßiger Nachfolger der Achämenidenkönige steht in engstem Zusammenhange mit seinen Versuchen, die Perser neben den Makedonen als führendes Volk für die politischen und militärischen Aufgaben seines Reiches zu gewinnen. Aber der kosmopolitische Charakter seines Königtums wurde dadurch nicht beeinträchtigt. Dieser offenbarte sich vielmehr in der fortschreitenden Entwicklung seiner Politik immer deutlicher. Gerade auch die nachdrücklichen und tiefgehenden Bestrebungen, die

¹ Für die Seleukiden ergibt sich dies aus der Tonzylinderinschrift des Antiochos Soter (Weißbach, D. Achämenideninschr. S. 132 ff.).

Kluft zwischen dem iranischen Wesen und den außeriranischen Landschaften durch eine gemeinsame universale Kultur zu überbrücken, dienten den kosmopolitischen Zwecken seines Regiments. Der politische Gegensatz zwischen herrschendem Volk und Unterworfenen sollte ebenso aufgehoben werden wie der kulturelle zwischen Hellenen und Barbaren. Die Durchführung solcher Tendenzen brachte den König in einen Konflikt mit seinem eigenen Volke. Zugleich standen sie im Widerspruch zu den Anschauungen der Griechen. Auch der Lehrer Alexanders, Aristoteles, wollte die unbedingte Vorzugsstellung der Griechen als Norm für die Herrschaft seines königlichen Zöglings festgehalten wissen, wie der diesem gegebene Rat, den Hellenen gegenüber als Führer aufzutreten, den Barbaren gegenüber als ihr Herr, beweist.¹

Das Streben nach Verschmelzung der Nationalitäten führte Alexander in der letzten Zeit seiner Regierung, wie wir einem sehr bemerkenswerten Berichte entnehmen², zum Plane einer umfassenden Vermischung und gegenseitigen Verpflanzung der verschiedenen Bevölkerungen seines Reiches, die Orient und Okzident in engere Verbindung untereinander, die Gegensätze zwischen beiden zu einem dauernden Austrage bringen sollte. Ein gigantischer Plan, der uns, wie kaum ein anderes Unternehmen oder Projekt Alexanders einen charakteristischen und tiefen Einblick in die geistige Werkstatt des gewaltigen Baumeisters und Bauherrn des Weltreiches gewährt.

Der ungeheure königliche Machtwille, der sich stark genug fühlte, in unbedingter Sicherheit und Verfügungsfreiheit mit den verschiedenen Elementen seines Herrschaftsbereiches zu schalten, hat wohl eine gewisse Analogie in dem Verfahren orientalischer Könige, namentlich in den Verpflanzungsmaßregeln assyrischer Herrscher. Aber Alexander ging in dem grundsätzlichen Charakter

¹ Vgl. oben S. 445.

² Diod. XVIII 4, 4: *πόλεων συνοικισμοὺς καὶ σωμάτων μεταγωγὰς ἐκ τῆς Ἀσίας εἰς τὴν Εὐρώπην καὶ κατὰ τοῦναντίον ἐκ τῆς Εὐρώπης εἰς τὴν Ἀσίαν*. Der Bericht wird auf authentische Aufzeichnungen zurückgeführt; die Gründe, die man dagegen vorgebracht hat, haben durchaus keine Beweiskraft. Wir haben keinen Anlaß, den vortrefflichen Gewährsmann, dem Diodor in der Diadochengeschichte folgt, hier nicht als Quelle anzunehmen. Die Worte: *ὅπως τὰς μεγίστας ἡπείρους ταῖς ἐπιγαμίαις καὶ ταῖς οἰκειώσεσιν εἰς κοινὴν ὁμόνοιαν καὶ συγγενικὴν φιλίαν καταστήσῃ* zeigen eine Berührung mit kynischen und namentlich stoischen Theorien; vgl. Plut. de Alex. fort. I 6.

seiner Verschmelzungsbestrebungen weit über den orientalischen Vorgang hinaus.

Das Verhältnis des Weltreiches Alexanders zu den älteren Herrschaftsbildungen des Orients läßt uns — wir deuteten es bereits an — das Neue und Eigentümliche, das in ihm zur Verwirklichung kommt, erkennen. Der große makedonische Eroberer hat den Welt Herrschaftsanspruch orientalischen Großkönigtums durch die Ausdehnung seines Herrschaftsgebietes, das im wesentlichen mit der Oekumene zusammenfallen sollte, auf das höchste gesteigert und dem Weltreich zugleich eine ganz neue Begründung auf die Person des weltbeherrschenden Individuums und auf die verbindende Kraft einer gemeinsamen Kultur gegeben. Diese Kultureinheit des Reiches weist ebenso wie die persönliche Begründung der Herrschaft auf den Zusammenhang mit dem griechischen Wesen hin. Umfassende geschichtliche Einheitsbildungen kennt auch schon der alte Orient. Aber erst der griechische Genius hat die Einheit der antiken Kulturwelt in Wahrheit zu einer innerlichen zu gestalten, ihr eine Seele zu geben versucht. Und dazu kommt ein weiteres wichtiges Moment. Die universale Kultur des alten Orients stand in geringer Fühlung mit den lebendigen Kräften des Volkes. Die babylonische Kultur war eine vorwiegend priesterliche. Das persische Volk zeigte sich in seinem besonderen Leben von den allgemeinen Aufgaben einer Weltkultur nur wenig beeinflusst. Jetzt zum ersten Male breitete sich ein Volk, das griechische, als Träger einer universalen Kulturbestimmung in der Welt aus, nicht im Dienste einer geschlossenen staatlich-nationalen Organisation, aber im Bewußtsein eines starken Kulturzusammenhanges seiner Glieder untereinander. Allgemein-menschliche Zivilisation verschlang sich auf das wunderbarste mit den besonderen Formen, in denen ein bestimmtes Volk sein geschichtliches Leben gestaltet hatte. Diese große historische Entwicklung hat sich auf das innigste mit dem Werk Alexanders verknüpft. Um dieses in seiner geschichtlichen Bedeutung voll würdigen zu können, müssen wir den Kulturcharakter des Alexanderreiches noch genauer in das Auge fassen.

Das zivilisatorische Wirken Alexanders zeigt schon in seinen allgemeinen Umrissen die enge Fühlung, in der sein Reich mit dem griechischen Wesen steht. Sein Königtum ist in seinem Inhalt unendlich viel reicher und tiefer, als das der orientalischen Großkönige, vornehmlich eben deshalb, weil es aus griechischem Kulturboden

hervorgewachsen ist. Alexander ist persönlich ein Träger griechischer Kultur. Er ist ein Nachkomme und Abbild des Herakles und Achilles und zugleich ein Schüler des Aristoteles. Die höhere Zivilisation, die in seinem Reiche verbreitet wird, zum Teil als mittelbare Folge seiner politischen und militärischen Maßregeln und Einrichtungen, zum Teil unmittelbar durch sein bewußtes und absichtliches Schaffen hervorgerufen, ist vorwiegend in griechischen Formen ausgeprägt. Sie ist vor allem städtische Zivilisation. Städte sind die Mittelpunkte, von denen aus neues Leben die ungeheuren Massen des Orients durchfluten soll. Sie sind die hauptsächlichsten Repräsentanten des universalen Kulturberufes, der das Alexanderreich erfüllt, der universalen Kulturkraft, die seine Lebensadern durchdringt.

Mit der städtegründenden Wirksamkeit Alexanders ist seine verkehrsfördernde Tätigkeit eng verbunden. Viele Pläne des Königs sind allerdings nicht zur Ausführung gelangt, vieles, was er begonnen hat, ist in den politischen Wirren, die seinem Tode folgten, wieder untergegangen. Aber auch das, was nur angefangen worden ist, sowie das, was die folgenden Stürme überdauert hat, vermag uns in die Größe der neuen Schöpfungen, in den Umfang der Veränderungen, die im Leben der antiken Menschheit eintraten, einen Einblick zu gewähren.

Von den Einrichtungen, die Alexander zur Hebung des Verkehrs schuf, hat keine umfassender und eingreifender gewirkt, als die großartige Münzprägung, die er durchgeführt hat. Ungeheure Schätze waren ihm bei der Eroberung des Perserreiches zugefallen. Der Reichtum des Königs kam jetzt der Welt zustatten. „Als Alexander die Schatzhäuser des Morgenlandes eröffnet hatte, ging der große Tag des Reichtums für die Welt auf,“ sagt ein alter Schriftsteller.¹ Die Edelmetalle wurden nicht, wie es unter den persischen Königen geschehen war, in großen Massen in den königlichen Schatzhäusern aufgespeichert sondern in Umlauf gesetzt und in ganz anderer Weise als bisher dem Verkehr zugänglich gemacht. Auch in dieser Hinsicht erwies sich das Königtum Alexanders als eine schöpferische, neue Werte hervorbringende Herrschaft. Seine Münzprägung, insbesondere die Silberprägung, die nach attischem Fuße erfolgte, hat noch lange, nachdem sein Reich zerfallen war,

¹ Athen. VI 231e. Vgl. Droysen, Kl. Schr. II S. 279.

in weitem Umfange den Geldmarkt beherrscht.¹ Die Tetradrachmen Alexanders sind zum Teil noch mehrere Jahrhunderte nach seinem Tode geprägt worden — ein deutlicher Beweis des großen Einflusses, den sie auf den Verkehr gewonnen hatten.² Der reichliche Umlauf von Edelmetallen hätte bei längerer Dauer seiner Wirkungen wohl auch eine tiefergreifende Umwälzung der gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse des Orients überhaupt in geldwirtschaftlicher Richtung zur Folge haben können.

Nicht weniger als die Steigerung des Geldverkehrs waren auch die Erschließung neuer Gebiete für den Handel, die Eröffnung neuer Handelswege bezeichnend für Alexanders Herrschertätigkeit und von weitreichender Bedeutung für die wirtschaftliche und geistige Kultur. Im Binnenlande entstanden durch die Gründung fester Städte wichtige Knotenpunkte des lebhafter erwachenden Verkehrs. Die großen Flüsse wurden, soweit es anging, der Schifffahrt dienstbar gemacht, das Weltmeer selbst wurde in den neuen Weltverkehr hineingezogen. Eine gründliche und umfassende Erforschung der bisher noch wenig bekannten Küstengebiete wurde begonnen, großartige Flottenbauten und Flottenexpeditionen unternommen, Häfen und Schiffswerften angelegt. Nichts offenbart den Zusammenhang der Alexanderherrschaft mit der griechischen Kultur und den wesentlichen Unterschied von dem Achämenidenreich deutlicher, als das Streben, in weitestem Umfange die Verbindung mit dem Meer aufzusuchen und möglichst dauernd herzustellen. Es ist politisch, wie wir sahen, bezeichnend für den weltumfassenden Charakter dieses Königtums, hat aber zugleich auch eine im höchsten Sinne zivilisatorische Bedeutung. Es liegt darin eine Tendenz, große Massen lebendig zu gestalten und wahrhaft zu beherrschen.

Die neuen Mittel und Wege des Verkehrs, die Alexander schuf, die geldwirtschaftliche Rüstung, die er seinem Machtapparat gab, steigerten in hohem Maße die politische und militärische Lei-

¹ Das Münzsystem Alexanders war allerdings bimetallistisch, wie Th. Reinach, *L'histoire par les monnaies* S. 62 gegen Droysen, *Gesch. d. Hellenism.* I 1² S. 154 f. ausführt, aber das Schwergewicht lag auf der Silberprägung.

² Über den Einfluß der Verkehrsrücksichten auf die spätere Prägung von Alexandermünzen vgl. Müller, *Numismatique d'Alexandre le Grand* S. 89. Head, *Numismatic Chronicle* 1883 S. 18 f.

stungsfähigkeit, die Beweglichkeit und Schlagfertigkeit seines Königtums. Sie kamen jener charakteristischen Richtung seines Regiments, die wir als Streben nach stärkster Konzentration aller Herrschaft und Macht in der Person des Königs kennengelernt haben, zu statten. Die kulturfördernden Tendenzen verbanden sich nun aber gerade in der Ausübung der zentralen Regierungstätigkeit auf das engste mit den politisch-militärischen Zwecken. Im Hauptquartier Alexanders liefen die Fäden der politischen und militärischen Verwaltung zusammen. Eine offizielle Berichterstattung, wie sie in den „königlichen Tagebüchern“ begründet wurde¹, schuf eine fortlaufende Orientierung sowohl für den König selbst wie seine Offiziere und Beamten über den Zusammenhang und Fortgang der Geschäfte des Reiches, der politischen Verwaltungsakte sowie der militärischen Unternehmungen. Von dem Hauptquartier gingen weiter topographische Aufzeichnungen aus, die von der topographischen Abteilung des Hauptquartiers, den Bematisten, gemacht wurden.² Die Entfernungen wichtiger Orte voneinander, die Länge zurückgelegter Marschstrecken wurden genau aufgenommen. Strabon³ berichtet auf Grund der Aussage des Patrokles, des Admirals Seleukos' des ersten, daß die von den Makedonen zunächst bloß vorläufig eingezogenen Erkundigungen über die von ihnen auf ihren Märschen berührten Gebiete im Auftrage des Königs vervollständigt und genau ausgestaltet worden seien, daß sachverständige Männer das Land vermessen und beschrieben hätten. Diese topographischen Aufnahmen wurden in dem Reichsarchiv aufbewahrt.

Wenn die militärischen und topographischen sowie die sonstigen offiziellen Berichte, die an das Hauptquartier einliefen, zunächst und vor allem unmittelbar den politischen und militärischen Zwecken dienten, so gewannen sie doch zugleich noch eine andere Bedeutung. Es wurde durch sie eine authentische Kenntnis der großen geschichtlichen Vorgänge, der eroberten oder entdeckten Länder, der wichtigsten politischen Maßnahmen des Reichsregimentes begründet. Die wissenschaftliche Forschung konnte den politischen und

¹ Vgl. meinen Artikel: „Ephemerides“ P.-W. V S. 2749 ff.

² Vgl. die Artikel von Ed. Schwartz, P.-W. II S. 2779 (Baiton) und III S. 266 f. In einer olympischen Inschrift (Syll.² 156) wird ein Kreter, namens Philonides, als βασιλέως Ἀλεξάνδρου ἡμεροδρόμος καὶ βηματιστὴς τῆς ἁλῆος genannt; vgl. Paus. VI 16, 5. Plin. VI 61 bezeichnet Baeton und Diognetos als (Alexandri) itinerum mensores; vgl. auch VII 11.

³ II 1, 6 p. 69.

militärischen Rekognoszierungen und Aufzeichnungen des Alexanderzuges folgen. Wir haben schon in anderem Zusammenhang kurz auf die Veränderungen, die die allgemeinen Anschauungen von der Oekumene durch Alexanders Eroberungen erfuhren, hingewiesen. Auch auf den besonderen Gebieten wissenschaftlicher Erkenntnis war die Ernte, die der Schüler des Aristoteles der griechischen Wissenschaft einbrachte, groß. Der König wurde von einer Art von wissenschaftlichem Generalstab begleitet, der fähig war, die Eindrücke einer neuen Welt scharf zu beobachten und wiederzugeben, die wichtigsten Erscheinungen der Pflanzen- und Tierwelt, sowie auffallende klimatische Tatsachen genau zu beschreiben. Nirgends ist es uns möglich, diese wissenschaftlichen Ergebnisse des Alexanderzuges so unmittelbar und sicher zu verfolgen als auf botanischem Gebiet. Das hervorragendste wissenschaftliche Werk griechischer Botanik, das Theophrasts, ist in der Beschreibung der indisch-persischen Pflanzenwelt vor allem auf die Beobachtungen und Aufzeichnungen der Begleiter des großen Königs aufgebaut.¹

Auch die Forschungen in dem griechischen Heimatlande der Wissenschaft hat Alexander durch bedeutende Mittel, die er zur Verfügung stellte, gefördert. So wird uns berichtet, daß er seinem Lehrer Aristoteles für dessen zoologische Studien eine namhafte Summe gewährt habe.²

Für die spätere antike Anschauung sind Weltkultur und Weltreich auf das innigste verbunden. Die Weltkultur ist das Korrelat zum politischen Begriff der Oekumene. Und umgekehrt gewinnt das Bewußtsein der inneren Zusammengehörigkeit des Menschengeschlechtes seinen Ausdruck in einer einheitlichen Organisation der Kulturmenschheit, in gemeinsamen verpflichtenden Ordnungen eines Weltreiches. Das griechische Element wird als Repräsentant allgemein-menschlichen, vernünftigen Wesens, losgelöst von seinem besonderen heimatlichen und geschichtlichen Boden, der Träger der Weltkultur.³ Die Oekumene ist in gewissem Sinne eine unendlich erweiterte, in das Universale erhobene Polis.

¹ Den eingehenden Nachweis hierfür hat Bretzl, *Botanische Forschungen des Alexanderzuges*, 1903, erbracht.

² Athen. IX 398e. Vgl. Stahr, *Aristotelia* I 116. Die Summe von 800 Talenten mag übertrieben sein. Aber Gercke, *P.-W.* II S. 1018 scheint mir in der Skepsis zu weit zu gehen.

³ Vgl. hierzu die ausführliche Darlegung in meiner Schrift: „Die antike Idee der Oekumene in ihrer politischen und kulturellen Bedeutung“ Leipzig 1903.

Ob und inwieweit bereits Alexander die griechische Kultur in grundsätzlicher Bedeutung als Weltkultur gefaßt hat, wissen wir nicht. Es fehlt ja schon in der Zeit vor seiner Herrschaft auf hellenischem Boden, so vor allem bei Isokrates¹, nicht an Hinweisen auf diese universale Bestimmung des griechischen Wesens als allgemeinen Kulturelementes. So viel können wir aber sicher behaupten, daß Alexander seinem Weltreiche eine möglichst einheitliche Kultur zu geben trachtete, und daß dieses Streben selbst sowie die Mittel, durch die er es zu verwirklichen suchte, in der griechischen Kultur wurzelten.

Die Ideen griechischer Philosophie sind gewiß nicht ohne Einfluß auf Alexanders Regiment, auf den Geist, in dem er dieses auffaßte und ausübte, gewesen. Zwar werden wir uns das Verhältnis zwischen dem König und der Philosophie nicht als ein zu unmittelbares vorstellen dürfen. Es würde zu weit gehen, wenn wir annehmen wollten, daß der große Herrscher als Schüler der hellenischen Philosophie sein Reich gegründet, daß er, wie man es ausgesprochen hat² „in diesem Glauben die Welt erobert und geordnet“ habe. Sein Königtum suchte seine Regel in sich selbst und empfing diese nicht von den Theorien griechischer Philosophen. Aber es fehlte nicht an Berührungspunkten zwischen den philosophischen Gedanken und dem Herrschaftsideal der Alexandermonarchie. Der König hat es nicht verschmäht, die Ansichten der griechischen Philosophen über das Königtum kennen zu lernen. Wie von seinem Lehrer Aristoteles, so nahm er auch von dem zweiten Nachfolger Platons in der Akademie, von Xenokrates, eine Schrift über das Königtum entgegen.³ Es war schon bedeutsam, daß Alexander auch persönlich den Philosophen sein Ohr lieh⁴, daß er, „der eine solche

¹ Vgl. oben S. 140, 1.

² v. Wilamowitz, „Volk, Staat, Sprache“, Berlin 1898 S. 13 f. — Reden u. Vortr. S. 146 (3. Aufl. S. 145).

³ Vgl. die Belegstellen zur Broschüre des Aristoteles *περὶ βασιλείας* bei Rose, Arist. Fragm. S. 408. Über Xenokrates vgl. Diog. Laert. IV 14. Plut. adv. Colot. 32. — Die Unechtheit des von Lippert, de epistula pseudaristotelica *περὶ βασιλείας*, Hall. Dissert. 1891, herausgegebenen Briefes des Aristoteles an Alexander über das Königtum braucht wohl jetzt nicht mehr bewiesen zu werden. Vgl. vor allem B. Keil, Die Solonische Verfassung in Aristoteles' Verfassungsgeschichte Athens S. 128 ff.

⁴ Vgl. auch Arist. frag. 647 Rose.

Herrschaft verwaltete, zugleich nach Weisheit trachtete“.¹ Noch wichtiger aber war es, daß die philosophischen Ideen an seine Herrschaft anknüpfen konnten. Bereits die kynische Philosophie hat trotz ihres eigentlich staatslosen Charakters in ihren Voraussetzungen etwas dem Alexanderreiche Verwandtes. Der Kosmopolitismus des Diogenes, der erklärte, daß die wahre Politik allein die in der (allgemeinen) Welt sei², und der Alexanders, der die „Welt“ zu seinem Reiche machen wollte, sind nicht bloß zeitlich parallel, sondern stehen trotz der völligen Verschiedenheit ihrer Erscheinungsformen in einer gewissen inneren Beziehung zueinander. Scheinbar kann es keinen größeren Kontrast geben als den zwischen dem bedürfnislosen Kyniker, der in dem staatslosen rein auf sich selbst gestellten Leben des Weisen sein volles Genüge findet, und dem Weltherrscher, der in seiner Person die staatliche Macht zu einer so ungeheuer gesteigerten und ausgedehnten Wirksamkeit erhebt. Und dennoch, wie könnten wir verkennen, was beide untereinander verbindet? Was ist dies anderes, als der gemeinsame Gegensatz gegen die engbegrenzte Polis? Die allgemeine Welt, die die Heimat des Philosophen, den Schauplatz philosophischer Weisheit und Tugend bildet, wird zugleich auch die umfassende Grundlage neuen staatlichen Lebens.

Die kynische Philosophie hat trotz ihrer dem staatlichen Leben abgewandten Tendenzen ein Herrschaftsideal³ aufgestellt, das in seinem unumschränkt monarchischen Charakter und in seiner universalen, kosmopolitischen Richtung in der Weltherrschaft des großen Makedonen manche Anknüpfung finden mochte. Die Idealgestalt des Herakles, die in den kynischen Schilderungen als Vorbild des Königtums dargestellt wurde, vornehmlich in der Verbindung mühseliger Arbeit (*πόνος*) und menschenfreundlicher Gesinnung (*φιλανθρωπία*), wurde auch von Alexander zu seiner eigenen Herrschaft in besondere Beziehung gesetzt. Wie in dem Königtum Alexanders der absolute Charakter der Monarchie sich in engstem Zusammenhang mit dem Weltregiment ausbildete, so wurde auch die ethische Aufgabe des kynischen Idealkönigtums auf der Grundlage

¹ Onesikritos bei Strabo XV 1, 64 p. 715.

² Diog. Laert. VI 72.

³ Vgl. Hist. Bibl. VI S. 30 ff. Die ausführlichere Darstellung dieses kynischen Herrschaftsideals bleibt dem zweiten Band vorbehalten.

einer Herrschaft über das gesamte Menschengeschlecht entwickelt. Und wenn auch dem Kyniker als das im vollen Sinne tugendhafte und glückselige Leben nur das wahrhaft philosophische galt, dieses aber sein eigenes Gesetz in sich selber hatte, so konnte doch die Herrschafts- und Zwangsgewalt eines philosophischen Gedanken wenigstens zugänglichen Königs insofern der Verbreitung der Glückseligkeit dienen, als sie die Bosheit der Menschen bestrafte und eindämmte, die zum Guten Unwillfähigen hinderte, durch ihre Torheit und ihre Leidenschaften Unheil zu stiften.¹

Noch weiter ging die innere Verwandtschaft zwischen der Alexandermonarchie und dem stoischen Herrschaftsideal. Die kosmopolitische Verschmelzungspolitik des Königs war ein Vorbild für eine alle künstlichen Unterschiede beseitigende, die Menschen in wahrhafter Gemeinschaft untereinander verbindende Lebensordnung, wie sie dem Begründer der stoischen Schule als Ideal vorschwebte. Der Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren verwandelte sich für eine derartige Anschauung in den zwischen Guten und Schlechten. Von solchen Gesichtspunkten aus, wie sie durch die stoische Philosophie nahegelegt wurden, konnte in einer späteren Schrift Alexander die Rolle eines „allgemeinen Ordners und Versöhners“ erhalten, der, „wie in einer freundschaftlichen Verbindung geweihten Mischkrüge, die Lebenswege und Charaktere und ehelichen Gemeinschaften und Lebensweisen mischte und vereinigte, alle die Oekumene als gemeinsames Vaterland ansehen . . die Guten als Verwandte, die Schlechten als Fremde betrachten hieß.“ Indem er alle Menschen „zu einem Demos vereinigen, sie einer Führung untertan und einer Lebensweise gewohnt machen“ wollte², erschien er als ein Herrscher, der die höchsten Zwecke menschlicher Kulturgemeinschaft in seinem Reiche verwirklichte.

So sehr nun aber die Herrschaft Alexanders sich von den Kräften

¹ Die hierauf bezüglichen Lehren, die Onesikritos, selbst ein Anhänger der kynischen Philosophie, bei Strabo XV 1, 64 p. 715 f. einem indischen Asketen in den Mund legt, sind nichts anderes als kynische Anschauungen in indischem Gewande; vgl. E. Schwartz, z. Gesch. d. griech. Romans S. 83 ff. Einen ähnlichen Gedanken enthält auch der Schluß von Dions erster Rede über das Königtum (I 84: „ὅτι τοὺς ἀνημέρους καὶ πονηροὺς ἀνθρώπους ἐκόλαξε (sc. Ἡρακλῆς) καὶ τῶν ὑπερηφάνων τυράννων κατέλυε καὶ ἀφῆρεῖτο τὴν ἐξουσίαν). Vgl. auch Dion III 6 ff.

² Plut. de Alex. M. fort. I 6 (vgl. Eratosthenes bei Strabo I 66) I 8. II 11.

und Werten griechischer Kultur durchdrungen zeigt, so entschieden tritt ihr Gegensatz gegen die autonome politische Existenz des griechischen Volkes hervor. Das Griechentum gestaltete sich zur Weltkultur aus, gewann die geistige Weltherrschaft. Aber es mußte hierfür einen hohen Preis zahlen, den Preis seiner staatlichen Freiheit. Wenn in der Entwicklung der griechischen Anschauung selbst bereits in der Zeit vor Alexander das griechische Element als allgemeines Kulturelement sich von dem staatlichen Dasein der griechischen Nation loszulösen begonnen hatte¹, so kam diese Scheidung durch das politische Schaffen des großen Eroberers zu voller tatsächlicher Verwirklichung. Indem er die griechische Kultur in der Welt verbreitete, zerstörte er die politische Selbstbestimmung der hellenischen Nation. Ohne Zweifel wollte er seinem Reiche die geistigen aus hellenischem Wesen stammenden Kräfte zuführen, ohne die der Schüler des Aristoteles sich staatliches Leben kaum zu denken vermochte. Die auf dem Boden der Polis entstandene Anschauung, daß der Staat eine gemeinsame geistige und sittliche Kultur seiner Bürger darstellen solle, hat gewiß auch auf Alexanders Regierung Einfluß gewonnen. Aber gegen die Freiheit und Selbständigkeit des griechischen Staates als solchen hat niemand einen entscheidenden Schlag geführt, als eben Alexander. Wohl haben die hellenischen Städte im allgemeinen die Formen der Autonomie behalten. Sie sind in formell-staatsrechtlicher Beziehung dem König gegenüber im Bundesverhältnis verblieben, nicht zu Untertanenstädten herabgesunken, nicht zur Leistung von Tribut, die für das Untertanenverhältnis charakteristisch ist, verpflichtet worden. Sie haben noch das Recht eigener Münzprägung ausgeübt. Allein der Historiker darf sich nicht durch die äußeren Formen über das wahre Wesen und die maßgebenden Kräfte geschichtlichen Lebens täuschen lassen. In Wahrheit erfährt jetzt schon im allgemeinen die griechische Polis durch das Reich Alexanders an sich eine grundlegende Veränderung. Sie besteht nicht mehr auf sich selbst, sondern wird in den Zusammenhang eines weltumfassenden Reiches eingefügt. Dieses erhält in der Person des Königs die Gewähr seines

¹ Wir dürfen hier wohl auf den wesentlichen Gegensatz gegen die deutsche Entwicklung hinweisen, in der gerade aus der tiefen universalistischen Ausgestaltung des deutschen Wesens als Kulturelementes die auf politische Selbständigkeit und Einheit gerichteten Bestrebungen der deutschen Nation hervorgingen.

Bestandes. Aus dem auf der überlegenen Macht des Herrschers beruhenden Zusammenhang des Reiches allein soll auch die einzelne Polis das Recht ihres besonderen Lebens gewinnen. Das Gebot des Herrschers greift unwiderstehlich in dieses Leben ein.

Auch die neuen Bahnen, die dem Verkehr durch Alexander eröffnet wurden, bedeuteten wohl für die Griechen in der weiten Welt eine wesentliche Steigerung ihrer Expansionskraft und ihres wirtschaftlichen Einflusses, aber zugleich eine Verdrängung der eigentlich griechischen Staaten aus ihrer bisherigen vorwaltenden Stellung. Die griechischen Städte des Festlandes, vor allem Athen, der bisherige Mittelpunkt des griechischen Verkehrs, konnten ihre frühere wirtschaftliche Bedeutung um so weniger behaupten, je weiter sie von den neuen Wegen des Handels entfernt waren. Indem Alexander seine Silbermünzen auf den in der Handelswelt weithin angesehenen attischen Münzfuß brachte, legte er die athenische Münzprägung selbst lahm.¹ Neue Städte, in hellenischer Art angelegt, mit den großartigen Mitteln des weltbeherrschenden Königtums gegründet, kamen empor, denen die größere Gunst ihrer Lage eine leichtere und gewinnreichere Beteiligung an dem Weltmarkte in Aussicht stellte. Der griechische Kaufmann, der den Spuren des Welteroberers folgte, der griechische Söldner oder Ingenieur, der im weiten Osten dem Könige diente, sie trugen wohl griechischen Unternehmungsgeist und griechische Tatkraft in die Ferne, halfen aber zugleich den politischen Einfluß und die selbständige Bedeutung ihres Vaterlandes mindern.

Weiter fehlt es nun aber nicht an besonderen Andeutungen in der geschichtlichen Überlieferung, die uns zu dem Schlusse führen, daß Alexander gerade in der letzten Zeit seiner Regierung die Autonomie und Freiheit der Hellenen verschiedentlich zu beschränken bestrebt gewesen ist². Er hat die Institutionen des korinthischen Bundes nicht weiter entwickelt sondern sie vielmehr verfallen lassen, dem Bunde höchstens noch eine dekorative Bedeutung für das politische Gesamtleben Griechenlands eingeräumt. Nirgends zeigt sich dies deutlicher als bei der einschneidendsten Maßregel, die er in bezug auf die griechischen Verhältnisse durchführte. Er gebot durch ein Edikt im Sommer 324 die Rückkehr der Verbannten in ihre Hei-

¹ Vgl. Head, H. N.² S. 225.

² Vgl. hierzu meine Ausführungen H. Z. N. F. XXXVIII S. 209 ff.

matsstädte.¹ Es war ein Befehl, den er rein aus königlicher Machtvollkommenheit erließ, ohne die Organe der hellenischen Bundesgewalt in irgend einer Form hinzuzuziehen. Es darf allerdings hervorgehoben werden, daß die große Zahl der Verbannten eine beständige Gefahr für den öffentlichen Frieden bedeutete. Man könnte demnach an sich in dem Edikte eine für die allgemeine Ruhe und Wohlfahrt segensreiche Maßregel der obersten schiedsrichterlichen Gewalt sehen. Allein — abgesehen davon, daß die Zurückführung der Verbannten zu neuen Streitigkeiten und Kämpfen Anlaß bot — das, was Alexanders Verfahren vor allem charakterisiert, ist die völlige Beiseitesetzung der hellenischen Bundesinstitutionen. Sowohl der Form nach ist der Befehl des Königs bezeichnend für eine Politik, die in dem persönlichen Willen des Herrschers ihre ausschließliche Norm findet, wie auch in seiner sachlichen Bedeutung. Alexander bezweckte dadurch gewiß vor allem, sich eine Art von Leibgarde seines Königtums in Griechenland zu schaffen.² Auch sonst erfahren wir durch vereinzelte beiläufige Nachrichten, daß er eben in der letzten Zeit seiner Herrschaft den hellenischen Staaten gegenüber ein gewisses System der Überwachung befolgte, daß er ihre Freiheit und Selbständigkeit durchaus nicht immer unangetastet ließ. Er legte in einzelne Städte sogar Besatzungen und scheute vor Eingriffen in die Verfassung oder wenigstens Begünstigung von Verfassungsänderungen, wenn es im Interesse seiner Herrschaft wünschenswert erschien, nicht zurück. Selbst die hellenischen Städte an der kleinasiatischen Küste und auf den Inseln scheinen sich nicht alle und jederzeit unbedingter Autonomie erfreut zu haben. In Ephesos war wohl kurz vor dem Ende des Königs, wahrscheinlich nicht ohne Einvernehmen mit seiner Regierung, eine Tyrannenherrschaft aufgekommen. Nach ihrem Sturze wurde eine makedonische Besatzung in die Stadt eingeführt.³ Zur nämlichen Zeit befand sich auch in Rhodos eine Besatzung.⁴ Das den achäischen wie arkadischen Städten gegenüber erlassene Verbot gemeinschaftlicher Ver-

¹ Diod. XVII 109. XVIII 8. Curt. X 2, 4 ff. Just. XIII 5, 2 f. Deinarch I 103. Hyper. I frg. IV col. XVI Bl.² Plut. apophth. Lac. 221^a. Zur Beurteilung der Maßregel vgl. noch J. Burckhardt, Gr. Kulturgesch. I S. 280.

² Vgl. Diod. XVIII 8, 2.

³ Polyän VI 49.

⁴ Diod. XVIII 8, 1.

sammlungen¹ wurde wahrscheinlich zunächst durch die der makedonischen Herrschaft feindselige Haltung, die die Achäer und Arkader im Kriege des Agis eingenommen hatten², gerechtfertigt, scheint aber zugleich überhaupt für Alexanders spätere Politik im Verhältnis zu den griechischen Staaten charakteristisch zu sein. Die Nachrichten über unmittelbare, kurz vor seinem Tode betriebene Rüstungen des Königs gegen Athen³, das durch die von diesem gebotene Rückkehr der Verbannten von Samos sich in seiner Herrschaft über die Insel bedroht fühlte⁴, erwecken allerdings kritische Bedenken. Jedoch zeigt eine beiläufige Notiz⁵, daß damals eine Abrechnung Alexanders mit Athen nicht ganz außerhalb aller Vermutung lag.

Wir werden also sagen dürfen, daß Alexander, so sehr er von dem Bewußtsein der Bedeutung der griechischen Kultur erfüllt war, doch ebenso entschieden darauf ausging, die politische Selbständigkeit der griechischen Nationalität zu vernichten, dem Griechentum eben nur als allgemeinem Kulturelement eine führende Rolle in seinem Reiche zuzugestehen. Mehr noch als einzelne bestimmte Maßnahmen seiner Regierung beweist dies der allgemeine Charakter seines weltbeherrschenden Regiments. Das weltgeschichtlich Große, das Alexander vollbracht hat, ist nicht ohne schwere Opfer gewonnen worden. Auch das nationale Leben seines eigenen Volkes hat er ja seiner persönlichen Weltherrschaft geopfert.⁶ Das makedonische und hellenische Volk hatten als solche für Alexander keine selbständige Bedeutung mehr. Sie dienten als Mittel für die politischen und kulturellen Zwecke seines Reiches. Die Freiheit der autonomen griechischen Bürgergemeinde und die verheißungsvollen Anfänge eines starken und mächtigen nationalmake-

¹ Hyper. I frg. IV col. XVI Z. 13 ff. Bl.² (allerdings eine fragmentarisch überlieferte Stelle).

² Aesch. III 165. Deinarch. I 34. Curt. VI 1, 20.

³ Curt. X 2, 2. Just. XIII 5, 7.

⁴ Vgl. Diod. XVIII 8, 7. Syll.² 162.

⁵ Athen. XII 538^b.

⁶ Unrichtig ist es, wenn Wilamowitz, Reden u. Vortr. S. 146 den Grund dafür, daß Alexander der makedonischen Nationalität zu nahe getan habe, darin findet, daß die Makedonen nicht so hellenisiert gewesen seien wie der König. Der Grund liegt vielmehr darin, daß das makedonische Volkskönigtum und die selbständige nationale Stellung des makedonischen Volkes sich nicht mit Alexanders Weltreich vertrugen.

donischen Staates, wie diese in Philipps Regierung gegeben waren, sind in gleicher Weise in dem Weltreich des großen Makedonen untergegangen. Wir vermögen schwer zu sagen, was hierbei ausschlaggebend gewirkt hat, ob die allgemeinen Tendenzen der Entwicklung, die für die Geschichte des Altertums bestimmend geworden sind, oder das bewußte politische Schaffen des Gründers des Weltreiches. Darauf beruht eben die welthistorische Bedeutung Alexanders, daß er durch seine schöpferische Persönlichkeit jene allgemeinen Tendenzen erst zu geschichtlicher Verwirklichung gebracht hat. Die umfassenden politischen wie kulturellen Einheitsbildungen, welche die spätere geschichtliche Entwicklung des Altertums charakterisieren, die namentlich die weltgeschichtliche Mission der römischen Kaiserzeit bezeichnen, knüpfen an Alexanders Wirken an. Diese Einheit hat sich gebildet auf Kosten der staatlichen Freiheit. Dem großen welthistorischen Gewinn steht ein bedeutender Verlust an originalen politischen und sittlichen Kräften gegenüber. Allein auf dem Boden universalgeschichtlicher Betrachtung werden wir das Bedeutsame, vielleicht Notwendige dieses großen Ausgleichungs- und Vereinigungsprozesses nicht verkennen dürfen. Die antike Freiheit, wenigstens im politischen Sinne, ist zu einseitig und ausschließlich ein Herrschaftsverhältnis. Die besonderen nationalen und lokalen Bildungen stehen vorwiegend unter der Tendenz der Abschließung gegeneinander oder der gegenseitigen Überwältigung. Sollte die Einheit geschichtlichen Lebens, die auch die gemeinsame Grundlage für unsere eigene moderne Entwicklung bildet, sich gestalten, so mußte die Ausschließlichkeit, die die besonderen staatlichen Bildungen des früheren Altertums kennzeichnet, überwunden werden.

Wir haben versucht, ein zusammenfassendes Bild von Alexanders Weltherrschaftspolitik zu entwerfen und zugleich ihre Bedeutung für die damaligen Verhältnisse und die folgende Entwicklung zu charakterisieren; es bleibt uns noch übrig, die letzten Ereignisse seines Lebens, die letzten Pläne und Maßnahmen seiner Regierung in kurzer Übersicht hervorzuheben.

Von Opis aus begab sich Alexander nach Ekbatana, wo ihn (im Herbst 324) ein schwerer Verlust, der Tod seines vertrautesten Freundes Hephaestion, traf. Die Totenklage, die er dem dahingeschiedenen Freunde, wie Achill dem Patroklos, widmete, und die Totenfeier, die er später für ihn veranstaltete, haben auf die Zeit-

genossen einen großen Eindruck gemacht, der auch noch in unserer geschichtlichen Überlieferung in mannigfachen Erzählungen einen Nachhall gefunden hat.¹ Er befahl allgemeine Kundgebungen der Trauer in seinem Heere und seinem Reiche und traf die großartigsten Vorbereitungen für eine Leichenfeier, die in Babylon abgehalten werden sollte. Wir haben keinen Grund, die Aufrichtigkeit des Schmerzes, die Echtheit der leidenschaftlichen Empfindung, die der König für Hephaestion hegte, zu bezweifeln. Aber ein gewisser theatralischer Pomp läßt sich doch in dem gewaltigen Apparat, den er, um das Andenken des Freundes zu ehren, aufbot, nicht verkennen. Die Nachahmung des in Achill gegebenen heroischen Vorbildes verband sich mit den ungeheuren Machtmitteln orientalischen Großkönigtums. Das Orakel des Zeus Ammon erteilte auf das Befragen Alexanders die Weisung, dem dahingeschiedenen Genossen des Königs heroische Ehren zu erweisen.²

Mitten im Winter führte dann Alexander ein Unternehmen durch, das für die Sicherung der Ordnung und des friedlichen Verkehrs gerade in den zentralen Landschaften des Reiches bedeutsam war. Er unterwarf das räuberische Gebirgsvolk der Kossaeer, die zwischen Susiana und Medien wohnten, und suchte es durch Begründung städtischer Ansiedlungen für die Zivilisation des Reiches zu gewinnen.³

Nach dem Zug gegen die Kossaeer trat er den Marsch nach Babylon an, wo er den stolzen Bau seiner Weltherrschaft zur Vollendung zu bringen gedachte, in Wahrheit der Vollendung seines eigenen Geschickes entgegengehend. Babylon beabsichtigte er zur Hauptstadt seines Weltreiches zu machen. Die Gründe, die ihn dazu bestimmten, waren wohl vor allem geographischer Natur, durch die zentrale Lage der Stadt gegeben. Auch eignete sich Babylon wegen seiner Lage an einem schiffbaren Strome, der eine unmittelbare Verbindung mit dem Meere ermöglichte, vornehmlich dazu, einer Herrschaft zum Mittelpunkt zu dienen, die so sehr wie die Alexanders stets den Zusammenhang mit dem Meere herzustellen bemüht war. Die Anstalten, die der König noch kurz vor seinem Tode traf, um bei Babylon einen großen Hafen für Kriegs-

¹ Vgl. Arr. VII 14. Plut. Alex. 72.

² Arr. VII 14, 7. 23, 6. Plut. a. O. Lukian. calumn. non temere cred. 17.

³ Arr. VII 15, 1 ff. Ind. 40, 6 ff. Strabo XI 524. Diod. XVII 111, 4 ff.

schiffe und Schiffswerften anzulegen¹, zeigen deutlich, wie wichtig für ihn selbst die Rücksicht auf die Begründung einer großen Seemacht bei der Wahl der Hauptstadt war. Auch mögen noch andere Beweggründe dabei mitgewirkt haben. Wir dürfen wohl annehmen, daß gerade Babylon als Mittelpunkt einer alten, einflußreichen Kultur, als die sagenreiche Stadt der großen Weltwunder das Interesse Alexanders in besonderem Maße erweckte. Man hat namentlich auch den religiösen Gesichtspunkt hervorgehoben und betont, daß Babylon die im höchsten Sinne „theokratische Stadt“ gewesen sei.² Alexander, so ist vermutet worden³, habe die mit dieser Stadt verknüpften alten Herrschaftsüberlieferungen neu beleben wollen. Auch dies ist nicht unwahrscheinlich. Nur muß auf das entschiedenste daran festgehalten werden, daß eine Nachfolge des altbabylonischen Königtums für Alexanders Welt Herrschaft keine grundlegende Bedeutung hatte, sondern daß es sich nur um eine dem König sehr willkommene weitere Sanktion des in seinem eigentümlichen Charakter schon völlig ausgebildeten Weltregimentes handeln konnte. Er blieb, auch nachdem er Babylon zu seiner Hauptstadt gemacht hatte, der Ammonsohn.

Auf dem Wege nach Babylon traf eine stattliche Reihe von Gesandtschaften den in seine Hauptstadt einziehenden Weltherrscher. Darunter befanden sich auch Gesandte aus den westlichen, bisher noch nicht zu Alexanders Reich gehörenden Mittelmeerländern. Sie waren, zum Teil aus weiter Ferne, herbeigekommen, um dem Weltherrscher ihre Huldigung darzubringen oder ihn als Schiedsrichter in ihren gegenseitigen Streitigkeiten anzurufen.⁴ Außer mehreren italischen Völkerschaften, wie Brettiern, Lukarnern, Tyrrhenern werden europäische Skythen, Kelten, Iberer und namentlich Karthager genannt. Die Bewohner der großen Handelsstadt hatten schon seit dem Fall ihrer Mutterstadt Tyros und der Gründung von Alexandria Anlaß, mit Besorgnis auf Alexander zu blicken. Wir können uns wohl denken, daß sie bereit waren,

¹ Arr. VII 19, 3 ff. 21, 1.

² Radet, *La déification d'Alexandre* (Revue des universités du Midi, I 1895 S. 162).

³ C. F. Lehmann, „Xerxes und die Babylonier“, *Wochenschr. f. klass. Phil.* 1900 Sp. 959 ff. Von den Gesichtspunkten der angeblichen altbabylonischen Weltanschauung aus Winckler, *Pr. Jahrb.* 104, 1901 S. 254 f.

⁴ Vgl. Arr. VII 15, 4 ff. Diod. XVII 113, 2 f. Just. XII 13, 1 f.

dem mächtigen Herrscher möglichst entgegenzukommen und ein Einvernehmen mit ihm zu suchen.¹ Daß auch die Römer durch Gesandte vertreten gewesen seien, hat ein an sich allerdings nicht sehr glaubwürdiger, aber fast noch zeitgenössischer Autor, Kleitarch, berichtet.² Die Bezeugung kann nicht als eine sichere gelten, aber anderseits ist auch die Nachricht nicht ohne weiteres zu verwerfen. Daß Alexander den italischen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, darauf führen auch sonst Spuren einer unverächtlichen Überlieferung.³ Von dem Inhalt der Verhandlungen zwischen dem König und den Gesandtschaften haben wir keine genauere Kenntnis. Sehr wahrscheinlich ist es aber, daß Alexander damals auch das westliche Mittelmeer in seinen Machtbereich zu ziehen beabsichtigt hat. Von kriegерischen Plänen, die auf dieses Ziel gerichtet waren, hat sich eine glaubwürdige Überlieferung erhalten.⁴ Wenn schon das persische Königtum zur Zeit des Kambyses und des Dareios seine Oberherrschaft auch über die westlichen Gebiete des Mittelmeeres zu erstrecken bestrebt war, wieviel mehr muß das von Alexander angenommen werden, bei dem an sich noch umfassenderen Charakter seiner Herrschaft und bei den vielfachen

¹ Vgl. auch Just. XXI 6, 1 ff. Droysen I 2 S. 319 f. Meltzer, Gesch. d. Karthager I S. 347 ff.

² Kleit. frag. 23 M. (Plin. n. h. III 57). Für die Beurteilung der Glaubwürdigkeit der Nachricht würde es wichtig sein, wenn wir mit einiger Sicherheit feststellen könnten, ob Kleitarch schon vor dem Pyrrhoskrieg oder erst später sein Werk verfaßt hat. Wir können uns kaum vorstellen, wie bereits vor diesem Kriege ein griechischer Historiker darauf gekommen sein sollte, eine Gesandtschaft der Römer zu erfinden. Auch nach der Schlacht bei Sentinum war wohl die Aufmerksamkeit der griechischen Welt noch nicht genügend auf den römischen Staat gelenkt, um eine solche Erfindung nahe zu legen. Die Frage der Abfassungszeit des kleitarchischen Werkes ist auch durch die Ausführungen von Reuß, Rh. Mus. 57 S. 581 ff. 63 S. 58 ff. nicht zur Entscheidung gebracht. Die späteren Nachrichten der uns überhaupt fast unbekannten Schriftsteller Aristos und Asklepiades (Arr. VII 15, 5), vor allem der Bericht Memnons c. 25, 3 (F. H. G. III 538) über eine Gesandtschaft der Römer beweisen natürlich nichts. Es ist aber ungerechtfertigt, wenn Mommsen die offenbar den Stempel späterer Erfindung tragende Erzählung Memnons auf Kleitarch zurückführt.

³ Strabo V 3, 5 p. 232. Vgl. auch schon Niebuhr, R. G. III S. 195.

⁴ Diod. XVIII 4, 4. Arr. VII 1, 1 ff. Die bei Arrian sich findende, offenbar spätere Tradition, daß die Macht der Römer Alexander bereits einen Eindruck gemacht habe, fehlt in dem auf die *ὑπομνήματα* des Königs zurückgehenden Berichte Diodors.

Beziehungen, die die Hellenen zum westlichen Mittelmeere, insbesondere zu Italien hatten? Vor allem erweist sich die Nachricht, daß Alexander den Plan gehegt habe, Karthago seiner Macht zu unterwerfen, schon aus inneren Gründen als eine sehr wahrscheinliche. Sein Zug nach dem Ammonheiligtum hatte ihn bereits dem karthagischen Machtbereich sehr nahe gebracht; das an das karthagische Gebiet angrenzende Kyrene hatte seine Oberherrschaft anerkannt. Namentlich aber war Karthago die einzige große Seemacht, die noch unbezwungen neben seiner eigenen Herrschaft stand. Sollte er auf die Dauer gewillt gewesen sein, seine Herrschaft zur See mit einer anderen Macht zu teilen?

Schon die Tatsache allein, daß alle diese Gesandtschaften aus den verschiedensten Gegenden der damals bekannten Welt vor Alexander erschienen, zeigt uns den wirklich weltbeherrschenden Einfluß seines Königtums. Wir können es wohl verstehen, wenn er damals sich selbst und seiner Umgebung als „Herr der gesamten Erde und des Meeres“ erschien.¹ Jedoch auf das glänzende Bild weltumfassender Herrschermacht fallen schon die dunklen Schatten mannigfacher ungünstiger Vorzeichen und trüber Ahnungen. Bereits an seinen Einzug in Babylon knüpften sich unheilverkündende Aussprüche der die Zukunft deutenden Chaldäer. Allerdings wird in unserer Überlieferung angedeutet, daß dabei das babylonische Priestertum seine eigenen selbststüchtigen Zwecke verfolgt habe. Alexander hatte schon früher den Befehl gegeben, das von Xerxes zerstörte Heiligtum des Marduk, den heiligen Tempelbezirk Esaggil, wieder aufzubauen. Indessen war dieser Befehl bisher nicht zur Ausführung gelangt. Jetzt sollte das Werk unverzüglich und mit aller Energie betrieben werden.² Die babylonischen Priester hatten — so wird uns berichtet — die reichen Tempel-einkünfte, die für den Bau verwandt werden sollten, für sich selbst gebraucht und waren deshalb mit dem Plane des Königs wenig einverstanden. Vielleicht mochten sie überhaupt von der Anwesenheit Alexanders in seiner neuen Residenz — so sehr er gewiß gesonnen war, den heimischen Kult auf alle Weise zu pflegen — eine Verminderung ihres selbständigen Einflusses befürchten.³ Deshalb vielleicht hielten sie ihm die abmahnenden, unglückverheißenden

¹ Arr. VII 15, 5.

² Arr. VII 17, 1 ff. Strabo XVI 1, 5 p. 738.

³ Vgl. hierzu Arr. VII 16, 5 ff. 17 f. Diod. XVII 112. Plut. Alex. 73.

den Wahrzeichen ihrer Wissenschaft entgegen. Auch sonst sollen unglückliche Vorzeichen den König und seine Umgebung geschreckt haben. Sollte Alexander selbst auch gemeint haben, daß er, wie den unsterblichen Ruhm, so auch das Los eines frühen Hinscheidens mit dem jugendlichen Peliden teilen werde? Jedenfalls läßt aber das, was wir gerade noch von der letzten Zeit seines Lebens erfahren, nichts von einem Ermatten seiner Unternehmungslust und Schaffenskraft erkennen. Er gedachte nicht in Ruhe, was er gewonnen hatte, zu genießen, sondern in rastlosem Wirken neue Steine hinzuzufügen zur Vollendung des Baues seiner Weltherrschaft. Umfassende Pläne, die wir bereits früher im Zusammenhange seiner gesamten Politik besprochen haben, erfüllten seine Seele, beschäftigten seine nie ruhende Phantasie. Neben den Vorbereitungen für den Bau großer Kriegsschiffe, für die Anlage von Häfen und Schiffswerften „an den dazu geeignetsten Orten“¹, neben umfassenden kriegesischen Rüstungen betrieb er zugleich kolonisatorische Pläne, die einer weitreichenden Völkermischung dienen sollten, beabsichtigte er, an hervorragend wichtigen Mittelpunkten religiösen Kultes große Tempelbauten aufzuführen, auf griechischem Boden in Delphi, auf Delos und in Dodona, auf makedonischem in Dion, Amphipolis und Kyrrhos, ebenso auf der Stätte des alten Ilion, und seinem Vater Philipp ein mächtiges Grabdenkmal nach Art der großen ägyptischen Pyramiden zu errichten.² Gerade in den letzten Monaten oder Wochen seiner Regierung plante oder begann er bereits die Ausführung jener schon früher erwähnten Maßregeln, wodurch er eine weitere militärische Verschmelzung von Makedonen und Persern zu verwirklichen gedachte, insbesondere die Einreihung persischer Truppen in die makedonische Phalanx.³ Die Truppen, die ihm Peukestas aus Persis zuführte⁴, sollten wohl vor allem bei diesen militärischen Neubildungen Verwendung finden. Die Verstärkungen, die er aus anderen Landschaften des ehemaligen persischen Reiches, nicht bloß den von iranischen Stämmen bewohnten Gebieten, sondern auch dem westlichen Kleinasien, an sich zog⁵, zeigen, wie er unausgesetzt bemüht war, neue militärische Kräfte zur Durchführung neuer militärischer Aufgaben auszubilden. Über den Plänen zu weiter ausschauenden Unternehmungen

¹ Diod. XVIII 4, 4.² Diod. XVIII 4, 5.³ Arr. VII 23, 3f.⁴ Arr. VII 23, 1. Diod. XVII 110, 2 erzählt dies schon früher.⁵ Arr. VII 23, 1.

vernachlässigte er nicht das Näherliegende, das, was zur Sicherung und zum weiteren Ausbau des bereits Gewonnenen notwendig schien. Unter seiner persönlichen Aufsicht und Mitwirkung wurde eine bessere Regulierung der Bewässerung des Euphratlandes in Angriff genommen.¹ Eine umfassende Besiedelung der Küste und der Inseln des persischen Meerbusens wurde geplant.²

Mitten in diesen Arbeiten und Projekten, während der unmittelbaren Vorbereitungen zu einer großen arabischen Expedition³, wurde er von einer Krankheit befallen, die wohl ebenso durch die gewaltigen Aufregungen und Anstrengungen der vorhergegangenen Kriegszüge wie durch das Sumpfklima Babylons und die unregelmäßige Lebensweise, die insbesondere bei den ausgedehnten Gelagen herrschte, verursacht worden war. Die Auszüge aus den königlichen Tagebüchern, die auf uns gekommen sind⁴, geben uns ein ziemlich genaues, für die einzelnen Tage ausgeführtes Bild von dem Verlaufe der Krankheit bis zum Tode des Königs.

Alexander versuchte zunächst noch gegen die Krankheit anzukämpfen. Er hat, wie uns berichtet wird, auch als seine Kräfte schon bedeutend abnehmen, die täglichen Opfer vollbracht und für die Flottenexpedition, die ihn beschäftigte, Befehle gegeben. Aber immer mehr nahm die Entkräftung unter dem Einflusse des heftigen Fiebers zu. Am 26. des Monats Daisios, am 10. Tage nach dem Beginne der Erkrankung, erzwangen die makedonischen Veteranen, die den König bereits tot wähten, den Eintritt in sein Gemach. Mann für Mann zogen sie an dem Krankenlager Alexanders vorüber, von ihrem König und Feldherrn, der bereits die Sprache verloren hatte, Abschied nehmend.⁵ Am 28. Daisios, wahrscheinlich am 13. Juni⁶ 323, gegen Abend, starb Alexander, noch ehe er das 33. Lebensjahr vollendet hatte.

¹ Arr. VII 21. Strabo XVI 1, 9 ff. p. 740 f.

² Arr. VII 19, 5.

³ Arr. VII 20. Strabo XVI 1, 11 p. 741.

⁴ Arr. VII 25 f. Plut. Alex. 76. Vgl. dazu A. Bauer, Zeitschr. f. österr. Gymnasien 1891 S. 1 ff.; namentlich Wilcken, Philologus LIII 1894 S. 120 ff.

⁵ Der Gott Sarapis, den Seleukos und andere *ἐταῖροι* wegen der Krankheit Alexanders befragen (Arr. VII 26, 2. Plut. Alex. 76), kann wohl nicht der ägyptische Gott sein, dessen Kult Ptolemaeos I. in Ägypten einfuhrte, sondern es ist damit wahrscheinlich ursprünglich der ähnlich lautende Kultbeiname eines babylonischen Gottes gemeint.

⁶ Vgl. Unger, Philologus XXXIX S. 494. v. Gutschmid, Geschichte Irans S. 16, 3.

In einem Alter, in dem gemeinhin die Menschen erst zur vollen Reife männlichen Schaffens gelangen, hatte er sein Lebenswerk schon beendet. Er starb nicht zu früh, um mit seinem Ruhm die Welt zu erfüllen, um in der Sage und Dichtung noch später Folgezeit fortzuleben, in unverwelklicher Jugend, gleich seinem Vorbilde Achill. Vielleicht hat ihn sein früher Tod davor bewahrt, die Grenzen, die auch seinem titanischen Wollen und genialen Können gesetzt waren, zu erfahren. Vieles von dem, was er geschaffen, hat ihn nicht oder wenigstens nicht lange überlebt; vor allem der Bau seines Reiches selbst ist nach seinem Tode zusammengebrochen. Jene Vereinigung der Völker der antiken Welt in einem Weltreiche, die der makedonische Herrscher in den wenigen Jahren seiner Herrschaft durchführen wollte, ist in Wahrheit erst in einem Jahrhundert währenden Prozesse, der die spätere Geschichte des Altertums ausfüllt, zur Verwirklichung gelangt, und auch da nur zum Teil. Die Verbindung von Orient und Okzident — so wie sie Alexander durchsetzen wollte — hat sich auf die Dauer nicht als durchführbar erwiesen. Die Elemente insbesondere des iranischen Ostens haben im Antagonismus gegen den Westen ihre Selbständigkeit wiedergewonnen und behauptet. Wenn nun aber Alexander in seinem persönlichen Regimente Gegensätze ausgleichen wollte, die zu tiefgehend waren, um in einer einheitlichen politischen und kulturellen Bildung ihre Aussöhnung zu erhalten, hat er dennoch durch sein Schaffen den nachhaltigsten und eingreifendsten Einfluß auf die weitere Entwicklung ausgeübt. Die Idee des Weltreiches ist mit der tatsächlichen Auflösung seiner Herrschaft nicht untergegangen, sie hat im römischen Kaiserreich in immer zunehmendem Maße ihre Verwirklichung gefunden. Das Herrschaftsideal, das die folgenden politischen Gestaltungen beherrscht, knüpft an das Königtum Alexanders an. Der Verbreitung der griechischen Kultur in der Welt ist vornehmlich durch ihn die Bahn gebrochen worden. So erscheint er uns erst in der umfassenden Perspektive weltgeschichtlichen Wirkens in seiner vollen Größe, zwar auch auf das Leben der Zeitgenossen tief einwirkend, aber vor allem der folgenden Entwicklung vorausschreitend und vorausgreifend, als einer der großen Vollstrecker der Geschieke der Menschheit.

BEILAGE I

(Zu S. 151.)

E. Meyer, Forsch. z. alt. Gesch. II S. 58 lehnt mit großer Entschiedenheit die Annahme einer starken Benutzung Theopomps in der plutarchischen Biographie Kimons ab. Es ist hier nicht der Ort, auf E. Meyers Analyse der Kimonbiographie, deren Ergebnisse mich nicht überzeugt haben, genauer einzugehen. Jedenfalls ist der Einfluß Theopomps auf Plutarch größer gewesen, als jener Forscher zulassen will. So geht die (sicher unhistorische) Nachricht Plut. Kim. 18 Anf. — vgl. auch Nep. Cim. 3, 3 —, daß Kimon sogleich nach seiner Rückkehr aus der Verbannung einen Frieden Athens mit Sparta vermittelt habe — trotz Holzapfel, Untersuch. über d. Darstellung d. griech. Gesch. v. 489—413, S. 104f. — gewiß auf Theopomp zurück; vgl. Theop. frg. 92 (88 Grenf.-Hunt). In dieser Erfindung zeigt sich aber gerade die charakteristische panhellenisch-panegyrische Färbung der in der Kimonbiographie Plutarchs herrschenden Beurteilung Kimons. Sehr bezeichnend ist dann weiter in der bei Plutarch der Notiz über den Friedensschluß mit Sparta folgenden Erörterung die Motivierung der Wiederaufnahme des Perserkrieges durch Kimon. Auch hier treffen wir die uns zur Genüge aus Isokrates bekannten Anschauungen. Die Worte: ἅμα δ' ὠφελείσθαι (sc. βουλούμενος) δικαίως τὰς ἀπὸ τῶν φύσει πολεμίων εὐπορίας εἰς τὴν Ἑλλάδα κομίζοντας berühren sich auffallend mit Äußerungen des Isokrates, vor allem XII 163: πρὸς τοὺς βαρβάρους τοὺς καὶ φύσει πολεμίους ὄντας καὶ πάντα τὸν χρόνον ἐπιβουλεύοντας ἡμῖν. In den Ausführungen des Schlußkapitels der Kimonbiographie erinnern die Worte: τραπέντες ὑπὸ δημαγωγῶν καὶ πολεμοποιῶν ἐπ' ἀλλήλους, οὐδενὸς τὰς χεῖρας ἐν μέσῳ διασχόντος, συνεροράγησαν εἰς τὸν πόλεμον, . . . φθόρον ἀμύθητον τῆς Ἑλληνικῆς δυνάμεως ἀπεργασάμενοι an die Lieblingsgedanken des Isokrates (vgl. vornehmlich V 73 und dazu den Brief König Philipps [Demosth.] XII 19). Die Bemerkung: οὐδὲ γραμματοφόρος κατέβαινεν οὐδ' ἵππος πρὸς θαλάσῃ τετρακοσίων σταδίων ἐντὸς ὥσθι στρατηγοῦντος Κίμωνος würde durchaus auf einen Schriftsteller passen, der die Realität des Kalliasfriedens bestritt. Allerdings braucht dies nicht unbedingt Theopomp zu sein. Es liegt nahe, hier eine Beziehung auf die frühere Erörterung c. 12. 13 anzunehmen, wo Plutarch dem Kallisthenes, den er als Hauptquelle für die Schlacht am Eurymedon benutzt, folgt. Ich halte es nicht für so unwahrscheinlich, wie E. Meyer, Forsch. II S. 4 meint, daß Kallisthenes die Geschichtlichkeit des Kalliasfriedens geleugnet habe. Die ausdrückliche Aussage Plutarchs (c. 13) hierüber anzuzweifeln oder durch ein Mißverständnis zu erklären, liegt m. E. kein genügender Grund vor. Die tatsächliche Folge des Sieges am Eurymedon, die Kallisthenes in Antizipation der Bestimmungen des Kalliasfriedens eintreten ließ (ebenso urteilt im wesentlichen schon Holzapfel a. O. S. 109f.), war gewiß das,

worauf es ihm ankam. Das Verdienst Kimons, der Schrecken, der von seinen Erfolgen ausging, wird in der Darstellung des olynthischen Geschichtschreibers an die Stelle des Kalliasfriedens getreten sein. Die panhellenisch-panegyrische Tendenz, die für die plutarchische Kimonbiographie so charakteristisch ist, werden wir somit auch auf Kallisthenes zurückführen können. Vielleicht dürfen wir auch den Ausdruck bei Plutarch c. 12 Anf. und c. 13 Mitte (*ἐταπείνωσε*) in Parallele bringen mit dem des Isokrates IV 118: *εἰς τοσαύτην ταπεινότητα κατεστήσαμεν*. Die vielfache Berührung der panhellenischen Anschauungen des Kallisthenes mit denen des attischen Redners habe ich an anderer Stelle nachgewiesen (S. 444 ff.). Wir dürfen also an sich sowohl an Kallisthenes, der wahrscheinlich in der Einleitung zu seinen Hellenika die panhellenischen Erfolge Kimons behandelt hat, wie an Theopomp als Gewährsmann für die im panhellenischen Sinne gehaltene Verherrlichung Kimons denken. Vielleicht haben beide Geschichtschreiber in dieser Richtung auf die plutarchische Lebensbeschreibung eingewirkt. Ohne Zweifel aber haben wir hier einen im 4. Jahrhundert entstandenen historiographischen Niederschlag der von Isokrates vertretenen allgemeinen Anschauung, die eben nur auf bestimmte Persönlichkeiten angewandt wird, zu erkennen. Es sind große und einflußreiche historische Werke gewesen, in denen diese panhellenische Richtung der Auffassung ihren Ausdruck gefunden hat. Ich befinde mich hier im Gegensatz zu E. Meyer. Die starke Scheidung zwischen historischer und biographischer Literatur, wie sie dieser Forscher für die Beurteilung der antiken Überlieferung als notwendig ansieht (vgl. namentlich Forsch. II S. 65 ff.), scheint mir überhaupt nicht durchführbar zu sein. Die eigentliche Historiographie hat auch auf die spätere biographische Literatur großen Einfluß gewonnen und dieser viel geeignetes Material für ihre Zwecke gegeben. Gerade auch von Theopomp wird dies gelten. Er war schon durch seine eingehenden Charakterschilderungen der biographischen Aufgabe verwandt. Über Kimons Persönlichkeit z. B. hat er sich in dem berühmten 10. Buche seiner Philippika, wo er eine zusammenfassende Charakteristik, wie anderer athenischer Staatsmänner, so vor allem auch Kimons gegeben hat, verhältnismäßig ausführlich geäußert (frg. 94 = 89 Grenf.-Hunt). Die rhetorische Ausbildung der Historiographie hat die Einwirkung der großen Geschichtswerke auf die Biographie noch verstärkt. Es ist ja auch charakteristisch, daß die historische Literatur des 4. Jahrhunderts für den engen Zusammenhang, in dem die Wirksamkeit der staatsmännischen Persönlichkeiten des 5. Jahrhunderts noch mit dem geschichtlichen Gesamtleben des Staates steht, kein rechtes Verständnis mehr besitzt. Der Staat erscheint wesentlich als Gegenstand der politischen Experimentierungskunst für die persönlichen Herrschaftsbestrebungen der einzelnen Individuen (vgl. auch die sehr zutreffenden Ausführungen von E. Meyer selbst, „Theopomps Hellenika“ S. 150 f., mit denen ich durchaus übereinstimme). Eben deshalb sind diese historischen Darstellungen biographisch so verwertbar — im Sinne antiker Biographie, die von der wahrhaft historischen modernen Biographie sich in ihrem die Individuen isolierenden und typisierenden Charakter doch wesentlich unterscheidet.

BEILAGE II

DIE GESCHICHTLICHE ÜBERLIEFERUNG ÜBER ALEXANDER

Die uns erhaltene Überlieferung über Alexander den Großen läßt sich bekanntlich in zwei Hauptklassen einteilen. Diese werden durch Arrians *Anabasis* und die Tradition, die als gemeinsame Quelle der Darstellungen Diodors (im 17. Buche), des Curtius Rufus und Justins (im 11. und 12. Buche) bezeichnet werden kann, vertreten. Zwischen beiden steht Plutarchs *Alexanderbiographie*, die bald mehr mit Arrian übereinstimmt, bald stärker zu der anderen Seite der Überlieferung hinneigt.

Arrian hat sich selbst über das Prinzip seiner Quellenbenutzung ausgesprochen (I 1). Er erklärt, daß er in der Hauptsache seine Darstellung auf die Geschichtswerke des Königs Ptolemaeos und des Aristobulos von Kassandrea über Alexander aufgebaut und die sonstige Überlieferung nur zur Ergänzung seiner beiden Hauptquellen herangezogen habe, ohne dann eine Gewähr für die Richtigkeit des Berichteten zu übernehmen. Die Auswahl, die er unter den Quellen zur Alexandergeschichte getroffen hat, zeugt im allgemeinen für seinen historischen Takt, leidet aber doch an einer gewissen Willkür und kann für uns nicht mehr unbedingt maßgebend sein. In der Begründung, die er für seine Auswahl gibt, tritt die Einseitigkeit seiner Quellenbenutzung auch schon einigermaßen hervor. Der Vorzug, an dem Feldzuge des großen Königs teilgenommen zu haben, war Ptolemaeos und Aristobul unter den Alexanderhistorikern nicht ausschließlich eigen, und die Auffassung, daß Ptolemaeos als König sich besonders der Wahrheit habe befleißigen müssen, ist einigermaßen naiv.

Der große Wert des arrianischen Werkes beruht auf zwei entscheidenden Tatsachen. Der Hauptgewährsmann Arrians, Ptolemaeos, war durch die führende Stellung, die er namentlich in der späteren Zeit der Regierung Alexanders in dessen Heer einnahm, durch die reiche militärische Erfahrung, die ihm zu Gebote stand, in besonderem Maße geeignet, eine sachkundige Darstellung der Feldzüge des großen Eroberers zu geben. Arrian besaß im allgemeinen genug eigenes militärisches Sachverständnis, um den Vorzug des Ptolemaeos würdigen zu können. Dazu kommt ein zweites, noch wichtigeres Moment. Es gibt kein anderes Gebiet der Geschichte des Altertums, auf dem wir in solchem Umfange und mit solcher Sicherheit eine urkundliche Grundlage der Berichterstattung zu erfassen vermögen, wie das der Alexandergeschichte. Droysen hat hier die Aufgaben der Forschung im wesentlichen schon richtig erkannt (*Gesch. d. Hellenism.* I 2 S. 375 ff.).

Alexander hat durch seine politisch-militärische organisatorische Tätigkeit (vgl. oben S. 497 f.) ein vielseitiges und auf wertvollsten authentischen Erkundungen und Berichten beruhendes archivalisches Material geschaffen. Wir können hierzu in den früheren Zeiten auch nicht annähernd eine Analogie nachweisen. Die Aufzeichnungen orientalischer Könige bieten wohl eine gewisse Parallele, sind aber doch schon in ihrer vorwiegenden Bestimmung, der Verherrlichung der Herrscher zu dienen, zum Teil auch in dem sakralen Charakter, den z. B. ägyptische Inschriften als Weihungen an bestimmte Gottheiten, wie Amon, tragen, wesentlich verschieden. Unter den archivalischen Materialien, die im Hauptquartier Alexanders zusammenflossen, waren die Ephemeriden, die königlichen Tagebücher (vgl. über sie meinen Artikel P.-W. V S. 2749 ff.) die wichtigsten. Neben ihnen gab es aber auch noch mannigfache andere offizielle Aufzeichnungen, Berichte über militärische Unternehmungen, topographische Vermessungen u. a., die als Grundlagen für die geschichtlichen Darstellungen dienen konnten. Es ist das große Verdienst des Ptolemaeos, daß er seine Erzählung von den Feldzügen Alexanders vor allem auf diese offiziellen Materialien gegründet hat. Dadurch, daß Arrian das wenig benutzte Werk des Lagiden hervorgezogen hat, ist die authentische Überlieferung des makedonischen Hauptquartiers in weitem Umfange auch auf uns gekommen. Die erste Aufgabe einer quellenkritischen Analyse des arrianischen Geschichtswerkes ist die Herausschälung dieser offiziellen Elemente der Alexandertradition. Weiter handelt es sich dann um eine Scheidung der auf Ptolemaeos und der auf Aristobul zurückzuführenden Bestandteile der arrianischen Darstellung. Auch diese Aufgabe ist im allgemeinen, wenn auch nicht immer im einzelnen, lösbar. Es läßt sich nachweisen, daß die Berichte über militärische Ereignisse, die Arrian gibt, in der weit überwiegenden Mehrzahl auf Ptolemaeos zurückgehen. Einen wichtigen Anhalt gewährt uns hier noch der besonders ausführliche Charakter der Erzählung bei denjenigen militärischen Vorgängen, an denen Ptolemaeos selbst in hervorragendem Maße beteiligt war. (In dem hier dargelegten Sinne ist die Analyse der arrianischen Anabasis mit Erfolg von H. Endres, „Die offiziellen Grundlagen der Alexanderüberlieferung und das Werk des Ptolemaeos“ Würzburg 1913 durchgeführt worden.)

Die zweite Hauptquelle Arrians, Aristobul, ist von der sonstigen Überlieferung über Alexander nicht so scharf geschieden wie Ptolemaeos. Dies zeigt sich schon darin, daß die aristobulische Tradition von den *λέγεται*-Partien sich nicht immer so sicher trennen läßt, wie man namentlich nach den einleitenden Worten Arrians selbst annehmen möchte (vgl. hierzu auch die Bemerkungen von E. Schwartz, P.-W. II S. 1241 ff.). Aristobul hat anscheinend nicht in gleichem Maße wie Ptolemaeos seine Darstellung auf die offiziellen Berichte des makedonischen Hauptquartiers aufgebaut. Er ist in gewissem Umfange bereits von den älteren literarischen Bearbeitungen der Geschichte Alexanders abhängig (vgl. z. B. S. 386, 1) und hat wahrscheinlich in einzelnen Fällen geradezu versucht, die aus dem Hauptquartier Alexanders stammende Tradition mit der literarischen Vulgata auszugleichen (vgl. S. 434, 2). E. Schwartz' Artikel über Aristobul

bul (P.-W. II S. 911 ff.) bezeichnet gegenüber einer nach Arrians Vorgang erfolgten Kanonisierung der aristobulischen Überlieferung eine Reaktion, die der Forschung sehr förderlich gewesen ist. Aber die ungünstige Beurteilung, die Schwartz unserem Autor zuteil werden läßt, kann doch im ganzen nicht aufrechterhalten werden (vgl. die Würzburger Doktordissertation von Franz Wenger, die Alexandergeschichte des Aristobul von Kassandrea, 1914). Aristobul hat viel mehr als Ptolemaeos sein Interesse der Schilderung von Naturerscheinungen, Eigentümlichkeiten der Pflanzen- und Tierwelt, der geographischen Gestaltung usw. zugewandt. Er hat sich aber dabei vor allem auch auf eigene Beobachtung und Beurteilung gestützt. Daneben hat er auch einen Faktor zur Geltung kommen lassen, der in der Erzählung des Lagiden völlig weggefallen ist. Er hat die vielfach fluktuierenden Anschauungen und Gerüchte, die im makedonischen Heerlager selbst im Umlaufe waren, in seine Darstellung aufgenommen. Darauf hat Wenger in der erwähnten Schrift mit Recht hingewiesen, wenn er auch den Einfluß dieser „Lagervulgata“ wohl etwas überschätzt und die gegenseitigen literarischen Abhängigkeitsverhältnisse zu wenig in Anrechnung gebracht hat.

Unter den ursprünglichen literarischen Bearbeitungen der Alexandergeschichte hat die älteste, das Werk des Kallisthenes von Olynth¹, einen besonders starken Einfluß auf die spätere Historiographie über den großen makedonischen König gewonnen. Kallisthenes hat den Grund zu der literarischen Vulgata der Alexanderüberlieferung gelegt. Die panhellenisch-panegyrische Tendenz, in der er das Bild seines Helden gezeichnet hat, ist in der uns erhaltenen Tradition noch deutlich erkennbar (vgl. über ihn S. 338, 1. 365, 1. 386 ff. 394, 1. 404, 4. 444 ff.)

Die literarische Alexandervulgata hat dann ihre wirksamste Ausprägung in dem Schriftsteller erhalten, der die gemeinsame Quelle Diodors (im 17. Buche), des Trogus Justin (im 11. und 12. Buche) und des Curtius bildet. Es ist ein wohlbegründetes Ergebnis der Quellenforschung, daß wir als diesen Autor den viel gelesenen Kleitarch zu betrachten haben.² Er hat in besonders glücklicher Weise in seinem Werke den Geschmack des griechisch-römischen Publikums zu treffen verstanden. Er brachte die romanhaften Motive, die aus der wunderbaren Erobererlaufbahn des makedonischen Helden gewonnen werden konnten, zu starker Geltung. Wir werden hier nicht von einer geradezu panegyrischen Tendenz sprechen können.³ Eine bestimmte einheitliche Auffassung trat bei Kleitarch wohl

¹ Es hat wahrscheinlich den Titel: *Ἀλεξάνδρου πράξεις* getragen; vgl. Wachsmuth, Rh. Mus. 56 S. 224.

² Die Versuche von Bröcker, Mod. Quellenforscher u. ant. Geschichtsschreiber, Innsbruck 1882 S. 20 ff. und Schoenle, Diodorstudien, Berlin 1891, dieses Ergebnis umzustößen, sind nicht gelungen. Auch Ranke, Weltgesch. III 2 S. 44 f. läßt das Gewicht der für Kleitarch sprechenden Gründe nicht genügend zur Geltung kommen.

³ In den sonst wertvollen Arbeiten von Rüegg, Beiträge z. Erforschung der Quellenverhältnisse in der Alexandergeschichte des Curtius, Basel 1906 S. 8 ff. und Werner Hoffmann, Das literarische Porträt Alexanders d. Gr.,

überhaupt nicht zutage, sondern echt rhetorisch bewegte er sich in den wechselnden Effekten der Ereignisse und der Darstellung. Höchstens kam eine unwillkürliche Panegyrik zu Worte, die sich aus der romanhaften Zuspitzung der Darstellung fast von selbst ergab. Glück und Tugend waren in dieser Schilderung Alexanders noch nicht voneinander getrennt oder sogar in Gegensatz gestellt. Es sollte wohl vor allem der ungeheure Umschwung des Geschickes zur Anschauung gebracht werden, in dem die große Welt des Perserreiches, verkörpert durch das Schicksal des unglücklichen letzten Achämeniden, vor dem unwiderstehlichen jugendlichen Gegner dahingesunken war.¹ Das Rührsame und das Phantastisch-Groteske bildeten starke Anziehungsmittel des Werkes.

Die von Kleitarch gegebene Darstellung Alexanders ist bei Curtius und Justin in einem für den makedonischen König ungünstigen Sinne umgebildet. Verschiedene Strömungen haben zusammengewirkt, um diese alexanderfeindliche Richtung der Auffassung hervorzurufen. Die philosophische Gegnerschaft, die den Typus des auf der Höhe des Glückes und der Macht sich selbst verlierenden Herrschers der philosophischen Tugend und Freiheit gegenüberstellte (vgl. S. 448), konnte sich mit dem politischen Gegensatz gegen eine unumschränkte monarchische Gewalt verbinden.

Leipzig 1907 (vgl. hierzu meine Anzeige H. Z. 105 S. 579 ff.) wird dieser panegyrische Gesichtspunkt, wie mir scheint, zu stark und einseitig betont. Kleitarch hat in einzelnen Fällen, wo es ihm um des Effektes willen wünschenswert erschien, solche Pointen der Darstellung nicht verschmäht, die nicht gerade geeignet waren, ein günstiges Licht auf Alexander fallen zu lassen. Ich erinnere z. B. an die Rolle, die die attische Hetäre Thais nach seiner Erzählung (fig. 5) bei dem Brande von Persepolis spielte (vgl. S. 403 f. Anm. 4), an die pelices, die, für jeden Tag je eine, dem König zur Verfügung standen (Diod. 77, 6. Just. XII 3, 10) — die der üblichen Jahreseinteilung angepaßte Zahl ist hier ebenso charakteristisch für Kleitarch wie der ausdrücklich von ihm (fig. 4 b. Diod. II 7, 3 = Curt. V 1, 26) für die Mauer Babylons angegebene Umfang von 365 Stadien „singulorum stadiorum structuram singulis diebus perfectam esse memoriae proditum est“ Curt. a. O. —, an den dionysischen Zug durch Karmanien usw. Einzelne Züge der diodorischen Erzählung tragen sogar schon fast ein für Alexander geradezu ungünstiges Gepräge (z. B. 39, 2), doch sind dies Ausnahmen. Im allgemeinen kann bei Kleitarch noch von keiner Tendenz die Rede sein.

¹ Über die bedeutende Rolle, die die Tyche in der Vorlage des 17. Buches Diodors spielte, vgl. auch die Ausführungen von Schoenle, Diodorstudien S. 83 ff. Wie der Phalereer Demetrios in seiner Schrift *περί τύχης* (F. H. G. II S. 368 fig. 19), so hat auch schon Theophrast in seinem „Kallisthenes“ (oben S. 448) den gewaltigen, aller vernünftigen Berechnung spottenden Einfluß der Tyche geschildert (vgl. E. Meyer, Kl. Schr. S. 329, 3. Rohde, Gr. Roman S. 278, 3). Die Aufgabe „ἀνθροπίνως φέρειν τὴν εὐτυχίαν“ hat Kleitarch im Verhältnis Alexanders zu Dareios zur Darstellung gebracht (Diod. 38, 39, 1). Die günstige Beurteilung des makedonischen Königs ist hier noch nicht wie bei Curtius III 12, 18 ff. durch einen Hinweis auf eine gegenteilige spätere Entwicklung abgeschwächt (vgl. „Forsch.“ S. 92 f.). Die Bemerkungen Diodors 38, 4 ff. stehen übrigens vielleicht unter einem gewissen Einfluß des eigenen, vulgärstoischen Glaubensbekenntnisses des Autors.

Die Opposition, die der lebende Alexander in seinem Herrschaftsbereich überwunden hatte, gewann literarisch eine fortwirkende Kraft. Wenn die monarchischen Bestrebungen der hellenistischen Periode wie der römischen Kaiserzeit an das Vorbild des Alexanderkönigtums anknüpften, so zog der republikanisch-philosophische Freiheits- und Tugendstolz seine Nahrung ebenfalls aus dem die Verkörperung eines freiheitsfeindlichen Despotismus darstellenden Bilde Alexanders. Die Tugend- und Freiheitsdeklamationen, wie sie in den Rhetorenschulen betrieben wurden, fanden hier den denkbar günstigsten Stoff, um eine dem Geschmacke der Zeit entsprechende Wirkung auszuüben. (Vgl. hierzu im allgemeinen E. Schwartz, P.-W. IV S. 1880 ff.)

So hat die für Trogus und Curtius charakteristische, dem makedonischen Herrscher mißgünstige Tendenz in allgemeinen Strömungen ihre Voraussetzung. Trotzdem werden wir es als eine wahrscheinliche Vermutung bezeichnen müssen, daß diese Tendenz eine besondere literarische Ausprägung gefunden hat, die gerade für Trogus und Curtius vorbildlich geworden ist. Beide Autoren zeigen die engste Verwandtschaft nicht bloß in der tendenziösen Beurteilung der Handlungen Alexanders sondern auch in der Erfindung von Pointen und Effekten der Darstellung. Gerade solche Erzählungen oder Züge der Erzählung, die beiden Schriftstellern gegenüber der sonstigen Tradition eigentümlich sind, lassen mehrfach deutlich eine gehässige Auffassung erkennen. So tritt diese im engsten Zusammenhange mit einer bestimmten Gestaltung der Überlieferung, die nur auf einen bestimmten Schriftsteller zurückgehen kann, auf. Dies gilt z. B. von der Kleophisepisode (vgl. meine „Forsch. z. Gesch. Alex. d. Gr.“ S. 135 f.), von den Berichten über die Kleitoskatastrophe, in denen Curtius (VIII 1, 22 f.) und Justin (XII 6, 2) Alexander selbst mit dem Preise seiner Taten auf Kosten seines Vaters Philipp beginnen, beide den König nach der Ermordung des Kleitos sich seiner Tat mit wegwerfenden Bemerkungen über Philipp und dessen Waffengefährten rühmen lassen (Curt. VIII 1, 52. Just. XII 6, 4. Diodors Darstellung von der Kleitoskatastrophe ist uns nicht erhalten, doch ist es sehr unwahrscheinlich, daß sie diese scharfen Pointen enthalten habe).

Ich habe früher (in meinen „Beitr. z. Quellenkritik des Q. Curtius Rufus“ und dann namentlich in den „Forsch. z. Gesch. Alex. d. Gr.“) ausführlich die alexanderfeindliche Tendenz des Curtius und Trogus-Justin nachgewiesen und dabei Trogus und Curtius im wesentlichen als Repräsentanten der nämlichen Anschauung zusammengefaßt. Neuerdings hat man (nach dem Vorgange von E. Schwartz, P.-W. IV S. 1885 f. vornehmlich Rüegg a. O. S. 26 ff. 37 ff. und Hoffmann a. O. S. 58 ff.) die Unterschiede in der Auffassung des Trogus-Justin und des Curtius betont.

Nun ist es richtig, daß eine etwas verschiedenartige besondere Färbung der alexanderfeindlichen Tendenz bei beiden Autoren erkennbar ist. Das Alexanderbild des Curtius zeigt die unbedingte Herrschaft des Glückes in der Erobererlaufbahn des makedonischen Helden. Der verderbliche Einfluß, den das Glück auf den Charakter des Königs ausübt, wird immer von neuem geschildert. Die Handlungen Alexanders werden mit beson-

derer Vorliebe als Ausflüsse der Laune eines vom Glücke verwöhnten Sultans hingestellt. Bei Justin dagegen tritt noch mehr die kalt berechnende Art des gewalttätigen aber in seiner Klugheit stets erfolgreichen Tyrannen hervor (vgl. z. B. XII 3, 9. 4, 2f. — dazu Rüegg S. 29 — 5, 5ff. 7, 1f.). Aber man darf den Unterschied nicht überspannen. Auch bei Justin fehlt der Hinweis auf die *felicitas* Alexanders nicht (XI 14, 7. XII 1, 10). Die „*insolentia*“ des Königs wird hier (XI 11, 12) wie bei Curtius VI 6, 5 betont, seine innere Umwandlung durch das orientalische Großkönigtum in beiden Darstellungen wesentlich gleichmäßig beurteilt (vgl. meine „Forsch. z. Gesch. Alex. d. Gr.“ S. 94f.).¹ Und in der bei Curtius gegebenen Zeichnung des Herrschers mangelt es nicht an Zügen berechnender Grausamkeit (vgl. z. B. VI 8, 16. IX 10, 21f. 29f.). Wir werden also wohl eine gemeinsame Vorlage des Trogus und Curtius annehmen dürfen, von der die entscheidende Farbgebung in der für Alexander ungünstigen Übermalung des von Kleitarch entworfenen Bildes ausgegangen ist. Unwahrscheinlich ist die von einem neueren Forscher (Reuß, Rh. Mus. 57 S. 564f.) geäußerte Vermutung, daß Curtius in seiner mißgünstigen Auffassung des makedonischen Weltherrschers von Livius (IX 17—19) beeinflusst sei. Diese Ansicht beruht auf einer Verkennung des Zusammenhangs, in dem die bei Curtius uns entgentretende Beurteilung Alexanders mit der Gesamtdarstellung, die dieser Autor von der Alexandergeschichte gibt, steht. Allerdings ist die Übereinstimmung zwischen Curtius und Livius eine so auffallende, daß wir sie wohl kaum bloß auf beiderseitige Abhängigkeit von den allgemeinen literarischen Strömungen und den Erörterungen in den Rhetorenschulen zurückführen können. Aber es spricht in dieser tendenziösen Zeichnung des Alexanderbildes unzweifelhaft ein Alexanderhistoriker zu uns, nicht der römische Geschichtschreiber, dem es nur auf eine beiläufige Würdigung des makedonischen Königs ankam. Es ist schwer vorstellbar, daß Livius von sich aus eine so eindringende Charakteristik von diesem gegeben haben sollte. Er hat vielmehr wahrscheinlich eine besonders wirksame und bekannte Darstellung der Alexandergeschichte, die nämliche, die auch Curtius benutzt hat, vor Augen gehabt. Wie weit Curtius selbst in der genaueren Ausführung seines Alexanderbildes Eigenes gegeben hat, vermögen wir nicht zu sagen. Große Bedeutung haben ja auch solche spezifisch literarisch-quellenkritische Fragen wenigstens für die historische Forschung nicht. Das Wesentliche ist, daß wir den Charakter der Zeichnung selbst und den Grad ihrer geschichtlichen Glaubwürdigkeit deutlich erkennen.

¹ E. Schwartz hebt a. O. S. 1886 hervor, daß Alexander bei Justin nicht durch die Schmeicheleien der Ammonspriester verführt sei, sondern selbst die Orakel planmäßig vorbereitet habe. Dies ist im wesentlichen richtig (vgl. Justin XI 11, 6: „*per praemissos subornat antistites, quid sibi responderi velit*“). Aber die Absichtlichkeit auf der Seite Alexanders fehlt doch auch bei Curtius nicht ganz: „*quem (sc. Iovem) generis sui auctorem haud contentus mortali fastigio aut credebatur esse aut credi volebat*“, gibt er IV 7, 8 als Beweggrund des makedonischen Königs, nach dem Ammonium zu ziehen, an.

Noch in anderer Richtung als durch das Hereintragen der alexanderfeindlichen Tendenz ist die auf Kleitarch zurückgehende Vulgata überarbeitet worden. Bei Curtius sind in weitem Umfange mit ihr Elemente der von Arrian seiner Darstellung zugrundegelegten Überlieferung verbunden. Die mannigfachen Verschiebungen und Entstellungen, die diese kontaminierende Tätigkeit zur Folge gehabt hat, habe ich in früheren Untersuchungen, vor allem in den „Forsch. z. Gesch. Alex. d. Gr.“ S. 39 ff., und in einzelnen Erörterungen dieses Werkes dargelegt. Außerdem verweise ich auf Schwartz' Artikel über Curtius, P.-W. IV S. 1871 ff. und Rüeggs schon mehrfach erwähnte Schrift. Auch bei Justin kann in einzelnen Fällen eine Verschmelzung der bei Arrian vorliegenden Überlieferung mit der vornehmlich durch Kleitarch vertretenen Vulgata nachgewiesen werden, z. B. in der mit Curtius übereinstimmenden Gestaltung der Tradition vom Briefwechsel zwischen Alexander und Dareios (vgl. „Forsch.“ S. 118 ff.). In welchem Umfange eine solche Kontamination bei Trogus stattgefunden hat, läßt sich bei der Dürftigkeit des justinischen Auszuges schwer beurteilen. Jedenfalls ist sie aber in viel geringerem Maße als bei Curtius erfolgt. Auch ist es zweifelhaft, ob bei Trogus überhaupt gerade die ptolemaeische Überlieferung, die für die Schilderung der militärischen Vorgänge bei Curtius oft herangezogen worden ist, zur Geltung gelangt ist.

Auch in der Darstellung Diodors fehlt es nicht ganz an Spuren einer anderen Überlieferung, als sie die von diesem Autor benutzte Hauptquelle aufwies. Indessen sind sie sehr vereinzelt und vermögen nicht den wesentlich einheitlichen Charakter der Tradition im 17. Buche Diodors aufzuheben (vgl. „Forsch.“ S. 73). Der Versuch, den neuerdings Rüegg a. O. S. 17 ff. gemacht hat, einen gewissen Einfluß der arrianischen Überlieferung auch auf Diodor nachzuweisen, hat noch zu keinem einleuchtenden Ergebnis geführt (vgl. auch oben S. 371, 3). Ebenso wenig kann ich die Meinung (Rüegg S. 13 ff.), daß in die kleitarchische Tradition eine speziell griechische Geschichte hineingearbeitet sei, als genügend begründet und wahrscheinlich ansehen. Die griechenfreundliche Färbung, die bei Diodor unzweifelhaft zum Teil vorliegt, erklärt sich im allgemeinen daraus, daß die Alexandervulgata überhaupt griechisch, nicht makedonisch orientiert war. Nur trat die ursprüngliche, durch Kallisthenes vertretene panhellenisch-panegyrische Idee des Feldzuges gegen Persien in der weiteren Entwicklung dieser Vulgärradition über Alexander, zum Teil eben unter dem Einfluß der Gestaltung der griechischen Verhältnisse nach dem Tode des Königs, zurück. Und dann dürfen wir, einer Vermutung Rankes folgend, noch einen besonderen Grund für diese Griechenfreundlichkeit daraus herleiten, daß die Quelle Diodors Informationen aus dem Lager der hellenischen Söldner, die für Dareios gekämpft hatten, erhalten haben wird. Dafür, daß eine solche griechische Orientierung der Erzählung nicht dem Kleitarch zugeschrieben werden könnte, läßt sich m. E. kein ausreichender Grund geltend machen. Und wenn z. B. gerade Demosthenes in Diodors 17. Buche verschiedentlich erwähnt wird — was Rüegg S. 16 (als ein Anzeichen für die Behandlung intimen athenischen Details) gegen die unmittelbare Autorschaft Kleit-

archs anführt —, so steht die Erwähnung des Redners c. 108 mit der Glykeraepisode, die eben Kleitarch (frg. 21) ausführlich erzählt, in Verbindung.

Die Begründung auf offizielle, aus dem makedonischen Hauptquartier stammende Materialien und die vor allem auf Ptolemaeos zurückgehende sachverständige Darstellung der militärischen Vorgänge geben der arrianischen Überlieferung eine unbestreitbare Überlegenheit über die gesamte übrige Alexandertradition. Trotzdem werden wir uns für die Beurteilung der Politik Alexanders nicht ausschließlich an sie binden dürfen. Was für die Schilderung der Kriegsoperationen einen Hauptvorzug bildet, der Zusammenhang mit dem Hauptquartier des Königs selbst, bezeichnet nach der politischen Seite zugleich eine Einseitigkeit der Berichterstattung und gewisse Schranken der Auffassung. Diese Überlieferung ist fast ausschließlich von Alexander aus orientiert. Die Gegensätze, die seine Politik hervorrief, insbesondere die Opposition, die er in seinem eigenen Heerlager fand, kommen nicht zum Ausdruck. Arrian selbst ist genötigt, zum Teil auch andere Berichte heranzuziehen, um wenigstens einigermaßen ein Bild von wichtigen Vorgängen im makedonischen Lager, über die er in seinen Hauptquellen keine oder nur ganz dürftige Auskunft fand, zu geben. Die Einseitigkeit der Berichterstattung ist bei Ptolemaeos nicht bloß durch den Charakter der Materialien, die er benutzte, bedingt, sondern zugleich in seiner eigenen politischen Stellung begründet. Er wollte und konnte die Geschichte Alexanders eben nur von den Gesichtspunkten aus schreiben, die für ihn als Nachfolger des großen Königs gegeben waren. Seine eigene Herrschaft beruhte auf dem von diesem gelegten Grunde. Diese Gesichtspunkte können natürlich für uns nicht mehr bestimmend sein. Wir müssen, wenn wir zu einem tieferen Verständnis des staatsmännischen Wirkens Alexanders vordringen wollen, über die durch den eigentümlichen Charakter der arrianischen Überlieferung bedingten Schranken hinaus zu gelangen streben. Gewiß ist dies wegen des unzuverlässigen Charakters der sonstigen Überlieferung eine nicht leichte Aufgabe. Aber sie ist auch nicht hoffnungslos. Die Quellenkritik muß nur zu einer wahrhaft historischen Kritik werden. Namen allein tun es freilich nicht. Aber der Quellenforschung selbst dürfen auch nicht alle Sünden derer, die sie betrieben haben, zugerechnet werden. Wir müssen auf dem Wege weiter gehen, den vornehmlich schon Ranke (Weltgesch. III 2 S. 44 ff.) mit seinem sicheren historischen Blick gewiesen hat. Diodors Erzählung ist zwar bereits durch viele romanhafte Elemente entstellt, aber sie hat doch auch brauchbare Nachrichten, die zur Ergänzung der arrianischen Tradition dienen, erhalten. Sie hat im allgemeinen einen reineren und weniger tendenziösen Charakter als das Werk des Curtius. Noch mehr gilt dies von Plutarchs Leben Alexanders, das in seiner bunten, an sich sehr verschiedenartigen Sammlung biographischer Einzelzüge manches Wertvolle bewahrt hat.

Plutarch hat auch noch eine besondere Quelle herangezogen, über deren Authentie in der neueren Forschung noch kein übereinstimmendes, sicheres Ergebnis erzielt worden ist. Es sind die Alexanderbriefe (vgl. hierzu meine Ausführungen Philol. N. F. V S. 602 ff. X S. 406 ff.). Ich habe

in einem besonderen Falle, betreffs des Briefes über die Porosschlacht, aus dem Plutarch (c. 60) die ausführlichsten Mitteilungen gemacht hat, den von A. Bauer noch verstärkten Nachweis geliefert, daß der angebliche Alexanderbrief mit dem besten uns erhaltenen Berichte über diese Schlacht, dem des Ptolemaeos, sich zwar verschiedentlich berührt, aber nicht völlig in Einklang zu bringen ist, daß er vielmehr wahrscheinlich mit Benutzung der ptolemäischen und aristobulischen Überlieferung verfaßt ist (vgl. oben S. 458, 1). Hiermit scheint mir ein einigermaßen fester Punkt gegeben. Wir dürfen danach wenigstens soviel sagen, daß wir nicht allgemein die Briefe Alexanders als eine authentische Quelle der Alexander-geschichte ansehen dürfen. Wir werden in jedem einzelnen Falle den Inhalt prüfen müssen. Und im ganzen wird das Urteil Rankes (Weltgesch. III 2 S. 73) wohl seine Berechtigung behalten: „Gegen die meisten Briefe, die man Alexander zuschreibt, läßt sich etwas einwenden; sie tragen die Spuren absichtlicher Erdichtung.“

Leichter als bei den Briefen ist die Frage der Authentie bei den Reden die Alexander in unserer Überlieferung zugeschrieben werden, zu beantworten. Es ist kein Zweifel, daß sie nicht bloß in der Form erfunden sind — dies ist mehr oder weniger in der gesamten antiken Historiographie der Fall —, sondern daß sie auch in vielen Fällen dem Charakter des Redenden oder der Situation, in der sie gehalten werden, wenig entsprechen. Auch für die von Arrian mitgeteilten Reden werden wir dies, nach dem Vorgange von Droysen, Gesch. d. Hellenism. I 2 S. 409ff., im allgemeinen anerkennen müssen. Die Schwierigkeit des eigentlich quellenkritischen Problems liegt hier darin, daß einzelne der bei Curtius sich findenden Reden sich in unzweideutiger Weise mit einzelnen Äußerungen, die Arrian seinem Helden in den Mund legt, berühren. Ich weise z. B. hin auf Curt. III 10, 9 und Arr. II 7, 5 (Rede Alexanders vor der Schlacht bei Issos), Curt. IV 14, 6 und Arr. II 7, 7 (Curtius bringt die betr. Äußerung Alexanders allerdings erst in einer Rede, die er den König vor der Schlacht bei Gaugamela halten läßt), Curt. IX 2, 29 und Arr. V 26, 7, Curt. X 2, 24 und Arr. VII 9, 6. Arrian kann also die von ihm mitgeteilten Reden wenigstens nicht durchweg erst selbst verfaßt haben. Zum Teil handelt es sich bei den in unsere geschichtliche Überlieferung über Alexander eingelegten Reden wohl um Themen, die in den Rhetorenschulen angeschlagen waren. Aber die besondere Übereinstimmung in bestimmten Reden, die zwischen Arrian und Curtius obwaltet, nötigt uns doch, gewisse eben schon in der historischen Literatur über den makedonischen Herrscher vorhandene gemeinsame literarische Vorlagen anzunehmen, die dann natürlich von Arrian und von Curtius oder seiner unmittelbaren Quelle sehr verschieden ausgestaltet worden sind.

Man hat versucht, auf die Alexanderüberlieferung von der Vorstellung- und Sagenwelt des alten Orients aus ein neues Licht fallen zu lassen (so H. Winckler in gelegentlichen Bemerkungen, vor allem Preuß. Jahrb. 104, 1901 S. 266 — vgl. auch S. 268f. —, namentlich aber Mücke in der Schrift „Vom Euphrat zum Tiber“ S. 59ff.). Die Bearbeitungen der Geschichte Alexanders sollen danach vor allem den Zweck gehabt haben, den

makedonischen Eroberer als den vom Orient erwarteten Messias zu erweisen. Es ist hier nicht der Ort, auf die dieser Auffassung zugrunde liegende allgemeine Anschauung, die, wie im geschichtlichen Leben selbst, so auch in der historischen Tradition in der Hauptsache typische immer wiederkehrende Erscheinungsformen sieht, einzugehen. Ich darf mich auf die besondere Formulierung der angeblichen Tendenz der Alexanderüberlieferung beschränken. Ihre Unrichtigkeit ergibt sich schon aus der durchaus unzutreffenden Voraussetzung von dem Charakter dieser Überlieferung. Die Geschichtswerke über Alexander waren nicht für das orientalische sondern durchaus für das griechische Publikum bestimmt. Wir dürfen also nicht in sie Tendenzen hineintragen, die nur aus Vorstellungen und Hoffnungen, die in der Welt des Orients geherrscht haben sollen, verständlich sein würden.

BEILAGE III

ZUM KORINTHISCHEN BUND

(Vgl. S. 268 ff. 326 ff.)

Der Plan Philipps, einen Zug gegen Persien zu unternehmen, ist genügend bezeugt. Der Bericht Diodors hierüber (XVI 89,2 f.) stimmt im wesentlichen überein mit dem, was Polybios III 6,12 f. ausführt. Beide Autoren berühren sich sehr nahe (vgl. Polyb. § 13: *ὅτι σπεύδει μετελθεῖν τὴν Περσῶν παρανομίαν εἰς τοὺς Ἕλληνας* mit Diodor § 2: *ὅτι βούλεται πρὸς Πέρσας ὑπὲρ τῶν Ἑλλήνων πόλεμον ἄρασθαι καὶ λαβεῖν παρ' αὐτῶν δίκας ὑπὲρ τῆς εἰς τὰ ἱερὰ γενομένης παρανομίας*, vor allem aber Polybios: *ἅμα τῷ περιποιήσασθαι τὴν ἐκ τῶν Ἑλλήνων εὐνοίαν ὁμολογουμένην* mit Diodor: *ιδίους τοὺς Ἕλληνας ταῖς εὐνοίαις ἐποιήσατο*). Man möchte danach vermuten, daß beide Schriftsteller dieselbe Quelle vor Augen gehabt haben. Diese Annahme würde das polybianische Zeugnis nicht entwerten. Wir dürfen voraussetzen, daß Polybios für eine Tatsache, die er offenbar als eine ganz bekannte und unbestrittene angibt, nicht einem wenig beglaubigten Bericht eines unzuverlässigen Geschichtschreibers gefolgt sein werde. Auch Arrian (I 1,2; vgl. auch VII 9,5) bezeugt, daß die Hellenen Philipp den Oberbefehl für einen Feldzug gegen die Perser übertragen haben (das *λέγεται*, mit dem er seinen Bericht einführt, bedeutet hier nicht eine Minderwertigkeit der von ihm wiedergegebenen Überlieferung. Er deutet offenbar an dieser Stelle gar nicht das Vorhandensein verschiedener Traditionen an).

Kann nun diesen Zeugnissen Diodors, Polybios', Arrians gegenüber die Erzählung Justins, auf die Koehler seine Auffassung begründet, genügende Autorität beanspruchen? Das, was Koehler für den justinischen Bericht eingenommen hat, ist offenbar die Tatsache, daß Justin allein von unseren geschichtlichen Quellen die Begründung des Landfriedens zu Korinth unzweideutig hervorhebt. Indessen, daß diese bei Diodor nicht erwähnt wird, beweist nicht, daß sie in seiner Quelle gefehlt hat, sondern läßt sich daraus erklären, daß der flüchtig arbeitende Historiker in seinem Auszuge diese Tatsache, weil sie ihm weniger interessant war, übergangen hat. Polybios und Arrian hatten gar keine Veranlassung, auf die Konstituierung des Landfriedensbundes einzugehen. Die Worte Justins (IX 5,5) „*Neque enim dubium erat imperium Persarum his apparatibus peti*“ sprechen ja zunächst dem Anschein nach gegen die Annahme, daß ein

wirklicher Beschluß über einen Bundeskrieg gegen den Perserkönig gefaßt worden sei. Aber eine sehr tragfähige Stütze für die Auffassung Koehlers kann jene allgemeine Bemerkung des Epitomators doch nicht abgeben. Vor allem aber läßt sich nachweisen, daß auch die Erzählung Justins die nämliche Tradition, wie wir sie bei Diodor finden, voraussetzt. Am Anfang des 6. Kapitels sagt Justin: „dum auxilia a Graecia coeunt, nuptias Cleopatrae filiae et Alexandri... celebrat“. Das kann sich natürlich nur auf die Vorbereitungen zum Perserkriege beziehen. Noch wichtiger ist es, daß unser Autor vorher (5, 8) völlig übereinstimmend mit Diodor XVI 91, 2 erzählt, daß Philipp seine beiden Feldherrn Parmenion und Attalos nach Asien vorausgesandt habe (Diodor: προἀπέστειλεν; Justin: praemittit). Wenn der König beide voraussandte, so mußte er — auch nach der bei Justin vorliegenden Quelle — die Absicht haben, mit dem Hauptheere nachzufolgen. Auch das, was Justin von der Festsetzung der Kontingente der einzelnen hellenischen Staaten sagt (5, 4): „Auxilia deinde singularum civitatum describuntur“ findet seine Parallele bei Diodor 89, 3: διατάξας δ' ἐκάστη πόλει τὸ πλῆθος τῶν εἰς συμμαχίαν στρατιωτῶν, so daß wir bei beiden Autoren auch hier in der Hauptsache die nämliche Überlieferung voraussetzen dürfen. Justins Bericht kann also, bei genauer quellenkritischer Prüfung, gar nicht eine solche besondere Stellung gegenüber den übrigen Quellen beanspruchen, wie sie ihm Koehler zuschreibt, und schon deshalb nicht als Grundlage für die wichtigen Schlüsse, die jener Forscher zieht, verwandt werden.

Es ist weiter in der neueren Forschung die Ansicht vertreten worden, daß der Beschluß eines hellenischen Nationalkrieges gegen Persien nicht auf der konstituierenden Versammlung des korinthischen Bundes sondern erst auf einer späteren Tagsatzung im Herbst 337 gefaßt worden sei (Beloch Gr. Gesch. II S. 606). Auf unsere Überlieferung läßt sich ein solcher Schluß nicht mit einiger Sicherheit begründen. Justins Bericht, den Beloch als Beweis für seine Auffassung anführt, kann in Wahrheit nicht dafür geltend gemacht werden. Wir können, wie ich vorher nachgewiesen habe, nur im allgemeinen sagen, daß dieser Bericht — bei aller seiner Lückenhaftigkeit — die Überlieferung von einem durch den hellenischen Bund erfolgten Beschluß eines Krieges gegen den Perserkönig zur Voraussetzung hat. Natürlich müßte, wenn Belochs Ansicht richtig wäre, in Justins Erzählung die spätere Bundesversammlung, auf der der Beschluß eines panhellenischen Feldzuges gegen Persien gefaßt worden sein soll, ganz ausgefallen sein. Diodor (XVI 89, 3) berichtet allerdings die Wahl Philipps zum Oberfeldherrn für den persischen Zug unter dem Archontat des Phrynichos im Jahre 337/6. Aber abgesehen von der notorisch unzuverlässigen Art, in der er die Einfügung der von ihm erzählten Ereignisse in die Chronologie der Archontenjahre vornimmt, ist jedenfalls in seiner Darstellung selbst, wie schon die unmittelbare Anknüpfung des Fadens der Erzählung an die Schlacht bei Chaeronea beweist (89, 1), keine Grundlage für die Scheidung einer früheren, konstituierenden Bundesversammlung und einer späteren, in der der Krieg gegen Persien proklamiert worden sei, gegeben. Es wäre an sich wohl denkbar, daß Diodor die ihm

vorliegende Tradition so zusammengezogen hätte, daß ihre ursprünglichen Umrisse nicht mehr ganz deutlich hervorträten. Aber eine sichere Bezeugung von zwei verschiedenen Bundesversammlungen ist jedenfalls in unserer Überlieferung nicht erkennbar. Wilhelm a. O. S. 43, der der von Beloch vertretenen Auffassung folgt, beruft sich auf eine Notiz der Oxyrhynchoschronik (Oxyrhynchospapyri I S. 25 ff.), wo es Col. III S. 27 heißt: *κατὰ δὲ τὸν τέταρτον* (ol. 110,4 = 337/6) *τὸ κοινὸν τῶν Ἑλλήνων συνελθόντες Φίλιππον αὐτοκράτορα στρατηγὸν εἵλαντο τοῦ πρὸς Πέρσας πολέμου*. Mir erscheint es als fraglich, ob er damit dem Verfasser der Chronik nicht zu viel Ehre antut. Ihre Ansätze erwecken jedenfalls zum Teil sehr starke Bedenken. Gerade das, was unmittelbar vorher über den Regierungsantritt des Dareios gesagt wird, ist nicht geeignet, den Eindruck der Zuverlässigkeit hervorzubringen.

Wilhelm a. O. S. 18 meint, nach dem Vorgange von Beloch, Gr. Gesch. III 1 S. 4, 2, der korinthische Bund habe auch die Makedonen mit umfaßt, die ebenso wie die Staaten des eigentlichen Hellas in dem Bundesrate durch eine entsprechende Zahl von Abgeordneten vertreten gewesen seien. In der nach der Schlacht am Granikos gewidmeten Weihinschrift: „*Ἀλέξανδρος καὶ οἱ Ἕλληνες πλὴν Λακεδαιμονίων ἐπὶ τῶν βαρβάρων τῶν τὴν Ἀσίαν κατοικοῦντων*“ seien sie als Hellenen im politischen Sinne der Zeit mitverstanden. Mir scheint diese Ansicht ganz unmöglich zu sein. Sie wird gerade durch die erwähnte Weihinschrift entscheidend widerlegt. Die Hellenen werden hier offenbar als eine besondere, selbständige politische Gruppe neben den makedonischen König gestellt. Ihre Teilnahme an dem Feldzuge gegen den Perserkönig beruht auf Beschlüssen, die sie kraft ihrer, wenigstens formellen, Autonomie gefaßt haben. Sollen wir annehmen, daß auch die Makedonen hierin mit einbegriffen gewesen seien? Konnten diese politisch anders vertreten werden als eben durch ihren König? Hatten sie neben diesem gewissermaßen eine selbständige politische Existenz? Ich meine, die Aufwerfung der Frage zeigt uns schon, in welchem Sinne wir sie zu beantworten haben. Der korinthische Bund war, wie auch Wilhelm S. 43 f. anerkennt, eine Erfüllung des panhellenischen Programms des Isokrates. Ist es aber denkbar, daß dieser unter der Bezeichnung: *οἱ Ἕλληνες πλὴν Λακεδαιμονίων* die Makedonen mit eingerechnet haben würde? Jeder, der die Anschauungen des athenischen Redners (vgl. oben S. 157) kennt, wird diese Frage verneinen. Auch Kallisthenes hat über das Verhältnis der Makedonen zu den Hellenen wohl keine andere Auffassung als Isokrates gehabt. Die Losung: *Ἀλέξανδρος καὶ οἱ Ἕλληνες* war für die Darstellung, die er von der Alexandergeschichte gab, bestimmend. Sie bedeutete die vereinigte griechische Staatenwelt unter der persönlichen Führung des Herakliden auf dem makedonischen Thron. Wie die führende Stellung des makedonischen Königs im Amphiktyonienrate ist auch das hellenische Bundesfeldherrntum Philipps und Alexanders, wenigstens in seiner idealen Begründung für das griechische gebildete Bewußtsein, auf die persönliche heraklidische Abstammung der nordischen Herrscher zurückgeführt worden. Jedenfalls würden die Makedonen, auch wenn sie am korinthischen Bunde teilgenommen hätten, nur

durch ihr Königtum, nicht aber in der Vereinigung hellenischer Staaten vertreten gewesen sein. Wie lebendig noch in der Zeit Alexanders der Unterschied zwischen den Hellenen und Makedonen empfunden wurde, zeigt besonders deutlich die Bemerkung Arrians II 10, 7 (wohl nach Ptolemaeos): καὶ τι καὶ τοῖς γένεσι τῷ τε Ἑλληνικῷ καὶ τῷ Μακεδονικῷ φιλοτιμίας ἐνέπεσεν ἐς ἀλλήλους. Wenn so das Ἑλληνικόν und das Μακεδονικόν γένος gegenübergestellt werden, wie sollen wir es uns da denken, daß ohne weiteres die Makedonen als zu der allgemeinen Kategorie der Ἕλληνες gehörig hätten verstanden werden können?

Die Ergänzung [Ἐλεμ]ιωτῶν, Z. 4 des Bundesvertragsfragments, die Wilhelm S. 24 vorschlägt, ist an sich sehr unsicher. Nach dem soeben Ausgeführten aber muß sie als äußerst unwahrscheinlich bezeichnet werden.

Unter den τεταγμένοι ἐπὶ τῇ κοινῇ φυλακῇ, die in der Rede über die Verträge mit Alexander § 15 erwähnt werden, versteht Wilhelm S. 47 „eine oberste Bundesbehörde, in der Vertreter des ἡγεμῶν neben Vertretern des vielköpfigen συνέδριον der übrigen Hellenen stehen“. Eine ähnliche Vermutung hatte schon Niese, Gesch. d. griech. u. makedon. Staaten I S. 38 geäußert. Ich halte auch jetzt noch die von mir vertretene Auffassung, daß mit den τεταγμένοι ἐπὶ τῇ κοινῇ φυλακῇ das makedonische Königtum selbst und seine Organe gemeint seien, für wahrscheinlicher. Gegen den makedonischen König und diejenigen, die mit der Ausführung seines Willens beauftragt waren, richten sich vor allem die Anklagen des Verfassers der Rede wegen Verletzung grundlegender Bestimmungen der Bundesverträge, über deren Aufrechterhaltung zu wachen gerade jene verpflichtet seien. Auf das Vorhandensein eines engeren Ausschusses, der eine oberste Bundesbehörde dargestellt haben soll, findet sich sonst in unserer Überlieferung kein Hinweis. Vor allem müßten wir einem solchen Ausschuß wesentliche Befugnisse der Exekutive zuschreiben, die nur unter der Voraussetzung ausgedehnter militärischer Kompetenzen hätten ausgeübt werden können. Dem makedonischen König stand aber, soviel wir wissen, die alleinige Befehlsgewalt über die militärischen Kontingente des Bundes zu.

Noch weniger Anspruch auf Billigung kann eine weitere Vermutung Wilhelms (S. 47 f.), die er auf grund eines anderen von ihm ebenfalls mit großem Scharfsinn auf den korinthischen Bund — und zwar auf seine Erneuerung durch Alexander — bezogenen Inschriftfragments (I. G. II et III ed. min. 329) ausspricht, erheben. Er nimmt an, daß Pydna „der Sitz der τεταγμένοι ἐπὶ τῇ κοινῇ φυλακῇ, somit der Leitung des ganzen Hellenenbundes“ gewesen sei. Die Grundlage für diese Vermutung, die Erwähnung eines Heiligtums der Athena in Pydna als des Aufbewahrungsortes für die Aufzeichnungen vertragsmäßiger Abmachungen über die griechischen Bundeskontingente, ist natürlich an sich nicht gerade sehr tragfähig. Ob die τεταγμένοι ἐπὶ τῇ κοινῇ φυλακῇ überhaupt einen Platz in dieser Inschrift gehabt haben (Wilhelm ergänzt: [τὰς δὲ συνθήκας τάσδε εἰς στήλην λιθίνην ἀναγράφοντας τοὺς τεταγμένους ἐπὶ τῇ κοινῇ φυλ]ακῇ στήσαι ἐμ Πύτνην ἐν τῆς Ἀθην[ῶν] τῷ ἱερῷ), ist sehr fraglich. Die Annahme einer aus

Vertretern des makedonischen ἡγεμόν und der hellenischen Staaten bestehenden obersten Bundesbehörde hat, wie wir gesehen haben, große Bedenken gegen sich. Aber selbst wenn wir ihr beipflichten könnten, müßten wir es doch als sehr unwahrscheinlich ansehen, daß ein solcher mit der Führung der Bundesgeschäfte beauftragter Ausschuß, der also in Wahrheit die Bundeszentrale gebildet haben würde, ständig in einer makedonischen Stadt, weit entfernt von dem eigentlichen Mittelpunkte des Bundes, Korinth, getagt habe. Das würde ja von vornherein den Bund zu einer Filiale des makedonischen Königtums gemacht haben.

BEILAGE IV

DIE BERICHTE ÜBER DIE KATASTROPHE DES KLEITOS UND DAS ENDE DES KALLISTHENES

Es liegt nicht in meiner Absicht, eine eingehende quellenkritische Analyse unserer gesamten Überlieferung über die Konflikte mit Kleitos und Kallisthenes zu geben. Ich will nur — gegenüber neueren Erörterungen dieser Fragen — einige Momente hervorheben, die mir besonders wichtig scheinen und zugleich zur Begründung der in meiner Darstellung (S. 441 ff.) vorgetragenen Auffassung dienen können. Die mit Scharfsinn und Sorgfalt geführte Untersuchung Cauers (XX. Suppltd. d. Jahrb. f. klass. Philol. 1893; vgl. meine Anzeige in: Wochenschr. f. klass. Philol. 1894 S. 281 ff.) kommt zu dem Ergebnis, daß die uns erhaltenen Berichte über jene Katastrophen so widerspruchsvoll untereinander seien, daß es nicht möglich sei, aus ihnen die großen Gegensätze, die zwischen Alexanders Politik und den nationalen Traditionen der makedonischen Monarchie bestanden, zu erkennen. Dieses Ergebnis hat mehrfach Beifall gefunden; mir scheint es nicht in dem Maße begründet zu sein, als es nach den zustimmenden Äußerungen neuerer Forscher den Anschein gewinnen könnte. Ich glaube vor allem, daß eine Kritik, die vornehmlich und einseitig die unstreitig vorhandenen Differenzen in unserer Überlieferung hervorhebt, der Gefahr ausgesetzt ist, die gemeinsamen Grundlagen der verschiedenen Erzählungen zu verkennen. Diese gemeinsamen Grundzüge können wir bei einer eingehenden Untersuchung in weiterem Umfange aufdecken, als es in Cauers Erörterung geschehen ist. Cauer ist der Ansicht (S. 56), daß sich zwei ganz verschiedene Auffassungen der Kleitoskatastrophe durch die Quellen verfolgen ließen. Nach der einen sei Kleitos verstimmt gewesen, weil Alexander sich aus einem makedonischen Volkskönig in einen asiatischen Großkönig verwandelte; er habe diesem lang verhaltenen Ingrimme beim Weine Ausdruck gegeben; im Zorn habe ihn Alexander erschlagen und habe sich über diese Bluttat nur beruhigen können, indem er sich immer mehr dem verhängnisvollen Wahne hingeeben habe, sein Wille sei ein höheres Gesetz als die Gebote der Moral. Nach der anderen Auffassung sei Kleitos einer der ersten in des Königs Gunst gewesen; vom Weine erhitzt, sei er mit ihm über eine Frage in Streit geraten, die durchaus keine politische Bedeutung gehabt habe; da Alexander den freimütigen Freund in einer Aufwallung des Momentes erschlagen habe, hätten die Makedonen mehr die vernichtende Wirkung, die diese Tat auf das Gemüt ihres Königs ausgeübt habe, als den Verlust eines der ersten Offiziere bedauert.

Diese Scheidung unserer Quellenberichte nach zwei voneinander im Grunde völlig verschiedenen Auffassungen läßt sich meines Erachtens nicht begründen. Es kommt für die Beurteilung des Konfliktes zwischen Alexander und Kleitos nicht darauf an, ob letzterer beim Könige in Gunst stand oder nicht. Es ist auch kein Grund für die Annahme vorhanden, daß in einem Teile unserer Überlieferung das Verhältnis des Kleitos zu Alexander als ein gespanntes aufgefaßt und dargestellt worden sei. Kleitos konnte sehr wohl, insbesondere in Anbetracht seines persönlichen Verdienstes um den König, bei diesem in Gunst stehen und trotzdem schon seit einiger Zeit mit dessen Politik, insbesondere der Hinneigung zu den „Barbaren“, unzufrieden sein. Das entscheidende Moment ist, daß diese Mißstimmung bei einem besonderen Anlaß ihren offenen Ausbruch fand. Es hat ferner, soweit wir zu erkennen vermögen, unter den Berichten, die überhaupt ausführlicher die Katastrophe des Kleitos dargestellt haben, keinen gegeben, der den Konflikt aus einer politisch bedeutungslosen Frage hergeleitet hat. Die in Plutarchs Darstellung (c. 50) als Anlaß des Streites erwähnten Spottverse auf die von den Barbaren besiegten makedonischen Feldherren scheinen allerdings zunächst keine Beziehung zu einem mit Alexanders Politik selbst gegebenen tieferen sachlichen Gegensatz zu haben. Aber ganz abgesehen davon, daß sie eben nur den Anlaß des Konfliktes bezeichnen, wird gerade in dem plutarchischen Bericht dieser Anlaß dazu benutzt, um den Ausdruck des Gegensatzes, in dem sich Kleitos zu Alexanders Begünstigung der Barbaren befindet, daran anzuknüpfen. Kleitos sieht in dem Umstande, daß Alexander die Spottverse auf die besiegten Feldherren wohlgefällig aufnimmt, die nämliche Geringschätzung der verdienten alten makedonischen Führer und Soldaten, wie sie in der entgegenkommenden Behandlung der besiegten Perser sich ausspreche. Die tadelnden Bemerkungen, die er im weiteren Verlauf des Gespräches bei Plutarch (c. 51) über die Hinneigung zu den Barbaren macht, setzen im wesentlichen die nämliche Stimmung voraus, wie sie in Arrians Worten IV 8, 4: *Κλεῖτον δὲ δῆλον μὲν εἶναι πάλαι ἤδη ἀχθόμενον τοῦ Ἀλεξάνδρου τῇ ἐς τὸ βαρβαρικώτερον μετακινήσει* zum Ausdruck kommt. Arrian und ebenso Curtius und Justin heben allerdings mehr den Anstoß, den Kleitos an der Herabsetzung der Verdienste Philipps nimmt, hervor, Plutarch betont stärker die Unzufriedenheit mit der Hinneigung des Königs zu persischen Gewohnheiten. Aber es besteht zwischen diesen verschiedenen Seiten der Tradition kein Gegensatz. Philipp war eben für die älteren makedonischen Generale der Repräsentant der nationalen makedonischen Traditionen, die durch die Formen des asiatischen Großkönigtums Alexanders verletzt wurden. Die Person Philipps scheint überhaupt in der von Arrian wiedergegebenen Überlieferung ursprünglich in noch viel engeren Zusammenhang mit den alten makedonischen Führern und Soldaten gebracht worden zu sein, als es der Auszug Arrians erkennen läßt. In dieser Beziehung zeigt wohl die Äußerung bei Curtius: „*Philippi milites spernis*“ (VIII 1, 36) noch die Richtung, in der die originale Erzählung verlief. Konnten wir schon bei der Einführung des Kleitos in Arrians Darstellung (IV 8, 4) beobachten, daß diese die von Plutarch wieder-

gegebene Tradition ebenfalls voraussetzt, so können wir die gleiche Beobachtung auch in bezug auf andere Momente des arrianischen Berichtes machen. Wenn Kleitos dem König vorhält, daß dieser seine Taten nicht allein vollbracht habe, sondern daß das Hauptverdienst daran den Makedonen beizumessen sei, so finden wir hier zwar nicht wie bei Plutarch die Verse aus Euripides' *Andromache* (v. 693 ff.) erwähnt, in denen es getadelt wird, daß der Feldherr bei der Aufrichtung von Siegeszeichen allein den Ruhm ernte, der vor allem den Truppen gebühre, aber offenbar wird in der Äußerung des Kleitos bei Arrian eine solche Auffassung, wie sie in der Anführung der Verse des Euripides ihren Ausdruck findet, vorausgesetzt. Ja, es wird bei Arrian (wie auch bei Curtius, der die Euripidesverse, allerdings in einer sehr unwahrscheinlichen Weise, anführt, VIII 1, 28 f.) dieses Motiv der Zurücksetzung der verdienten Soldaten im Interesse des Ruhmes des Königs, das bei Plutarch nur ganz kurz gestreift wird und in seiner Darstellung deshalb fast unverständlich erscheint, ausführlicher behandelt. Die Andeutung der Erörterungen über das Verhältnis zu Philipp fehlt — wenigstens in einer bestimmten Richtung — auch bei Plutarch nicht völlig; sie findet sich in der Kleitos in den Mund gelegten Äußerung c. 50 zu Ende: *αὐτῇ μέντοι σε . . . ἡ δειλία τὸν ἐκ θεῶν . . . περιεποίησε, καὶ τῷ Μακεδόνων αἵματι καὶ τοῖς τραύμασι τοῦτοις ἐγένου τηλικούτος, ὥστε Ἀμμωνι σαυτὸν εἰσποιεῖν ἀπειλάμενος Φίλιππον*. Der Hinweis auf die Rettung Alexanders durch Kleitos, aber ohne die charakteristische, bei Plutarch wiedergegebene Pointe — die Beziehung auf den Ammonsohn — ist auch bei Arrian IV 8, 7 erhalten. Indessen, so wie dieser Hinweis in den Zusammenhang der arrianischen Erzählung eingefügt ist, erscheint er nicht ganz verständlich. Insbesondere wird die Verbindung dieser Äußerung des Kleitos mit seiner Hervorhebung der Verdienste Philipps und Herabsetzung der Taten Alexanders nicht recht deutlich. Den Zusammenhang des Ausspruches des Kleitos mit den vorhergehenden Erörterungen können wir nur dann verstehen, wenn ursprünglich ein Gegensatz, wie er bei Plutarch angedeutet ist, hat hervorgehoben werden sollen, nämlich der Gegensatz zwischen den über den Rahmen des nationalen makedonischen Königtums hinausgehenden Ansprüchen Alexanders und dem, was er tatsächlich eben dieser nationalen Grundlage seiner Monarchie, was er den Taten der alten Waffengefährten König Philipps verdankte. Daß eine Tradition, wie sie in den bei Plutarch c. 50 am Ende und c. 51 dem Kleitos zugeschriebenen Äußerungen sich ausspricht, Arrian im allgemeinen nicht unbekannt war, geht aus IV 9, 9 hervor. Der Inhalt des hier wiedergegebenen λόγος berührt sich aber zugleich im wesentlichen wieder mit dem, was Arrian selbst schon vorher (IV 8, 4) als Grund der Unzufriedenheit des Kleitos anführt. Curtius (VIII 1, 39) gibt den Hinweis auf die Lebensrettung des Königs durch Kleitos in eigentümlicher Verdrehung und fügt in seine Erzählung — wieder in verfälschender Zurechtmachung — auch die Erwähnung des Verhältnisses zu Ammon ein (VIII 1, 42).

Wir sehen also, wenn wir das Ergebnis dieser Erörterung zusammenfassen, daß die uns erhaltenen Berichte über die Katastrophe des Kleitos

innerlich im ganzen mehr zusammenhängen, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Daß der Verlauf der Debatte selbst, der zur Katastrophe führte, sich in den Einzelheiten nicht mehr mit Sicherheit herstellen läßt, braucht wohl kaum ausdrücklich hervorgehoben zu werden.

Auch über die Berichte, die den Konflikt mit Kallisthenes behandeln (Arrian IV 10 ff. Plut. Alex. 52 ff. Curt. VIII 5, 5 ff. Just. XII 7, 1 ff.), mögen hier einige wenige Bemerkungen folgen. Diese Berichte sind aus einer Reihe von einzelnen Zügen zusammengesetzt. Es handelt sich um Vorfälle, die viel besprochen, zum Teil auch in verschiedenen Versionen wiedergegeben worden sind, die wir aber nicht alle als unmittelbar gleichzeitig zu denken brauchen. Gemeinsam ist den verschiedenen Erzählungen — und das ist für ihre historische Verwertung von entscheidender Bedeutung —, daß die Frage der Proskynese als die eigentliche Ursache des Konfliktes bezeichnet wird. Die von Plutarch (c. 53) nach Hermippos wiedergegebene, an sich nicht gerade sehr wahrscheinlich lautende Darstellung von einem anderen Konflikt zwischen Alexander und Kallisthenes, der durch ein „rhetorisches Bravourstück“ des Philosophen veranlaßt worden sein soll, bildet keinen Beweis hiergegen, da hier sehr wohl von einem früheren Konfliktfall die Rede sein kann. Es handelt sich ja hier anscheinend auch um eine besondere, auf peripatetische Kreise zurückgehende Überlieferung, die sich mit der Person des Kallisthenes als solcher beschäftigte und wahrscheinlich verhältnismäßig viel Material zur Beurteilung des Konfliktes herbeibrachte. Cauer hat die Ansicht ausgesprochen (S. 72), daß unter denjenigen Erzählungen, die den Unwillen Alexanders mit der Verweigerung der Proskynese durch Kallisthenes in Zusammenhang brächten, zwei sich gegenseitig ausschließende Traditionen zu unterscheiden seien. Nach der einen habe Kallisthenes in einer Rede den Vorschlag der Proskynese bekämpft; nach der anderen habe er versucht, den Kniefall unbemerkt zu unterlassen, als dieser ohne vorhergehende Debatte von einigen Freunden Alexanders inszeniert worden sei. Kallisthenes hätte, wie Cauer meint, nicht hoffen können, unbemerkt durchzuschlüpfen, wenn er schon vorher durch offenen Widerspruch die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hätte. Ich begreife nicht, wie ein solcher Versuch des Kallisthenes, „unbemerkt durchzuschlüpfen“, aus der Darstellung unserer Quellen (Arr. IV 12, 3—5. Plut. Alex. 54; wohl beide nach Chares) folgen soll; die Worte Plutarchs: οὐ προσέχοντος τοῦ βασιλέως, ἀλλὰ Ἡφαιστίωνι προσδιαλεγόμενον, πίνοντα προσίεναι (sc. Καλλισθένειν) φιλήσοντα beweisen durchaus nicht, daß Kallisthenes darauf gerechnet habe, daß sein Unterlassen der Proskynese vom Könige unbemerkt bleiben werde. Im Gegenteil, die Bemerkung, die er nach Plutarch sowie nach Arrian im Weggehen von Alexander macht: φιλήματι τολύμν ἑλάσσον ἔχων ἄπειμι, wird sich schwer mit einer solchen Annahme in Einklang bringen lassen. Aus Arrians Erzählung (IV 12, 3 f.) geht wenigstens soviel hervor, daß nach der ihm vorliegenden Überlieferung Kallisthenes nicht an einer unter den nächsten Vertrauten Alexanders getroffenen Verabredung betreffs der Proskynese teilgenommen haben kann. Kallisthenes wird hier ausdrücklich von denen, πρὸς οὓσιν αὖς ξυνέκειτο αὐτῷ (sc. Ἀλεξάνδρῳ) τὰ τῆς προσκυν-

νήσεως, geschieden. Die Ansicht Cauers, die Erzählung Arrians sei allein verständlich, wenn man im voraus von Kallisthenes erwartet habe, er werde die προσκύνησις ohne Anstand verrichten, ist danach zu verwerfen. Welche Grundlage die von Plut. c. 55 Anf. erwähnte Äußerung des Hephaestion hatte, wonach der olynthische Philosoph versprochen haben sollte, an der Proskynese sich zu beteiligen, wissen wir nicht; auf Wahrscheinlichkeit kann aber, nach allem, was wir sonst erfahren, diese Beschuldigung seitens Hephaestions kaum Anspruch machen. (Übrigens sagt Cauer S. 72 nicht ganz zutreffend, Hephaestion habe Kallisthenes vorgehalten, daß er sich bei einer vertraulichen Vorbesprechung zur προσκύνησις bereit erklärt habe; es handelt sich vielmehr in den Worten Plutarchs um eine Anklage, die Hephaestion bei Alexander erhebt.)

Ich vermag also keine einander völlig widersprechenden Traditionen über das Verhalten des Kallisthenes in der Frage der Proskynese zu erkennen. Das, was Chares von dem besonderen Falle, in dem Kallisthenes durch Unterlassung der Proskynese sich den Unwillen Alexanders zugezogen habe, berichtet, steht an sich nicht im unbedingten Gegensatz zu der Überlieferung, daß er in ausführlicher Rede jene Art der Ehrung des Königs bekämpft habe. Das wird jedenfalls in allen uns erhaltenen Darstellungen der Geschichte Alexanders hervorgehoben, daß Kallisthenes dem Widerspruche gegen die Proskynese einen bestimmten Ausdruck verliehen und dafür bei den Makedonen, namentlich den älteren Offizieren, Beifall gefunden habe (vgl. Plut. c. 54. Arr. IV 12, 1. Curt. VIII 5, 20. Just. XII 7, 2). Eine bloß tatsächliche Unterlassung des Kniefalles durch Kallisthenes würde wohl nicht genügend erklären, daß gerade seine Person, wenn auch vielleicht in einer ihre Bedeutung übertreibenden Weise, mit der Frage der Proskynese in so enge Verbindung gebracht worden ist. Jedenfalls würde Alexander auf das Verhalten des Philosophen kaum so großen Wert gelegt haben, wenn dieses nicht bei den Makedonen Widerhall gefunden hätte. Auch das werden wir wohl als einen verhältnismäßig festen Punkt in unserer Überlieferung betrachten müssen, daß von der vertrauten Umgebung des Königs der Versuch gemacht wurde, die Proskynese durchzusetzen. Es ist dies ein Moment, das in mehreren, sonst untereinander verschiedenen λόγοι wiederkehrt (vgl. den Bericht des Chares bei Plut. Alex. 54 und bei Arr. IV 12, 3 und die andere Erzählung bei Arr. IV 10, 5 ff. 11, 1 und Curt. VIII 5, 10 ff. Für die Tendenz der curtianischen Darstellung ist es charakteristisch, daß Alexander hinter einem Vorhang die Reden anhört. E. Meyer, Kl. Schr. S. 323, 1 findet, kaum zutreffend, in dem Vorhangmotiv einen Hinweis auf die Vulgata. In der Verwendung dieses Motives in Plutarchs Erzählung vom Philotasprozeß c. 49 dürfen wir wohl auch schon einen Ansatz zu einer dem König ungünstigen Auffassung sehen). Die einzelnen, in unserer Überlieferung angeführten Reden können natürlich nicht alle Anspruch auf Authentie erheben. Aber zum Teil tragen die dem Kallisthenes, namentlich bei Arrian, zugeschriebenen Äußerungen, wie ich S. 444 ff. nachgewiesen habe, den Stempel innerer Wahrscheinlichkeit an sich. Auf das Verhältnis der curtianischen Tradition, in der anstatt des Philosophen Anaxarchos ein sizilischer Dichter Cleo als

Gegner des Kallisthenes erscheint, zu der arrianischen gehe ich hier nicht näher ein. Ich weise nur darauf hin, daß die in Arrians Erzählung von der Katastrophe des Kleitos den Schmeichlern in den Mund gelegten, den König namentlich durch Vergleiche mit den Dioskuren und Herakles verherrlichenden Aussprüche mehrfach auffallend mit den bei Curtius den Gegnern des Kallisthenes zugeschriebenen Äußerungen übereinstimmen (vgl. namentlich Arr. IV 8, 3 mit Curt. VIII 5, 11. Zu der von Arrian IV 8, 3 (vgl. II 6, 4) gemachten Bemerkung über den verderblichen Einfluß der Schmeichelei auf die Könige bietet Curtius VIII 5, 6 eine Parallele, die beweist, daß Arrians mit dem Schein voller Selbständigkeit geäußerte Ansicht in Wahrheit auf eine ihm mit Curtius gemeinsame Quelle zurückgeht.)

Die Berichte über den Mord des Kleitos und die Katastrophe des Kallisthenes sind neuerdings auch ausführlich von E. Meyer behandelt worden (Kl. Schr. S. 319 ff.). Ich freue mich der Übereinstimmung in der Gesamtauffassung, wenn wir auch im Einzelnen zum Teil voneinander abweichen.

Verzeichnis einiger Abkürzungen.

- P.-W. = Paulys Realencyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft.
Neue Bearbeitung, begonnen von Wissowa, fortgeführt von Kroll.
- G. G. A. = Göttingische Gelehrte Anzeigen.
- H. Z. = Historische Zeitschrift.
- B. C. H. = Bulletin de Correspondance Hellénique.
- Ath. Mittlg. = Mitteilungen des deutschen archäologischen Instituts aus Athen.
- K. B. = Keilinschriftliche Bibliothek.
- I. G. = Inscriptiones Graecae, consilio et auctoritate academiae regiae Borussicae.
- Syll.² = Sylloge Inscriptionum Graecarum, iterum edidit Guil. Dittenberger.
- O. G. I. = Orientis Graeci Inscriptiones Selectae, ed. W. Dittenberger.
- Michel = Recueil d'Inscriptions Grecques par Charles Michel.
- Cauer, Del.² = Delectus Inscriptionum Graecarum propter dialectum memorabilium, it. comp. P. Cauer.



